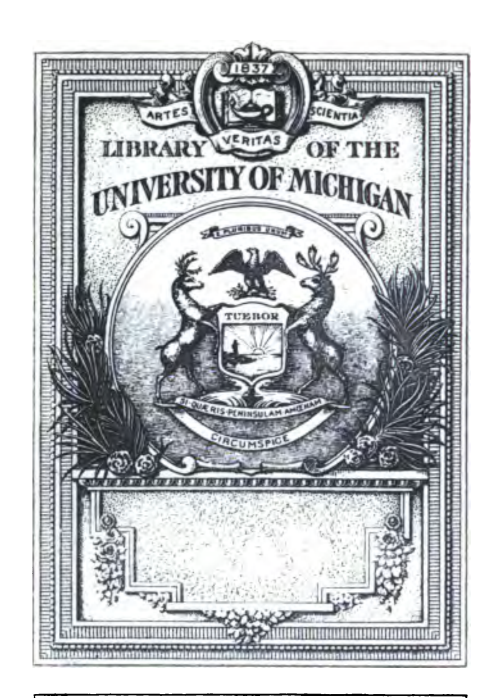

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

F. W. Hackländer's Werke.

VII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Dritte Auflage.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1875.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Handel und Wandel.

Erster Theil.

I.

Der Beruf.

In den für mich so denkwürdigen Tagen, wo ich Schulbank und Spielplatz verlassen mußte, um als Glied in die Kette einzutreten, an der unter dem Namen Geschäftsleben die ganze Welt zappelt und vergebens nach der verlorenen Freiheit ringt, in jener Zeit war noch viel weniger als jetzt von einer Kunst die Rede, in der man es freilich bis auf diesen Tag noch nicht weit gebracht hat. Ich meine die Kunst, den Kopf eines Menschen mit einigen gewandten Griffen zu betasten und ihm genau zu sagen, welche Anlagen er besitzt, welche Fähigkeiten er auszubilden hat und welches Geschäft er ergreifen muß, damit er später nicht, gleich so Vielen, über verfehlten Beruf zu klagen haben möge. Wäre es aber auch damals möglich gewesen, mir nach den Auswüchsen meines Kopfes genau zu sagen, wozu ich befähigt sei, so hätten es mir doch die Verhältnisse nicht erlaubt, ein anderes Geschäft zu ergreifen, als wozu mich die Vorsehung und einiger Geldmangel bestimmt hatten.

Ich hatte keine Eltern mehr und befand mich im Hause und unter der Aufsicht einer Tante, die Wittwe war und einen kleinen Laden führte, wo ich ihr in meinen Freistunden hülfreiche Hand

leistete. Ich fertigte ausgezeichnete Papierdüten und hatte es schon so weit gebracht, daß ich ein Pfund Zucker oder Kaffee abwiegen konnte, als die Zeit herankam, wo ich in's Leben treten sollte. Meine Großmutter hatte damals ihren Wohnort im Hause meiner Tante aufgeschlagen. Es war eine gute alte Frau, mit der ich aber nie im besten Einverständnisse lebte. Noch sehe ich sie auf ihrem großen geschnitzten Lehnstuhle sitzen, auf einem Kissen von gestreiftem Kattunzeug, das sie alle Sonnabend zu einer bestimmten Stunde mit einem frischen Ueberzuge versah. Neben ihr auf dem Tische lagen mehrere Sammlungen alter Predigten, die sie Gott weiß wie oft schon durchgelesen hatte. Auf dem obersten dieser Bücher lag eine silberne Brille, die sie beim Lesen gebrauchte. Ihr Anzug stammte aus der Zeit ihrer Jugend und wurde zum Theil aus einer kleinen Eitelkeit beibehalten; sie behauptete, die jetzigen Trachten seien geschmacklos und häßlich, und wenn sie auf dieses Kapitel zu sprechen kam und gut gelaunt war, vertraute sie mir oftmals, was für ein schönes Mädchen sie gewesen sei und welches Aufsehen sie in ihren dermaligen Kleidern gemacht. Man konnte das wohl glauben, wenn man sah, wie in ihrem jetzigen Alter von siebzig Jahren ihr Gesicht noch immer einen edlen, schönen Ausdruck bewahrte und ihre hohe Gestalt fortwährend ansehnlich und ungebeugt war. Nach uralter Mode trug sie eine Haube, unter welcher um die Schläfe und über der Stirn kleine Löckchen hervorsahen. Alle Sachen, die sie täglich gebrauchte, hatten ihre eigenen, oft höchst interessanten Geschichten, die ich so oft angehört hatte, daß ich sie auswendig wußte. Der Stuhl, auf dem sie saß, war in der Familie erblich und stammte wer weiß von welchem Urgroßvater her. Die silberne Brille hatte einem französischen General gehört, der in den Kriegen der Revolution eines Abends zum Tode verwundet in die Pfarrwohnung gebracht wurde, wo er nach einigen Wochen starb. Der Franzose muß ein arger Heide gewesen sein; meine gute Großmutter erzählte, wie entsetzlich er anfangs über

Alles geflucht habe; sie setzte aber nicht ohne Stolz hinzu, daß in ihrer stillen, christlichen Wohnung sein Herz sich bald beruhigt habe und er sanft und selig verschieden sei. Besonders große Stücke hielt sie auf eine kleine goldene Tabaksdose, die sie ebenfalls in Kriegszeiten von einer Gräfin erhalten hatte, welcher ihr Eheherr einen wesentlichen Dienst geleistet.

Wie gesagt, stand ich mit der Großmutter nicht immer auf dem besten Fuß. Ihr war der Lärm und der Spektakel, den ich oft im Hause anstiftete, unerträglich; hauptsächlich konnte sie nicht leiden, wenn ich mich mit Knaben meines Alters auf Straßen und Feldern umhertrieb, und dies trug mir oft gewaltige Strafpredigten ein, die sie mir in einer Reihe von Sprüchwörtern hielt. „Da kommt er," sagte sie, „einer der eifrigsten in der Rotte Korah! Willst du dir denn nie merken, daß böses Beispiel gute Sitten verderbt? Ja, ich habe es dir immer gesagt: wer sich grün macht, den fressen die Ziegen; der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht; mit gefangen, mit gehangen!" — Ich war damals ein junger Mensch vom schmächtigsten Körperbau, kleiner als alle Knaben meines Alters, und hatte ein blasses, eingefallenes Gesicht, kurz ein ganz erbärmliches Aussehen, was meiner Großmutter ein Dorn im Auge war. Sie behauptete, das komme von meinem immerwährenden Springen und Klettern und weil ich ohne Mütze im Regen herumlaufe und es mir eine wahre Freude sei, nasse Füße zu haben. Sie hatte mir den Namen „Schattenkopf" geschaffen und jammerte viel darüber, daß sie einen so schlecht aussehenden Enkel habe. „Ach," sagte sie, „es steht wohl geschrieben, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, aber meine Tochter, die Louise, deine Mutter, Gott habe sie selig, das war wie ich, eine schöne, starke Frau, und du kommst mir nicht anders vor als wie Spreu unter dem Weizen."

So lebte ich nach der Confirmation noch ein halbes Jahr bei der Tante, und es war mitten im Winter an einem Sonntag

Nachmittag, als im Zimmer meiner Großmutter ein Familienrath gehalten wurde, um zu beschließen, was eigentlich aus mir werden sollte. Meine Großmutter, der ich am selben Morgen eine ihrer schönsten Tassen zerbrochen hatte, meinte zwar, es sei vorauszusehen, daß aus mir ein Taugenichts werde; doch müsse man das Seinige thun, damit man seine Hände in Unschuld waschen könne. Ich war an diesem Tage in der trübsten Stimmung von der Welt. Draußen waren Bäche und Teiche zugefroren und meine Kameraden trieben sich dort herum. Auch ich war mit einem Paar sehr defecter Eisschuhe hinausgegangen, mußte aber unverrichteter Sache wieder umkehren; in der vergangenen Nacht war tiefer Schnee gefallen, alle Teiche bis auf einen waren damit bedeckt, und bei diesem einzigen standen einige Männer, die ihn vom Schnee gereinigt hatten und für diese Dienstleistung von jedem zwei Pfennige forderten, eine Summe, die ich in meinen damaligen Verhältnissen nicht erschwingen konnte. Mißmuthig kehrte ich nach Hause zurück und nahm mir fest vor, jetzt bald etwas Tüchtiges zu lernen, damit ich mir mein eigen Geld verdienen könne.

So trat ich in das Zimmer meiner Großmutter, wo ich denn bald zu meiner großen Verwunderung hörte, daß man sich eifrig mit meinem Schicksal beschäftigte. Außer der Tante, bei der ich wohnte, war eine ihrer Schwestern zum Besuch gekommen, und auf dem Tische lag ein Brief meines Vormunds, in dem dieser seinen Willen in Betreff meiner schriftlich kund that, so daß ein vollständiger Familienrath beisammen war. Ein anderes stimmführendes Mitglied bei dieser Verhandlung war eine gute alte Person, die in meinem väterlichen Hause Wirthschafterin gewesen war und mich sehr verhätschelt hatte. Sie trug noch beständig eine große Liebe zu mir, und wenn sie mich irgendwo auf der Straße oder sonstwo erblickte, brach sie in Thränen aus und jammerte über meinen seligen Vater, daß er so früh gestorben und ich dadurch ihrer trefflichen Leitung entzogen worden sei. Auch jetzt hatte ich

mich kaum in dem Zimmer blicken lassen und Platz hinter dem Ofen genommen, als sie mich wehmüthig ansah, Nase und Mund heftig verzog und ihr Schnupftuch hervorsuchte, um einige herabrollende Thränen abzutrocknen.

Meine Großmutter, die viel festerer Natur war, sagte ihr dagegen verweisend: „Weine Sie doch nicht, Jungfer Schmiedin: dem Jungen wird nichts Leides geschehen! Unkraut verdirbt nicht." — „Ach!" schluchzte die Schmiedin dagegen, „wenn doch der selige Herr noch lebte! Da müßte der Junge studiren und ein Pfarrer werden, wie der selige Großvater. So hat der selige Herr immer gesagt. Aber jetzt soll er in dem Laden stehen und Kaufmann werden! Gott, er soll Kaufmann werden!" Obgleich meine beiden Tanten, so lieb sie mich hatten, über mein künftiges Schicksal nicht so sehr beunruhigt waren, mochte dieser Augenblick doch auch ihnen wichtig genug vorkommen, um ihm eine stille Zähre zu weihen; sie holten zu gleicher Zeit ihre Schnupftücher hervor und brachten selbst meine Großmutter in Bewegung, die das ihrige ebenfalls unter ihrem gestreiften Ruhekissen hervorholte. Man wird mir verzeihen, daß ich im selben Augenblick desgleichen that. Erst die verdorbene Schlittschuhpartie und dann die Ungewißheit des Looses, das über mich geworfen wurde, lösten mein Herz in Wehmuth auf; dazu kam das Heulen der Schmiedin und die Thränen meiner Verwandten, und ehe ich's mir versah, rollten mir ein paar große Thränen über die Wangen auf den heißen Ofen, der sie zischend verzehrte.

Meine Großmutter war die erste, die aus diesem Meer von Thränen und Seufzern wieder als festes Land auftauchte; sie nahm eine Prise aus ihrer gräflichen Dose, setzte die Brille des verstorbenen Generals auf und ermahnte mich, ihr mit größter Aufmerksamkeit zuzuhören. Darauf hielt sie mir eine Rede, die mit Sprüchwörtern aller Art gespickt war und in welcher sie nach einer Masse von guten Lehren und Ermahnungen darauf zu sprechen kam, daß

der Mensch neben dem allgemeinen Beruf, sich zum Himmel heranzubilden, auch noch die Pflicht habe, sich einem speziellen Beruf zu ergeben, auf daß er sein tägliches Brod verdiene. — „Die Wahl eines Berufs hat dir Gott der Herr nicht schwer gemacht," fuhr sie fort; „denn aus Mangel einer gewissen Materie, die man Geld nennt, ist dir nur der Handelsstand geblieben, unter dessen verschiedenen Zweigen du aber wählen kannst, welcher am meisten nach deinem Geschmack ist." — „Ja," nahm meine älteste Tante das Wort, „du kannst dich in dem Punkt entscheiden, wofür du den meisten Beruf hast."

Ich sollte mich entscheiden, wozu ich den meisten Beruf habe, und ich fühlte doch gar nichts von dergleichen in mir. Wenn ich einen Maler sah, so spürte ich in mir den Künstler und glaubte, es müßte mir gar nicht schwer werden, in diesem Fache Glänzendes zu leisten. Sah ich dagegen einen Studenten mit kurzem Sammtrock, weißer Mütze und langen buntfarbigen Troddeln an der Pfeife, so war ich überzeugt, daß ich alles das mit eben dem Anstand führen würde, also einstens einen trefflichen Studenten abgeben könnte. Ebenso erging es mir, wenn ich in den öffentlichen Gerichtssälen die Advokaten plaidiren hörte, oder wenn ich Sonntags auf der Wachparade die Offiziere geschniegelt und gebügelt einherspazieren sah. Und glücklicherweise hatte auch der Handelsstand einen Platz in diesem Ideenkreise. Das Comptoirsitzen kam mir freilich nicht eben angenehm vor, und das Stehen hinter dem Ladentisch schien mir sogar unerträglich; aber in meinen kindischen Träumen war der Handelsstand in unsern Städten nur eine der niedrigsten Stufen des Gewerbs, über die man sich auf einen höhern Standpunkt zu schwingen habe, wo man den Handel in ganz anderem Lichte erblicke. Dabei schwebte mir immer der Commerz in den Seeplätzen vor, von dem ich aus meiner Grammatik etwas hatte kennen lernen. Da sah ich mich denn mit meinem Pult dicht am Ufer des Meeres, um Schiff und Ladung aus der

ersten Hand zu empfangen, und ließ mir gleich von den Matrosen schöne Geschichten erzählen, wie es drüben aussehe unter den Wilden und Hottentotten.

Meine Großmutter ging nun die verschiedenen Arten des Handelsstandes mit mir durch, und meine älteste Tante beleuchtete mir dieselben von allen Seiten. Zuerst kam der Fabrikant; diesen verwarf ich von vornherein, weil er nicht in die Welt hinauskommt, sondern immer hinter seinen Maschinen kleben bleibt. Dann wurde mir der Engroshändler vorgeführt, gegen den ich mich ebenfalls entschied, da er beständig über den Büchern liegt und mit den Waaren selbst, die mit ihrem eigenthümlichen Duft und ihrer seltsamen Verpackung so schön an die fernen Länder erinnern, von welchen sie herkommen, fast gar nicht in Berührung kommt. Wechselgeschäfte waren mir von jeher in den Tod zuwider und zwar wegen eines eigenen Vorfalls. Ich hatte einst mit dem Sohn eines Bankiers innige Freundschaft geschlossen, war aber von ihm einem andern Jungen meines Alters, der einen bessern Rock trug, überhaupt reicher und vornehmer war als ich, aufgeopfert worden. — Meine Großmutter, der ich dies traurige Ereigniß damals erzählte, entgegnete mir darauf in ihrer Weise: „Wer viel Geld im Beutel hat, dessen Herz ist kalt und matt.“ Ich merkte mir das Sprüchwort und nahm mir vor, nie ein Bankier zu werden und viel Geld zu bekommen, damit mein Herz nicht kalt und matt werde.

So war denn nach Beleuchtung dieser verschiedenen Handelsarten noch eine einzige übrig, für welche sich meine Verwandten einstimmig erklärten, hauptsächlich, weil die Erlernung derselben am wenigsten kostete. Es war dies das Handelsgeschäft in seinen kleinsten Anfängen, der Spezereiladen. Ich ließ mir den Vorschlag gefallen, und der ganze Familienrath freute sich darüber, mit Ausnahme der Schmiedin, deren Thränen während der ganzen Verhandlung sachte herabgeträufelt waren und jetzt wieder mit erneuerter Gewalt floßen.

„Ach," jammerte die Schmiedin, „jetzt soll das Kind ein Krämer werden und nicht ein Pfarrer, wie der selige Herr gewollt hat! Ach, Frau Pastorin," wandte sie sich an meine Großmutter, „ich habe während seiner ganzen Kindheit seine Neigungen beobachtet und laß' es mir nicht ausreden, daß er ganz zu einem Pfarrer geboren ist. Sie hätten ihn sehen sollen am Sonntag Nachmittags, wenn es draußen regnete und er mit andern Kindern in der Stube spielen mußte. Denken sie sich, Frau Pastorin, da nahm er sich eine schwarze seidene Schürze von mir, und ich mußte ihm von weißem Papier einen Kragen machen, wie ihn die geistlichen Herren tragen — so lang — und dann stellte er sich auf ein paar Stühle und hielt den andern Kindern eine Predigt, ganz wie in der Kirche. Sie bestand, just wie dort, aus zwei Theilen. Ach, das war gar zu schön!"

Fast hätte mich die Schmiedin verführt, auf's Neue ein Duett mit ihr zu weinen; aber meine Großmutter sagte ziemlich ernst: „Sei Sie doch klug, Jungfer Schmiedin; man muß einem Kind nie dergleichen vorsagen, was es doch nie erreichen kann. Sag' Sie ihm lieber etwas Gutes über den Kaufmannsstand. Freilich," setzte die alte Frau mit einem Seufzer hinzu, „säh' ich meinen Enkel auch lieber auf der Kanzel, als hinter dem Ladentisch. Aber der Wille des Herrn geschehe!"

Die Schmiedin, die eigentlich eine sehr kluge Person war, fügte sich mit großem Takt und es dauerte nicht lange, so versicherte sie den anwesenden Damen, ich sei ein äußerst kluges Kind und habe eigentlich zu Allem Talent. „Ach," sagte sie unter Thränen hervorlächelnd, wie die Sonne an einem Apriltage, „wenn er einmal Kaufmann ist, so wird er gewiß ein guter Correspondent werden. Denken Sie sich, Frau Pastorin, da war der alte Fritz, der Briefträger — Gott hab' ihn selig! er ist lange todt und begraben — der brachte dem seligen Herrn die Briefe und da wollte der Junge auch seine Briefe haben und nahm immer

Papierstreifen und machte Briefe daraus, ja, und gab sie dem alten Fritz, der sollte sie wegtragen, und da hätten sie die Freude sehen sollen, wenn er am andern Tag dem Kind dieselben Briefe als Antwort zurückbrachte. Dann nahm er meine Brille, setzte sie auf und las in den Papieren umher, ganz wie der selige Herr, kopfschüttelnd und lachend. O Gott, o Gott!"

So war es denn im Familienrath beschlossen und von mir genehmigt, daß meine kaufmännische Laufbahn in einer Spezereihandlung beginnen sollte. Ich hatte die Anfangsgründe dieses Geschäfts einigermaßen schon bei meiner Tante studirt und bildete mir ein, daß es nicht schwer sein würde, mich zu einem tüchtigen Kaufmann der Art heranzubilden. Was meine Familie bewog, mich diesem Geschäftszweige zu widmen, war neben dem Geldpunkte die Rücksicht, daß ich, um eine Stelle der Art zu finden, wahrscheinlich die Stadt nicht zu verlassen brauchte. — Meine Großmutter nahm daher die neuesten Lokalblätter vor, um unter den Anzeigen nach einem Anerbieten der Art zu suchen. Es fanden sich auch mehrere, doch führten sie alle eine Bedingung mit sich, die sich mit meinen Verhältnissen nicht vertrug. So hieß es: „Der Lehrling erhält Kost und Wohnung bei seinem Prinzipal, wofür eine angemessene Vergütung bezahlt wird." Ein andermal war mit andern Worten dasselbe gesagt: man forderte vom eintretenden jungen Menschen jährlich ein gewisses Lehrgeld, wofür er Kost und Logis erhalten sollte.

Der Familienrath suchte lange vergeblich, um etwas zu finden, das ohne dergleichen unangenehme Bedingungen wäre; aber vergeblich, und so wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, eine Anzeige in die Zeitung zu entwerfen, in der ich dem christlichen Mitleiden empfohlen und als Lehrling angetragen würde. Meine Großmutter nahm zu diesem Zweck einen Bogen Papier vor sich, spitzte die Feder und fing an zu schreiben, während ihr die Schmiedin über die Achsel sah, wobei sie ihr Schnupftuch bereit hielt; ihr ahnendes

Herz sagte ihr, daß sie bald wieder in den Fall kommen würde, einige bittere Thränen über mein Wohl zu vergießen. — Wirklich hatte auch die Großmutter kaum ein paar Worte geschrieben, so begann die Schmiedin ihr Gesicht zu verziehen, schüttelte den Kopf und sagte, die Augen voll Wasser: „Aber, Frau Pastorin, das Kind ist ja kein Subjekt." — Ich horchte hoch auf und selbst meine Tanten sahen bei dieser Aeußerung meine Großmutter fragend an; diese aber schrieb weiter, ohne sich irre machen zu lassen, und als sie geendet hatte, hob sie das Papier empor und las: „Ein junges Subjekt von guter Familie ohne Vermögen, aber mit den nöthigen Vorkenntnissen versehen, sucht eine Stelle in einem Spezereiladen, um dieses Geschäft zu erlernen, kann aber für Kost und Logis, die es im Hause haben müßte, nur eine sehr mäßige Vergütung bezahlen."

Ich hörte dies ruhig zu Ende lesen, dann aber mischte ich mich auch einmal in's Gespräch und sagte zu meiner Großmutter ziemlich ernst: wie es mir vorkomme, sei ich doch eigentlich kein Subjekt, und ich habe eine solche Bezeichnung nie anders brauchen hören, als von Schullehrergehülfen, die gesucht werden, wo es immer heiße, zu der und der Stelle mögen sich taugliche Subjekte melden. — Die Schmiedin, ohne ein Wort hervorbringen zu können, stimmte mir kopfnickend bei und selbst meine Tanten nahmen an dem Worte Subjekt Anstoß und brachten meine Großmutter endlich dahin, daß sie es abänderte und setzte: „Ein junger Mensch von guter Familie ꝛc." — Diesen Aufsatz mußte ich eigenhändig abschreiben, worauf ich beordert wurde, ihn auf die Zeitungsexpedition zu bringen, weßhalb ich mein Mützchen von der Wand nahm und mich zum Fortgehen anschickte.

Die Schmiedin, deren tieffühlendes Herz wohl einsah, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei, wo sich mein Leben zum Guten oder Bösen wenden müsse, eilte mir nach, um mich noch einmal weinend an ihr Herz zu drücken, wobei sie mir zugleich

einen Silbergroschen in die Hand schob, den ich dankbar einsteckte und dazu eine Grimasse schnitt, als sei mir ebenfalls das Weinen näher als das Lachen. Sie wurde dadurch tief gerührt und noch auf der Treppe hörte ich, wie sie schluchzend versicherte, ich sei das beste Kind von der Welt und bei dem Talent, das ich zu allem besitze, würde ich selbst im Kramladen etwas Außerordentliches werden.

II.

Herr Reißmehl.

Am Morgen nach diesem höchst merkwürdigen Tage war es mein erstes Geschäft, die Zeitung zu holen, um darin nachzusehen, ob die von meiner Großmutter verfaßte Urkunde über mich schon abgedruckt sei. Wirklich, da stand sie, schön und leserlich und war im Viereck mit einem saubern schwarzen Striche eingefaßt. Ich fühlte mich nicht wenig davon erbaut, daß etwas über mich gedruckt worden. Es dauerte auch nur wenige Tage, so begann die Anzeige zu wirken, und die Expedition der Zeitung schickte mehrere Briefe, die unter der bezeichneten Chiffre eingelaufen waren.

Meine Großmutter, die sichtlich darüber erfreut war, öffnete einen Brief nach dem andern, sah sich aber nach Durchlesung derselben sehr in ihren Erwartungen getäuscht; in allen diesen Briefen waren Bedingungen gestellt, die man nicht erfüllen konnte oder wollte. So hieß es in einem: „Auf die unterm 10. currentis in hiesiger Zeitung Nr. 220 unter Chiffre H. H. eingerückte Anzeige frägt Unterzeichneter an, ob der ausgebotene junge Mensch auch von kräftigem Körperbau ist da ihm bei uns unter anderm die

Verpflichtung obliegen würde, die Gewölbe reinigen zu helfen." Eine andere Epistel besagte nach ähnlichem Eingang: „Da ich mit meinem Spezerei- und Gewürzwaarengeschäft den Verlag unseres vielgelesenen Lokalblattes, „der Verbreiter", verbunden habe, so gehört es zu den Obliegenheiten des fraglichen jungen Mannes, wöchentlich zweimal die Blätter dieses Journals den betreffenden Abonnenten zuzutragen." Ein Dritter, der zu meiner Person Lust trug, stellte die Anfrage, ob ich auch mit Kindern umzugehen wisse, da bei seiner zahlreichen Familie der Lehrling in seinen Musestunden Abends nach acht Uhr Lust und Liebe dazu haben müsse, seine ältern Kinder zu hüten und allerlei vernünftige und gefahrlose Spiele mit ihnen zu treiben. Ein Vierter, der sich mit salbungsvollen Worten darnach erkundigte, ob der offerirte junge Mensch sich auch vor Gott eines wahrhaft christlichen Gemüths zu rühmen habe, würde meiner Großmutter schon angestanden haben, wenn dieser Fromme nicht eine unmäßig hohe Vergütung für Kost und Wohnung gefordert hätte.

So fand sich denn nichts Passendes für mich, und obgleich sich meine Großmutter damit zu trösten suchte, daß aller Anfang schwer sei und kein Baum auf den ersten Hieb falle, so war sie doch offenbar über die schlechten Aussichten verdrießlich und behauptete fester als je, ich sei ein junger Taugenichts, auf dem der Segen des Herrn nicht ruhe. — Dieser schlechte Erfolg war auch mir um so verdrießlicher, als ich mich von meinen bisherigen Schulkameraden bereits mit einem gewissen Stolz abgesondert hatte und anfing, sie etwas von oben herab zu behandeln, wie es einem angehenden Geschäftsmanne zukommt, der die Kinderschuhe abgetreten hat. Da lief noch spät ein Brief ein, den meine Großmutter hastig öffnete und mit vieler Zufriedenheit durchlas. Er war von Herrn Reißmehl, dem Inhaber einer mittelgroßen Spezereihandlung, der meine Familie persönlich kannte und vollkommen annehmbare Bedingungen für mich stellte. Freilich sollte meine Lehrzeit fünf Jahre dauern, aber ich dafür Alles

unentgeldlich im Hause haben. Auch versicherte Herr Reißmehl in seinem Briefe, daß die Lehrlinge bei ihm nur zu den Geschäften des Ladens gebraucht werden, und nicht, wie in so manchen andern Häusern, Dienste zu verrichten haben, die nicht für sie passen.

Ich kannte den Herrn Reißmehl sehr gut und hatte eigentlich diese annehmbaren Bedingungen nicht um ihn verdient. Das Haus, das er bewohnte, lag neben unserem Schulgebäude, und sein Garten stieß an unsern Spielplatz. Beide waren durch eine ziemlich hohe Mauer geschieden, was uns jedoch so wenig als die Ermahnungen des Lehrers davon abhalten konnte, dem alten Nachbar allen möglichen Schabernack zu spielen. Sah man aber seine Figur an, so konnte man es uns jungen Leuten nicht verübeln, wenn das Ergötzen, das uns dieselbe verursachte, manchmal ausartete und uns zu allerlei abgeschmackten Späßen antrieb.

Unsere Schule fing im Sommer um sieben Uhr an; wir fanden uns aber gewöhnlich schon eine halbe Stunde früher ein und erwarteten die Erscheinung unseres Nachbars, der regelmäßig eine Viertelstunde vor sieben Uhr in seinen Garten trat, um nachzusehen, wie viel seine Pflanzen und Gemüse über Nacht gewachsen waren. Er war dann bereits im vollen Staat und seine kleine, magere Figur auf's Seltsamste geschmückt. Sein spitziges Gesicht war von einer braunen fuchsigen Perrücke gekrönt, auf welcher er den kleinen runden Hut so stark vorneüber gesetzt trug, daß die obere Kante desselben genau mit den Spitzen seiner Schuhe korrespondirte. Sein übriger Körper stak in einem braunen Rock, einer dito Weste und schwarzen kurzen Beinkleidern mit weißen Strümpfen.

Kaum war er in den Garten getreten, so ging er mit ruhigen, gleichmäßigen Schritten auf eine alte Sonnenuhr los, die in einem Winkel desselben stand, und zerrte mit einigen gewaltigen Zügen an der stählernen Kette eine kleine unförmlich dicke Taschenuhr heraus, um diese, wenn gerade Sonnenschein war, nach dem alten Gnomon zu richten. Nach diesem Geschäft zog er seine Schnupf-

tabaksdose hervor, klopfte bedächtig auf den Deckel und nahm eine Prise, während er sich wohlgefällig umsah. So weit war für uns, die aufmerksam zuschauende Schuljugend, die Sache nicht besonders auffallend und bemerkenswerth. Nachdem nun aber der Herr Reißmehl seine Prise genommen hatte, begann er seine Runde im Garten, der wir mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten, obgleich, oder vielmehr weil wir Alles, was kommen sollte, bis auf die kleinsten Einzelheiten voraus wußten; der Zeiger einer Uhr kann Tag für Tag nicht regelmäßiger über das Zifferblatt laufen, als unser Nachbar durch seinen Garten.

Neben der Sonnenuhr stand ein großer Birnbaum; der alte Herr blieb davor stehen, blinzelte erst hinauf und versetzte dann dem Stamm mit der flachen Hand drei leichte Hiebe. Dann ging er geradeaus zu einer Reihe junger Obstbäume, von denen jeder nur ein einziges Mal von seiner Hand berührt wurde. Hatte er aber zufällig einmal einen übersprungen, so kehrte er sicher um und der arme Vergessene bekam dafür einen desto herzlichern Handschlag. Dies letztere war es besonders, auf das wir in unserem Versteck an der Schulmauer lauerten, und so oft der alte Herr einen der Bäume oder ein Stück des Geländers, das er jeden Morgen gleichfalls zu berühren pflegte, vergessen hatte, riefen wir ihm laut lachend und spottend zu, er möchte doch gefälligst umkehren.

Diese Promenade durch den Garten dauerte ungefähr eine Viertelstunde, während welcher Zeit er, wie schon gesagt, jeden Tag regelmäßig dieselben Schritte machte, bei denselben Beeten und Bäumen stehen blieb, und immer die gleichen Stellen des Treppengeländers, sowie des Gartenzauns mit der Hand berührte. Der alte Herr war weit entfernt, sich durch unsern Spott und unser Geschrei gekränkt zu fühlen, vielmehr wandte er sich bei solchen Ausbrüchen unserer Freude nicht selten lachend gegen uns um und nickte uns mit seinem hagern, blassen Gesicht freundlich zu, ein Lächeln, das aber etwas so Sonderbares hatte, daß die kleineren

Knaben darob in Angst geriethen und jedesmal unter die Mauer des Spielplatzes sprangen, wenn der alte Reißmehl uns so starr und mit so seltsamer Freundlichkeit ansah.

Gegen sieben Uhr hatte er seinen Spaziergang geendigt und wandte sich gegen das Haus zurück, wo sich unterdessen neben der Thür ein Fensterladen geöffnet hatte, aus welchem die Schwester unsers alten Nachbars, die Jungfer Reißmehl, herausschaute. Sie beschäftigte sich damit, eine flanellene Nachtjacke an die Sonne zu hängen, darauf warf sie einen prüfenden Blick über den Garten, zog sich dann in das Haus zurück, um die Gartenthür von innen zu öffnen und ließ einen kleinen dicken Mops heraus, der alsbald mit großer Mühe in den Garten hinkte, um dort durch ein schwaches Knurren und Bellen seinem Herrn den Morgengruß zu bringen. — Um diese Zeit läutete droben unsere Schulglocke; wir hatten nun aber auch Alles gesehen, was im nachbarlichen Garten vorfiel, denn nachdem der alte Mops einige Züge frischer Morgenluft geschöpft, sowie ein anderes Geschäft verrichtet, watschelte er in's Haus zurück, gefolgt von Herrn Reißmehl, der nun zu seinem Kaffee ging. Im Vorbeigehen berührte er noch seine Flanelljacke an vier Stellen mit der Hand, drückte die Thürklinke jedesmal mit zwei Händen auf und verschwand im Hause, nachdem er vorher regelmäßig ein paarmal gehustet hatte.

Dieser Herr Reißmehl war es also, der auf die Anzeige in der Zeitung sich unter so annehmbaren Bedingungen bereit erklärt hatte, mich praktisch und theoretisch zum Kaufmann ausbilden zu helfen. Meine Großmutter, die zur Erörterung dieser wichtigen Frage einen zweiten Familienrath zusammenberufen, war sehr für unsern Schulnachbar, ebenso meine Tante, und ich selbst hatte für meine Person auch nichts gegen Herrn Reißmehl. So große Ursache er hatte, über mich und meine Kameraden ungehalten zu sein, so war er doch weit entfernt davon; er gab uns vielmehr, wenn wir die Schule verließen und er unter der Thüre seines Ladens stand,

zahlreiche Beweise seiner Freundlichkeit und seines Wohlwollens, bestehend in ganzen Händen voll Rosinen, Mandeln und getrockneten Pflaumen. Wem aber das Ding gar nicht einleuchtete, das war die Jungfer Schmiedin. Obgleich sie auf's Kräftigste nach Fassung rang, so konnte sie dennoch einigen Thränen nicht verbieten, über die Wangen hinabzurollen. Sie schüttelte lange wehmüthig den Kopf, als meine Großmutter das vortheilhafte Anerbieten des Herrn Reißmehl auseinandersetzte, doch wagte sie's nicht, die alte Frau zu unterbrechen, und erst als diese geendigt und der ganze Familienrath halb und halb seine Zustimmung gegeben, versuchte sie es mit einigen schwachen Worten, dem Projekt entgegen zu arbeiten.

„Ach, Frau Pastorin," sagte sie, „Gott soll mich bewahren, daß ich mir je einfallen ließe, über einen Mitmenschen etwas Böses zu sagen; aber vom alten Reißmehl munkelt man doch so allerlei, so seltsame Sachen, ja —" — „Nun, was denn?" fiel ihr meine Großmutter etwas barsch in die Rede. — „Ach, Frau Pastorin, Sie glauben freilich so etwas nicht, und ich für mein Theil, nun ja, ich will es auch eigentlich nicht beschwören, aber man behauptet, der alte Reißmehl müsse etwas auf dem Herzen haben, denn er steige beständig ohne Ruhe in seinem Hause umher, fasse überall mit der Hand hin, als suche er etwas, kurz, Frau Pastorin, es ist nicht richtig." — „Ja, Großmutter," fiel ich der Schmiedin altklug in die Rede, „daß er überall herumtappt und Alles angreift, das habe ich auch schon oft gesehen."

Aber meine Großmutter erklärte alles Das für dummes Zeug und schrieb ohne Verzug einen eigenhändigen christlichen Brief, wie sie es nannte, an Herrn Reißmehl, in dem sie mit ihm noch Einiges über meine Lehrzeit besprach, und als der alte Herr noch an demselben Tag befriedigend geantwortet hatte, war ich Reißmehl'scher Lehrling und mußte Tags darauf meine Funktionen antreten. Meine Tante packte mein Bischen Wäsche und meine Kleider in einen kleinen Koffer, die Großmutter schenkte mir ein Exemplar der Bibel,

ein paar Gesangbücher und eine mehrbändige Predigtsammlung, und im Augenblick, wo ich das Haus verlassen wollte, um meinen ersten Schritt in's Geschäftsleben zu thun, erschien die Schmiedin in der Hausthür und übergab mir mit abgewandtem Gesicht ein paar Ueberärmel von dunklem Kattun, die sie für mich genäht, wobei sie mich bat, ihrer nicht zu vergessen.

Ich schritt allein und nachdenkend durch die Straßen und stand bald vor dem Reißmehl'schen Hause, wo ich mit einem tiefen Seufzer stehen blieb, um am Schulgebäude nebenan hinauf zu blinzeln, wo ich so manche süße und schmerzliche Stunde verlebt. Diese beiden Häuser sahen mir, obgleich ich mit großen Hoffnungen in den Kaufmannsstand trat, wie die Bilder der Vergangenheit und Zukunft aus. Die niedrige, aber freundliche, neugebaute Schule mit ihren hellen, großen Fenstern, war mir nie so heimisch erschienen, wie gerade am heutigen Morgen, wo ich an der offenen Thür vorbei mußte, um in das Nebenhaus zu treten, das ein so ganz anderes, ernstes und gebietendes Aussehen hatte. Es war eines jener Gebäude, wie es deren in alten Städten noch viele gibt, hoch, schmal mit kleinen, unregelmäßigen Fenstern, die so wirr durch einander standen, daß es von außen schwer zu bestimmen war, wie viel Stockwerke das Haus eigentlich habe. Der Giebel war der Straße zugekehrt und seine Pyramide mit einer alten hölzernen Figur gekrönt, der aber der Kopf fehlte. Im untern Stock war das Ladengewölbe und vor demselben am Eingang stand eine alte steinerne Figur, roh ausgehauen, die einen mittelalterlichen riesigen Kriegsknecht vorstellte, der seltsamer Weise mit einer ungeheuer langen Nase versehen war. Die Nase dieses steinernen Kerls hatte uns von jeher nicht wenig ergötzt. Wie oft war sie von einigen der muthigsten unter uns mit rother, grüner oder gelber Farbe angestrichen worden; wie oft hatten wir eine Thonkugel an sie geklebt und dergleichen mehr getrieben! Sie war vom ewigen Anfassen und Betasten so glatt wie ein Spiegel geworden und glänzte weithin.

Es war mir ganz bange um's Herz, als ich so vor den beiden Häusern stand, und so oft ich einen Schritt machen wollte gegen das Reißmehl'sche Haus, hielt mich das Summen und Lärmen in den Schulzimmern fast gewaltsam zurück, und ich hörte mit Lust meinen Kameraden zu, die jetzt ihre Singstunde anfingen. Ich sah sie von den Bänken aufstehen, sah, wie sie die kleinen Bücher zur Hand nahmen, aus denen auch ich hundertmal gesungen, und als sie ein bekanntes Lied anstimmten:

Der Winter ist gekommen,
Der Winter mit seinem Schnee &c.

da überfiel mich die Wehmuth und es ging mir wie der Schmiedin. Da stand ich zwischen den beiden Häusern, ein armes verlassenes Kind: dort die Schule, aber sie mit ihrem lieben Spielplatz — für mich war sie nicht mehr da, und hier das Leben, es winkte mir so ernst und düster! Der steinerne Soldat schien mir zum erstenmal ein recht spöttisches Gesicht zu machen; auf seiner glänzenden Nase funkelte und lachte die Wintersonne. Und doch war ich froh, daß es nur die Wintersonne war, die durch Schneewolken hindurch meinem Lebenswechsel zusah. Ja ich war herzlich froh darüber; denn hätten meine Kameraden dort oben etwa gesungen:

Der Mai, er ist gekommen
Mit Blüthen und Sonnenschein &c.

wie viel schwerer wäre mir das Herz geworden, und wer weiß, ich wäre wohl gar zu meiner Großmutter zurückgelaufen und hätte ihr weinend erklärt, ich wollte nun und nimmermehr in das finstere Haus zum Herrn Reißmehl. In der Angst hätte ich vielleicht gelogen und versichert: „Ja, Großmutter, der steinerne Kerl an der Hausthür mit der langen Nase hat mir erzählt, die Jungfer Schmiedin habe Recht, es sei in dem Hause recht finster und unheimlich."

Doch jetzt verhallte der Gesang in der Schule, ich hörte die

Stimme des Lehrers, der laut ermahnte, hübsch still und ordentlich nach Hause zu gehen, die Bücher schlugen zu, die Rechentafeln klapperten, und ich, um von meinen ehemaligen Kameraden nicht beim Eintritt in's bürgerliche Leben überrascht zu werden, trat schnell in den Laden des Herrn Reißmehl.

III.

Philipp.

Ich trat in den Laden des Herrn Reißmehl.

Wem schweben nicht aus seiner Kindheit die Gewölbe vor, in welchen Zucker, Rosinen, Mandeln und dergleichen Herrlichkeiten verkauft werden? Wer gedenkt nicht der Zeiten, wo er mit einigen eroberten Pfennigen vor den Ladentisch trat, seinen Gelüsten den Zügel schießen ließ und Kandiszucker und getrocknete Pflaumen verlangte? Mit welch gierigen, neidischen Augen sah man damals in die Kasten, in welchen diese Artikel aufbewahrt wurden, und wünschte nichts sehnlicher, als im vertrauten Umgang mit diesen Schubladen leben zu können, um ihres Inhalts zu genießen, so oft es einem einfiele! Thörichte Wünsche! Sie ändern sich wohl mit den Jahren, aber sie verlassen uns nie! Wie ich aber an jenem Morgen in den Laden meines künftigen Herrn trat, dachte ich nicht an den süßen Inhalt der Fächer, nein, ich wünschte mit Sehnsucht den Augenblick herbei, wo ich, ein gelernter Kaufmann, dieses Gewölbe verließ, um in das Leben hinauszutreten, wo ich der Seestadt zueilte, mit ihrem unendlichen Wasserspiegel und ihrem Mastenwald.

Ich konnte diesen Träumen nicht lange nachhängen; Herr Reißmehl, der meiner bereits ansichtig geworden war, trat aus einer

kleinen Glasthüre, über welcher mit goldenen Buchstaben das Wort Schreibstube zu lesen war. Sein hageres Gesicht hatte ganz denselben freundlich lächelnden Ausdruck, mit dem er im Garten unsere Spöttereien hinnahm; nur trug er auf dem Kopfe statt des Hutes eine weiße Nachtmütze, und statt des braunen Rocks hatte er eine rund abgeschnittene Jacke an. Vom Handgelenke bis zum Ellbogen reichten ein paar dunkelfarbige Ueberärmel, die auf der untern Seite ganz glänzend waren. Auch hatte der gute Mann eine Brille auf der Nase, die er beim Eintritt in den Laden fester gegen die Augen drückte. Wie es einem so gehen kann, ich hatte den Herrn Reißmehl in meinem Leben viele hundertmal gesehen, aber ihn noch nie ein Wort sprechen hören, so daß mir nicht anders war, als er besitze diese edle Gabe gar nicht, und ich ihn mir nur stumm dachte. Auch an diesem Morgen wurde ich nicht sogleich aus meiner Täuschung gerissen, denn er sah mich durch seine Brille an, nickte ein paarmal freundlich mit dem Kopfe und blickte alsdann auf dem Ladentisch umher, wo seine Augen auf einer kleinen feuchten Stelle haften blieben. Er trat hinzu, wischte etwas mit dem Finger davon auf und brachte es an seine Nase, um sich durch den Geruch zu überzeugen, was es eigentlich sei; zugleich fixirte er es so scharf mit seinen Blicken, daß ihm die Augen ganz schief standen; dennoch aber mußte er den Sinn des Geschmacks zu Hülfe nehmen.

„Ei, ei, so, so!“ murmelte er vor sich hin, und ich war ordentlich überrascht, ihn sprechen zu hören: „hm, hm, 's ist Kornbranntwein, doppelter, vom sechsundzwanziggrädigen; sollte nicht so leichtsinnig verschüttet werden! He Philipp!“ — Darauf wandte er sich an mich und begrüßte mich mit den Worten: „Aha, mein lieber junger Mann, charmant, charmant, daß Sie heute kommen; aber Ihre Frau Großmutter, die gute Frau, hat Ihnen wahrscheinlich nicht die Stunde angegeben. Ich hatte sie gebeten, die Frau Pastorin, Sie um zwölf Uhr zu schicken. Es sind aber auf meiner —“

mit diesen Worten haspelte er die lange Stahlkette und an derselben den dicken Uhrkasten hervor — „es sind aber auf meiner Uhr schon fünf Minuten darüber, fünf Minuten! ei, ei! — He, Philipp!“ rief er jetzt abermal in's Haus hinein. „Wo steckt Ihr?“

Der Gerufene erschien langsamen Schritts und zeigte eine solch' sonderbare Figur und stellte sich mit so ernstem feierlichem Blick unter die Thür, daß, wenn es nicht heller Mittag gewesen wäre, ich auf alle Fälle geglaubt hätte, Herr Reißmehl habe einen Geist citirt. Philipp, so hieß die Erscheinung, war ein ziemlich langer Bursche, der wegen übergroßer Magerkeit noch länger aussah, als er wirklich war. Er hatte hellblondes, fast gelbes Haar, das von beiden Seiten des Scheitels, den er mitten auf seinem Schädel angebracht, borstig und schroff herabhing und so von Weitem einem kleinen Strohdache nicht unähnlich sah. Mochte es diese Frisur sein, die zum Gesicht gar nicht paßte, oder war es der feierliche, gravitätische Ausdruck in Philipps Gesicht, das seines Theils mit den langen schlottrigen Gliedmaßen wieder nicht übereinstimmte, genug, die ganze Figur hatte etwas überaus Komisches. Philipp also, mein collegialischer Vorgesetzter, erschien unter der Thür und hatte, beiläufig gesagt, so lange Arme, daß er, ohne sich zu bücken, bequem seine Knieschnallen hätte lösen können, wenn er welche gehabt hätte.

„Philipp,“ fragte der alte Herr, „warum wird denn immer der Ladentisch voll Branntwein geschüttet? Ich kann das nicht leiden! Habe ich doch alle möglichen Lappen und Schwämme angeschafft. Ei, ei, das Holz wird schmutzig und der gute sechsundzwanziggrädige Branntwein vergeudet.“ — Philipp wandte den Kopf stark auf die linke Seite, wahrscheinlich aus Demuth, und um, da er größer als der Principal war, diesem nicht von oben herab in das Gesicht sehen zu müssen. Dann öffnete er seinen breiten Mund und sagte mit leiser Stimme und einer Langsamkeit, wie ich in meinem Leben nichts Aehnliches gehört: „Herr Principal, 's ist nur ein Versehen. Als ich den Branntwein hier gemessen

hatte, fing drinnen das Möpschen so an zu heulen, daß ich eilig hineinging, um nachzusehen." — „Ei, ei, so, so!" fiel ihm der Alte in die Rede. „Was ist der armen Fanny geschehen?" — „O nichts, Herr Principal," antwortete Philipp; „sie lag nur am Fenster in der Sonne, ja, und da kam eine Wolke und machte Schatten, und das mißfiel dem armen Hund." — „Nun, nun," entgegnete Herr Reißmehl, „laß nur gut sein, die Sonne wird schon wieder kommen. Hier ist unser neuer Lehrling," fuhr er fort, indem er auf mich zeigte. — „Ich hoffe, Philipp, Ihr werdet Euch seiner auf's beste annehmen und ihn nach und nach mit Allem bekannt machen."

Philipp hob jetzt seinen Kopf einen Augenblick in die Höhe, um mich etwas von oben herab anzusehen, dann aber ließ er ihn auf die rechte Seite sinken und versicherte dem Principal, er werde sein Möglichstes thun, mich auf's Beste heranzubilden. Darauf zog sich Herr Reißmehl in seine Schreibstube zurück und ich folgte meinem neuen Lehrer in das Ladenstübchen, wo er gleich seinen Unterricht begann. Ich mußte die Ueberärmel anziehen, die mir die Jungfer Schmiedin genäht hatte, und als mir darauf Philipp eine grüne Schürze gab, welche ich um meine Lenden gürtete, gedachte ich lebhaft der guten Person und was sie wohl sagen würde, wenn sie mich in diesem Aufzug sähe.

Das Erste, wozu mir Philipp Anleitung gab, war das edle und nothwendige Geschäft des Dütenmachens, und da ich die Anfangsgründe desselben bereits bei meiner Tante erlernt hatte, ging mir die Arbeit rasch von der Hand. Ich merkte mir schnell die verschiedenen Größen und Formen, die im Reißmehl'schen Geschäft gäng und gäbe waren, und als der Principal um ein Uhr in das Ladenstübchen trat, um uns zum Mittagessen abzuholen, war er sichtlich erfreut über meine reißenden Fortschritte und versicherte, ich würde mich bald in das Praktische eingeschossen haben.

Bei der Mittagstafel wurde ich der dritten Person des Hauses,

der Schwester unseres Principals, der Jungfer Barbara Reißmehl, vorgestellt, die ich schon von ihrem täglichen Erscheinen am Gartenfenster her kannte. Diese gute Person war über die Blüthe ihres Lebens hinaus, und von der Frische und Regsamkeit der Jugend war ihr nichts geblieben als eine Lebendigkeit der Sprachorgane, die in Erstaunen setzen konnte. Sie war äußerst liebenswürdig gegen mich, und während sie ihre Suppe verzehrte, erzählte sie mir von meiner Großmutter, von allen meinen Tanten und von einer Menge anderer Personen, die als Staffage dieser Geschichten dienten. Der Principal dagegen war bei Tische äußerst schweigsam, was mir keinen übeln Begriff von seinem Verstand gab, oder von seiner Güte gegen uns. Hätte er auch erzählt, wie Jungfer Barbara, so würden wir schwerlich einen Bissen hinunter bekommen haben; denn der Anstand erforderte es doch, wenn sie in ihrer Erzählung an einen wichtigen Moment kam, was leider gar zu oft geschah, daß wir Messer und Gabel ruhen ließen, um aufzuhorchen. Philipp machte es wenigstens so und saß fast das halbe Mittagessen über aufmerksam lauschend mit offenem Maule da; ein Benehmen, wodurch er sich offenbar in der Gunst Barbara's festgesetzt hatte. Ich bin aber noch heutigen Tages des Glaubens, daß eben hiedurch seine Magerkeit täglich zunahm.

Nach dem Essen wünschte Philipp dem Principal und Jungfer Barbara eine gesegnete Mahlzeit, ich that desgleichen, und wir zogen uns zurück. Der Nachmittag wurde dazu angewendet, mich noch ferner in's Praktische einzuschießen, und ich lernte allerhand schöne und nützliche Dinge, als: Oel und Essig ausmessen, wobei mir aber ein kühner und geschickter Handgriff Philipps, um die vom Maß abträufelnde Flüssigkeit wieder in den Trog zu streifen, nicht gleich gelingen wollte. Auch lehrte er mich, wie man Kaffee, Zucker ꝛc. abzuwiegen habe, ohne die Kunden zu beeinträchtigen und dem Principal zu schaden. Während dieser Lektion verschwand einmal mein junger Vorgesetzter in das Nebenzimmer, wo wir gespeist

hatten. Dann hörte ich zuweilen die Stimme der Jungfer Barbara leise sprechen, und mein feines, geübtes Ohr vernahm deutlich das Geklapper von Tassen, ein Geräusch, das zu süßen Hoffnungen berechtigte, die aber wenigstens für mich nicht in Erfüllung gingen. Philipp dagegen schien der Jungfer Barbara eine Kaffeevisite gemacht zu haben, denn obgleich er sich bei der Zurückkunft mit dem obern reinlichen Theil seines Ueberärmels das Gesicht tüchtig wischte, konnte er doch einige braune Flecken nicht vertilgen, die sich in seinem langen faltigen Mundwinkel festgesetzt hatten. Natürlich verdroß mich diese Vernachlässigung meiner Person, da ich obendrein heute noch als Gast betrachtet werden konnte. Da bemerkte ich aber zu meiner großen Verwunderung, daß der gute Principal eben so wenig zum Kaffee geladen wurde oder überhaupt welchen erhielt, als ich; vielmehr erklärte ihm später Jungfer Barbara auf seine Frage in's Nebenzimmer hinein, ob heute Kaffee bereitet würde, sie habe keine Zeit. O weh! in mir stiegen ganz sonderbare Ideen auf, und wenn ich in Jungfer Barbara alsbald eine mächtige Person erkannt hatte, so konnte ich nach diesem Vorfalle nicht umhin, erstaunt an Philipp hinauf zu sehen. Welche enorme Talente und Kenntnisse mußte er besitzen, um sogar vor dem Principal einen Vorzug zu erhalten!

Als es Abend wurde, gegen acht Uhr, zog der Herr Reißmehl seine Schreibärmel und seine Jacke aus, die er hinter seinen Pult an einen großen Nagel hing; seine Nachtmütze setzte er einem kleinen steinernen Ungeheuer auf, das auf dem Ofen stand, und das er dabei freundlich auf die Backen klopfte, dann schloß er die Schreibstube ab, warf sich in das Costüm, in dem er seine Gartenvisiten machte, setzte den Hut ebenso vorne über und vervollständigte diesen Anzug durch ein langes spanisches Rohr mit silbernem Knopfe, worauf er sich bei Jungfer Barbara beurlaubte, einen prüfenden Blick im Laden umher warf, hie und da eine Schublade zudrückte, die etwas geöffnet war, oder ein Gefäß vorzog, das zu weit nach

hinten stand. Als er bei mir vorbei kam, sah er mich einen Augenblick durch seine Brille an, nickte mit dem Kopfe und fragte, wie mir das Geschäft gefalle. Darauf blieb er unter der Ladenthüre stehen und rief den Mops, die kleine Fanny, heraus, die auch herbeigewatschelt kam und den Principal bis vor das Haus begleitete, dann aber eilends zurückkehrte.

Philipp gab mir einige blecherne Oelmaße zu putzen, und während ich dies Geschäft besorgte, verschwand er in's Nebenzimmer, von wo er erst gegen neun Uhr wiederkehrte, um mir Anleitung zu geben, wie die Laden des Gewölbes zu schließen seien. Darauf holte er eine große kupferne Lampe, zündete sie an, und wir stiegen die Treppen hinauf, nachdem mir vorher im Laden ein frugales Abendbrod, aus einem Butterbrod und einem Glase Bier bestehend, vorgesetzt worden war.

IV.

Ein Nachbar.

Das Reißmehl'sche Haus war im Innern ebenso unheimlich und finster, wie es auf der Straße erschien. Fast kein Zimmer lag mit dem andern in gleicher Höhe; die Gemächer waren durch eine Menge kleiner Treppen, die bald auf, bald ab führten, mit einander verbunden. Diese Treppen waren alt, von braunem Holz mit geschnitzten Lehnen und krachten bei jedem Tritt. An jeder Wendung derselben waren überdies seltsam geformte hölzerne Figuren zu sehen, die einen so unerwartet bald anlachten, bald angrinsten, daß es mir, als ich zum ersten Mal hinaufstieg, nicht übel zu nehmen war, wenn ich vor diesen Gestalten zurückfuhr, die beim

flackernden Lampenlichte zu leben und sich zu bewegen schienen. Was das Unheimliche noch vermehrte, waren kleine runde oder eckige Fenster, die fast aus allen Zimmern auf die Treppe gingen und beim Schein des Lichts wie dunkelglänzende Augen aussahen. Ich muß gestehen, ich fürchtete mich ein wenig; ich mußte immer an den steinernen Kerl mit der langen Nase draußen vor dem Hause denken, und ich weiß nicht, wie mir die tolle Idee kam, die mich die ganze Nacht im Traume verfolgte, als haben die hölzernen Figuren mit jenem steinernen Soldaten, der früher im Hause selbst placirt gewesen, in der Mitternacht Streit bekommen und ihn vor die Thüre gesetzt.

Ueber die Treppen des ersten Stocks eilte Philipp rasch hinweg und sagte mir auf meine Frage leichthin, sie seien unbewohnt. Im zweiten Stock ging er langsamer und zeigte mir die Schlafzimmer des Principals und der Jungfer Barbara. Dann ging es eine alte Wendeltreppe hinauf in den dritten Stock, wo unsere Kammer lag. Dieses Gemach war durch eine dünne Bretterwand in zwei Theile geschieden, in deren jedem ein Bett stand, meines an der äußern Mauer, so daß sich das Dach liebend darüber hinbeugte. Der Baumeister muß große Vorliebe für das Schnitzwerk gehabt haben, denn selbst die Balken des Dachs waren verziert und bemalt; wo sie auf der Mauer auflagen, sah man groteske Köpfe von Menschen und allerhand Unthieren, die mein Bett lachend und grinsend umstanden. Am Fußende desselben war ein Fenster, welches auf den Zwischenraum ging, der uns vom Nachbarhause trennte, ein Zwischenraum, keine drei Fuß breit, aber desto tiefer, denn beide Gebäude hatten eine ansehnliche Höhe. Diesem Fenster gegenüber befand sich im Nachbarhause ein anderes, das etwas tiefer, aber uns so nahe lag, daß man leicht mit der Hand hinüber reichen konnte. Im ersten Gemach, wo Philipp schlief, stand ein kleiner Ofen, und mein College bemühte sich, ein kleines Feuer anzuzünden, das aber bei der Größe des Raums ungefähr dieselbe Wirkung hervorbrachte, wie respective das Butterbrod vorhin in meinem Magen, weßhalb

wir ein paar Stühle so nahe wie möglich an den Ofen rückten und eine Unterhaltung begannen, in welcher Philipp mir die allgemeinen Begriffe vom Handel beizubringen suchte. Er sprach vom Verkaufe überhaupt, kam dann auf's Kreditgeben im Speziellen, und versicherte mir, es sei äußerst schwierig, eines ohne das andere zu treiben, und doppelt schwierig, die rechte Mitte zwischen beiden zu beobachten.

Mitten in diesem interessanten Gespräch wurden wir plötzlich durch sonderbare Töne unterbrochen, die draußen vor unserem Fenster erklangen. Man konnte es für eine Art Gesang halten, es glich aber auch dem Geheul eines großen Hundes. Ich horchte und sah meinen Collegen fragend an, der aber ein unruhiges, verdrießliches Gesicht machte und mit seiner traurigen Stimme sagte: „Ach, es ist unser Nachbar, der Herr Burbus, der eben nach Hause kommt." — „Der Herr Burbus?" fragte ich. „Wer ist das?" — „O," entgegnete Philipp ängstlich, „Sie werden ihn schon noch kennen lernen, werden ihn gewiß noch kennen lernen — hören Sie?"

Es wurde an unser Fenster gepocht und gleich darauf vernahm man eine tiefe Baßstimme, die mit großer Jovialität rief: „He, Herr Philipp! — junges, langbeiniges Individuum! kaufmännisches Genie!" Es pochte stärker, und nicht lange, so schrie es deutlicher: „Oeffnen Sie doch Ihre langen Ohren, Sie Ritter von der traurigen Gestalt!" — Philipp war indessen bereits aufgestanden, zog auf meine leise Frage, was denn das bedeute, seine spitzen Schultern so hoch empor, daß sie fast seine langherabhängenden Ohrlappen berührten, und ging in's Nebenzimmer, wo er stillschweigend das Fenster an meinem Bette öffnete. — „Guten Abend, Herr Burbus!" — „Herr Doktor Burbus! Ich habe Ihnen das schon tausend Mal gesagt." — „Was wünschen Sie, Herr Doktor Burbus?"

„Liebster Jüngling," entgegnete die Baßstimme freundlicher, „Sie würden mich durch ein kleines Anlehen von etlichem Holz und Kohlen sehr glücklich machen. Es ist verdammt kalt und ich vergaß

heute Morgen der Magd zu befehlen — ich gab ihr vielmehr Geld zum Einkauf dieser Gegenstände, und die Person hat's vergessen. — Da, hier ist mein Nachtsack; füllen Sie gefälligst etwas hinein."

Bei diesen Worten fiel etwas in meinem Zimmer auf den Boden und Philipp kehrte gleich darauf zu mir zurück, in der Hand einen Nachtsack, der so schmutzig war, daß man ihm ansah, er habe schon verschiedene Male denselben Dienst wie heute versehen. Mein College bückte sich seufzend zum Ofen nieder, schaufelte eine Partie Kohlen hinein, nahm ein Scheit Holz unter den Arm und trug beides in's Nebenzimmer. Darauf sprach die Baßstimme: „Merci, Jüngling!" das Fenster wurde geschlossen und der heulende Gesang tönte, nur gedämpfter, noch eine gute Weile fort.

Ich sah Philipp fragend an; so neugierig ich war, zu erfahren, warum mein Vorgesetzter jenes unbescheidene Verlangen alsbald erfüllt hatte, so mochte ich doch das tiefe, melancholische Nachdenken, in welches er versunken war, nicht unterbrechen, sowie das Selbstgespräch, das er dazu hielt. „Ja," murmelte er vor sich hin, „es ist noch mein Tod! Er soll, er muß mich in Ruhe lassen! Ich will Alles, Alles sagen — Alles?" setzte er fragend hinzu und seufzte tief auf: „Nein, nein, ich kann nicht — O Barbar" — Hier unterbrach er sich, und ich blieb im Zweifel, ob er wirklich Barbar sagen wollte, oder eine verhängnißvolle Endsylbe verschluckte. Mit trübem Blick schaute er darauf in's Feuer und war sichtbar tief ergriffen. Es mochte ihm wohl thun, seine Brust etwas zu erleichtern; nach einem tiefen Seufzer und ohne auf eine ausdrückliche Frage von meiner Seite zu warten, hob er an zu erzählen:

„Als ich vor drei Jahren hier in's Haus kam, wohnte ich gleich in diesem Zimmer und es gefiel mir ganz wohl. Ich lebte den Tag über meinem Geschäft, denn damals schwärmte ich für den Spezereihandel noch mehr als jetzt. Ich liebte meine Düten und konnte Stunden lang den Kaffee und Reis durch die Finger gleiten lassen, mich freuen über ihre Güte. Das Zimmer

im Nachbarhause drüben war noch leer; es diente als Rumpelkammer. Da sah ich, wie man eines Tages die Fenster öffnete, wie die alten Möbeln hinausgeschafft wurden und man den Boden fegte. Ich erfuhr, die Stube sei an einen medizinischen Studenten vermiethet, der frisch von der Universität komme und hier eine Zeit lang still für sich leben wolle, um sich auf das Examen vorzubereiten. Ich freute mich ordentlich auf diesen Herrn; da unsere Fenster so nahe beisammen liegen, hoffte ich auf manche geistreiche Unterhaltung mit dem jungen Doktor drüben und dachte dabei namentlich meine Kräuterkenntniß zu vermehren, denn wir machen auch in Kräutern. — Aber, guter Gott! Er zog ein, denken Sie sich, er zog ein, mit drei Büchern — ein Student mit drei Büchern! — aber mit einem Dutzend Pfeifen, mit einem ungeheuren Bierglase und etlichen Mordwaffen und — was glauben Sie? — mit — dem Gerippe eines Menschen! Die Magd drüben hat mir erzählt, ihre Madame sei beim Anblick dieses scheußlichen Dinges in Ohnmacht gefallen und habe verlangt, der Student solle sogleich wieder ausziehen, worauf dieser sie ausgelacht habe und dageblieben sei. Er ließ sich nicht vertreiben und die Polizei, an die man sich wendete, sagte, man könne nichts thun. Als man drauf dem Herrn Burbus gleich wieder aufkündigte, versicherte er lachend, er wolle gern das Mäuseloch räumen, aber sein Skelett habe eine solche Neigung zu dem düstern Zimmerchen gefaßt, daß es jedenfalls in Person der Frau vom Hause seine Aufwartung machen und um Verlängerung des Miethkontraktes anhalten würde. Ich bitte Sie! fassen Sie den gräßlichen Gedanken? Auch bekam unsere Nachbarin die allerbedenklichsten Zufälle, und ich hatte einen ganzen Tag fast nichts zu thun als Kampher und Hirschhorngeist für sie abzuwiegen. Herr Burbus aber blieb, und denken Sie sich, er erwarb sich die Freundschaft der Madame drüben, aber durch einen für uns sehr betrübten Vorfall.

„Schon lange lebte Jungfer Barbara mit dieser Nachbarin

nicht im besten Einvernehmen, und da Beider Schlafzimmer zwei Treppen unter dem unsrigen einander gegenüber lagen, so hatte man schon oft davon gesprochen, die Fenster vermauern zu lassen; denn Madame drüben behauptete, Jungfer Barbara laure beständig in ihr Schlafzimmer hinüber. Wie dem sei, kurze Zeit, nachdem Herr Burbus eingezogen war, ziehe ich eines Morgens ruhig meine Jacke an, als ich plötzlich vom untern Stock her ein gräßliches Geschrei vernehme. Es war die Stimme der Jungfer Barbara, die einen so gellenden Schrei ausgestoßen, daß man es durch die halbe Stadt hören konnte. Darauf rief der Principal nach Salmiakgeist, nach kaltem Wasser, und Sie können sich denken, wie ich die Treppen hinabstürzte. Ja, ich vergaß mich in der Alteration so weit und rannte in das offen stehende Schlafgemach der Jungfer Barbara, wo ich einen entsetzlichen Auftritt sah.

„Jungfer Barbara lag mit halb geschlossenen Augen auf einem Lehnstuhl am Fenster — denken Sie, nur halb angekleidet — und hatte mit der Hand krampfhaft die Schnur des Vorhangs gefaßt, der dadurch in halber Höhe aufgezogen war. Ich blicke durch das Fenster nach dem Nachbarhause, und was sehe ich am offenen Fenster des Schlafgemachs gegenüber! das Geripp des Herrn Burbus, angethan mit einer großen schwarzen Halsbinde, ein Leintuch um den Leib geschlungen, und aus dem grinsenden Maule hing ein Zettel, wie man es auf alten Bildern sieht, worauf geschrieben stand: „Guten Morgen, liebe Schwester!"

„Ich stürzte gleich auf die Polizei, doch als ich mit einem Sergeanten zurückkam, war das Skelett drüben weg und die Sicherheitsbehörde konnte nichts für uns thun, als daß sie der Madame drüben nach diesem Vorfall die Erlaubniß gab, den Herrn Burbus sofort vor die Thüre zu setzen. Das that sie aber nicht, nein, sie that es nicht, und er blieb zu meinem Schrecken und Entsetzen. — Sie können sich vorstellen, daß ich mich anfangs um meinen fürchterlichen Nachbar gar nicht bekümmerte. Ich hielt meine Fenster

verschlossen, und wenn er beim Laden vorbei kam, wandte ich den Kopf weg. Doch was half es? Gott mag wissen, weßhalb er es auf mich abgesehen hatte, aber er wandte Alles an, um meine Bekanntschaft zu machen und mich zum Sprechen zu bringen. Wie oft kam er in den Laden, um Tabak zu kaufen, und wie oft reichte ich ihm das Verlangte hin, ohne ein Wort zu sprechen! Da war er aber boshaft genug, mir die gräßlichsten Dinge vorzusagen, von Leichnamen, die er zerschnitten und denen er die Haut abgezogen. Und das wußte er Alles so schauderhaft auszumalen, daß ich vor Ekel den ganzen Tag kein Fleisch ansehen konnte, und obendrein kam er mit dergleichen Geschichten meist Vormittags; kurz, ich wußte mich nicht vor ihm zu retten.

„Da eines Tages hatten wir eine Geschichte mit einander — — Nun, das Nähere wird Sie eben nicht interessiren.“ — Hier stockte Philipp und schien eine unangenehme Erinnerung niederzukämpfen. — „Also von dem Tage an mußte ich mein Fenster öffnen, Gott! mußte gute Nachbarschaft mit dem Ungeheuer halten! Haben Sie nie die Geschichte jener reinen Jungfrau gelesen, die in der Höhle des Drachen angekettet war und die dem Scheusal die Pfeife stopfen und Kaffee kochen mußte? Just so erging es auch mir. Von jenem Tage an mußte auch ich ihm für Tabak und Kaffee sorgen, denn er hatte mich belauscht und einen Beweis gegen mich in Händen. — O Barbar' —“

„Aber,“ entgegnete ich meinem unglücklichen Collegen, „thaten Sie denn nie etwas, um sich der Herrschaft des Doktor Burbus zu entreißen?“ — Philipp faltete bei dieser Frage die Hände über den spitzen, magern Knieen und sagte mit betrüber Stimme: „O Gott, ja! Nach langem Kampfe mit mir selber ließ ich ihm eines Tages sagen, als er auf's neue Tabak und Kaffee verlangte, er möchte die Gnade haben und vorher die alte Rechnung berichtigen. Was that er? Als ich Abends harmlos am offenen Fenster lehne und ihm ein recht freundliches Gesicht mache, und eben ein versöhnendes

Gespräch einleiten will, zeigt er auf einmal eine große Flasche, auf der mit deutlichen Buchstaben zu lesen steht: Scheidewasser. Und diese Flasche setzt er auf das Fenstergesims, indem er mir einen fürchterlichen Blick zuwirft. Noch hatte ich keine Ahnung, was er beginnen wollte. Ich sehe ihm harmlos zu, wie er eine große gläserne Spritze mit Scheidewasser anfüllt. Er legt sie vor sich hin, steckt sich erst eine lange Pfeife an, und jetzt nimmt er die Spritze, denken Sie, und richtet sie auf mich. Daß ich laut schreiend zurückfuhr und die Fenster zuwarf, können Sie sich leicht denken. Gott, ich kannte ihn! Er hätte mich sicherlich unglücklich gemacht auf Zeitlebens. — Von der Zeit an," schloß Philipp seine Erzählung, „habe ich nie mehr gewagt, ihm etwas abzuschlagen, und ich will nur sehen, wie lange ihn der Himmel noch da drüben duldet. — Doch jetzt ist es zehn Uhr, und da Jungfer Barbara befohlen hat, daß um diese Stunde kein Licht mehr im Hause brennen darf, so wollen wir uns zu Bett legen."

Ich war das gleichfalls zufrieden, doch ehe ich mich unter mein Dach schob, beleuchtete ich vorher nochmals die geschnitzte Gesellschaft, die mein Lager umgab, und ergötzte mich an den abenteuerlichen Gestalten der kleinen Figuren.

V.

Die Schreibstube.

Wie dieser erste Tag, den ich im Spezereiladen zugebracht, vergingen nach und nach mehrere, die sich alle glichen, wie ein Ei dem andern, selbst in den unbedeutendsten Kleinigkeiten: sogar in Sachen, die eigentlich gar nicht zum Geschäft gehörten, so unter

Anderem in dem Vorzug, den die Jungfer Barbara meinem Collegen vor mir und selbst vor dem Principal gab. Anfänglich hatte mich das, wie gesagt, ein wenig geärgert; als ich aber an einem Feiertage und bald darauf auch an einem Sonntage bemerkte, daß Philipp, während ich meine Großmutter besuchte, zu Hause bleiben mußte, um der Jungfer Barbara aus einem Erbauungsbuche vorzulesen, als ich sah, daß er mir einen sehnsüchtigen Blick nachwarf, und er mir am Abend anvertraute, er wäre gern mit mir ein wenig spaziren gegangen, und seufzend hinzusetzte, er habe so wenig freie Stunden, da beneidete ich ihn nicht mehr und konnte ein gelindes Lachen nicht unterdrücken, wenn er von der Jungfer Barbara zum Kaffee gerufen wurde, oder wenn er Abends in's Nebenzimmer ging, um daselbst ohne Zweifel eine bessere Abendmahlzeit einzunehmen, als die meinige, welche gewöhnlich aus Butterbrod und Bier bestand. Aber dieses Lachen mochte Jungfer Barbara ein und das anderemal bemerkt haben; sie nahm es sehr ungnädig auf, und ich merkte bald, daß ich in ihrer Gunst keine Fortschritte machte. Vielmehr entdeckte mir die Jungfer Schmiedin eines Tags und wie gewöhnlich unter einem Strom von Thränen, Barbara habe mich für leichtsinnig und unzuverlässig erklärt. Ganz unrecht hatte sie nicht, denn es war unter Anderem vorgekommen, daß ich statt eines Pfundes ein Gewicht von anderthalb in die Wagschale gelegt hatte. Was sie besonders empört hatte, war ein Kredit, in fünf Silbergroschen für Oel bestehend, den ich einer armen Schustersfrau eigenmächtig bewilligt; und als diese den andern Tag das Geld richtig brachte und ich es meinerseits der Jungfer Barbara triumphirend zeigte, so erbitterte sie meine Rechthaberei, wie sie es nannte, nur noch mehr.

Gleich am zweiten Tag hatte ich mir einen großen Fehler gegen sie zu schulden kommen lassen. Sie verwahrte den Ladenschlüssel bei Nacht; Morgens mußte ich ihn aus ihrem Schlafgemach abholen, und da fand ich sie im Zimmer in einer nichts weniger als

gewählten Toilette. Indessen verfehlte ich nicht, ihr einen guten Morgen zu wünschen, worauf ich aber keine Antwort erhielt. Als sie nun später wohlfrisirt und angezogen, mit schwarzen Haaren statt der grauen, herunter kam, sagte ich ihr natürlich nichts mehr und wunderte mich nicht wenig, als sie mich fragte, warum ich ihr keinen guten Morgen biete? Ohne entfernt an Spott zu denken, versicherte ich ihr auf's Freundlichste: ich habe sie nicht nur heute Morgen schon gesehen, sondern ihr auch einen guten Morgen gewünscht. Mochte sie nun den lustigen Ausdruck in meinem Gesicht für eine Erinnerung an ihre Toilette halten, genug, sie verzieh mir das nie, und ich durfte ihr Heiligthum nicht mehr betreten; Philipp mußte den Schlüssel bei ihr abholen und ihn mir draußen einhändigen.

Es dauerte nicht lange, so sah ich ein, daß ich mir die Reize des Spezereihandels allzugroß vorgestellt hatte, und begann zu fühlen, daß dies nicht der Weg sei, um eine kaufmännische Carrière zu machen. Doch was war zu thun? Meine Großmutter, der ich eines Sonntag Nachmittags etwas der Art vertraute, legte erstaunt die Brille des alten Generals auf ihr Gebetbuch und meinte, es sei ein Unglück, daß die Eier immer klüger sein wollen als die Henne; aller Anfang sei schwer und alle Wege führen zuletzt nach Rom. Die Jungfer Schmiedin dagegen konnte mir auf meine Klagen über die Barbara aus allzu großer Rührung gar nichts antworten. Sie schüttelte betrübt ihr Haupt, weinte etwas Weniges und brachte später, als sie sich gesammelt, mühsam die Worte hervor: „O Gott, o Gott, wenn nur der selige Herr noch lebte!"

Bis jetzt hatte ich die Schreibstube des Principals nur ausnahmsweise betreten dürfen, wenn er eine Rechnung quittirte, oder wenn ich ein altes Briefpaket, das er nöthig hatte, vorher abstäuben mußte. Als ich aber etwa vierzehn Tage im Hause war, berief er mich eines Tages vor seinen Pult und erklärte mir mit vieler Feierlichkeit, daß ich jetzt anfangen müsse, mich in das Theoretische des

Geschäftes einzuschießen. Zu dem Zweck bekam ich Briefe zu copiren. Ach, der erste dieser Briefe ist mir noch immer sehr gut im Gedächtniß! Er lief nicht nach einem berühmten See- und Handelsplatz, es war nicht von Schiffsladungen die Rede; er ging an einen benachbarten Müller, dem sich mein Principal auf dessen Geehrtes vom so und so vielten mit Unwillen zu erwidern gezwungen sah, das sich in dem mit factura vom gleichen Tage übersandten Sack Graumehl, gezeichnet H. H. Nr. 6, eine Unzahl Mäusedreck vorgefunden habe. Schließlich bemerkte er, das Mehl habe weit unter dem Preise an das Militärspital verkauft werden müssen, und darauf empfahl er sich achtungsvoll und zeichnete ergebenst Johann Peter Reißmehl. — Das schrieb ich ab, und um es sehr gut zu machen, wie ich meinte, malte ich am Schluß die Unterschrift des Principals merkwürdig genau nach, was mir aber eine gelinde Nase eintrug, indem Herr Reißmehl versicherte: „Es schickt sich ganz und gar nicht für einen Lehrling, die Handschrift des Principals nachzumachen."

Diese Schreibstube des Principals hatte, wie das ganze Haus des Sonderbaren und Merkwürdigen genug. Der Pult war ebenfalls mit Schnitzwerk und Figuren versehen, wie oben die Dachbalken, unter denen ich schlief. Davor standen für den Principal und für Philipp ein paar hohe Schreibböcke ohne Schrauben, und für mich befand sich am obern Theile des Pultes ein Klapptischchen mit einem kleinen Rohrschemel. Hier saß ich nun und schaute aufwärts in das ernste ehrfurchtgebietende Gesicht des Herrn Reißmehl und in die melancholischen langweiligen Züge Philipps, der gewöhnlich hier im Bunde der Dritte war und schon zu großartigen Geschäften gebraucht wurde, z. B. zu Eintragung der Posten in das Journal von einer großen Rechentafel, auf welche sie im Gewölbe geschrieben wurden. Das Fenster der Schreibstube war stark vergittert und ging auf meinen ehemaligen Spielplatz. Da schaute ich manche Stunde sehnsüchtig hinaus und freute mich nur,

daß meine früheren Spielgefährten mich nicht sehen konnten, mich den wildesten der ganzen Schule, wie ich auf dem kleinen Schemel saß und Briefe copirte oder solche überschrieb. Da ich in der Schreibstube zuweilen sehr viele müßige Zeit hatte, so kann man sich denken, daß ich mitunter auf mancherlei Thorheiten verfiel. Schon in der Schule hatte ich eine merkwürdige Fertigkeit darin gehabt, aus einem Federkiel wie aus einem Blaserohr kleine Brodkugeln zu schießen, ein Studium, das ich auch hier wieder vornahm. Ich begann damit, meinen Collegen Philipp zu necken, indem ich ihm eins auf die Nase schoß. Aber dieser Edle war viel zu phlegmatischer Natur, als daß mich das Spiel mit ihm lange unterhalten hätte. Mochte er kein Gefühl haben oder wollte er aus Respekt vor dem Principal sich nichts merken lassen, genug, wenn ich ihn auch noch so empfindlich traf, so fuhr er wohl schreckhaft zusammen, sah aber dann den Herrn Reißmehl mit einem ängstlichen Blicke an, als wollte er sehen, ob dieser auch bemerkt habe, daß er es gewagt, sich zu bewegen.

Nun befand sich aber in der Schreibstube außer uns Dreien, und zwar in der Ecke des Gemachs, gerade vor meinen Augen, ein Wollsack, auf dem Fanny, der Mops, seine Schlummerstunden, so ziemlich vierundzwanzig des Tages, hielt. Mit welcher Zärtlichkeit, ja mit welcher Ehrfurcht behandelte Philipp diesen Hund! Ich habe oft bemerkt, daß, wenn im gleichen Augenblick der Principal rief und Fanny bellte, Philipp zu ihr hinstürzte, um zu sehen, was ihr fehle. Das war nur ein Sporn mehr für mich, um dem faulen Vieh zuweilen meine Kugeln zuzusenden. Ich traf den Hund vortrefflich, bald auf den dicken Leib, bald auf die Nase, und da er zu faul war, um sich vom Wollsack zu erheben, so brach er in ein klägliches heiseres Gebell aus, ein Ton, so schrecklich für Philipp, daß er fast von seinem Bocke herunter stürzte. Auch der Principal ging hin, um nachzusehen, was dem Thiere fehle, und Jungfer Barbara stürzte aus der Küche herein. Letztere aber fand einmal,

als sie ihren Liebling genau untersuchte, einige der verschossenen Kugeln. Natürlich warf sie im Augenblick ihren Verdacht auf mich; da ich mich aber sehr unschuldig benahm, wagte sie es nicht, mich anzuklagen, und paßte hiezu einen günstigeren Augenblick ab, der auch bald erschien.

Sie konnte unsere Schreibstube vom vielbesprochenen Nebenzimmer aus durch ein rundes Fensterchen übersehen und mich von da belauern, was sie auch redlich that. Seit jener Stunde nun, wo mich Fanny durch ihr Geheul fast verrathen hätte, hatte ich eine andere Zielscheibe entdeckt, und diese war nichts Geringeres, als der Hut des Principals, der an einem großen Nagel neben dem kleinen Fenster hing. Da Jungfer Barbara bei ihrem Lauschen nur auf den Mops schaute, so hätte sie mein neues Ziel nicht so bald entdeckt, wenn nicht eine meiner Kugeln, statt den Hut zu treffen, an das Fenster gefahren wäre. Es erfolgte ein gellender Schrei, Philipp ließ erstarrt die Feder fallen und sah bestürzt den Principal an, der aber ganz ruhig sitzen blieb und sich nur mit lauter Stimme erkundigte, was es gäbe. Mir ahnte Schlimmes, als Jungfer Barbara zornglühend hereinstürzte und, anfangs keines Wortes mächtig, nur einige Gestikulationen gegen mich machte. Es dauerte aber nicht lange, so war ihr Mundwerk wieder in voller Arbeit und die Wände der Schreibstube hallten wider von der gräßlichen Klage, die gegen mich erhoben wurde. Ich suchte mich zu vertheidigen, aber Barbara hatte mit einem kühnen Griff sich des Federrohrs bemächtigt und ich mußte auf ihren Befehl die Hand öffnen, in welcher sich leider als unumstößlicher Beweis meiner Unthat noch einige Freikugeln vorfanden. Auch nützte es mir nichts, daß ich am Ende versicherte, ich habe nur nach dem Hute geschossen; sie blieb fest dabei, ich habe nach ihrem Gesichte gezielt, um sie in den Tod zu erschrecken.

Der Principal schüttelte den Kopf und warf mir einen sehr unfreundlichen Blick zu. Philipp, der durch diesen Frevel ganz be-

täubt war, faltete die Hände über dem Pult und sah mich verächtlich an, und Jungfer Barbara führte den Zipfel ihrer Schürze vor die Augen, indem sie schluchzend sagte: „Schon so jung und doch so boshaft!"

Nachdem mir der Principal eine, wenn auch ernste, doch nicht scheltende Strafpredigt gehalten hatte, mußte er dem Verlangen seiner Schwester nachgeben und die ganze Unthat meiner Großmutter brieflich mittheilen, was denn auch geschah, und ich mußte diese Depesche, ein zweiter Urias, eigenhändig hintragen. — Wenn auch meine Verwandten so vernünftig waren, im Vorgefallenen mehr einen Akt des Muthwillens als der Bosheit zu sehen, so hielt mir die Großmutter dennoch eine stattliche Standrede, und aus den sinnreichen Sprüchen, die sie dabei anbrachte, wie: „der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs," und „quäle nie ein Thier zum Scherz," konnte ich ersehen, daß Herr Reißmehl in seinem Briefe mehr das Attentat gegen Fanny als das gegen seine Schwester hervorgehoben hatte. Als ich wieder in den Laden kam, affectirte Jungfer Barbara noch eine große Abspannung und würdigte mich erst wieder beim Abendessen eines Worts, indem sie mich fragte, was denn die Großmutter zu der Unart gesagt, die ich gegen die Schwester meines Principals begangen? O, hätte ich in diesem Augenblick meinen Kopf gesenkt und, wie zerknirscht von Scham, nur undeutliche Worte gemurmelt! Aber nein, ohne etwas Arges dabei zu denken, versicherte ich der Jungfer Barbara, meine Großmutter habe gesagt, man solle nie ein Thier zum Scherz quälen, und der Gerechte erbarme sich auch seines Viehs.

Das hatte ich in der That gut gemacht, und wenn ich nicht schon am unendlichen Zornblick, den mir die Jungfer zuwarf, meinen Schnitzer erkannt hätte, so hätte ich's am veränderten Betragen Philipps ersehen müssen, der heute Abend kein Wort mit mir sprach, sondern sich stillschweigend in seinem Schlafzimmer an den Tisch setzte und in tiefes Nachdenken

versank, wahrscheinlich über all die Schändlichkeiten, die ich begangen.

VI.

Herr Doktor Burbus.

Da mich Philipp nach den erzählten Vorfällen mit so ausgezeichneter Verachtung behandelte und ich einen genügenden Grund hiezu gar nicht einsah, so machte ich keinen Versuch, mich ihm zu nähern, wie er vielleicht erwartet hatte, sondern warf vielmehr die Thür des Bretterverschlages, der meine Zimmerabtheilung von der seinigen trennte, mit solcher Gewalt in's Schloß, daß das Gebälk zitterte. Da saß ich nun im Dunkeln und hatte recht langweilige Stunden vor mir, denn es war Sonntag Abend, wo das Gewölbe schon bei einbrechender Nacht geschlossen wurde, und da diese gegen sechs Uhr eintrat, so hatte ich bis gegen Zehn vollauf Zeit, an meine Sünden zu denken.

Ich machte das Fenster auf, das gegen das Nachbarhaus sah; da war aber Alles ebenso dunkel, wie in meinem Stübchen. Unser Nachbar war noch nicht zu Hause, und das einzige Zeichen von Leben war der trübe Schein einer Straßenlaterne, der sich in das tiefe Dunkel des Abgrundes zwischen den beiden Häusern stahl und hier einen vergeblichen Versuch machte, die dicke Finsterniß aufzuhellen. Ich schloß mein Fenster wieder, warf mich gelangweilt auf mein Bett und ließ das Erlebte an mir vorüber gehen. Aber noch nicht lange hatte ich so gelegen, als ich von drüben die Stimme des Herrn Burbus vernahm, der meinen Collegen rief und bald an mein Fenster klopfte. Ich sprang auf und sah, daß das Zimmer unseres Nachbars erleuchtet war und er selbst im Fenster lag.

„He, hollah!“ rief er. „Freundlicher Zögling Merkurs, wo weilen Sie? Philipp! Philipp der Macedonier! Oeffnen Sie doch gefälligst Ihr Fenster!“ An seiner Stelle that ich, um was Herr Burbus bat, und fragte ihn, was er wünsche. Meine Stimme klang ihm unbekannt, da er mich aber schon einigemal im Laden gesehen hatte, erinnerte er sich meiner. „Ah so, Sie sind es, junge Pflanze? Wo befindet sich denn Ihr würdiger Mentor und College? Richten Sie ihm gefälligst meinen freundlichen Gruß aus und fragen ihn, ob er mich nicht ein wenig besuchen wolle.“ Ich trat vom Fenster weg, öffnete die Thüre zu Philipps Gemach, sah aber mit Befremden, daß er nicht da war. Auf dem Tische war das Talglicht schon etwas herabgebrannt und die Thüre stand halb offen. Ich trat aus dem Zimmer, um auf dem Gange nachzusehen, aber das Haus war von oben bis unten still wie ein Kirchhof. Ja, wie schon gesagt, es hatte etwas Unheimliches, das Reißmehl'sche Haus, und da ich mich so ganz allein fühlte, war es mir ganz behaglich, mit dem Herrn Burbus drüben plaudern zu können, der noch immer am Fenster stand und auf mich wartete. „Es thut mir leid,“ rief ich ihm zu, „aber ich kann den Herrn Philipp nicht finden.“ — „Ho, ho,“ lachte er. „Monsieur Philipp, der Schäker!

O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der dürren Liebe!

Aber wissen Sie was?“ fuhr er lustig fort; „ohne Ihnen mein Compliment machen zu wollen, Sie scheinen mir weniger Kameel zu sein, als Ihr würdiger College. Wollten Sie mir wohl die Ehre erzeigen und auf eine Stunde oder länger zu mir herüber kommen? Ich beschäftigte mich gerade mit der Anfertigung eines feinen Punsches, der Ihrem jungen kaufmännischen Gaumen behagen wird.“

Ich dankte ihm für dieses schmeichelhafte Anerbieten, bemerkte aber, es sei mir bis jetzt unklar, wie ich über den Zwischenraum

der beiden Häuser in sein Fenster hinein gelangen sollte, worauf er mir versicherte, dies habe gar keine Schwierigkeiten. Flugs holte er aus dem Hintergrunde seines Zimmers ein großes Brett, schob es zu seinem Fenster heraus bis an meines und versicherte mich, da er es recht fest halte, bilde es die bequemste Brücke, die man sich denken könne. Beim Anblick dieses Steges meinte ich, es möchte doch eine halsbrechende Arbeit sein, ihn zu passiren; aber Herr Burbus, der meine Zweifel aus dem rechten Gesichtspunkte ansah, bemerkte in sehr ruhigem Ton: „Lieber Jüngling, Sie scheinen mir einen großen Mangel an Muthüberfluß zu besitzen. Aber wenn ich Ihnen sage, daß selbst Philipp, der Edle, diesen Weg zuweilen gemacht hat, Philipp, einer der ängstlichsten Menschen der ganzen Christenheit, so werden Sie sich wohl nicht länger besinnen."

Ich muß gestehen, nur die Furcht, vor dem Herrn Doktor Burbus als Feiger zu erscheinen, trieb mich an, den Uebersiedlungsversuch anzustellen. Ich kletterte durch das Fenster, legte mich mit dem Bauch auf das Brett, und alsbald fühlte ich mich an den Füßen von einer kräftigen Hand erfaßt, so daß ich blitzschnell nach dem andern Fenster hinüber fuhr und dort zum großen Ergötzen des Herrn Burbus auf den Fußboden hinkollerte. Nachdem ich wieder festen Fuß gefaßt, machte ich dem Doktor mein Compliment und warf einen flüchtigen Blick in seinem Gemache umher. Mein Zimmer war gewiß nicht glänzend möblirt und eingerichtet; aber, guter Gott! wie sah es hier aus! Die Wände waren ursprünglich angestrichen gewesen, aber der Zahn der Zeit und der Muthwille des Miethsmanns hatte sie nach und nach der Farbe beraubt und jetzt prangten sie in einem schmutzigen Weiß. Herr Burbus hatte indessen für die Verzierung derselben alle mögliche Sorge getragen, und als er sah, daß meine Blicke umherirrten, nahm er das Licht, das, beiläufig gesagt, statt in einem Leuchter, in einer zerbrochenen Flasche steckte, und zeigte mir, daß die Wände mit allerhand

grotesken Figuren bemalt waren, die nach seiner Erklärung zusammengenommen einen Hexentanz darstellten.

Ich äußerte meine Freude über die Schönheit dieser Fresken und meine Verwunderung, daß mit Kohle und Siegellack ein solcher Effekt hervorzubringen sei. Ich erfuhr, die Schildereien rühren von einem seiner Freunde her, einem Maler, der ihn zuweilen besuche. Da waren Menschen, Ungeheuer und Thiere durch einander, und es kam mir vor, als erkenne ich unter den Ersteren hie und da Jemand. Richtig, da war der Doktor Burbus selbst; die lange Pfeife in der Hand, mit hohen Stiefeln und allmächtigen Sporen ritt er auf einer großen Flasche, und dort, ich mußte laut auflachen, dort kam mein würdiger College Philipp; er ritt auf einem Besenstiel und mit seinem traurigen Gesicht, das in den Nacken gedreht war, schaute er die Jungfer Barbara an, die majestätisch auf Fanny saß. Dahinter kam der Herr Reißmehl im Gartencostüm; zwischen seinen Beinen hatte er das Hauptbuch, in der Hand einen Trichter und auf dem Kopf statt des Hutes eine große Düte.

So sehr mich diese Malereien ergötzten, so suchten meine Blicke doch etwas Anderes, nämlich das Gerippe, von dem mir Philipp erzählt. Ah, dort stand es, neben dem Lager des Doktors, der ihm einen alten Sammtrock über die Schultern gehängt und seine Mütze aufgesetzt hatte. In der rechten Hand, die ausgestreckt war, hatte der Knochenmann ein Talglicht stecken, das dem Herrn Burbus Nachts beim Lesen im Bette diente. An der herabhängenden Linken war vermittelst eines eisernen Häkchens ein großer Krug befestigt, wahrscheinlich um, vorkommenden Falles, den Durst des Doktors zu löschen.

Nachdem ich mir das Zimmer genugsam betrachtet, fand ich Zeit, um den Herrn desselben, der sich unterdessen in einen Stuhl geworfen hatte und mir einen andern anbot, etwas näher zu betrachten. Herr Burbus mochte ein Mann von wenigstens dreißig Jahren sein; er war von sehr kräftiger, untersetzter Figur, und

sein Gesicht, das beständig lächelte, und überhaupt etwas sehr Gutmüthiges hatte, war von einem starken Schnurr- und Knebelbart beschattet, der dichter und reichlicher wuchs als sein Hauptthaar, dessen dünne Büsche hie und da helle verdächtige Stellen zeigten. Auf den Ofen hatte er ein irdenes Gefäß gestellt, welches große Aehnlichkeit mit einer Waschschüssel hatte und worin er zum beabsichtigten Punsche das Wasser erwärmte, was bald geschehen war. Dann brachte er eine Flasche mit Branntwein hervor, einige Citronen, sowie eine Düte von grauem Löschpapier mit Zucker und mischte das Getränke. Er bot mir eine Pfeife an, und da ich mich schämte, sie auszuschlagen, fing ich das mir ganz ungewohnte Geschäft des Rauchens an. Nachdem er zwei große Biergläser mit dem warmen Getränk angefüllt, legte er sich mit seinem Stuhl an die Wand und forderte mich auf, zu trinken und lustig zu sein.

„Aber sagen Sie mir, Theuerster," fuhr er fort, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan, „wie kommen Sie eigentlich auf die verrückte Idee, ein Käsekrämer zu werden! Warum studiren Sie nicht?" — „Lieber Herr Doktor," entgegnete ich, „es fehlt mir an den nöthigen Mitteln; ich habe keine Eltern mehr, die mich so lange unterhalten könnten." — „O Ehrwürdigster," lachte der Doktor, „sehen Sie mich an! Ich habe auch schon seit langen Jahren Niemand, der für mich sorgt, und helfe mir doch durch die Welt und bringe es zu etwas. Kennen Sie nicht das große Wort ‚Pump?‘ Das ist der Zauberspruch, der dem, der ihn richtig anzuwenden versteht, Kisten und Kasten öffnet."

Ich versicherte ihm, ich habe noch nie etwas davon gehört, worauf er in ein brüllendes Gelächter ausbrach, einen gewaltigen Schluck von seinem Gebräue nahm und mich versicherte, wenn ich einmal besser mit ihm bekannt sei, werde ich es schon lernen. — „Aber sagen Sie mir," fuhr er fort, „wie es gekommen ist, daß Sie, um das edle Gewerbe eines Kaufmannes zu erlernen, gerade

bei der unangenehmsten, prosaischsten Branche dieses Geschäfts, beim Spezereiladen, angefangen haben?"

Ich weiß nicht, ob es die Kraft des Punsches war, von dem ich, dem Beispiel des Herrn Burbus folgend, schon ein gutes Quantum verschluckt, was mich so redselig und offenherzig machte, genug, ich erzählte dem Doktor zu seinem größten Ergötzen, daß ich immer beim Anblick von Kaffee und Zucker an die fernen Meere gedacht, und von wunderbaren Ländern geträumt, mit denen ich durch den Spezereihandel in, wenn auch indirekte Verbindung trete. Diese poetische Idee mit der Prosa des Reißmehl'schen Hauses zusammengehalten, schien ihm gar komisch, und er brach auf's Neue in ein homerisches Lachen aus.

„Ja, ja, Theuerster," sagte er endlich, „es ist wirklich schade, daß sich vor eurem Laden nicht die See ausbreitet, denn ein alter Seehund ist schon drüben, an einem jungen Stockfisch fehlt's auch nicht, und die alte Barbara würde sich als Meerjungfer gar nicht schlecht ausnehmen." — Durch diesen Ausfall gegen meine unmittelbaren und mittelbaren Vorgesetzten kam er auf die Verhältnisse derselben zu sprechen, und seine Reden trugen gerade nicht dazu bei, meine Ehrfucht vor dem Principal und dessen Schwester zu steigern. Er meinte, der alte Philister sei ein guter Kerl, der aber nicht mucksen dürfe, indem die „Phileuse" das Regiment drüben sehr gut führe.

Daß der Doktor mit diesen seltsamen Ausdrücken Herrn Reißmehl und seine Schwester meinte, wurde mir erst im Verlauf des Gespräch klar, als er von meinem Collegen, den er für das größte Schiff der Wüste erklärte, versicherte, dieser commandire das Haus allein, indem ihm die Phileuse allen Willen thun müsse und, wie schon gesagt, der Philister von dieser ganz abhängig sei.

Diese Gespräche mit Herrn Burbus waren eben nicht geeignet, meine Liebe zum Handelsstand überhaupt und zum Reißmehl'schen Hause insbesondere zu befestigen. Unterdessen hatten Pfeife und

Punsch nicht verfehlt, ihre unangenehmen und sehr entgegengesetzten Wirkungen auf mich auszuüben. Letzterer brachte mein Blut in Wallung, regte meine Gedanken auf und beflügelte meine Zunge, wogegen der Tabak lähmend auf mich wirkte. Ich fühlte mich plötzlich von einer unnennbaren Angst befallen, welche mir die Schweißtropfen auf die Stirne trieb; ich empfand eine entsetzliche Uebelkeit, und als ich aufstand und den Herrn Doktor Burbus stammelnd versicherte, ich müsse jetzt nach Haus, schien sich das ganze Zimmer im Kreise mit mir herum zu drehen. Es kam mir vor, als seien die Figuren an den Wänden lebendig geworden und zögen mit unaufhörlichem, seltsamem Sausen an mir vorüber. Das Gerippe in der Ecke schien zu wanken und sah viel unheimlicher aus, als früher. Selbst mein guthmüthiger Wirth, der vor mir stand und aus vollem Halse lachte, erschien mir als ein böser Geist, und mit geheimem Entsetzen suchte ich wankend das Fenster, um meine luftige Wanderung anzutreten. Doktor Burbus redete mir vergeblich zu, ich solle die Nacht bei ihm bleiben, indem ich mich in einem Zustande befinde, der eine solche Rutschpartie etwas gefährlich mache. Ich hörte nicht auf ihn; da schob er das Brett vor's Fenster und ich kletterte wieder hinauf; als mich aber die frische Nachtluft anwehte und ich über dem Abgrund schwebte, fing ich an laut zu weinen und bekam einen solchen Schwindel, daß ich mich am Brett festklammerte und weder vor- noch rückwärts wollte.

Aus diesem denkwürdigen Augenblick, wo es plötzlich in meinem Innern sehr dunkel und häßlich wurde, erinnere ich mich, aber ziemlich undeutlich, daß der Doktor hinter mir laut fluchte und schimpfte; bald aber fühlte ich, wie er mit einem Stock auf den Theil meines Körpers schlug, den ich ihm entgegenstreckte, und so oft ich einen Schlag erhalten, rutschte ich eine Strecke weiter. Endlich spürte ich eine wärmere Luft, die mich umgab, ich purzelte auf den Boden meines Zimmers und schlief flugs ein. Meine Plage war aber noch nicht zu Ende; ich fühlte mich gerüttelt und

gestoßen, und als ich mühsam meine Augen aufriegelte, sah ich eine Gestalt vor mir, die ich anfangs für das Gerippe des Doktors Burbus hielt. Bald aber erkannte ich meinen Collegen Philipp, der mich seufzend und wehklagend zu Bette brachte, und darauf sank ich in einen festen Schlaf.

VII.

Jammer.

Als ich am Morgen nach dem denkwürdigen Besuch bei Doktor Burbus erwachte, graute eben der Tag; ach, und es graute auch mir, denn ich befand mich in einem Zustande, der um so schrecklicher war, da ich noch gar nicht wußte, ob es die Folgen des gestrigen Abends waren, oder der Anfang einer schweren Krankheit. Ich hatte den ausgebildetsten, entsetzlichsten Katzenjammer, der sich je auf einen Menschen niedergelassen hat. In meinem Kopf war es wüste und leer, und als ich versuchte, ihn aufzurichten und um mich her zu schauen, drehten sich gerade wie gestern Abend, Zimmer, Tisch und Stühle um mich herum, und als ich darauf meine Augen wieder schloß, um dem Schwindel zu entgehen, war es mir, als hätte mich einer bei den Haaren aufgehängt und gäbe mir dazu in einem fort warmes Wasser zu trinken. Ich wendete mich in meinem Bette hin und her und kapitulirte mit mir selbst von Viertelstunde zu Viertelstunde, endlich war es aber die höchste Zeit. Philipp im Nebenzimmer hustete, scharrte und plätschelte in seinem Waschbecken umher, kurz, machte all' den Lärm, womit er jeden Morgen seine Toilette begleitete.

Als ich aufstand, ging es mir besser als ich erwartet; ich

hatte gemeint, ich müßte augenblicklich auf den Boden stürzen, ich konnte aber noch so ziemlich auf den Beinen stehen. Nur machte mich eine unbeschreibliche Schwäche besorgt, und ich konnte mir nicht erklären, warum meine Hände zitterten, wenn ich etwas anfaßte. Ich legte mich in's Fenster, theils um die frische Morgenluft zu genießen, theils um in das Zimmer des Doktor Burbus zu schauen, wo ich gestern einen Abend erlebt, an den ich nur mit Schauder zurückdenken konnte. Alles, was ich dort drüben gesehen, war mir im tollen Reihentanze der Träume wieder erschienen, und selbst jetzt noch, am hellen Morgen, wenn ich die Augen schloß, huschten die Zimmergemälde des Doktors, sowie das Skelett und er selbst an mir vorüber, und gerade, daß ich diese Erinnerungen und diese Bilder nicht los werden konnte, war mir peinigender als mein körperliches Unwohlsein. Wußte ich doch damals noch gar nichts vom Elend, das man physischen und moralischen Katzenjammer nennt, von denen der letztere der schrecklichere ist. Aber der Doktor drüben schien sich keiner Schuld und keines Unwohlseins bewußt. Er hatte trotz der kalten Nacht das Fenster offen gelassen, und das Brett, auf welchem ich herübergerutscht, war nur halb hereingezogen. Dabei schnarchte der Treffliche mit solcher Kraft, daß sich seine Fenstervorhänge bewegt haben müßten, wenn sein Zimmer auf solche Art garnirt gewesen wäre.

Philipp öffnete jetzt die Thür seines Schlafzimmers, und als er mich dastehen sah, noch unangezogen, mit blassem Gesicht, und wie ich, das Haus drüben anstarrend, bedenklich hinter den Ohren kratzte, machte er ein recht trauriges Gesicht, faltete seine Hände und sah mich mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Blicke an. Ich meines Theils betrachtete ihn auch; da ich aber aus seiner Stellung ersah, daß er ob meinem Leichtsinn und meiner Verdorbenheit ein brünstiges Stoßgebet zum Himmel schickte, ärgerte ich mich und fragte ihn verdrießlich, was er eigentlich wolle. — „O nichts," erwiderte Philipp langsam und feierlich; „ich wollte nur sehen, ob

Sie bei Ihrem gestrigen Fall in's Zimmer herein keinen Schaden genommen haben, weiter gar nichts." — „Ich bin ja gar nicht gefallen," entgegnete ich ihm mürrisch: „das müßte ich doch auch wissen." — Da flog ein wehmüthiges Lächeln über die Züge meines Vorgesetzten und er sprach: „O Gott, Sie befanden sich in einem Zustande, wo man nicht mehr weiß, ob man fällt oder steht. Ach, und wenn man dann auch körperlich nicht fällt, so ist man geistig doch schon sehr tief gefallen."

Ich merkte, daß der Gute im Begriffe war, mir eine Predigt zu halten, und da ich in meiner Verstimmung durchaus nicht gelaunt war, dergleichen hinzunehmen, sagte ich heftig, er solle mich in Frieden lassen. Ueberhaupt, setzte ich im Zorn hinzu, sei mir sein Kriechen und Scherwenzen höchst widerlich, und er thäte mir einen großen Gefallen, wenn er sich künftig gar nicht um mich bekümmerte. — Diese Antwort hatte Philipp von seinem Untergebenen nicht erwartet, und ich glaube, zu einer andern Stunde hätte ich sie ihm auch nicht gegeben. Er hob die gefalteten Hände gegen die Brust, senkte seinen Kopf etwas und sagte nach einer langen Pause mit tonloser Stimme, als presse ihm ein harter Kampf die Worte aus: „So muß ich dem Herrn Principal anzeigen, daß es mir nach dem, was Sie unserer verehrten Jungfer Barbara angethan, sowie nach Ihrer Herzlosigkeit, womit Sie die kleine Fanny gequält, ungerechnet den wenigen Respekt, den Sie dem Hute des Principals und somit diesem selbst bewiesen, und nach Ihrer Aufführung von gestern Abend als ordentlichem Handlungsgehülfen unmöglich ist, ferner mit Ihnen zusammen zu leben. Einer von uns muß also das Haus verlassen, Sie — oder —" setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu — „ich!"

Wenn es mir auch im Ganzen gar nicht unangenehm gewesen wäre, das Reißmehl'sche Haus verlassen zu können, da mir nach dem, was ich hier erlebt, diese Branche des Handelsstandes gründlich verhaßt geworden war, so wußte ich doch zu gut, daß ich durch

einen solchen Austritt die Meinigen auf's Tiefste betrübt und sie mich in einen andern Laden gesteckt hätten, wo es mir vielleicht noch schlimmer ergangen wäre. Deßhalb erschreckte mich Philipps Aeußerung nicht wenig und ich wußte nicht, was ich ihm entgegnen sollte; da fiel mir auf einmal eine Aeußerung des Doktor Burbus ein, eine Anspielung auf eine Geschichte, die im ersten Stock des Reißmehl'schen Hauses vorgefallen sei, und dies wandte ich durch plötzliche Eingebung auf Philipp an. So ruhig wie möglich sagte ich ihm: „Gut, Herr Philipp, erzählen Sie dem Principal von mir, was Sie wollen: ich werde ihm dagegen etwas mittheilen, was mir der Herr Doktor Burbus gesagt. Verstehen Sie mich, Herr Philipp? etwas, das da unten im ersten Stock passirt ist."

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so that es mir auch schon leid, denn aus Philipps Augen sprach die vollkommenste Verzweiflung. Er that einen Schritt zurück, schlug die Hände vor's Gesicht und konnte nur die Worte hervorbringen: „O Gott! das Ungeheuer! — O Barbar' —!" — „Ja, sehen Sie," entgegnete ich ihm ruhig, „so wie Sie muß man nicht sein! Es ist viel besser, wir bleiben gute Freunde. Wir wollen zusammen halten und keiner verräth den andern."

Er antwortete mir nichts, sondern nickte nur mit dem Kopf; als ich mich aber umwandte und ihn dann wieder rasch ansah, bemerkte ich, daß er eine Hand in die Tasche seines Kamisols gesteckt hatte, und sie zu einer Faust ballte, die wahrscheinlich halb mir, halb dem Doktor Burbus galt, der soeben drüben mit einem sehr nüchternen Gesicht an seinem Fenster erschien, um es zu schließen. Haar und Bart hingen ihm sehr verwildert um den Kopf und er schien sich in ähnlichem Zustand zu befinden, wie ich. Er warf uns einen mürrischen Blick zu, brummte etwas, das wie ein guter Morgen klang, und kroch wieder in sein Bett zurück. Der Glückliche! Ich dagegen mußte mit Philipp hinab in den Laden, das Gewölbe öffnen und die täglichen Geschäfte damit beginnen, daß

wir gemeinschaftlich den Ladentisch abwischten und die Lampen putzten, die Abends zuvor gebraucht worden waren.

Meine Anspielung auf den ersten Stock hatte den unglücklichen Philipp sichtlich auf's Tiefste erschüttert, und ich hätte gar zu gern gewußt, was es mit der Geschichte für eine Bewandtniß habe. Natürlich durfte ich mir nicht merken lassen, daß ich eigentlich nichts davon wisse, ich nahm mir aber fest vor, bei der nächsten Gelegenheit meinen Collegen auszuforschen. So sanftmüthig dieser überhaupt war, so grenzte doch heute seine Nachgiebigkeit und Freundlichkeit an's Unglaubliche. Ich wurde wirklich gerührt, als er kurz nach Oeffnung des Ladens eigenhändig aus dem Keller eine Handvoll Sauerkraut holte, das er mir als Universalmittel gegen meinen derzeitigen Zustand anpries, und ob ich es gleich mehr in der Absicht verspeiste, ihm einen Beweis meines Zutrauens zu geben, so muß ich doch gestehen, daß es auf meinen Magen die beste Wirkung ausübte. Meine Furcht, er möchte mich wegen des gestrigen Excesses beim Principal und der Jungfer Barbara verklagen, verschwand völlig, vielmehr trieb er seinen Edelmuth so weit, daß er letztere auf die Blässe meiner Wangen aufmerksam machte, und ihr dabei zu verstehen gab, er vermuthe, ich habe aus Gewissensbissen über die Unart, die ich gestern gegen sie begangen, die ganze Nacht kein Auge zugethan und gräme mich sichtlich deßwegen ab.

Diese Voraussetzung zertheilte in etwas die finstern Wolken, womit, wenn sie mich ansah, Barbara's Augen umflort waren, und ließ mich heute zuweilen das Streiflicht eines freundlichen Blickes genießen. — Es war aber, als habe sich das Schicksal einmal vorgesetzt, mich dieser Jungfer gegenüber auf keinen grünen Zweig kommen zu lassen.

VIII.

Krampfstillende Tropfen.

In der Ecke des Ladens befand sich ein kleiner Schrank, zu welchem Jungfer Barbara allein den Schlüssel hatte. Es wurden daselbst allerlei Sachen zum innern Betrieb der Haushaltung verwahrt, als da sind, Gläser mit eingemachten Kirschen, Gurken und dergleichen mehr. Auch hatte Jungfer Barbara in diesem Kasten eine große Flasche mit Arznei stehen, aus der sie verschiedene Male des Tags einen großen Eßlöffel voll nahm, indem sie behauptete, ohne dieses krampfstillende und blutberuhigende Mittel könnte sie bei der immerwährenden Alteration, der sie in Küche und Laden ausgesetzt sei, unmöglich bestehen. Zuweilen, doch selten, ließ Jungfer Barbara den Schlüssel zu diesem Kasten stecken, und selbiges geschah auch eines Nachmittags, nachdem sie wegen ungeheurer Blutaufregung bereits mehrere Löffel voll genommen hatte. Wenn sie so am Tage öfters zu ihrem Schrank hinging, hatte ich immer bei mir gedacht, es sei doch unverantwortlich, eine Person mit so krankhaften Zuständen so allein in Küche und Keller umherwirthschaften zu lassen; ich hatte schon oft gefürchtet, es könnte ihr einmal etwas zustoßen, eine Schwäche u. dgl., wo sie nicht gleich ihre krampfstillende Medicin bei der Hand hätte. Und so geschah es richtig am heutigen Nachmittage.

Jungfer Barbara war seit einiger Zeit nicht sichtbar gewesen, als wir plötzlich über unsern Häuptern im ersten Stock ein solch Gepolter hörten, daß selbst der ruhige gleichmüthige Principal in die Höhe schaute und befahl, nachzusehen was es oben gebe. Mir war nichts erwünschter; ich konnte doch einmal einen Blick in den berühmten ersten Stock werfen, weßhalb ich eilig die Treppe hinaufsprang. Oben war eine Thüre geöffnet, obgleich es aber heller Tag

war, konnte ich anfangs im Zimmer, zu dem sie führte, nichts unterscheiden. Alle Fensterläden waren von außen geschlossen und von innen obendrein dichte Vorhänge heruntergelassen, so daß völlige Finsterniß in diesem Zimmer des ersten Stocks herrschte. Endlich, nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit etwas gewöhnt hatten, unterschied ich in einer Ecke des Zimmers ein Sopha, auf welchem Jungfer Barbara mit geschlossenen Augen ruhte und nur zuweilen einige schwache Seufzer ausstieß. Rechts und links waren Thüren halb geöffnet, die in andere ebenso dunkle Nebenzimmer führten. Ich weiß nicht, mir kam der Gedanke, Jungfer Barbara sei gestorben und liege hier auf dem Paradebett, und das war mir so unheimlich, daß ich wieder hinabstürzte, um den Principal zu holen. Auf der Treppe rannte ich gegen Philipp, der auch den Lärm gehört hatte und der Jungfer Barbara zu Hülfe eilen wollte. Unten am Schreibpult saß der Principal und addirte eine große Rechnung, wobei er die Zahlen wie gewöhnlich halblaut vor sich hinsprach: „Sechs und acht macht vierzehn, und neun macht drei-und-zwanzig —“

„Herr Reißmehl,“ sagte ich ihm, „Jungfer Barbara liegt auf dem Sopha und ist ohnmächtig geworden.“ — Er winkte mit der Hand, stille zu sein. „Und sieben macht dreißig, und neun neun-und-dreißig. — Bringen Sie ihr Wasser hinauf, ich werde gleich selbst nachsehen.“ Als ich mich umwandte, um mit einem Gefäß nach dem Brunnen zu eilen, sah ich, daß der Schlüssel am geschnitzten Schrank nicht abgezogen war, und um mich durch meine Umsicht bei Jungfer Barbara recht in Gunst zu setzen, öffnete ich, ergriff die Flasche mit der krampfstillenden Medicin und dem großen Löffel und eilte damit die Treppe hinauf. Hinter mir hörte ich, wie der Principal seinen alten knurrenden Comtoirstuhl herumdrehte und mir langsam folgte.

Aber bei Jungfer Barbara hatte die Gegenwart Philipps bereits Wunder gewirkt: sie war aus ihrer Ohnmacht erwacht und

saß in der Ecke des Sopha's. Bei meinem Eintritt hörte ich, wie sie meinem Collegen erzählte, sie habe im Zimmer etwas zu thun gehabt, und als sie so da gestanden, sei ihr plötzlich vorgekommen, als gehe Jemand bei ihr vorüber, darauf sei sie vor Schrecken vor dem Sopha zu Boden gesunken. Philipp hatte ein Fenster halb geöffnet, und als ich eintrat, gefolgt vom Principal, hatte mich Jungfer Barbara mit der Flasche in der Hand nicht sobald erblickt, als sie mir zornig entgegensprang und fragte, was ich wolle?

So sanft und gefühlvoll als möglich entgegnete ich, da unten zufällig der Schrank unverschlossen gewesen sei, habe ich ihre Arznei, von der sie einige Mal des Tages nehme, zu ihrer Stärkung mit heraufgenommen. Hätte ich in diesem Augenblick hinter mich sehen können, so würde ich bemerkt haben, daß bei meinen Worten ein leises Lachen über die Züge des Principals flog; aber was ich vor mir sah, war gar nicht zum Lachen. Jungfer Barbara hielt sich an der Sophaecke fest umd schien im Zweifel zu sein, ob sie wieder in Ohnmacht fallen solle oder nicht; dabei sah ich zu meinem Schrecken, daß ihre Züge einen Ausdruck von Zorn annahmen, wie ich früher nie an ihr bemerkt.

Jetzt trat der Principal vor und griff nach der Flasche in meiner Hand, wobei er lächelnd zu seiner Schwester sagte: „Ja, siehst du, liebe Barbara, wenn es dir gut thut, nimm nur in Gottesnamen von deiner schmerzstillenden Arznei.“ Doch kaum hatte er die Hand nach mir ausgestreckt, so stürzte auch Barbara selbst hinzu, um mir die Flasche zu entreißen, und da ich im ersten Augenblick nicht wußte, was das zu bedeuten habe, ließ ich die Flasche los, noch ehe sie der Principal oder Jungfer Barbara gefaßt hatten, worauf sie natürlich zu Boden fiel und allda in tausend Scherben zerbrach. Sogleich verbreitete sich ein anmuthiger Liqueurduft um uns, und ich, auf's Höchste betroffen und überrascht, konnte mich nicht enthalten auszurufen: „Ei, das ist ja eine Schnapsflasche!“ — „Ja!“ kreischte Barbara mir entgegen, „ja, Sie junger nichts-

würdiger Mensch! 's ist freilich eine Schnapsflasche, und Gott mag wissen, wo Sie sie her haben."

Das war mir denn doch etwas zu stark, und ich entgegnete nachdrücklich: „Wo ich sie her habe, Jungfer Barbara? Nun, wo anders als aus Ihrem Küchenschrank?" — „So, so?" schrie die Dame noch heftiger, „aus meinem Küchenschrank will er sie haben! der — der — Sie —" und bei diesen letzten Worten sah ich ihre zehn Finger, mit ziemlichen Nägeln bewachsen, dicht vor meinem Gesichte schweben.

„Ja," rief ich jetzt auch heftiger werdend, „aus dem Küchenschranke ist sie, und es ist dieselbe Schnapsflasche, aus der Sie jeden Tag mit dem großen Löffel Ihre schmerzstillende Arznei nehmen." — Indem ich diese Worte ausrief, trat ich unwillkürlich einen Schritt rückwärts und hatte sehr wohl daran gethan, denn die zehn Finger der Jungfer zuckten nach mir und beschrieben in der Luft eine Curve, wie die Pfoten einer erbosten Katze. Als sie aber ihr Ziel, das wahrscheinlich in meiner Nase bestand, nicht erreichten, wankte sie auf den Sopha zurück und sank mit geschlossenen Augen nieder, indem sie ausrief: „Ich sterbe! ich sterbe!"

In Gottes Namen! dachte ich, wandte mich um und eilte die Treppe hinab in die Schreibstube, wo ich mich auf meinen Stuhl setzte und aus Aerger und Verdruß laut zu weinen anfing. Bald darauf folgte mir der Principal, und als er mich so dasitzen sah, legte er seine Hände auf den Rücken und ging in der Schreibstube auf und nieder. Er war offenbar in großer Bewegung und gab das durch häufiges Anfassen der Gegenstände, die um ihn waren, zu erkennen. So zwickte er jedesmal, wenn er vorüber kam, das kleine Ungeheuer auf dem Ofen in die Nase und stieß mit dem Fuße an den Korb des Mopses, der bei dem Geschrei oben einen schwachen Versuch gemacht hatte, aufzustehen, dessen Faulheit aber größer war, als die Anhänglichkeit an die Herrschaft. Endlich stellte sich der Principal an seinen Pult, und während er mit einem Federstumpen

eilig im Dintenfaß herumrührte, sprach er, ohne mich anzusehen: „Sehen Sie, die vorgefallenen Geschichten, lieber junger Freund, sind äußerst, ja sehr äußerst unangenehm. In Entgegnung auf Ihre Zeitungsannonce damals, schrieb ich mein Ergebenstes vom 6. December an Ihre Großmutter, worauf wir uns einigten, Sie bei mir in die Lehre zu nehmen, um Ihnen den Handel in seinen Anfangsgründen beizubringen. Daß Sie unaufmerksam oder nachlässig seien, kann ich nicht sagen, aber jung sind Sie, sehen Sie, sehr jung, lieber Freund, und daher mag's wohl kommen, daß alle die kleinen unbedeutenden Sachen vorgefallen sind, die machen, daß meine Schwester, die Jungfer Barbara, höchlich über Sie erzürnt ist; ein Verhältniß, das für Sie unangenehm sein muß und das sich, ich kenne das, nicht so bald umgestalten dürfte. Daher wäre es meine Meinung, Sie suchten Ihre Großmutter zu bewegen — richtig, Sie haben ja auch einen Vormund — daß man ein anderes Geschäft für Sie suchte, eine andere Handlung, wo Geschäft und Familienleben nicht so unzertrennlich verbunden sind wie bei mir. Nun ja, Sie werden mich schon verstehen; tragen Sie das Ihrer Großmutter einmal vor."

Wirklich verstand ich den Herrn Reißmehl sehr gut. Aus der Lehre entlassen zu werden, wäre mir unter andern Umständen als etwas Schreckliches erschienen; ich hatte aber das Spezereigeschäft gar zu satt, und so machte des Herrn Reißmehl Rede gar keinen ungünstigen Eindruck auf mich. Aber meine Großmutter, meine Tanten — o weh! ich sah da harten Kämpfen entgegen. Herr Reißmehl versicherte mich nochmals, was er gesagt, sei nur ein Vorschlag, den ich mir mit meinen Verwandten genau überlegen und darauf einen ruhigen Beschluß fassen möchte. — Ich nahm meine Mütze vom Nagel in der Schreibstube, empfahl mich auf kurze Zeit dem Herrn Reißmehl und konnte nicht unterlassen, als ich an der Treppe vorbeiging, einen recht ingrimmigen Blick nach dem ersten Stock hinaufzuschicken.

IX.

Rache.

Als ich auf die Straße hinauskam, athmete ich tief auf; es war mir wie einem Vogel, der dem Käfig entschlüpft ist. Wenn die Meinigen den Austritt aus dem Reißmehl'schen Hause billigten, so hatte ich doch wieder was Ungewisses vor mir, eine frische Zukunft, in welche ich die buntesten üppigsten Luftschlösser hineinbauen konnte. Ich fühlte es, während meines kurzen Lehrlingsstandes hatten sich meine Wünsche bedeutend erweitert, erschien mir doch jetzt jedes Handlungshaus in der Stadt, selbst das größte, wie ein Reißmehl'scher Spezereiladen, und nur auf der andern Seite der Welt, d. h. jenseits der Mauern unserer Stadt, konnte es schön und herrlich sein.

Unter diesen Betrachtungen ging ich beim steinernen Kerl vorbei, der an der Hausthür stand, und strich ihm über seine lange Nase, wobei ich ihm spottend zurief: „Alter Kamerad, du kannst nicht mit mir hinaus in die Welt, du bist an das Reißmehl'sche Haus gebunden und an Jungfer Barbara." Doch wie ich die Kälte des Steins an meiner Hand fühlte, durchlief es plötzlich meinen Körper eiskalt und mir fiel ein, daß meine Großmutter nur ihre Einwilligung verweigern durfte, so war auch ich wieder an das Reißmehl'sche Haus gebannt, und unter noch viel drückenderen Verhältnissen als der steinerne Kriegsknecht, der, wie es mir schien, heute einen sonderbar lachenden Ausdruck hatte. Ich eilte um die Ecke, doch kaum war ich einige Schritte weit gegangen, als mich aus einer Seitengasse eine Baßstimme anrief, bei deren Ton ich sogleich wußte, wer der Herr derselben sei.

„He, theuerster Kaufmannsjüngling, edelster Ladenhüter!" schrie

Doktor Burbus hinter mir drein. „Wohin stolpern Sie so eilig? Ist vielleicht der edlen Jungfer Barbara ein Unglück passirt? Oder hat sich Philipp, der Klapperstorch, aus Gram gekränkter Liebe in ein Oelfaß gestürzt?" Bei diesen letzten Worten hatte mich der Doktor erreicht. Ich wunderte mich nicht wenig, den Edeln statt mit der langen Pfeife mit Büchern unter dem Arm zu erblicken. Ueberhaupt war sein heutiger Aufzug von seinem gewöhnlichen sehr verschieden. Statt des verschossenen grünen Sämmtlings, wie er seinen Sammtrock nannte, hatte er einen schwarzen Frack an mit langen sehr spitzen Schößen, eine Weste von gleicher Farbe zierte den beträchtlichen Umfang seines Leibes und statt des breiten Hemdkragens, den er sonst herauslegte, war heute sein Hals in eine Cravatte gepreßt, die so hoch und steif war, daß er den Kopf nicht zu mir herabbiegen konnte, sondern nur unter merklicher Verzerrung seines Gesichtes die Augen senkte und hob, wenn er mit mir sprach. Zur Vervollständigung dieses feierlichen Costüms trug er auf dem Kopf einen sehr defecten Hut mit kaum fingerbreiter Krämpe, und an den Händen weiße baumwollene Handschuhe, die schon längere Zeit gedient haben mochten; denn der Doktor hatte sie am Daumen und Zeigefinger zusammengedreht, um seine neugierigen Fingerspitzen zu verbergen, die gar zu gern durch einige Löcher in's Freie geschaut hätten.

Der Doktor erkundigte sich theilnehmend, wie ich geschlafen, besonders aber, wie ich aufgewacht. Ich schilderte zu seinem großen Ergötzen den Jammer, der zum ersten Mal wie ein Gespenst in mein junges Leben getreten. Aber kaum hatte ich angedeutet, daß der heutige Tag noch ganz andere Abenteuer mit sich gebracht, so drang er neugierig in mich, ihm auf sein Zimmer zu folgen und Alles zu erzählen. — Da es im Grunde mit der Eröffnung des Reißmehlschen Antrags an meine Großmutter keine Eile hatte, so ging ich mit ihm in unser Nachbarhaus, in dem sich dicht neben unserem Laden eine Ellenwaarenhandlung befand. Mit den jungen Leuten

dort war ich sehr selten in Berührung gekommen; einmal waren sie älter als ich, und dann glaubten sie auch als Ritter von der Elle auf einer höheren Stufe der Gesellschaft zu stehen und behandelten uns so ziemlich von oben herab. Auch heute, als ich mit dem Doktor eintrat, steckten sie die Köpfe zusammen und verzogen ihre langweiligen Gesichter, und einer fragte mich ziemlich spitz, was ich eigentlich zu kaufen gedächte, worauf aber der Doktor zu meiner nicht geringen Verwunderung mit lauter Stimme entgegnete: „Hören Sie, Junker vom Ladentisch, ich muß es mir für die Zukunft verbitten, daß Sie meine Patienten ausfragen. Unserem Nachbar hier ist heute Mittag — was war es denn eigentlich? ja, ein Oelfaß auf den Arm gefallen und hat ihm eine nicht unbedeutende Quetschung verursacht, wogegen er meiner ärztlichen Hülfe bedarf. Sie sehen also, junger Mensch, daß er nach den Leistungen Ihrer Elle nicht begierig ist.“

Die Ladendiener sahen mich verblüfft an und einige Käufer, die im Laden waren, schauten eben so verwundert auf den Doktor, der würdevoll durch das Gewölbe schritt und sich hinten im Hausgang mit lauter Stimme bei der Magd erkundigte, wie viel Kranke während seiner Abwesenheit nach ihm gefragt hätten. Das Frauenzimmer lachte ihm in's Gesicht, ohne daß sich der Doktor dadurch gekränkt fühlte, vielmehr schrie er noch lauter, daß man es deutlich vorne im Laden hören konnte: „So? also sechs Stück Kranke, von denen zwei bettlägerig?“ Darauf stieg er ruhig die Treppe hinauf und ich folgte ihm. An seiner Stubenthür hing eine große Tafel, über der deutlich zu lesen stand: „Doktor Burbus, praktischer Arzt, ist wegen seiner vielen Geschäfte in der Stadt nur Morgens von acht bis zehn und Nachmittags von fünf bis sieben anzutreffen. Bedürftige Personen werden unentgeldlich behandelt.“

Nach dem, was ich mir bisher vom Wissen und Können des Doktors vorgestellt, und was mir mein College davon mitgetheilt, erwartete ich auf der Tafel keinen einzigen Namen zu finden, und

verwunderte mich daher nicht wenig, als ich las: „Wann wird mich der Herr Doktor nach so vielen schriftlichen Ermahnungen endlich besuchen? Kranz, Schneidermeister," und darunter: „Der Herr Doktor seindt gebetten, doch nächsten Samstag in Eichener Person bei mir herüber zu kommen. Die Wascherin." Ferner hieß es noch: „Herrn Doktor wünscht persönlich und mündlich zu sprechen Joachim Klotz, Schuhmachermeister. P. S. Von wegen der neuen Stiepeln, die fertig sein." — „Ei," sagte ich, nachdem ich diese Episteln überflogen, „Sie haben ja schon eine ziemliche Praxis und ordentliche Leute. Sind diese Patienten gefährlich krank? Den Schneider Kranz kenn' ich, er hat mir schon einen neuen Rock gemacht." — „So?" entgegnete der Doktor gleichgültig, „ja, sie befinden sich meist im letzten Stadium ihrer Krankheit; ja wohl — es hilft bei ihnen nichts mehr, ich habe sie so ziemlich Alle aufgegeben."

Wir traten in das Zimmer, das mir von gestern Nacht her noch sehr gut im Gedächtniß war; aber heute, beim spärlichen Licht, das durch das einzige Fenster herein fiel, sah es noch viel düsterer und unheimlicher aus. Während ich nach des Doktors Aufforderung meinen Bericht über die heutigen Ereignisse fortsetzte, sah ich mich neugierig um. Das Skelett hatte die Mütze des Doktors auf dem Kopf und der grüne Sämmtling hing um seine Schultern; zwischen den Zähnen hielt es eine lange Pfeife, und das Talglicht, das der Knochenmann in der Hand trug, war so herabgebrannt, daß die Finger vom Feuer geschwärzt waren. Auf Tisch und Stühlen herrschte malerische Unordnung; hier lag ein zerbrochenes Rapier, dort ein paar beschmutzte Bücher und andere Papiere. Am Fenster lehnte noch das Brett, auf dem ich gestern Nacht herüber gerutscht, und es schien mir interessant, beim Tageslicht den Abgrund zu betrachten, über dem ich geschwebt, sowie das Fenster meines Schlafzimmers gegenüber. Kaum aber hatte ich einen Blick hinübergeworfen, so fuhr ich zurück, denn ich erblickte drüben meinen Collegen Philipp und neben ihm die ohnmächtige Jungfer Barbara, die

aber jetzt nicht mehr ohnmächtig war; Beide lehnten vertraulich an meinem Fenster. Der gute Philipp, ohne Zweifel durch die letzte unerhörte Schandthat, die ich an unserer Hausjungfer verübt, auf's Aeußerste gegen mich erbost, machte Geberden, die mir deutlich sagten, daß er der ehrwürdigen Schwester unseres Prinzipals meinen Besuch beim Doktor mit allen seinen Folgen, als da waren die Rutschpartie und meinen Krankheitszustand von heute Morgen, erzählte. Der Doktor, der hinter mir stand und sich eine Pfeife stopfte, merkte so gut wie ich, daß ich in Anklagestand versetzt wurde, und trat rasch vor, wobei er mit seiner starken Figur das schmale Fenster so ausfüllte, daß ich ungesehen von außen zwischen seinen Armen durch deutlich und zu meiner großen Freude den Schrecken der Jungfer Barbara und Philipps sehen konnte, als ihnen Herr Burbus einen guten Abend hinüber schrie. Die Dame wollte sich alsbald zurückziehen, aber der Doktor fuhr rasch fort: „O weilen Sie doch in meiner Nähe, Holdeste Ihres Geschlechts! Blümlein von Sheriods Heide, weßhalb willst du verschwinden, da kaum der perlende Nachtthau deine Blätter benetzt hat? Und Sie, freundlicher Nachbar,“ wandte er sich an Philipp, „theuerster Junker vom Oelmaß, edler Cavalier vom ersten Stock, es drängt mich, ein angenehmes Zwiegespräch mit Ihnen zu halten. Deßhalb ersuche ich Sie höflich, zu bleiben, sonst werde ich eine Geschichte hinausschreien in die Welt, eine Geschichte — nun, Sie verstehen mich schon.“

Barbara wurde vor Zorn bald blaß, bald roth, aber sie mochte sich vor dem Gebrülle des Doktors fürchten, und verließ das Fenster nicht. — „Aber was wünschen Sie denn von mir?“ fragte Philipp kleinlaut. — „Tapferer Don,“ entgegnete der Doktor, „als Arzt bin ich Physiognom, und aus Ihren Mienen, die beiläufig gesagt, erbärmlich genug sind, ersah ich deutlich, welche Geschichten Sie den keuschen Ohren der Jungfer Barbara erzählten. Aber warum wollen Sie Andere anschwärzen, da Sie mich ja selbst zum öftern auf diesem

unsichern, ja schwankenden Pfade des Lasters mit Ihrem Besuche beehrt haben? Auch Sie halfen mir ja manches gute Glas Punsch austrinken und verließen mich darauf in einem Zustande, der füglich ein sehr erheiterter genannt werden konnte."

Hatte Jungfer Barbara bisher schon grimmig drein geschaut, so zog sie bei dieser Aussage wider Philipp ihre Augen und Mundwinkel noch enger zusammen. Der Unglückliche wagte nicht einmal zu läugnen, er fürchtete, der schreckliche Nachbar möchte noch mit Anderem herausrücken, mit Anderem, viel Schlimmerem, was einstens bei einem solchen Besuch im Zimmer des Doktors vorgefallen war. O hätte Barbara in diesem Augenblick ihren Zorn verschluckt, und wäre vom Fenster zurückgetreten, statt daß sie dem Doktor ziemlich unverblümt sagte: wenn sich auch Philipp wirklich eine Uebereilung habe zu Schulden kommen lassen, so sei er wahrscheinlich von ihm verführt worden; was aber meine Person betreffe, setzte sie mit erhobener Stimme hinzu, so sei ich einer der vielversprechendsten, jungen Taugenichtse, die es gebe.

Das war zu viel für meinen Freund, den Doktor; er griff mit der Hand hinter sich, erwischte eine alte rostige Pistole, die an einem Nagel neben dem Fenster hing, und richtete sie plötzlich auf Philipp, mit dem fürchterlichen Schwur, er wolle ihm, so wahr die Pistole mit zwei Kugeln und einigem gehackten Blei geladen sei, den Hirnkasten damit zerschmettern, wenn er nicht augenblicklich der Wahrheit die Ehre gebe und bekenne, ob er ihn verführt oder ob ihn nicht vielmehr zwei schwarze glänzende Augen magnetisch angezogen.

Die Weiber haben in solchen Dingen einen merkwürdigen Scharfsinn; kaum hatte der Doktor der beiden schwarzen Augen erwähnt, so errieth Jungfer Barbara den Zusammenhang. Einen Augenblick wartete sie, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, ob nicht der unglückliche Philipp diese Anklage mit den fürchterlichsten Eiden von sich weisen werde. Mochte ihn nun aber das Be-

wußtsein ungeheurer Schuld, oder die fürchterliche Waffe drüben mit Entsetzen lähmen, genug, er senkte sein Haupt und schwieg.

„Philipp!“ sagte jetzt Jungfer Barbara; aber sie sprach dieses einzige Wort in einem Tone, daß es klang, als spräche Vater Thibaut: „Antworte bei dem Gott, der droben donnert: gehörst du zu den Heiligen und Reinen?“ Und Philipp senkte sein Haupt noch tiefer und schwieg. Da raffte sich Barbara zusammen und verließ verzweiflungsvoll das Fenster, und plötzlich verschwand auch Philipp. Eilte er ihr nach oder drückte ihn die Größe der Schuld auf den Boden nieder? Doktor Burbus aber erhob sich im Fenster in seiner ganzen Majestät und Größe und donnerte der Enteilenden nach: „Cardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!“

Darauf zog auch er sich vom Fenster zurück, warf sich auf einen Stuhl und konnte vor dem ausgelassensten Gelächter lange nicht zu sich selber kommen. Wenn ich auch nicht so ganz mit mir im Reinen war, was es mit den schwarzen glänzenden Augen des Doktor Burbus für eine Bewandtniß habe, so setzte ich mir doch etwas in meinen Gedanken zusammen, was der Wahrheit so ziemlich nahe kam. — Während der Doktor in die Ecke ging, um sich seines festlichen Anzugs zu entledigen, sah ich mich auf dem Tisch um und erblickte, halb von Tabacksasche und angebrannten Fidibus bedeckt, ein Heft mit der Ueberschrift: Tagebuch des Doktor Burbus. Auch ich hatte einst Tagebücher führen müssen, ein Geschäft, das für mich zu den allerschwierigsten gehörte. Da sollte man lange Seiten voll schreiben über die Spaziergänge, die man gemacht, über das, was man in den verflossenen Tagen alles gelernt u. s. f. Da aber, offenherzig gestanden, des Gelernten bei mir eben nicht viel war, so füllte ich die meisten Seiten meines Tagebuchs aus wie folgt: den 16. fiel nichts besonders Merkwürdiges vor. Ich war nun aber wirklich begierig, womit ein Mann von der Erfahrung und Gelehrsamkeit des Doktor Burbus seine Denkblätter gefüllt haben mochte. Nachdem ich ihn höflich um Erlaubniß ge-

beten, öffnete ich das Buch und war sehr erstaunt, als ich sah, daß es zum größten Theil aus unbeschriebenem Papier bestand. Ich meinte, es sei ein erst vor kurzer Zeit neu angefangenes Tagebuch, aber die Jahreszahl auf der ersten Seite zeigte mir, daß es wenigstens zehn Jahre alt war, und für die lange Zeit hatte der Doktor sehr wenig hineingeschrieben. Auf der ersten Seite stand die Erzählung eines sehr fidelen Abends, der mit einer soliden „Holzerei" geendigt. Ein halbes Jahr später kam die Bemerkung „Von heute gewöhnte ich mir an, auf jede Aeußerung eines Andern zu erwidern: „das ist sehr mittelmäßig." Einige Zeit darauf gesteht er, daß er diese Phrase abgeändert und Alles „impossible" gefunden; weiterhin fand er Alles ganz classisch, und endlich wurde der Kernspruch Mode: „Auf Ehre, ganz famos!" Zwischen diesen Notizen waren hie und da Blätter herausgerissen und zuweilen Bier- und Weinrechnungen oder auch Waschzettel hinein geschrieben. Als ich die beschriebenen Blätter hinter mir hatte und schon glaubte, es sei Alles zu Ende, kam ich an eine Seite: wo der Vers zu lesen war:

Nimm meinen Rath in kluges Ohr
Und schmücke die alte Schenke,
Steck' einen grünen Busch vor's Thor
Und rüste frisches Getränke.

Dann hieß es: „zweiter Weihnachtstag, heute begann das Bier außerordentlich gut zu werden, Abends Rausch — am siebenundzwanzigsten: Morgens Katzenjammer, Abends Rausch, am achtundzwanzigsten: Morgens Katzenjammer, Abends Rausch, am neunundzwanzigsten und dreißigsten desgleichen, am einunddreißigsten: Morgens Katzenjammer, Mittags eine kleine geistige Erheiterung, nachher gelinder ditto, Abends einen äußerst großartigen Sylvester-Rausch. — Am ersten Januar, nachdem ich mir zum Neuen Jahre gratulirt, eine berühmte Schrift des unsterblichen Sieben gelesen,

die mir N. geliehen: „der Katzenjammer heilbar!“ Ich schöpfte daraus viel Nützliches.“

Damit waren die Bekenntnisse einer schönen Seele zu Ende; wenn auch hie und da einige Federstriche und Dintenklekse einen Versuch anzeigen, den Faden des merkwürdigen Erlebten wieder aufzunehmen, so war es doch beim Gedanken geblieben, denn es fand sich nichts mehr vor.

Allermittelst hatte der Doktor seinen grünen Sammtrock wieder angezogen, und nachdem ich noch einen Blick hinübergeworfen hatte auf das Reißmehl'sche Haus, verließen wir das Zimmer. Der Doktor wischte auf seiner Tafel die drei unheilbaren Patienten aus, und wir eilten, ich zu meiner Großmutter, er in seinen Clubb, wo sich, wie er versicherte, die geistreichste Gesellschaft der ganzen Christenheit zusammenfand.

X.

Familienrath.

Ich erreichte das Haus meiner Großmutter, als es gerade anfing dunkel zu werden. Auf der Straße wurden mit vielem Geräusch die Laternen herabgelassen, angezündet und wieder hinaufgezogen, ein Manöver, dem ich in meiner Kindheit immer mit großem Vergnügen zugesehen. Als ich in den Laden meiner Tante trat, kam sie gerade mit einem Licht aus der Stube und mußte, vom Schein geblendet, die Hand vor das Auge halten, um mich zu erkennen. Nicht ohne Herzklopfen, aber äußerlich ganz ruhig, bot ich ihr einen guten Abend und begab mich in das Zimmer der Großmutter, die eben damit beschäftigt war. einen großen grünen Schirm auf einer

Lampe zu befestigen. Zu meiner großen Freude erblickte ich auch die Jungfer Schmiedin, die an der anderen Seite des Tisches saß und ein Stück Zeug vor sich ausgebreitet hatte, von dem sie mittelst eines Papiermodells eifrigst ein Stück herunter schnitt. Es war im Stübchen recht angenehm; auf unsere Dachkammer wurde uns kein Holz mehr zum Einheizen geliefert, da es stark auf's Frühjahr losging: aber die Großmutter hatte am kühlen Abend ein Feuerchen anmachen lassen, welches das Zimmer behaglich erwärmte, und auf dem Ofen lagen einige Aepfel, die anfingen zu braten und unter sinnigem Knistern und Pfeifen einen angenehmen Duft verbreiteten.

Die beiden Damen bemerkten mich Anfangs gar nicht. Großmutter war in ihr Geschäft so vertieft, daß sie nicht einmal auf die Jungfer Schmiedin zu hören schien, die in leisen, sanften Worten etwas sprach, was ich nicht verstand. Aber es mochten fromme Betrachtungen sein, um welche sich die Unterhaltung drehte, denn als der Lichtschirm befestigt war und die Großmutter die Brille des Generals auf ihre Nase gesetzt hatte, lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück, schlug die Hände über einander und sagte: „Ja, ja, Schmiedin, selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." — Jetzt, dachte ich, ist es Zeit, und riß mit einem lauten: „Guten Abend, Großmutter!" den Faden der frommen Unterhaltung auf einmal entzwei.

„So, du bist auch wieder einmal da?" sagte die Frau und hob ihren Lichtschirm in die Höhe, um mich anzusehen; die Schmiedin aber blickte freudig von ihrer Arbeit auf und lächelte mir herzlich zu, während sie mir einen Stuhl an den Tisch schob, auf welchem ich mich zögernd niederließ. Es war mir gar nicht behaglich zu Muth; denn wenn ich mit dem herausrückte, was mich heute Abend hierher führte, so unterbrach ich die feierliche Stimmung, in der sich beide Frauenzimmer befanden, doch auf eine gar zu unangenehme Art. Indessen schien die Großmutter sehr gut gelaunt, denn sie

citirte Anfangs keine Sprüchwörter, sondern fragte lachend, ob ich dem klugen Gott Mercurius schon Einiges von seinen Kniffen und Pfiffen abgelernt? Auch erkundigte sie sich nach dem Befinden des Herrn Reißmehl und nach dem Wohlsein der Jungfer Barbara, wobei ich mit Freuden bemerkte, daß, wie sie diese Namen aussprach, die Schmiedin ein wegwerfendes, verdrießliches Gesicht machte. Aha, dachte ich bei mir, hier ist es an der Zeit, einen Nothanker auszuwerfen. Nachdem ich die Großmutter versichert, daß sich Herr Reißmehl sehr wohl befinde, setzte ich hinzu: „Was aber die Jungfer Barbara betrifft, so ist es mir sehr gleichgültig, wie es ihr geht, denn, Großmutter, eine boshaftere Person als sie können Sie sich nicht denken.“ Bei diesen letzten Worten sah ich die Schmiedin an; ihr Gesicht strahlte vor Freude.

„Ja,“ fuhr ich fort und nahm einen Ton an, als sei mir das Weinen näher als das Lachen, „ja, Jungfer Barbara quält mich den ganzen Tag und ich sag' es Ihnen gerade heraus, Großmutter, daß ich's bei Herrn Reißmehl schwerlich länger aushalte.“ Die alte Frau war über meine plötzliche energische Aeußerung so erstaunt, daß sie mich eine Zeit lang ansah, ehe sie ein Wort sprechen konnte. Die Schmiedin aber fing leise an zu schluchzen und konnte kaum die Worte herausbringen: „O Gott, o Gott, Frau Pastorin, ich habe es Ihnen ja gesagt, ich habe es ja gesagt! Nur nicht in das Reißmehl'sche Haus, das schon von außen so finster und unheimlich aussieht! Ach, der arme Schelm!“ — „Ei was,“ entgegnete meine Großmutter, nachdem sie sich von ihrem Erstaunen erholt, „was armer Schelm! Ich bitt' Sie sehr, Jungfer Schmiedin, bestärk' Sie den Jungen nicht in seinen bösartigen Aeußerungen über eine so achtbare Person, wie die Jungfer Barbara Reißmehl!“ — „Achtbare Person!“ jammerte die Schmiedin. „Ach, Frau Pastorin, ich könnte Ihnen eine Geschichte erzählen — doch, ich schweige,“ setzte sie hinzu, „ja ich will schweigen und er soll erzählen, wie ihn die Jungfer Barbara behandelt.“

Das ließ ich mir denn auch nicht zweimal sagen und erzählte all die kleinen freundschaftlichen Rencontres mit Barbara, in die ich durch Fanny, durch Philipp, durch die krampfstillende Medizin und durch Doktor Burbus verwickelt worden. Daß ich die Farben etwas stark auftrug, kann man sich leicht denken, und damit entstand ein so grelles Bild vom Charakter der bösen Jungfer, daß die Großmutter ernsthaft den Kopf schüttelte und meine Tante, die unterdessen auch eingetreten war, mehreremale sagte: „Ah, das ist stark! das ist sehr stark!" Aber die Schmiedin erst — die lachte und weinte durcheinander; jetzt erpreßte ihr mein trauriges Schicksal die herbsten Thränen, und gleich darauf triumphirte sie, daß sie sich in Jungfer Barbara nicht geirrt. Ich ermangelte auch nicht, mit einzuflechten, daß ich im Geschäft des Herrn Reißmehl so gut wie gar nichts lerne, daß nichts anders vorkomme, als Kaffee und Zucker wiegen u. s. f. „Und deßhalb," schloß ich meine Klage, „will ich ebenso gern Schneider werden, als noch länger im Hause dort bleiben, wo es ohnehin so unheimlich ist, daß man nicht anders glauben kann, als es müsse ein Geist umgehen."

Für diese letzte Aeußerung warf mir die Schmiedin einen sehr dankbaren Blick zu; sie nahm meine Vertheidigung mit einer Zungenfertigkeit auf und unterstützte meinen Wunsch, das Reißmehl'sche Haus zu verlassen, mit so triftigen Gründen, daß sich am Ende Großmutter und Tante bestimmen ließen, vorläufig ihre Einwilligung zu geben, wenn nämlich der Vormund nichts dawider habe. — Wer war glücklicher als ich, daß dieser Sturm so gut vorübergegangen war! Während des Nachtessens wurde ich so keck, daß ich, allerdings vorsichtig, anfing von der Skelettgeschichte zu erzählen, was die ganze weibliche Gesellschaft, die mir aufmerksam zuhörte, so ergötzte, daß sie, einschließlich meiner Großmutter, laut auflachten. Im Eifer des Gesprächs war es spät geworden, und nachdem mir meine Großmutter fest versprochen, gleich morgen früh dem Vor-

mund zu schreiben und so meine Lösung aus den Reißmehl'schen Banden zu erlangen, stand ich auf, um mich zu empfehlen.

XI.

Das heimliche Gericht.

Es war hohe Zeit, daß ich mich nach Hause verfügte; die Uhren schlugen alle die eilfte Stunde, und wenn ich auch noch so genau nachzählte, es hatte sich keine geirrt. Der Himmel, des Abends bewölkt gewesen, hatte sich aufgeklärt, aber es war um so kälter geworden, und es fror still vor sich hin. Die Wasserlachen auf der Straße waren mit einer dünnen Eisdecke überzogen und knarrten unter meinen Fußtritten. Aus den Wirthshäusern kamen zahlreiche Gäste, da mit der Polizeistunde die Lichter gelöscht werden mußten, und nur in großen Gasthöfen und geschlossenen Gesellschaften war Alles noch munter und lebhaft. Ich kam aus den größern Straßen in die kleineren winklichten des Stadtviertels, wo wir wohnten; da gewahrte ich plötzlich an einer Seite der Häuser fünf bis sechs Leute, die leise zusammen lachten und mit etwas beschäftigt schienen. Was mochte es sein, als ich genauer hinsah, bemerkte ich, daß sie vor einer großen Putzwaarenhandlung standen. Einer trug auf der Schulter ein langes Brett und ein Anderer schwang sich auf die Fensterbrüstung, nahm dem Ersten das Brett ab und befestigte es oberhalb der Thür, was Alles in weniger als einer Minute geschehen war. Dann traten sie vor das Haus hin und betrachteten mit unterdrücktem Gelächter ihr Werk. Gar zu gern hätte ich gewußt, was die Leute eigentlich machten, und ich blieb nicht nur stehen, sondern trat einen Schritt näher. Auf einmal wurde mich

einer gewahr und alsbald kamen ihrer zwei auf mich zu, die in Manieren und Ansehen überraschende Aehnlichkeit mit meinem Freunde, dem Doktor Burbus, hatten. Sie fragten mich eben nicht höflich, was ich hier zu schaffen habe; ich gerieth in einen Wortwechsel mit ihnen. Eben hatte mir einer die Mütze vom Kopfe gerissen, als auch die Andern, die bisher im Schatten des Hauses geblieben waren, in die Mitte der Straße eilten, und es wäre mir vielleicht schlecht ergangen, wenn nicht plötzlich eine mir wohl bekannte Baßstimme die Worte ausgerufen hätte: „Ei, ei, das ist ja mein Freund Patient! Ladenjüngling, woher des Weges?"

Ich war hoch erfreut, den Doktor hier zu sehen, und beklagte mich über das Benehmen seiner Herren Kameraden. Der Doktor gab mir halb Recht; er stellte mich der ganzen ehrenwerthen Gesellschaft vor und verbürgte sich für meine gute Aufführung, worauf mir erlaubt wurde, mitzuziehen und fernerhin am großartigen „Ulken" Theil zu nehmen. Dieses Wort war mir ganz fremd. Um mir einen Begriff davon zu geben, führte mich der Doktor an das Haus, vor welchem ich die Gesellschaft gefunden, und ich sah nun, daß die Herren neben dem Schild mit der Aufschrift: Putzwaarenhandlung, ein anderes hingepflanzt hatten, auf dem zu lesen stand: „Susanne Kehricht, privilegirte Hebeamme." — Was aber das fernere Ulken betraf, so hatte der Himmel ein Einsehen; dichte Wolken, die der Wind auf einmal über unsern Häuptern zusammengeweht hatte, legten sich in's Mittel und sandten ein mit Regen vermischtes Schneegestöber herab, das den Aufenthalt auf den Straßen sehr unangenehm machte, weßhalb beschlossen wurde, ruhig nach Hause zu ziehen und allenfalls mitzunehmen, was sich von selbst darböte.

So kam ich mit dieser Gesellschaft lustiger Brüder in die Gegend des Reißmehl'schen Hauses, und meine Besorgniß, wie ich zu so später Stunde in's Haus kommen könnte, war nicht gering. Als wir beim Soldaten mit der langen Nase vorbei kamen, hörten wir

plötzlich zu den Füßen des steinernen Kerls ein heiseres Bellen, worauf der Doktor eilig mit der Hand hingriff, sie aber hastig zurückzog, indem er versicherte, es habe ihn etwas in die Finger gebissen. Jetzt wurde die Sache genauer untersucht, und da fand es sich denn, daß es Fanny war, unser alter feister Mops, der Gott weiß durch welche Tücke des Schicksals, ausgeschlossen war, um die Nacht hier in Schnee und Regen zu verbringen. Hätte Jungfer Barbara auf ihrem weichen Lager das schreckliche Geschick ihres Lieblings gewußt, sie hätte kein Auge geschlossen; und erst Philipp! ich war überzeugt, sein Schlaf wurde von schaurigen Ahnungen durchzogen. Was den Prinzipal betraf, so setzte ich bestimmt voraus, er sei noch nicht zu Hause; er müßte das Jammergeschrei des Hundes so gut wie wir gehört und den Liebling mit hereingenommen haben.

Unterdessen hatte der Doktor aus seinem Schnupftuch eine Schlinge gemacht, hatte sie dem Hunde um den Hals geworfen und zerrte ihn hervor. Vergebens bat ich, seiner zu schonen; der Doktor erzählte den Andern, wie ich eigentlich um dieses Hundes willen die Gunst des Prinzipals verscherzt habe; ferner trug er vor, dieser feiste Mops sei der Liebling seiner beiden Todfeinde, der Jungfer Barbara und Philipps; und er müsse exemplarisch gezüchtigt werden für die Frechheit, Abends so spät aus dem Hause zu gehen. Darauf hielt die Gesellschaft einen kurzen Kriegsrath und der armen Fanny wurde förmlich das Todesurtheil gesprochen. Nur konnte man sich nicht gleich über die Todesart einigen. Der Doktor wollte den Hund mit nach Hause nehmen, um zum Besten der Menschheit, wie er sich ausdrückte, interessante Versuche mit Blausäure an ihm zu machen, wogegen sich aber ein Jurist heftig aussprach, indem er behauptete, Hinrichtungen mittelst Gift seien gänzlich aus der Mode gekommen und er stimme vielmehr dafür, daß Deliquentin gehenkt werde.

Da diese Ansicht des Juristen den Andern einleuchtete und

Doktor Burbus sich überstimmt sah, so bat er sich wenigstens aus, daß Fanny am steinernen Soldaten gehenkt werde; auch hiegegen protestirten die Andern als eine Verletzung des Respekts gegen den alten gedienten Kriegsmann. Als aber einer im Uebermuth rief: „A la lanterne!“ brüllten die Andern dieses schreckliche Worte nach, und zwei machten sich gleich daran, den Laternenkasten aufzubrechen und den Strick zu lösen, worauf die brennende Straßenlaterne langsam und feierlich herabschwebte.

Soweit hatte ich die Verhandlungen kommen lassen, aber in diesem entsetzlichen Augenblick sprang ich dazwischen, ergriff den Hund bei einem Bein und erklärte Angesichts des schauerlich leuchtenden Galgens, daß ich den Tod des Hundes nimmermehr zugeben würde. Ich sprach eifrig und lange verwirrtes Zeug durcheinander und weiß mich nur noch zu erinnern, daß ich unter Anderem sagte, ich werde nöthigenfalls laut schreien und die Polizei zu Hülfe rufen. Diese letzte Drohung schien zu wirken. Zuerst trat Doktor Burbus lachend auf meine Seite, indem er erklärte, er wolle sich eine andere Strafe gefallen lassen, aber Züchtigung müsse stattfinden. Nach und nach traten ihm die andern bei, bis auf den Juristen, der hartnäckig behauptete, es stehe selbst dem Gerichtshofe nicht zu, die einmal ausgesprochene Todesstrafe willkürlich in eine andere zu verwandeln. Er wurde aber überstimmt, und als jetzt der Doktor vorschlug, man solle das Licht in der Straßenlaterne auslöschen, den Hund lebendig einsperren und dann die ganze Maschine wieder hinaufziehen, wurde dies mit Jubel aufgenommen und sogleich ausgeführt. Fanny wurde, nachdem die Lampe ausgeblasen worden, in die sehr geräumige Laterne eingeschlossen, in die Höhe gezogen und ihrem Schicksal überlassen.

Während dieses heimlichen Gerichts gab der Himmel in Einem fort sein Mißfallen zu erkennen über die Unthat, die wir begingen. Es stürmte unaufhörlich und wir waren von dem Schnee und Regen, der herabströmte, ganz durchnäßt. Ueber unsern Häuptern

schaukelte sich ächzend die Straßenlaterne, und der Hund in derselben, von der ungewohnten Bewegung geängstigt, nahm seine letzten Kräfte zusammen und brach in ein Geheul aus, das schauerlich durch die öden Straßen hallte. Jetzt trennte sich die Gesellschaft und ich ließ mich vom Doktor überreden, mit ihm in sein Zimmer zu gehen, um von dort über das Brett in mein Fenster zu gelangen. — Kaum waren wir in den Schatten seines Hauses getreten, so hörten wir durch die Straße herauf Tritte, und im Manne, der auf das Behutsamste auf uns zukam und mit der größten Sorgfalt die Kothlachen vermied, erkannte ich alsbald meinen Prinzipal, den Herrn Reißmehl, der aus seinem Clubb nach Hause kam. Auf einmal blieb er mitten in der Straße stehen, drehte seinen Regenschirm etwas auf die Seite und horchte in die Höhe; er hatte die Klagelaute Fanny's vernommen. Nachdem er sich nach allen Richtungen umgesehen, ohne etwas zu entdecken, glaubte er, er habe sich geirrt und trat ruhig an die Thür des Ladens. Aber kaum hatte er das Schloß geöffnet, als Fanny auf's Neue in den kläglichsten Tönen ihre Anwesenheit kund gab. Der Prinzipal trat jetzt einen Schritt in die Straße hinein und schaute aufmerksam an seinem Hause empor. Aber da war Alles finster und still. Ich bemerkte deutlich, wie er endlich kopfschüttelnd in's Haus trat. Wir schlichen hinzu und sahen durch den Fensterladen, wie der Herr Reißmehl in seiner Schreibstube das Licht anzündete. Jetzt, dachten wir, wird er nach dem Lager Fanny's sehen und den Hund mit Schrecken vermissen. Richtig, so war es auch, und nun sahen wir ihn eilig wieder in die Thüre treten und mit dem Lichte hinausleuchten. Aber ein Windstoß, der durch die Straßen heulte, blies ihm die Kerze aus und bewegte die Laterne in heftigeren Schwingungen, worauf der Hund jämmerlicher als je zu heulen begann. Da aber jetzt der Prinzipal auf's Neue sein Licht anzündete und die Treppe hinauf ging, wahrscheinlich um Fanny oben zu suchen, wobei er vielleicht auch auf unser Zimmer kommen konnte, so bat ich den

Doktor, mit mir hinauf zu eilen, damit ich vorher mein Fenster und mein Bett gewinnen könnte.

Er schloß die Thüre auf, wir tappten eilig die Treppe hinan und traten in sein Zimmer. Ich ging an's Fenster, um das Brett hinauszuschieben, und bemerkte, daß sich der Prinzipal mit dem Lichte im ersten Stock befand und jetzt in das Schlafzimmer der Jungfer Barbara trat. Ich schob das Brett hinaus bis in mein Fenster, das glücklicher Weise geöffnet war. Der Doktor hielt das eine Ende fest und ich setzte mich rittlings darauf, um langsam vorwärts rutschend den Hafen zu gewinnen.

> Doch mit des Geschickes Mächten
> Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
> Und das Unglück schreitet schnell.

Wahrscheinlich hatte der Prinzipal seine Schwester mit der Trauerbotschaft, Fanny sei verschwunden und er höre sie in der Luft irgendwo kläglich schreien, aus ihrem süßen jungfräulichen Schlummer gerüttelt. Sie war im ersten Schrecken dem Bett entsprungen, um selbst nach dem Liebling auszuspähen; denn plötzlich hörte ich unter mir ein Fenster öffnen und

> Schön wie der Mond, der nächtig einsam wallt,

erschien sie mit brennendem Licht am Fenster, wohl in der Meinung, der Mops liege am Boden zwischen den beiden Häusern. Was sollte ich thun? In der ersten Angst versuchte ich ungeschickterweise zum Doktor zurück zu rutschen. Wär' ich nur ruhig auf dem Fleck geblieben, so hätte sie mich vielleicht nicht bemerkt. Aber auf einmal vernahm sie das Krachen des Brettes, blickte in die Höhe, und als sie da zwischen Himmel und Erde eine Figur schweben sah, kreischte sie „Mörder! Diebe!" ließ vor Schrecken das Licht zwischen die Häuser hinabstürzen und verschwand vom Fenster.

Ob diesem plötzlichen Zusammentreffen mißlicher Umstände wäre ich fast dem Licht gefolgt. Indessen hielt ich mich am Brette fest

und begann eifrig meinem Fenster zuzututschen. Schon hätte ich es erreicht und saß vor demselben, als die Thür des Nebenzimmers hastig aufgerissen wurde. Der Prinzipal, mit einem rostigen Schwerte bewaffnet, stürzte in mein Zimmer, hinter ihm Philipp im bloßen Hemde, einen Besenstiel in der Hand, und draußen auf dem Gange erblickte ich eine ganz fabelhafte Gestalt, die wie Jungfer Barbara aussah und krampfhaft das Treppengeländer umklammert hielt. — Dieser Augenblick war der schrecklichste meines Lebens. Hinter mir stand der Doktor Burbus am Fenster und lachte aus vollem Halse, denn auch er konnte ungefähr bemerken, was vorfiel. Schon hatte der Prinzipal mich am Kragen gefaßt, als er erst bemerkte, daß es sein eigener Lehrling sei, der das Haus in Allarm brachte. Konnte man es ihm übel nehmen, wenn er, anstatt meinen Kragen loszulassen, mich nach dieser Entdeckung unsanft in's Zimmer zog, mir mit dem rostigen Schwerte einige ziemlich fühlbare Ritterschläge versetzte und mich auf diese Art, wie es früher bei den Zünften Sitte war, feierlich von der Lehre lossprach? Philipp kreischte vor Entsetzen laut auf, und Jungfer Barbara an der Treppe drohte in eine lebensgefährliche Ohnmacht zu fallen, wenn sie mit einem solchen Ungeheuer noch eine Nacht unter demselben Dache verbringen müsse, und verlangte, ich solle unverzüglich das Haus verlassen.

Nach solchen Vorgängen war ich dies denn auch zufrieden, und obgleich mir der Prinzipal befahl, erst morgen mit dem Frühesten abzuziehen, hatte er mir nicht sobald den Rücken gekehrt, als ich mich wieder vor's Fenster hinausschwang und auf meinem luftigen Wege zum Doktor Burbus zurückkehrte. Philipp, versteinert ob all dem Ungeheuren, was geschehen, sah mir sprachlos nach; ich rief ihm mit dem Abschiedswort die Kunde zu, wo Fanny, der edle Mops, sich befinde, und somit sagte ich dem Reißmehl'schen Haus Valet auf immer.

XII.

Fanny in der Laterne.

Wie es in einem Vulkan nach einem gewaltigen Ausbruch erst allmählig ruhiger wird, wie es im Innern fortwährend dumpf donnert und zuckende Blitze den Krater erleuchten, gerade so war es nach meinem Abgang durch das Fenster im Reißmehl'schen Hause zum Herrn Doktor Burbus in den Gemächern des ersteren. Wie ein falber Blitz beugte sich Philipp in seinem unentbehrlichen Kleidungsstück weit hinleuchtend zum Fenster heraus, um aus einem Ueberreste kameradschaftlicher Theilnahme in die Tiefe zwischen beiden Häusern hinabzuspähen, ob ich nicht da unten mit einigen zerbrochenen Gliedmaßen liege. Unten in den Zimmern der Jungfer Barbara wurde es bald hell, bald dunkel, und man konnte am Schatten, der zuweilen gegen die weiße Gardine fiel, sehen, daß diese Würdige im Begriff war, sich vollständig anzukleiden, wahrscheinlich um ihren Liebling, die theure Fanny, eigenhändig aus der Laterne zu erretten. Der Prinzipal aber polterte die Stiegen hinauf und herab, und ganz gegen seine Gewohnheit sprach er viel und so laut, daß ich im Zimmer des Doktors deutlich vernehmen konnte, wie er meiner Person nicht auf die schmeichelhafteste Art erwähnte. Oben am Bodenfenster wurde jetzt ebenfalls ein Licht sichtbar, woraus ich schloß, daß die Magd geweckt worden sei. Alles deutete auf einen allgemeinen Ausfall, der aus dem Reißmehl'schen Hause unternommen werden solle, um das Thier zu befreien. Und so war es auch. Bald verschwanden alle Lichter im obern Theil des Hauses und zogen sich in das untere Stockwerk, und ich legte mich mit dem Doktor Burbus so weit wie möglich zu dessen Fenster hinaus, wo wir die Laterne nur eben in dunkeln Umrissen erblickten, aber

desto deutlicher das Aechzen der rostigen Kette hören konnten, an welcher sie hing, sowie ein schwaches Geschrei, das Fanny zuweilen ausstieß.

Jetzt öffnete sich die Hausthür, ein Lichtschimmer fiel auf die Straße und wir bemerkten zwei Gestalten, wahrscheinlich der Prinzipal und Philipp, deren eine unter die Laterne trat, während die andere an das Kästchen ging, in dem dieselbe vermittelst eines eisernen Zackenrades hinaufgezogen und herabgelassen wurde.

Mein edler College, der als ruhiger Staatsbürger wahrscheinlich noch nie in den Fall gekommen war, Laternenkasten aufzubrechen, mochte mit diesem schwierigen Geschäfte nicht umzugehen wissen, und statt vier Finger hinter den kleinen Laden zu legen, und mit einem kräftigen Druck das schlechte Schloß aufzusprengen, hörten wir durch die Stille, die ringsum herrschte, wie er verschiedene Schlüssel probirte, von denen lange keiner passen wollte. Endlich aber mußte der Kasten geöffnet sein, denn wir hörten, wie sich das Rad langsam drehte und die Laterne sich herab bewegte. Sobald dieselbe dicht über der Erde schwebte, stürzte eine weibliche Person aus dem Hause und öffnete nach einigen vergeblichen Versuchen das schwere Gehäuse, um den armen Hund seines gläsernen Gefängnisses zu entlassen. Es war eine rührende Erkennungsscene; Fanny heulte und Jungfer Barbara schluchzte vor Wehmuth und Freude.

In diesem Augenblick hätte ich Philipp sehen mögen, wie er in der kalten Nacht fröstelnd am Laternenkasten stand, indem er sah, wie das Herz, das er liebte, mit der zartesten Sorgfalt beschäftigt war, den durchkälteten Mops im Busentuche zu erwärmen. Eilig schlüpfte Barbara jetzt in's Haus zurück, der Prinzipal folgte und ließ dem armen Philipp allein das Geschäft übrig, die schwere Laterne in die Höhe zu ziehen. Noch immer fegte der rauhe Wind durch die Straßen und pfiff zwischen den beiden Häusern hindurch, so daß unsere Haare sich lüfteten und wir unsere Gesichter bedeckten.



Im Reißmehl'schen Hause mußte eine Hinterthüre offen geblieben sein, wodurch im Gang ein starker Zug verursacht wurde; denn plötzlich hörten wir die Hausthür mit voller Gewalt zuschlagen. Es konnte nichts anderes als ein Zufall sein; welche Ursache hätte Jungfer Barbara gehabt, den armen Philipp auszusperren, der sich längere Zeit vergeblich abmühte, die schwere Laterne in die Höhe zu winden. Ja, es ist dies ein schweres Geschäft, und ich warne jeden, der nicht gut damit umzugehen versteht, besonders in der Nacht, den Lampenputzern nicht in das Handwerk zu pfuschen und keine Laterne herabzulassen, wenn er nicht genau weiß, wie die alte rostige Winde zu handhaben ist, um sie später wieder in die Höhe zu ziehen.

Während wir so im Fenster lagen und manchen Seufzer Philipps belauschten, manchen Ausruf der Ungeduld, den ihm die vergeblichen Anstrengungen erpreßten, fuhr der Doktor Burbus plötzlich in die Höhe und horchte aufmerksam in die Nacht hinaus; sein in dergleichen Dingen geübtes Ohr wußte sehr gut, was ein leises Klirren und Schlürfen auf dem Straßenpflaster zu bedeuten hatte, das ich aus einer ganz unschuldigen Ursache herleitete. Desto größer aber war mein Schreck, als er sich jetzt wieder zu mir herabbeugte und mir hastig mit einer gewissen teuflischen Freude in's Ohr flüsterte: „Da kommt Polizei!" — „Unglücklicher Philipp! harmlosester und unschuldigster aller Menschen, die je im nächtlichen Dunkel eine Straßenlaterne herabgelassen, du bist verloren!"

„Aha! glücklich erwischt!" hörten wir jetzt eine Stimme rufen, in einem Tone, der so unverschämt die Stille der heiligen Nacht unterbrach, daß man deutlich daraus abnehmen konnte, sie müsse nothwendig Einem angehören, der von Gottes Gnaden die Befugniß hat, auf der Straße laut zu schreien; und eine andere Stimme antwortete: „Na! endlich haben wir einmal diese Schlingel! Vogel, man wird Ihn warm setzen!"

Durch die Dunkelheit erblickten wir nur hie und da das

Leuchten eines Epaulettes oder eines Säbels. Philipp, der wahrscheinlich in diesem Augenblicke vor Schrecken wie versteinert war, mußte bei dieser fürchterlichen Ueberraschung die Handhabe des eisernen Drehrades losgelassen haben; denn wir hörten, wie sich dieses von der Schwere der Laterne in Bewegung gesetzt, ächzend einige Male sehr schnell umdrehte; dann erfolgte ein klirrender Fall auf das Straßenpflaster: die Laterne war herabgestürzt und in tausend Stücke zerbrochen. Doktor Burbus rief mir zu: „Hoho, sie haben ihn erwischt! Unglückseligster Ladenjüngling, warum bist du nicht in Jerusalem geblieben!"

In diesem Augenblick sahen wir Philipp wie ein gescheuchtes Reh dem Reißmehl'schen Hause zufliehen; doch ehe er die rettende Schwelle erreicht, hatte ihn die heilige Hermandad wieder erfaßt und begann ihn mit Gewalt fortzuschleppen. Umsonst heulte Philipp in den kläglichsten Tönen, er habe nichts verbrochen, er sei Gehülfe in der Reißmehl'schen Spezereiwaarenhandlung, umsonst öffnete die alte Magd, deren Licht der starke Luftzug ausgelöscht hatte und die sich erst ein neues anzünden mußte, die Hausthür und stieß beim Anblick, der sich ihren Augen darbot, ein gellendes Zetergeschrei aus, umsonst schrie sie nach Jungfer Barbara und dem Prinzipal. Ehe das würdige Paar in dieser unheilvollen Nacht zum zweitenmal die nothwendigsten Kleidungsstücke um sich geworfen hatte und auf die Straße stürzte, war Philipp bereits hinweggeführt und sein Hülfsgeschrei zerriß der sausende Wind und brachte nichts zum Ohr der unglückseligen alten Jungfer, die in stummer Verzweiflung ihre Hände rang.

Bei meinem unfreiwilligen Ausscheiden aus dem Reißmehl'schen Hause hatte mir nicht so sehr das Herz geklopft, hatte ich nicht so sehr moralisches Unbehagen empfunden, wie jetzt, da sich der unschuldige Philipp in den Krallen der Justiz befand. Polizei! dieses Wort schlug entsetzlich an mein Ohr und es durchrieselte mich kalt. Ich war noch nie mit diesem wohlthätigen Institut in Be-

rührung gekommen; aber die Eindrücke meiner frühesten Kindheit lebten in mir auf. Wenn die Androhung aller möglichen Strafen für Lärm und Unfug vergeblich waren, so brauchte nur erwähnt zu werden, daß uns heute Abend die Polizei abholen werde, und wir waren mäuschenstille. Ich konnte mir diese Leute im blauen Rock mit dem rothen Kragen, im großen Hut und ein spanisches Rohr in der Hand, nur in Verbindung denken mit einem schmutzigen kellerähnlichen Loche, das sich bei uns unter einem alten Thurm befand, wohin man allerhand zerlumpte Leute sperrte, die, wie unsere Magd versicherte, erschrecklich viel Ungeziefer hätten. Daß dahin der arme Philipp kommen sollte, erschien mir gar zu schrecklich, und ich konnte heute Abend in die Späße des Doktor Burbus unmöglich einstimmen, vielmehr erklärte ich ihm nach einem langen Kampf mit mir selber, daß ich morgen früh auf die Polizei gehen wolle, um die Unschuld meines Collegen darzuthun.

Ueber diesen Vorsatz brach der Doktor in ein lautes Gelächter aus, und um mich für heute Abend zu beruhigen, versicherte er mir am Ende auf's Feierlichste, daß Philipp schon morgen früh ohne Hülfe seines Arrestes entlassen werden würde, indem in unsern Tagen die heilige Hermandad viel zu aufgeklärt sei, um einen Unschuldigen zu bestrafen. Auch tröstete er mich in Betreff des schmutzigen Loches, indem er mich versicherte, daß es für alle Rangklassen der bürgerlichen Gesellschaft passende Lokale gebe, in welchen sie die Thorheiten ihrer Jugend absitzen könnten.

XIII.

Bisse des Gewissens.

So sehr mich gestern Abend der Gedanke begeistert hatte, den unglücklichen Philipp mit Aufopferung meiner Person aus seinem Arreste zu befreien, so brach doch kaum das dämmernde Licht des trüben Märztages in das Zimmer des Doktor Burbus, wo ich auf einer alten Matratze die Nacht zugebracht, als mir auch die ganze gestrige Unglücksgeschichte in ganz anderen Umrissen vor's Auge trat. Ich empfand einen kleinen Schauder, wenn ich daran dachte, vielleicht gleich meinem Excollegen die nächste Nacht im Loche zubringen zu müssen; denn der Doktor hatte vor dem Einschlafen einigemale in den Bart gebrummt: „Na, geben Sie Acht, der Elleuprinz wird uns noch anzeigen."

Das Wetter war trüb, und schmutzig grau blickte mich das kleine Stückchen Himmel an, das ich von meinem Lager aus zwischen den beiden Dächern sehen konnte. Eben so grau und verdrießlich erschien mir auch meine vergangene Lehrzeit im Reißmehl'schen Hause. Es wollte mir bedünken, als habe ich dort in manchen Dingen vielseitiges Unrecht verübt, und als hätte ich mich sogar mit Jungfer Barbara weit besser stellen können, wenn ich es nur klüger angefangen hätte. Doch was konnte es mir helfen, daß ich die Vergangenheit beklagte! Mit der weiblichen Regierung, an deren Spitze meine Großmutter stand, schmeichelte ich mir schon über eine neue Condition in's Reine zu kommen; doch war sie, was die Bestimmung über mein zukünftiges Leben betraf, nur eine untergeordnete Behörde und mußte an die oberste Stelle, an meinen Vormund appelliren. Letzterer Gedanke war mir besonders unangenehm und trübte meine frohen Aussichten gänzlich. Ich kannte

ihn gar zu gut, meinen Vormund! Bei vielen guten Seiten, die er hatte, und obgleich er redlich für meine Erziehung gesorgt, fürchtete ich ihn doch auf's Entschiedenste und vermied ihn, wo ich nur konnte.

Er war ein kleiner untersetzter Mann; man hätte ihn wohlbeleibt nennen können, dabei war er aber von einer eidechsenartigen und wahrhaft erschreckenden Lebendigkeit, besonders für uns Kinder. In den letzten Kriegen hatte er bei der Armee große Magazine verwaltet, und da ihm Ordnungsliebe schon angeboren war, hatte sich diese durch den langen Dienst so geschärft, daß sie in Kleinigkeitskrämerei ausartete. Der Blick dieses Mannes war wirklich bewundernswürdig. Wenn er am Morgen aufstand, — und das geschah gewöhnlich sehr spät, da er sich schon im vorgerückten Alter befand — so waren seine eigenen Kinder so wie ich, die wir in der großen Stube des Hauses beim Frühstück versammelt waren, auf's Angelegentlichste bemüht, gegenseitig unsern Anzug zu mustern, ob nichts Unordentliches daran zu bemerken sei. Bald öffnete sich droben seine Thüre und wir hörten ihn, in gewissen Zwischenpausen hustend, die Treppe herabkommen. Nun fuhr Alles zusammen, und wir saßen gerade wie Kerzen um den Tisch. Selbst die Mägde in der Küche sahen sich unwillkührlich um, ob Alles so in der Ordnung sei, wie es der Herr befohlen. Dabei kam es sehr darauf an, ob er guter oder übler Laune war. So konnte er in die Stube treten und sogleich mit derjenigen seiner Töchter, an der die Woche war, seine Zimmer in Ordnung zu bringen, ein für uns Alle sehr unangenehmes Haushaltungsgespräch anfangen.

„Hm, hm! du hast die Woche, Caroline, hm! So, ei, hm! Zum wie viel tausendsten Male, Gott mag es wissen! hab ich schon gesagt, ja hab' ich befohlen, daß mein Waschwasser vom Pumpbrunnen in der Küche und nicht vom großen Ziehbrunnen im Hof genommen werden soll? Hm, hm! Aber nicht wahr, Mamsell Caroline, es ist Ihrer Faulheit viel anständiger und bequemer, das

Wasser aus einem der großen Eimer im Hof nehmen zu lassen, wenn es auch schon den vorigen Tag und die Nacht durch gestanden und also schon halb faul ist? Für den Vater ist es doch gut genug.“ — „Aber, verzeihen Sie, Papa —“ — „So, du widersprichst schon wieder? muß ich mich denn beständig über dich ärgern und deine Widersprüche anhören? Ich sage dir, du wirst es noch so weit treiben, daß ich dir die Woche ganz abnehme, und dann wehe dir!“

Bei solchen Morgengrüßen saßen wir Andern zitternd und bleich vor Angst da, denn wenn der alte Herr einmal im Zuge war, ging es leicht der Reihe nach über uns Alle her, und es mochte leicht der Fall sein, daß er am vergangenen Tage von einem irgend eine ähnliche Unthat erfahren hatte, bei welcher Gelegenheit er, um seinem Gedächtnisse nachzuhelfen, jedesmal in sein buntseidenes Taschentuch einen Knoten machte, um die Sache nicht zu vergessen. Aber gerade diese Knoten im Schnupftuch waren unser doppeltes Unglück; denn erstens, wie gesagt, brachten sie ihn auf unsere Unarten zu sprechen und dann vergaß er auch meistens, die erledigten Knoten wieder aufzulösen, wodurch sich unsere Verbrechen beständig häuften. Bei einer Unterredung wie die obige, oder wenn er sonst schlecht gelaunt war, begann er langsam sein Tuch aus der Tasche zu zupfen, und da er nicht immer wußte, wem der betreffende Knoten in demselben galt, so sah er uns alsdann scharf nach der Reihe an, und wer am ängstlichsten nach dem Tuche spähte, der mußte der Schuldige sein, und war es auch gewöhnlich. Die Urtheilssprüche, welche die Knoten im Schnupftuch hervorgerufen, wurden auch häufig durch eben dieses Instrument recht fühlbar vollzogen, worauf sich dann der alte Herr in seine Kanzlei begab, recht zufrieden, in seinem Hauswesen wieder Alles in's Reine gebracht zu haben; denn es war ihm gerade nicht lieb, wie er selbst oft behauptete, den ganzen Tag verweisen und strafen zu müssen, und hatte er ausgetobt, so war er der beste Mann von der Welt. Als-

dann erzählte er uns Geschichten oder spielte mit uns; doch konnten wir uns auch in solchen Augenblicken seiner guten Laune nicht genug in Acht nehmen; die geringste Ungeschicklichkeit oder Unaufmerksamkeit konnte seinen Eifer auf's Neue rege machen. Dadurch aber hatte seine Anwesenheit für seine eigenen Kinder, sowie für mich, etwas sehr Peinliches und Beengendes, und wir konnten uns erst dann recht freuen, wenn er das Haus verlassen hatte. Dann mußte eines von uns durch ein kleines Fenster an der Seite des Hauses auf die Straße sehen, ob er wirklich um die Ecke gegangen sei, worauf wir uns durch den größtmöglichen Unfug aller Art entschädigten und einen Spektakel im Hause anfingen, in welchen gewöhnlich die alte Haushälterin, sowie sämmtliche Mägde kräftigst einstimmten.

Ich war ein Jahr in seinem Hause gewesen, und obgleich es mir da im Ganzen besser ging, als später bei meiner Tante, so war ich doch herzlich froh, als ich es wieder verlassen konnte. Der alte Herr belegte mich auch gar zu häufig mit Strafen, die für mich die empfindlichsten waren. So mußte ich mit ihm auf seine Kanzlei gehen, namentlich an Sonn- und Feiertagen, und dort bekam ich ein großes Buch und ein Stück Papier, das ich vollschreiben mußte, und so oft er einen Fehler darin entdeckte, mußte ich es von Neuem abschreiben, und immer wieder abschreiben. Obendrein saß ich an seiner Seite, und wenn ich nicht fleißig war, oder die Feder nicht recht hielt, so nahm er langsam ein langes flaches Lineal und gab mir damit einen starken Klaps auf die Finger. Auch mußte ich nicht selten da bleiben, wenn er fort ging, und dann schloß er mich ein, und dies waren für mich die schrecklichsten Augenblicke. Die Kanzleistube war ein altes, düsteres Gemach und hatte kleine vergitterte Fenster, zu welchen kaum das nöthige Licht hereindrang, und da saß ich Aermster, meine Finger durch das Schreiben mit Dinte beschmutzt bis an die Knöchel, worauf meine Thränen fielen. Und wenn ich dann einen Versuch

machte, meine nassen Augen mit den Fingern zu trocknen, so nahm das Gesicht bereitwillig die Dintenflecken an. Auch mein weißer Hemdkragen färbte sich schwarz, was später zu neuen unangenehmen Erörterungen Veranlassung gab.

Draußen vor der Kanzleistube summte und wogte an solchen Feiertagen das fröhliche Volk vorbei. Ich erkannte die Stimmen meiner Spielkameraden und mußte hören, wie sie lustig davon zogen, wahrscheinlich vor das Thor, auf eine grüne, duftige Wiese, unsern gewöhnlichen Spielplatz. Wie roch ich in Gedanken den Duft des Grases, wie hörte ich über meinem Haupte die Bäume rauschen, während ich im Staub vergilbter Akten saß und sich über meinem Haupte nur je zuweilen im Luftzuge ein alter zerrissener kattunener Vorhang bewegte, eine Unzahl Motten aus ihrer beschaulichen Ruhe aufstörend.

Dergleichen Gedanken und Erinnerungen quälten mich, wie gesagt, auf der alten Matratze beim Doktor Burbus, und wenn ich mich auch mit Schaudern jener Zeit beim Vormund erinnerte, so kam sie mir doch wie ein holder Maitag gegen das Sturmwetter vor, das sich nach den schweren Ereignissen von gestern Abend gegen mich zusammenzog.

Weh mir! meine Großmutter, meine Tante, der Vormund, Philipp auf der Polizei — das alles machte mich so entsetzlich unruhig, daß ich in meiner Angst anfing, den Doktor aufzuwecken, ein Geschäft, das mir erst nach vielen fruchtlosen Bemühungen gelang. Endlich hob er sein schweres Haupt aus den zerrissenen Kissen in die Höhe, um mich anzuschauen. Dazu blinzelte er mit den Augen und bot mir laut gähnend einen guten Morgen.

„Ach, lieber Herr Doktor,“ sagte ich, „mich haben die Vorfälle von gestern Abend gar nicht schlafen lassen. Sie erinnern sich doch der Sache? Wissen Sie, wo Philipp ist?“ — „O ja,“ entgegnete der Doktor Burbus mit einer sehr heiseren und trockenen Stimme, „freilich erinnere ich mich. Hahaha! Philipp, der Edle, hat das

Asyl treuer Liebe mit einem Quartier in Numero Sicher vertauscht." — „Ja, aber, lieber Herr Doktor," entgegnete ich, „Sie sagten gestern vor dem Einschlafen, Philipp könnte uns angeben, und dann —" — „Ganz recht, Verehrtester," antwortete der Doktor, indem er sich aufrecht in's Bett setzte, so daß seine beiden Füße den Boden berührten, wo er nach ein paar alten gelben Pantoffeln angelte, „wenn uns Philipp verdächtigt — und das trau' ich ihm gar sehr zu — so werden wir vor das Friedensgericht citirt. Kennen Sie dieses Institut? — „O Gott, nein!" jammerte ich, und es war mir gerade, als habe mich schon einer mit rothem Kragen und blauem Rock gefaßt und schleppe mich, ein armes, wehrloses Opfer, durch die Straße.

„Sehen Sie," fuhr der Doktor gähnend fort, indem er in seinen alten grünen Sämmtling schlüpfte und einen entsetzlich nüchternen, trostlosen Blick an den grau überzogenen Himmel warf, „Friedensgericht ist für diese wohlthätige Anstalt eine sehr sonderbare Benennung. Da werden zwei Parteien, die uneins sind, mit Gewalt hincitirt, vor einen alten Herrn, der sitzt in einem großen Lehnstuhle und hat grausame Langweile. Er hört die Leute ruhig an, und nachdem sie sich tüchtig ausgeschrieen haben, versucht er einen Vergleich zwischen ihnen zu Stande zu bringen. Aber das gelingt ihm höchst selten, ist ihm aber im Grund auch gleichgültig, und wenn die Leute auch vor dem Friedensgericht thun, als haben sie sich wirklich verständigt, so rennen sie, wenn sie kaum aus der Thür sind, zu zwei verschiedenen Advokaten und machen die Sache beim Landgericht anhängig. Aber da fällt mir eben ein, daß die Sache mit Philipp wohl vor das Polizeigericht kommen wird, eine andere, nicht minder wohlthätige Anstalt." — „Und was geschieht da, lieber Herr Doktor?" fragte ich kleinlaut. — „Ja da," entgegnete der Doktor, „wird mit dem ehrwürdigen Philipp ziemlich kurzer Prozeß gemacht. Der betreffende Polizist betheuert bei seinem Diensteid, er habe den Inkulpaten im Augenblicke er-

wischt, wo er höchlichst an einer königlichen Straßenlaterne gefrevelt, und dann ist's wie eins, zwei, drei. Der Polizeidirektor sagt: So! schlägt das Polizeistrafgesetzbuch auf und decretirt: ergo conclusum — drei Tage in Arrest nebst Schadenersatz.“ — „Aber um Gotteswillen!“ rief ich, „Philipp ist ja unschuldig!“ — „Das thut nichts, Verehrtester, Alles, Ort und Umstände, wie er attrapirt worden, zeugt gegen ihn, und er mag nur Gott danken, daß auf das Verbrechen, eine Straßenlaterne zertrümmert zu haben, nicht Todesstrafe steht, indem er alsdann unfehlbar gehenkt würde.“ — „Nein, lieber Herr Doktor,“ erwiderte ich, „das dürfen wir eigentlich nicht zugeben; ich, oder vielmehr Sie, der die Sache besser kennt, sollte auf die Polizei gehen und dort erklären, daß Philipp unschuldig ist. Sie brauchen ja nicht zu sagen,“ setzte ich hinzu, „daß wir betheiligt sind; wir haben es nur zufällig mitangesehen und können für seine Unschuld zeugen.“

„Junger Mensch,“ sprach der Doktor sehr ernst, indem er ein blechernes Gefäß hervor suchte, worin er seinen Kaffee zu bereiten pflegte, „du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Aber nehmen Sie mir's nicht übel, davon verstehen Sie gar nichts und ich desto mehr. Sehen Sie, wenn ich mich in einer so zweideutigen Angelegenheit auf der Polizei sehen lasse, so begnügen sich die charmanten Leute dort nicht mit meinem Zeugniß; sie gehen in ihrer unendlichen Wißbegierde so weit, mich um Paß, Heimathschein, Aufenthaltskarte ꝛc. zu fragen, und würden sich am Ende noch angelegentlichst erkundigen, wovon ich denn eigentlich in hiesiger Stadt meinen Unterhalt bestreite? Fragen, auf welche ich wahrhaftig keinen Bescheid zu geben wüßte.“

„Ja, aber, lieber Herr Doktor, wenn Sie mir erlauben, unbescheiden zu fragen, Sie müssen doch ein gewisses Vermögen haben, von dem Sie die Leute bezahlen, denen Sie etwa schuldig sind.“ — „Ja freilich,“ erwiderte Burbus — „Schulden bezahlen — ja wohl, ja wohl! — Es gab eine Zeit,“ fuhr er fort, indem er eine

Spiritnslampe anzündete, eine Zeit, wo ich nicht schlafen konnte, wenn ich Gott mein Nachtgebet schuldig geblieben war; aber das ist schon lange her, und seit jenen Tagen unschuldiger Kindheit habe ich es gänzlich verlernt, meine Schulden zu bezahlen."

Unterdessen war ich an's Fenster getreten und schaute zum Himmel empor, wo schmutzig graue Wolken von einem kalten Winde eilfertig, und ihre Gestalt beständig ändernd, hinweggeführt wurden. Auf der Straße war es naß und kothig und wenige Schritte vor dem Reißmehl'schen Hause lag auf der Erde, ein ganzer Trümmerhaufen von Stricken, Glas, kurz allen Bestandtheilen, woraus eine ordentliche Straßenlaterne gefertigt ist. Drüben im Hause meines ehemaligen Prinzipals war noch Alles still und ruhig, nur das Fenster meines Zimmers war geöffnet und der Wind fuhr hinein und spielte mit dem bunten Kattunvorhang, der mein früheres Bett umgab. Es war ein häßlicher, unfreundlicher Morgen, und ich befand mich in derselben Stimmung wie damals als ich nach dem zu viel genossenen Punsch bei Doktor Burbus in meinem Bett drüben erwachte. Doch war mein Katzenjammer am heutigen Morgen ein weit schlimmerer, ein durchaus moralischer, und Philipp hätte ihn nicht wie damals durch eine Handvoll Sauerkraut vertreiben können.

Während ich im Fenster lag, braute der Doktor seinen Kaffee, dessen ganzer Geruch und Ansehen mir keinen großen Appetit machte, zumal als ich sah, das seine Filtrirmaschine aus dem untern Theile eines Strumpfes bestand, den er über einen eisernen Ring befestigt hatte. Ich konnte es aber nicht verhindern, daß er mir eine Tasse eingoß, und dann nöthigte mich die Kälte des Morgens, einen Schluck vom warmen Gebräu zu nehmen. Der Doktor rauchte aus einer langen Pfeife und ließ sich auf sein Bett nieder, indem er die unendliche Unsauberkeit und Unordnung in seinem Zimmer mit einem wohlgefälligen Blick zu betrachten schien. Ich dagegen konnte mich eines geheimen Eckels nicht erwehren, und wenn es

mir Spaß gemacht hatte, ein paar Stunden lang diese zerfetzten Möbel, den grotesken Hexentanz an der Wand und den Schlafkameraden Todtenbein anzusehen, so fing ich jetzt fast an, ein geheimes Grauen vor dem Doktor zu fühlen, der sich beständig in dieser schauderhaften Umgebung befand und sich darin gefiel. Indessen wurde der Blick des Doktors, je länger er um sich schaute und mit den Fingern durch das verwirrte Kopf- und Barthaar fuhr, immer weniger lustig, und nahm zuletzt einen ernsten, ich möchte sagen traurigen Ausdruck an, den ich früher nie an ihm bemerkt hatte. Mit seinen Beinen klopfte er taktmäßig gegen das Bett und nachdem er einen Augenblick zum Fenster hinausgeschaut, von dem jetzt ein feiner kalter Regen herab rieselte, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und stieß einen tiefen Seufzer aus. Dann betrachtete er mich und sagte: „Wenn man Sie auch drüben aus dem Hause weggeschickt hat und Sie von Ihrer Familie bedeutende Unannehmlichkeiten zu erwarten haben, so sind Sie doch, bei Gott! gegen mich ein ganz glücklicher Mensch. Auf mein Wort versichere ich Sie, ich fühle mich oft einer der miserabelsten Sterblichen, die es gibt. Wer, wie ich, so allein steht, ach, so entsetzlich allein steht, und weder Mittel hat, wovon er anständig leben kann, noch etwas gelernt hat, um diese Mittel zu erwerben, ist wahrlich schlimmer daran, als der Tagelöhner und Lastträger, der mit saurer Arbeit sein mageres Stück Brod verdient. Glauben Sie mir, Theuerster, unter allen dummen Streichen, die ich in meinem Leben gemacht — und deren Zahl ist Legion — ist der unverantwortlichste und größte, daß ich während meines achtjährigen Studentenlebens von allen Wissenschaften und Künsten, die sich auf Gottes Erdboden breit machen, auch nicht die Idee profitirt habe."

„Aber," entgegnete ich hastig, „Sie haben ja lange Zeit die Universität besucht und studirt? — „Freilich," antwortete der Doktor, „habe ich die Universität besucht, aber das Bischen Ver-

mögen, das mir von meinen Eltern hinterlassen wurde, mit leichter Mühe verthan; es war gar zu unbedeutend, so unbedeutend, daß ich Hunger und Kummer dabei ausstehen mußte; denn wenn sie etwas Unbedeutendes auf sechzehn Semester vertheilen, so können die Rationen nicht groß werden. Dann habe ich mich, wie schon gesagt, wohl des Studirens halber auf der Universität aufgehalten, jedoch ohne mich dem sauren Geschäft des Lernens zu unterwerfen. Und so, junger Mensch," fuhr der Doktor ernst fort, „sehen Sie einen jungen Kerl von zweiunddreißig Jahren vor sich, der nichts versteht, als einem Biercommers glanzvoll vorsitzen, das Rapier gut führen und auf der Guitarre drei und einen halben Accord anschlagen."

Hastig war der Doktor bei diesen letzten Worten aufgestanden und lief im Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt. „Wenn Sie," fuhr er fort, „den Zorn Ihrer Familie wegen Ihrer Entfernung aus Reißmehl und Comp. hinabgeschluckt haben, so lassen Sie sich in Gottes Namen in einen andern Spezereiladen stecken und — nehmen Sie mir's nicht übel — führen sich dort solider auf, als bis jetzt. Hoffentlich wird dort kein Doktor Burbus in der Nähe sein, denn dergleichen Leute, wie ich, sind euch jungen Burschen ungemein gefährlich. Apropos, ich erinnere mich, Ihnen an einem schönen Abend gesagt zu haben, daß es für Sie weit besser wäre, wenn Sie Ihre kaufmännische Carriere verließen und sich ebenfalls auf's Studiren verlegten; aber im gegenwärtigen Augenblicke, wo ich nicht in Phantasien umhertaumle, beschwöre ich Sie, bleiben Sie bei dem, was Sie ergriffen. Ihre Familie scheint mir auch nicht im Stande, Sie durch große Geldzuschüsse oder später durch Einfluß zu unterstützen; sie ist aber vielleicht wohlhabend genug, um ihnen einmal einen kleinen Kramladen einzurichten, in welchem Sie, ein zweiter Reißmehl, thronen und regieren können. — „Hätte ich in meiner Jugend," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während er abermals seine Stirn mit der Hand wischte und sie dann umgekehrt vor den Augen vorbeifahren ließ,

„hätte ich Jemand gehabt, der mir die Sache vernünftig auseinander-gesetzt hätte, statt daß meine Mutter durchaus einen gelehrten Herrn aus mir machen wollte, so wäre ich bei meinem Vater geblieben, der Gott weiß von wie viel Generationen her eine alte Mühle in Pacht hatte. Ich hätte dieses edle Geschäft ebenfalls erlernt und könnte jetzt vielleicht im weißen bemehlten Camisol ein ruhiges glückliches Leben führen. Aber das ist Alles, Alles unwiederbringlich dahin. Mein Vater ist todt, meine Mutter ist todt, ehe sie in ihrem Herrn Sohn einen Gelehrten erblickt, die Mühle ist in andere Hände übergegangen, und ich bin auf Gottes weitem Erdboden gar nichts, als ein miserabler Kerl, ein elender Lump."

Bei diesen letzten Worten warf sich der Doktor so stürmisch auf sein Bett, daß es in allen Fugen krachte. Darauf schien es, als wolle er mit Gewalt diese finsteren Gedanken von seiner Seele wälzen, und er begann aus voller Brust ein bekanntes Lied:

„Das Jahr ist gut, braun Bier ist gerathen."

Er sang mehrere Strophen desselben in einem Athem fort, während ich da saß, ob dem sonderbaren Menschen auf's Tiefste erschüttert. Endlich sprang er wieder auf, faßte mich bei den Schultern und sagte so lustig wie möglich: „Jetzt, theuerster Exladenjüngling, fliehen Sie heim gen Zion und halten Sie sich in den ersten Tagen still in Ihrem Kämmerlein verborgen. Ich habe stets einen guten Löffel geführt und werde wahrscheinlich auch Ihren Theil an der garstigen Polizeisuppe verspeisen. Jetzt gehen Sie, es ist acht Uhr, und überlassen Sie mich meinem Schicksal. Doch eh ich dieser sündhaften Stadt den Rücken kehre, was vielleicht bald geschehen wird, werde ich Sie in aller Stille aufsuchen, um mich zu beurlauben. Leben Sie wohl, junger halbverlorener Sohn."

Er öffnete die Thür, schüttelte mir die Hand und ich stieg nachdenkend die Treppe hinab. Von oben schallte mir des Doktors Stimme nach, der das begonnene Lied zu Ende brachte, und unten hörte ich noch deutlich, wie er den Vers sang:

„Und wenn ich einst sterbe, so laßt mich begraben,
Nicht unter den Kirchhof, nicht über den Schragen,
Nein, tief in den Keller, wohl unter das Faß;
Lieg' gar nicht gern trocken, lieg allweil gern naß."

Mir war zu Muth, als sollte mir das Herz in der Brust zerspringen. Rasch eilte ich auf die Straße und der herabfallende eisige Regen that mir gar nicht wohl; auch fühlte ich in meinen Stiefeln einige verdächtige Oeffnungen. Obgleich ich aber unter diesen Umständen zu eilen hatte, wieder unter Obdach zu kommen, hielt es mich doch einen Augenblick vor dem Reißmehl'schen Hause fest, wo der alte steinerne Soldat mit der langen Nase stand. Ihn verließ ich ungern und nickte ihm freundlich zu. Ach, vielleicht war er der Einzige vom ganzen Hause, der mich ungern scheiden sah, wenigstens bildete ich es mir ein, und wer wird es mir übel nehmen, wenn ich in meinem gedrückten Gemüthszustande das Wasser, welches an der großen Nase des steinernen Kriegsmannes herablief, für mitleidige Abschiedsthränen hielt?

XIV.

Heimkehr. O weh!

Obgleich es vom Reißmehl'schen Hause zu meiner Großmutter nicht weit war und ich meine Tour dahin mit schnellen Schritten begonnen hatte, so kam ich doch nicht so bald hin. Je mehr ich mich dem Ziele näherte, desto höher wuchs meine Angst und desto langsamer wurde mein Schritt. Die gute Großmutter hatte gewiß noch keine Ahnung von den neuen Ereignissen, und wenn sie auch

aus meinem Gespräch gestern Abend wohl ersehen, daß ich mit meiner Condition sehr unzufrieden war, wenn sie auch zu meiner Entfernung aus dem Geschäft ihre Zustimmung gegeben, so stand ja im Hintergrunde der Willen des Vormunds, an dem, wie an einem mächtigen Felsen, unsere Beschlüsse zersplittern konnten. Doch so klein ich auch meine Schritte machte, so zögernd ich vorwärts ging, ich kam doch endlich in die Straße, wo das Haus meiner Tante lag, und schon sah ich es vor mir, sah das Fenster des Ladens und daneben das des Zimmers meiner Großmutter, wo die gute Frau wahrscheinlich ihren Kaffee trank, nachdem sie vorher in einem geistlichen Morgen- und Abendopfer ein Kapitel gelesen.

Ich wußte wie ruhig und friedlich es namentlich in den Morgenstunden in diesem Zimmer aussah. Zu dieser Zeit war die Großmutter des besten Humors, und wenn sie ihren Kaffee getrunken, nahm sie meistens ein altes Paket Briefe zur Hand, das mit einer grünseidenen Schnur umwickelt, beständig im Tischschoße vor ihr lag. Dieses Briefpaket war ihr Heiligthum, ihr Archiv. Wie oft hatte sie der Tante und mir Auszüge davon mitgetheilt, und ich erinnere mich ganz genau, daß der erste Brief, der obenauf lag, ein Schreiben meines seligen Großvaters war, worin er der guten Großmutter die ersten schüchternen Geständnisse seiner Liebe ablegte. Dieser Brief begann mit der Ueberschrift: „Achtungswerthe, höchst zu verehrende Jungfer!“ Dahinter kamen noch mehrere Schreiben in ähnlichem Genre, dann folgte der Kopulationsschein, und dann, ein Jahr später datirt, der Taufschein meiner Mutter, als ihrer ältesten Tochter. Bald aber wurde das Archiv traurigeren Inhalts; es kam ein Schreiben von sehr weit her, daß ein Bruder der Großmutter in der Fremde und im Elend gestorben. So folgten die Schreiben in bunter Reihe auf einander, mit Haarlocken, vertrockneten Blumen und vergilbten Stammbuchblättern untermischt. Da hatte mein Vater freudig geschrieben, daß ihm der erste Sohn geboren sei, und gleich daneben lag ein Brief mit schwarzem Siegel,

in dem zu lesen stand, daß meine Mutter wenige Tage darauf gestorben. Den Brief hatte mir meine Großmutter oft gezeigt und immer dazu gesagt: „Siehst du, Junge, mit dem Brief ist der Segen von eurem Haus gewichen; du bist nach und nach verwildert und ein Taugenichts geworden.“

So stand ich an der Straßenecke, mitten im Regen, und träumte mit wachen Augen; als ich aber an die Stelle kam, wo meine Großmutter mich einen Taugenichts nannte, kam ich wieder zu mir und wollte nach Hause eilen, als eine Figur auf der Straße, die dasselbe Ziel wie ich zu haben schien, meinen Schritt auf's Neue hemmte. Obgleich ich von der Gestalt nichts sah, als einen brennendrothen Regenschirm, unten den Zipfel eines braunen Rocks, weiße Strümpfe und Schuhe mit Stahlschnallen, so erkannte ich doch augenblicklich den Herrn Reißmehl. Jetzt war er in die Hausthüre getreten, machte den Regenschirm zu, öffnete und schloß ihn einigemal nach einander, um den daranhängenden Regen abzuschütteln. Dann blickte er an den grauen Himmel hinauf, ob sich nicht irgendwo ein blaues Fleckchen zeige, sah dann an seine weißen Strümpfe hinunter, ob sich da nicht ein graues dito angesetzt habe, und verschwand mit einem großen Schritte im Hausgang.

Mir war die Kehle wie zugeschnürt, und wenn es mir auch auf der einen Seite nicht unlieb war, daß ich am Prinzipal einen Vorläufer hatte, der meine Missethaten kund machte, so wäre ich doch andererseits um keinen Preis jetzt nach Hause zurückgekehrt. Was sollte ich thun? Hier im Regen stehen bleiben, der mir schon durch das dünne Röckchen auf den Körper drang und mich so durchkältete, daß mir die Zähne klapperten, das konnte ich nicht aushalten. Bekannte hatte ich auch nicht, und so fiel mir denn glücklicherweise die Domkirche ein, die nicht weit weg lag und deren weite hohe Hallen uns schon oft zum Spielplatze gedient. Dorthin ging ich, und die leichte Wärme, die im großen Gebäude, im Gegensatze zu der naßkalten Straße herrschte, that mir unendlich wohl. Ich schlich

in eine Seitenkapelle und setzte mich dort in einen alten braunen geschnitzten Chorstuhl, der einem Muttergottesbild, das den kleinen Christus auf dem Arm trug, gegenüberstand.

Ich hatte hier noch nicht lange gesessen, als statt der Kälte, die mich eben durchschüttelt, eine starke Hitze durch meinen Körper fuhr, und ich zugleich einen Druck auf meinen Kopf fühlte, der mich nöthigte, die Augen zu schließen, worauf ich bald einschlief. Während dieses Schlummers hatte ich ganz sonderbare Träume; Alles, was mir in den letzten Tagen im Reißmehl'schen Hause begegnet war, tummelte sich in den wildesten, schreckhaftesten Gestalten vor meinem Innern vorbei. Jetzt kam es mir vor, als stoße mich Jungfer Barbara in ein tiefes Eismeer, wo ich vor Kälte umkommen sollte; wenn aber meine Glieder kaum vor Frost zu zittern anfingen, so wurde das Eis glühend, und mich durchströmte die rasendste Hitze. Zuweilen erwachte ich halb aus dem Schlaf, und da lag die weite Kirche leer vor mir, und mein matter Blick konnte nichts unterscheiden, als die freundliche Mutter Gottes mit dem Kind auf dem Arm. Wie lange ich eigentlich so halb schlafend im Fiebertraum gelegen, weiß ich nicht. Endlich aber fühlte ich, daß ein starker, köstlicher Geruch in meine Nase stieg, und als ich die Augen aufschlug und um mich schaute, meinte ich Anfangs nicht anders, als die Mutter Gottes sei herabgestiegen und stehe mit dem Kind an der Hand vor meinem Stuhl. Sie, da sie sich halb über mich beugte und mir ein kleines Fläschchen an die Nase hielt, hatte ein so anmuthiges liebes Gesicht, so schön und freundlich, wie ich nie etwas gesehen, und da ich sie für ein überirdisches Wesen hielt, so wollte ich schon meine Augen wieder schließen, um mich blindlings ihrem Schutze anzuvertrauen. Aber das Kind an ihrer Hand, ein junges Mädchen, das ebenso lieb und freundlich aussah, wie sie, sagte: „Ach, Mama, das arme Kind wird doch nicht sterben?" eine Aeußerung, die mich zu mir selbst brachte, so daß ich die Augen wieder öffnete und mich langsam im Stuhle erhob.

Da sah ich denn wohl, daß es nicht die Mutter Gottes war, die vor mir stand, sondern eine sehr schöne mir gänzlich fremde Dame, so fein und prächtig gekleidet, wie ich nie etwas gesehen. Das kleine Mädchen an ihrer Hand schien ihre Tochter zu sein, denn sie sah ihr sehr ähnlich, nur daß die Mutter schwarzes Haar und das Kind blonde Locken hatte. Hinter den Beiden stand ein Mann in einem langen blauen Ueberrock mit goldenen Knöpfen, der hatte ein paar Regenschirme unter dem Arm.

„Aber wer bist du, mein Kind?“ fragte mich die Dame, „und wie kommst du mit so nassen Kleidern hieher in die Kirche? Warum gehst du nicht nach Hause, wenn du krank bist?“ Die Dame hatte eigentlich gut fragen und ich schlecht antworten. Ich hätte ihr viel zu erzählen gehabt, um ihr begreiflich zu machen, warum ich in den nassen Kleidern hieher gekommen; dazu konnte ich mich aber nicht entschließen. Auch fühlte ich, daß die Dame Recht hatte, daß ich krank war, denn als ich aufstand, wobei ich versicherte, daß ich jetzt nach Hause gehen wollte, konnte ich nicht auf meinen Beinen stehen. Die Säulen der Kirche, die bunten Fenster, Alles lief im Kreise mit mir herum. Ich hörte nur, wie die Dame weiter fragte: „Aber um Gotteswillen, wo wohnst du denn, mein Kind?“ und ich erinnerte mich nachher dunkel, daß ich ihr den Namen unserer Straße, sowie das Haus meiner Tante angegeben. Was nun weiter geschah, ist mir wie ein Traum. Ich glaube, der Mann mit dem Regenschirm nahm mich auf den Arm und setzte mich in eine Kutsche. Auch die Dame mit dem kleinen hübschen Mädchen stieg hinein und letzteres hielt mir zuweilen das Glas mit dem Wohlgeruch unter die Nase. Dann rollten wir durch ein paar Straßen und plötzlich sah ich meine Tante, so wie die alte Großmutter, die gewaltige Knixe machten, worauf ich in tiefen Schlaf verfiel.

XV.

Geheimnisse.

(Nicht übersetzt.)

Während sich das Alles mit mir begab, war es dem unglücklichen Philipp am Abend nach der Entkerkerung der Fanny noch weit schlimmer ergangen. Daß er beim Anblick der heiligen Hermandad der Reißmehl'schen Pforte zufloh, ist bereits gemeldet, wie auch, daß der Jammervolle, trotz allen Betheurens seiner Unschuld, beim Kragen genommen und hinweggeschleppt wurde. Glücklicherweise war Philipp von allen schrecklichen Ereignissen des Abends so zusammengedonnert, daß er, als nun jene Katastrophe eintrat, nach den ersten unmächtigen Versuchen, sich zu vertheidigen, in völlige Apathie versank und sich wie das Lamm zur Schlachtbank ruhig fortschleppen ließ.

Es waren zwei handfeste Polizeisoldaten, die ihn im wahren Sinne des Worts durch die Straßen schleiften. Philipp's Kniee waren eingesunken und seine unendlich langen Arme und sein Kopf hingen schlaff hernieder. Obendrein hatte er seine Pantoffel verloren — es waren ein paar abgeschnittene Stiefeln, die er in den Feierstunden an den Füßen trug — und während das Wasser von unten seine Beine benetzte, drang der Regen von oben in sein herabhängendes Haar und näßte seine bunte Kattunjacke. Hiezu kam noch, daß durch das kräftige Anfassen der Häscher Philipp's Hemdkragen auf der einen Seite gewaltig in die Höhe gezogen wurde. Alle diese Umstände trugen nicht wenig dazu bei, daß der Schließer des Polizeigefängnisses, wo man nun anlangte, den unschuldigen Philipp mißtrauisch anschaute und sein Aussehen für sehr verdächtig erklärte.

Philipp kannte das Polizeigefängniß nur dem Namen nach, und oft, wenn er in Aufträgen seines Prinzipals an diesen hohen, grauen Mauern vorbeigegangen war, hatte er mit Entsetzen die festen verschlossenen Thüren, die stark vergitterten Fenster angeschaut, und wenn sich an letzteren hier und da ein mageres Gesicht mit langem struppigtem Bart zeigte, hatte der menschenfreundliche junge Mensch geseufzt und bei sich gesprochen: „Man sollte selbst einen Mörder nicht unmenschlich halten!“ Und jetzt, jetzt stand er selbst in der Vorhalle dieses schrecklichen Gebäudes und vor ihm saß der diensthabende Polizeiwachtmeister, einige Fragen nach seinem Namen, Stand ꝛc. an ihn richtend.

Wenn gleich Philipp diese auf's Wahrhaftigste beantwortete, schüttelte doch der Polizeimann ungläubig den Kopf und entgegnete: „Ist Alles erlogen, Alles erlogen: kenne wohl den Herrn Reißmehl, ein sehr ordentlicher Geschäftsmann und ruhiger Bürger, hat in seinem Laden zwei Subjekte, eines, das schon ein paar Jahre dort ist und sich beständig gut aufgeführt hat, von dem auch die Polizei nichts Schlimmes weiß —“ — „Bitte recht sehr, verehrtester Herr Commissär, aber der bin ich ja selber.“ — „Er?“ entgegnete der Commissär mit einem sehr verächtlichen Blick, „halt Er das Maul mit seinem Lügen oder ich will ihm —“ — Der arme Philipp, den das gräßliche Lokal, wo er sich befand, kaum wieder etwas zu sich selber gebracht hatte, war im Begriff, den Verstand zu verlieren als er hörte, daß man ihm beweisen wollte, er sei nicht er selber.

„Märtens!“ rief der Wachtmeister in eine kleine räuchige Nebenstube hinein, wo man beim Schein einer trüben Oellampe mehrere bewaffnete Leute erblickte, die auf einer Pritsche zu schlafen schienen; „Märtens, komm Er heraus und seh' Er diesen Burschen genau an. Er treibt sich ja in dem Stadtviertel, wo der Herr Reißmehl wohnt, beständig umher und sollte dessen Leute wohl kennen.“ — „Kenn' sie auch,“ antwortete drinnen eine sehr heisere Stimme, und ein alter Polizeisoldat erschien in der Thür der

gähnend und sich reckend näher schlich; „kenn' sie alle, Herr Wachtmeister."

Dann ist's gut, dachte Philipp bei sich, man wird gleich sehen, woran man ist, und freudig durchzuckte ihn ein kleiner Hoffnungsstrahl. Er wandte seinen Kopf gegen den Polizeisoldaten, der ihn einen Augenblick gleichgültig ansah und darauf seinem Vorgesetzten ebenso gleichgültig meldete: den Menschen kenne er nicht. — Auf diesen schrecklichen Ausspruch hin fing es an in Philipp's Kopf ernstlich umzugehen; es sauste ihm vor den Ohren und er begann an sich selbst zu zweifeln. Sein erster Gedanke war, wenn er nur einen Spiegel hätte, in dem er sich betrachten könnte, um in's Reine zu kommen, ob er es denn wirklich sei. Doch dauerten diese leichten, aber schrecklichen Anfälle nicht lange; denn Philipp war moralisch und physisch zu sehr von sich selber überzeugt. Gerechter Gott! dies waren ja seine langen dürren Beine, dieß waren seine magern Finger, und wenn sein Haar, in welchem er jetzt verzweiflungsvoll umher fuhr, nicht so strohdachähnlich geordnet wie sonst herunter hing, so war es doch immer das alte, lang, fahl, blond und struppig.

„Sieht Er, junger Landstreicher," fuhr der Wachtmeister fort, „sieht Er, daß man vor hoher Polizei mit dem Lügen nicht weit kommt. Doch wird sich Seine Sache morgen früh beim Verhör schon aufklären. Wir wollen unterdessen Sein Nationale aufnehmen und Ihn in Nr. 4 unterbringen, da wird Er gut aufgehoben sein." — Philipp stellte sich ein ehrsames Polizeigefängniß ungefähr so vor, wie er in alten Ritterbüchern von den Verließen gelesen hatte: tiefe, feuchte, haarsträubende Löcher, bevölkert von Ratten, Eidechsen und Fledermäusen — ach! und letztere fürchtete Philipp entsetzlich; tief im Grund modern einige Skelette, an den Wänden herab fließt trübe Feuchtigkeit, dumpfes Kettengerassel, und nur oben durch wankendes Gesträuch fällt ein einziger Mondstrahl in den schauerlichen Raum. Das alles schwebte vor Philipps

Phantasie, und er machte noch einen letzten, aber ebenso frucht- losen Versuch, den Polizeimann von der Identität seiner Person zu überzeugen. Vergebens; es war eilf Uhr, der Schließer sehnte sich nach Ruhe, die That der Laternenzertrümmerung war so gut wie bewiesen, und Märtens, der schon wieder auf seine Pritsche hinaufgekrochen war, betheuerte nochmals schon halb im Schlaf mit schwerer Zunge: den Herrn Philipp beim Herrn Reißmehl, den kenne er ganz genau, das sei ein charmanter junger Mensch, und er wolle sich morgen früh einen Gang nicht gereuen lassen, um ihm zu erzählen, daß sich dieses polizeiwidrige Subjekt für ihn aus- gegeben.

Wie dem Unglücklichen, der dem Schließer durch einen Hof eine steinerne Wendeltreppe hinauf folgte, zu Muthe war, kann man sich leicht denken, und obgleich ihm der Polizeimann versicherte, daß er ihn aus Gnade und Barmherzigkeit in Nr. 4, eines der bessern Lokale, bringe, wo er anständige Gesellschaft finden werde. so konnte sich doch Philipp eines neuen Schauders nicht erwehren, als die Thür zu Nr. 4. vor ihm geöffnet war und er in ein Ge- mach schaute, aus dem ihm ein warmer, unangenehmer Duft ent- gegen drang, und das, von einem einzigen, fast erlöschenden Oel- licht erhellt, ein sehr trostloses Aussehen hatte. Philipp wurde hin- eingeschoben, die Thüre hinter ihm verschlossen, und so stand er, von der ganzen civilisirten Welt getrennt, in Mitten einer Rotte Gefan- gener, von denen, wie der Unglückliche glaubte, wohl jeder ein Mör- der sein konnte.

Das Gemach mochte einige vierzig Schuh in der Länge und Breite haben, die Decke wurde von zwei hölzernen Pfeilern getra- gen und drei vergitterte Löcher, die sich oben an der Wand befan- den, stellten die Fenster vor. Rings herum liefen hölzerne Pritschen, auf denen die Bewohner von Nr. 4 zum Schlafen ausgestreckt lagen. Es waren ihrer sechs, von denen aber nur zwei der Schlummer wirklich in die Arme genommen, was sich durch ein unheimliches

Schnauben und Schnarchen verrieth. Von den Uebrigen hatten sich drei um einen vierten gelagert, der oben auf der Pritsche zusammengekauert saß. Letzterer hatte die Beine kreuzweis über einander geschlagen, wie es die Schneider zu machen pflegen, und schien vor dem Eintritt Philipp's gesprochen zu haben, hörte aber jetzt auf, und die Vier schauten den Unglücklichen an, der entsetzt und verwirrt an der Thür stehen blieb und keinen Schritt vorwärts wagte.

Wenn Philipp schon durch sein Bewußtsein, sich im Kerker zu befinden, moralisch niedergedrückt war, so wirkte der sonderbare Duft, der im Gemach herrschte und in welchem der Zwiebelgeruch die Oberhand hatte, physisch so vernichtend auf ihn, daß ihm der helle Schweiß von der Stirne troff und er sich an der mit Eisen beschlagenen Thür festhielt, um nicht umzufallen. Aengstlich sah er hinter sich, ob er nicht einen Sitz gewahr würde, auf dem er sich niederlassen könnte, und wirklich bemerkte er neben der Thür eine kleine hölzerne Bank, auf die er sich, nachdem er sie vorher mit den Händen betastet, langsam und geräuschlos niedersetzte. Doch wie ward ihm, als er hierbei mit dem Fuße an etwas stieß, das er alsbald als eine schwere eiserne Kette erkannte, die an einem Balken befestigt war und deren leerer offener Schlußring ihn freundlich einzuladen schien, sich seiner zu bedienen.

Von den Vieren auf der Pritsche, die den Bewegungen Philipp's aufmerksam zugeschaut, wandte sich einer an den, der etwas erhöht saß, und sagte ihm leise: „Der scheint mir auch noch nicht oft hier gewesen zu sein.“ — „Jott!“ antwortete Jener, der durch den Dialekt alsbald seine Landsmannschaft verrieth, „Jott, wie er sich retiré hält! Ich globe, daß er Angst hat, oder es sieht in seinem Kopf hochmüthig aus. Man kann das nicht immer wissen, Männeken.“ — „Ach was, hochmüthig!“ meinte der Andere, „daß der Angst hat, kann Jeder sehen. Habt ihr nicht bemerkt, wie er zusammenfuhr, als er an die Kette unter der Bank stieß?“ —

„Wir wollen schon dahinter kommen," sagte der Sitzende. „Ich will ihn anreden und bald erfahren, wie es eigentlich mit ihm aussieht."

Bei diesen Worten reckte er sich so hoch wie möglich empor und rief laut: „He, Sie dort hinten an der Thür! Wissen Sie denn gar nicht, was sich schickt, wenn man in eine anständige Gesellschaft hineinkommt, und daß man den Leuten, die schon beisammen sind, einen juten Abend wünscht? Das ist Ton in der ganzen Welt." Philipp, der die Bewegungen der Vier nicht außer Acht gelassen, bemerkte kaum, daß er mit dieser Anrede gemeint sei, als er sich rasch erhob, eine Verbeugung machte und in der Angst die Worte stotterte: er wünsche guten Abend, und es sei ihm nicht in den Sinn gekommen, gegen irgend Jemand unhöflich zu sein; vielmehr habe er geglaubt, den Schlaf der Herren nicht zu stören, und sei deßhalb — „Seht Ihr wohl?" sagte einer der Drei. „Was Hochmuth! Angst war es. Mach' ihn couragirt, Schneider! Wir wollen doch erfahren, wer es eigentlich ist."

Der Schneider veränderte die Lage seiner Beine etwas, nickte mit dem Kopfe und wandte sich, jetzt in Ton und Worten viel höflicher, an Philipp, indem er ihn bat, näher zu kommen und an der Unterhaltung Theil zu nehmen, was derselbe denn auch that, indem er seine Kettenbank verließ und sich auf den äußersten Rand der Pritsche niedersetzte.

„So," sagte der Schneider in sehr herablassendem Tone, „hier befinden Sie sich weit besser; wie ich nach Ihrem Aussehen schließe, ohne Ihnen Complimente machen zu wollen, scheinen Sie mir zur juten Gesellschaft zu gehören und nicht auf die Bank dorten zu passen, allwo ein sehr verdächtiger Platz ist." — „Ja, das mein' ich auch," nahm ein Anderer das Wort, „hab's vorhin gleich gesagt, daß Sie noch nicht oft hier waren, und gewiß auch nicht mit der Polizei in schwere Geschichten verwickelt sind." — „Hat vielleicht gefochten, wie ich," meinte ein Dritter. — „Hat man Sie auf dem

Fechten attrapirt, junger Mensch? lachte der Schneider. „Ja, sehen Sie, es gibt im Menschenleben Augenblicke, sagte der unsterbliche Schiller, ehe sie ihm zu Stuttgart eine Bildsäule gesetzt.“ — „Also gefochten? Das kostet höchstens drei Tage, dann werden Sie auf den Schub gesetzt und kommen unentgeldlich nach Hause.“ — „Aber, meine Herren,“ entgegnete Philipp kleinlaut, „ich verstehe Sie in der That nicht. Ich bin sehr friedfertiger Natur, habe nie in meinem Leben gefochten, mag überhaupt die spitzen und scharfen Waffen nicht leiden.“

Ob dieser Aeußerung lachte der Schneider übermäßig, und nachdem er sich vergeblich bei Philipp erkundigt, welches Zeichens er sei, da der Ladendiener auch diesen Ausdruck nicht kannte, setzte er ihm auseinander, daß Fechten in der Handwerkssprache so viel bedeute, als an irgend einer geöffneten Hausthür oder auf der Landstraße an einem vorbeirollenden Wagen um eine kleine Anleihe zu bitten. — Durch diese freundschaftlichen Lehren aufgemuntert, ließ der unschuldige Arrestant sich nicht lange nöthigen und erzählte, durch welche Tücke des Schicksals er hieher gebracht worden sei, eine Geschichte, welche die vier nicht wenig ergötzte; namentlich schienen sie, jedoch zum großen Mißvergnügen Philipp's, am Doktor Burbus viel Geschmack zu finden, und einer der Bursche meinte, das sei ein Kapitalkerl. Der Schneider aber ließ nach einer Weile wehmüthig sein Haupt sinken und sagte in traurigem Tone: „Ach Jott, mit solchen Verwechslungen — das kann sehr unangenehme Ausläufe nach sich ziehen, ja ich versichere euch, sehr unangenehme Ausläufe.“ — „Hast du hierin ebenfalls unangenehme Erfahrungen gemacht, Schneider?“ fragte einer lachend, worauf der Schneider sein Haupt noch tiefer auf die Brust senkte und zur Antwort gab: „O Jott, Bruder Danziger, dieses war der schrecklichste Augenblick meines Lebens!“ — „Das soll er uns erzählen,“ riefen die Andern, und der Bruder Danziger setzte hinzu: „Ja, Bruder Schneider, erzähle, es wird dein armes Herz erleichtern.“

Der Kleiderkünstler richtete sich bei dieser Anrede, geschmeichelt durch das allgemeine Verlangen, seine Geschichte zu hören, und zog seine Beine fester an sich, wie er es jedesmal machte, wenn er ein Hauptstück Arbeit begann, fädelte sein Gedächtniß in die spitze Zunge und begann, nachdem er vorher drei tiefe Seufzer gethan: „Wenn es auch in meiner zarten Jugend gerade nicht mein Wille war, das Schneiderhandwerk zu erlernen, so mußte ich doch hierin meinem Papa seliger folgen, der seines Zeichens ein Küster war, und beständig behauptete, bei meinem schwächlichen Körperbau sei das Schneiderhandwerk das einzige, wozu mich Gott mit den natürlichen Anlagen versehen. Das muß wahr sein, ich war beständig sehr friedfertiger und stiller Natur. Wenn sich die andern Knaben herumbalgten, saß ich entfernt und schaute zu. Wißt ihr, es war damals schon so etwas Sinniges, Sentimentales in mir.“ „Verstehe, verstehe,“ sagte der Bruder Danziger, der Schlosser, und brachte sein breites, rothes Haupt in eine bequeme Lage, indem er ein paar kräftige Fäuste darunter stützte.

„Von allen Spielen,“ fuhr der Schneider fort, „wobei es galt, Gefahren zu bestehen, oder körperliche Kraft zu entfalten, hielt ich mich, wie gesagt, fern, und mußte deßhalb viel von meinen Kameraden erleiden. Wie oft schlichen sie in die Kirche, wenn mein Herr Papa seliger zur Vesper die Glocken anzog, und faßten alsdann, wenn er fort war, die Seile, um sich durch die noch hin und her schwingenden Glocken hoch gegen die Decke schleudern zu lassen; ein schreckliches Vergnügen, das mir jedesmal Haarsträuben machte. Da ich auf diese Art so gar nicht mit meinen Kameraden harmonirte, wurde es mir nicht schwer, die Heimath zu verlassen, um in der benachbarten Stadt die Schneiderei zu erlernen. Auch war mein schwärmerischer und sinniger Charakter Schuld, daß ich mir die zarteste Branche des Geschäfts erkor. Ich bildete mich zum Damenkleidermacher aus. Ich weiß nicht, für mich lag in dem Worte „Damenkleidermacher“ so etwas Zartes, Gefühlvolles, und wenn ich

in meinen Freistunden schöne, lehrreiche Bücher las, worin die Geliebte zu ihrem Geliebten sagt: „O Ritter vom halben Mond, wie liebe ich dich!“ da dachte ich, — es war vielleicht Schwachheit — wie viel schöner es klingen würde, wenn sie spräche: „Ach, Damenkleidermacher, wie liebe ich dich!“

„Aha,“ lachte der Schlosser, „bei den Gedanken wird's lange Stiche in den Kleidern und lange Striche auf deinen Rücken gegeben haben.“ — „O du irrst, Danziger. Ich kann es mir zum Ruhme nachsagen, daß ich einer der fleißigsten und geschicktesten Arbeiter war. Dafür schenkte mir auch der Meister sein Zutrauen, und es dauerte nicht lange, so wurde mir das Maß anvertraut und ich durfte hie und da zu den Kunden gehen, um sie zu bedienen. Ach, das waren süße Stunden für mich, Stunden, von denen du, Bruder Schlosser, bei deinem schwarzen, sauren Geschäft und ihr Andern bei eurer Hobelbank keine Ahnung habt. Seht ihr, das Maß anlegen zu dürfen, um die Taille irgend eines hübschen Mädchens, darauf den Querschnitt von der rechten Hüfte über die linke Brust bis auf die Achseln hinauf messen zu dürfen — ach, und die Fragen, die mir erlaubt waren!“ — „Hm, hm!“ schmunzelte der Schlosser und die beiden Schreiner leckten sich augenscheinlich an den Lippen; selbst über Philipp's Gesicht fuhr eine gelinde Röthe.

„Der Schneider und der Doktor,“ fuhr der Erzähler fort, „der Doktor und der Schneider, vor diesen beiden Geschäften geniren sich die Weiber am allerwenigsten. Ich sage euch, Leute, ich muß meine Erinnerungen gewaltsam unterdrücken; dieses Arrestlokal und jene süßen Andenken — schauderhaft! — So war ich bei meinem Meister in der Stadt von meinem sechszehnten bis zu meinem zwanzigsten Jahre, und was mich bei den Gefahren, die meine Moral rings umgaben, allein erhielt, das war, ach Jott, eine ehrerbietige reine Liebe, die ich zur Tochter meines Meisters — sie hieß Rosine — in meinem Herzen nährte. — Rosine — Damenkleidermacherin — das waren Worte, die mir, mit süßen Bildern um-

geben, im Traum und Wachen vorschwebten. Ihr hättet sie aber auch sehen sollen, Leute. Zum Maß ihrer Taille höchstens Nr. 28 oder 24, dagegen der Querschnitt, o Jott! zwischen 50 und 60! Dabei hatte sie schwarze feurige Augen, schönes Haar, rothe Backen und schneeweiße Zähne." — Bei dieser Beschreibung machte Bruder Danziger, der Schlosser, eine kleine Bewegung und legte sich auf die Seite.

„Wie ihr es mir jetzt noch ansehet," fuhr der Schneider fort, „kann man von mir nicht sagen, daß ich sehr robust und von starkem Körperbau sei. Damals, das sind nun schon vier Jahre, war ich noch etwas schmächtiger, wonach ihr euch leicht vorstellen könnt, daß ich wie ein Kind neben der Jungfer Rosine stand. Doch schreckte mich das nicht ab, vielmehr dachte ich an den unsterblichen Schiller, wenn er sagt, daß nur das Ungleiche einen guten Klang gibt, und daß sich das Harte stets mit dem Weichen verbinden müsse.

„Ob Jungfer Rosine," fuhr der Schneider fort, „von meiner Liebe damals eine Ahnung hatte oder nicht, wer weiß es? Daß sie mich nicht zärtlich wieder liebte, das konnte ich allenfalls wohl sehen, doch glaubte ich deßwegen nichts von den Sticheleien meiner Kameraden, wenn sie einander ziemlich laut in's Ohr raunten, daß Jungfer Rosine eine ernstliche Liebschaft mit einem gewissen Uhlanen-Wachtmeister habe, den auch ich sehr wohl kannte. Daß sie zufälligerweise gewöhnlich am Fenster war, wenn die Schwadron vorbei ritt, und daß sie dem Wachtmeister zulächelte, wenn er eine kleine Bewegung mit dem Säbel gegen sie machte, hatte schon seine Richtigkeit. Aber, mein Jott! was konnte ich daraus Arges abnehmen? Er kannte den Meister von früher her, kam auch hie und da in's Haus, kurz, ich sah nichts Böses dahinter. Da eines Tags schickte mich der Meister zu Jungfer Rosine hinauf, um ihr einen neuen Ueberrock anzumessen, den ich die Ehre haben sollte, zuzuschneiden. Ich maß, o Jott! ich maß, und wenn ich auch zehnmal zuschaute,

ob ich nicht ein falsches Maß erwischt habe, und wenn ich das Leder auch noch so stark anzog, es blieb nicht mehr bei den Vierundzwanzigen."

„Oho!" lachte Bruder Danziger, „das hab' ich mir gedacht!" — „Ich dachte aber nichts dabei," sagte der Schneider schwermüthig; „ich maß in meiner Unschuld ruhig fort, und nicht einmal das Lachen meiner Collegen unten, als ich die Zahlen in das Maßbuch eintrug, vermochte argwöhnische Gedanken in mir zu erregen. Jungfer Rosine war zur damaligen Zeit freundlicher gegen mich als gewöhnlich, und ich nährte die Hoffnung, endlich ihr jungfräuliches Herz erweichen zu können. Mit keinem sprach sie so freundlich, und stets war eines ihrer theuren Kleidungsstücke bei mir in der Werkstätte, um es auszubessern. Daß ich für diese kleinen Aufmerksamkeiten nicht unempfindlich war, könnt ihr euch denken. Bruder Danziger, hast du eine Idee davon, was Schmachten heißt?"

„Ja wohl, ja wohl!" rief der Schlosser, „wenn ich auf der Reise kein Geld mehr hatte und das Fechten nicht gelingen wollte, da hab' ich geschmachtet." — „O Bruder," erwiderte der Schneider sanft, „du bist entsetzlich prosaisch! Nein, schmachten mit der Geliebten ist was ganz anderes. Du kommst Abends aus dem Bierhause heim, wo du nur an sie gedacht, es ist spät in der Nacht, du bist weich gestimmt, dein Herz singt:

> „Es regnet und es schneit,
> Es geht ein kuhler Wind,
> Es schlafen alle Leut'
> Und alle Burgerskind'."

Der Schneider schwieg und ließ das Haupt auf die Brust sinken. Nach einer Weile fragte einer den andern: „Nun, wie ging's weiter?" — „Eines Abends spät," fuhr jener fort, „kam ich aus dem Bierhause —." Er schüttelte wehmüthig den Kopf. „Nein,

erlaßt mir die Geschichte der schrecklichsten Nacht meines Lebens — für jetzt wenigstens; die Erinnerung ist mir gar zu schwer und ich bin entsetzlich müde. Morgen sollt ihr hören, wie meine Liebe zu Grabe ging."

Es war allermittelst sehr spät geworden; die Oellampe auf dem Gesims zuckte sterbend zusammen. Der Schneider sprang von der Pritsche auf und präparirte sich zum Schlafen, wie er es nannte, indem er ein kattunenes Schnupftuch um den Kopf wickelte, den Rock auszog und ihn, so gut es ging, über seinen Körper deckte.

Philipp hatte sich über der Erzählung des Schneiders eine Weile selbst vergessen; jetzt aber saß er wieder trostlos auf der Ecke der Pritsche und konnte sich nicht entschließen, seine Glieder auf das harte Holz auszustrecken. Er hätte auch wahrscheinlich die ganze Nacht so sitzend zugebracht, wenn ihm der Schneider nicht Muth eingesprochen; eine einzige Nacht könne man es auf der Pritsche wohl aushalten, man müsse Alles im Leben lernen und mit einem ruhigen Gewissen schlafe man überall gut. Was das Letztere betraf, so konnte sich Philipp dessen rühmen, und als er, den Ermahnungen des Schneiders folgend, seinen armen Körper auf der harten Pritsche in die beste Lage gebracht, fiel er nach all' den Mühseligkeiten des Tages in einen festen Schlaf, der bis an den hellen Morgen dauerte.

Um diese Zeit wiegte er sich gerade in angenehmen Träumen. Er war mit Jungfer Barbara im ersten Stock, lehnte vertraulich mit ihr an einem Fenster, das in Hof und Garten hinaus ging, und freute sich an dem herrlichen Gottessegen, der dort gedieh. „Das ist Alles dein," sprach eine weiche schmelzende Stimme, die er wohl kannte; „das ist Alles dein, und drunten die Hühner im Hofe sind dein, und das Spezereigeschäft Reißmehl und Comp. ist dein und heißt jetzt Reißmehl und Philipp." Es war dem guten Philipp im Traum nicht anders, als wäre Alles schon sein; die Blüthen nickten ihm ordentlich zu; die Hühner drunten schienen die

tiefsten Referenzen zu machen, und aus der Küche strömte ein Duft empor, wie von frischgebackenen Hochzeitkuchen. Da krähte der Hahn und Philipp fuhr erschrocken von der Pritsche in die Höhe. Verschwunden war sein süßer Traum, aber der Hahn hatte wirklich gekräht und krähte zum zweiten und zum dritten Male, und als sich Philipp erstaunt nach dem Thier umschaute, sah er, daß es der Damenkleidermacher war, der wieder wie gestern hoch auf der Pritsche saß und lustig krähte, wobei er seine Morgentoilette machte. Bruder Danziger wälzte sich ihm zu Füßen, unmuthige Worte zwischen den Zähnen murmelnd, und die beiden Schreinergesellen hatten sich zärtlich umarmt und schnarchten auf's Eifrigste Brust an Brust und Nase an Nase. Gott! er war nicht im ersten Stock bei Jungfer Barbara, er roch nicht den Duft der ihm zu Ehren gebackenen Hochzeitkuchen; er war im Arrest, im Gefängniß, im Kerker. Jetzt stand der gestrige Abend wieder klar vor ihm, er hörte die unglückliche Fanny heulen, er sah die Laterne zertrümmert am Boden liegen, und seine Glieder zitterten auf's Neue vor Schreck, als er daran dachte, wie er gestern Abend von den Schergen fortgeschleppt worden war. Diese Betrachtungen waren so schmerzlich, daß sie den Unglücklichen auf's Neue niederdrückten, und er saß da auf der Pritsche trost- und hoffnungslos, die Hände gefaltet und den Kopf tief auf die Brust hinabgesenkt.

XVI.

Krankheit.

Nach jenem Vor- und Unfalle in der Domkirche fiel ich, wie gesagt, in einen tiefen Schlaf, wobei die gespenstischen Träume, die

mich vor dem Muttergottesbilde im Chorstuhle umweht, sich fort spannen. Allmählig aber wurden sie lichter, ruhiger, und wenn ich hie und da die Augen öffnete, erschienen vor mir dickbäuchige und langhalsige Medizinflaschen, die alsdann in meinen Phantasieen Ruhe predigend und das wilde Volk besänftigend wieder vorkamen. Diese Flaschen mit ihrem dunkelbraunen, fast schwarzen Saft und der weißen Etikette am Halse erschienen mir wie würdige Pfarrherren, vor dem bösen wilden Volke predigend. Ich lag in der Stube bei meiner Tante, die ich auch vor meinem Eintritt in das Reißmehl'sche Haus bewohnt hatte, und nach und nach übten die wohlbekannten alten Geräthschaften eine wohlthätige Macht auf mich und führten mein Bewußtsein allmählig zurück. Von meinem Bette aus konnte ich die beiden Fenster der Stube sehen, vor denen Vorhänge hingen, die mit wunderlichen Landschaften bemalt waren. Auf dem einen Bilde erhob sich hinten ein großer Fels, welcher ein stattliches Schloß mit hohen Mauern und Thürmen trug. Unten war ein breiter Fluß, auf welchem Leute in einem Nachen fuhren, und daneben zog sich zum Schlosse ein Hohlweg hinauf, auf dem eine Schaar Ritter und Reisige vollkommen geharnischt einherzog. Der andere Vorhang stellte einen anmuthigen Thalgrund vor, in welchem sich eine Mühle befand. Das Wasser sprühte über das Wehr hinab und das Rad der Mühle war so natürlich dargestellt, daß man glauben konnte, es drehe sich wirklich um. Im Fenster lag der Müller mit einer spitzen Mütze auf dem Kopf und rauchte aus einer kurzen Pfeife. Vor der Mühle war ein Garten, in welchem ein paar Kinder spielten, und diese stille Scene umzog dichter finsterer Hochwald, vor welchem hie und da ein Hirsch oder ein Reh stand.

Auf diesen Gemälden kannte ich jeden Stein und jeden Baum: ich wußte sogar mehr, als wirklich darauf zu sehen war. Dort, wo sich nach dem Schlosse hinauf der Hohlweg hinter dem Berge verlor, sah ich im Geiste ganz deutlich die Fortsetzung desselben.

Dort zogen schon andere Heerhaufen dem zurückkehrenden Ritter voran. Und wie ich mir die Aussicht von den Zinnen der Burg droben und das dahinter liegende Thal malte — etwas Schöneres konnte es auf der ganzen Erde nicht geben. Viel lieber aber war mir die Mühle; für sie hatte ich aus den Erzählungen meiner Tante einen reellen Anhaltspunkt, den ich nach Belieben ausmalen konnte.

Schon oft hatte sie nämlich von einem Vetter erzählt, der einige Meilen von der Stadt entfernt, tief im Walde eine Mühle besaß. Meine Tante, die sich in ihrer Jugend dort zuweilen wochenlang aufgehalten hatte, wußte vom stillen Leben im Thale so viel Trauliches zu erzählen, daß meine Sehnsucht, die dunkeln Eichenwälder zu durchwandern und den Hirschen und Rehen zuzuschauen, nicht gering war. Wenn ich den Vorhang mit der Mühle anschaute, so war es mir, als sei ich schon dort, ich durchwanderte das ganze Haus, setzte mich an das sprühende Mühlrad und konnte mit dem alten Müller dort im Fenster die vernünftigsten Gespräche führen. Schon bei einer frühern Krankheit waren diese beiden Vorhänge eine bedeutende Ressource für mich gewesen. Ich konnte mich bei der Ritterburg in romantische Träumereien einwiegen, mich in höhere Sphären versteigen, und stieg dann bei der Mühle wieder zur Wirklichkeit herab. Auch jetzt, sobald ich mein Bewußtsein wieder erlangt hatte, waren die beiden Landschaften das Einzige, womit ich mich unterhalten mochte. Den mich umgebenden Personen, obgleich ich sie wohl kannte, schenkte ich wenig Aufmerksamkeit; ich war zu schwach und angegriffen dazu, und wenn ich einige Minuten lang in meinen Landschaften spazieren gegangen war, schloß ich die Augen und schlief sachte wieder ein.

Daß alle Mitglieder des Hauses meiner Tante, sowie alle Gevatterinnen und nächsten Bekannten an meinem Schicksal innigen Antheil nahmen, kann man sich vorstellen. Die Großmutter hatte, was wohl seit zehn Jahren nicht vorgekommen war, ihren Tisch

und Stuhl mit dem kattunenen Kissen von ihrer Stelle rücken und zu mir herauf bringen lassen. Ja, sie war förmlich mit der silbernen Brille des französischen Generals und der kleinen Tabacksdose der seligen Gräfin ausgewandert, und nicht zu vergessen ihr Staatsarchiv, das sie unter dem Arme trug, hatte sie sich förmlich bei mir oben einquartirt. Es versteht sich von selbst, daß sie als Haupt des Hauses die ganze weibliche Einwohnerschaft nach sich zog und um sich versammelte. Durch diese ihre Aufopferung hatte meine Krankheit erst eine rechte Wichtigkeit bekommen. Die Schneiderswittwe, die zur Miethe im dritten Stock wohnte, sowie die Frau des Schusters, der im Hintergebäude sein Leder verklopfte, waren täglich da, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, zarte Aufmerksamkeit, die neben meinem Leiden wohl dem guten Kaffee und den feinen Liqueurs galten, welche meine Tante bei solchen Veranlassungen freigebig spendete.

Wenn ich bis jetzt bei diesen Krankenbesuchen der Jungfer Schmiedin nicht gedachte, so möge man es mir nicht als Undank gegen diese würdige Person auslegen, vielmehr muß ich ihrer aufopfernden Thätigkeit mit einigen Worten extra gedenken. Als ich sie nach meinem Delirium zum erstenmal wieder erkannte — ich hatte der Burg sowie der Mühle eben einen kleinen Besuch abgestattet — da stand die Schmiedin am Fußende des Bettes mit einer umfangreichen Medizinflasche in der einen und einem silbernen Löffel in der andern Hand, wobei sie mich stumm betrachtete. Mir schien, als habe sich die Jungfer Schmiedin sehr verändert, sie sah auffallend blaß aus und ihre Toilette, die namentlich, was Hauben anbetraf, immer äußerst sauber war, kam mir heute gar nicht so geordnet vor, wie sonst. Ach, ich wußte nicht, daß es Spuren der vergangenen Nacht waren, in welcher die Jungfer Schmiedin bei mir am Bette gewacht. Großmutter thronte am Tisch in stiller Majestät und wandte jetzt den Kopf nach meinem Bette, wobei sie die Brille etwas zurecht schob.

„Aber Schmiedin," sagte sie, „jedes Ding hat seine Zeit; jetzt fehlt ja noch eine ganze Viertelstunde an drei Uhr." — „Ach, Frau Pastorin," antwortete jene, und ich konnte trotz meiner halb geschlossenen Augen sehen, wie ihr Blick von Thränen feucht wurde, „lassen Sie mich doch! die paar Minuten steh' ich gerne so, damit die Medizin genau zur rechten Zeit genommen wird, denn das hat der Herr Doktor ausdrücklich befohlen." — „Wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen," brummte die Großmutter, und ich schlief nach dieser Scene wieder ein.

So oft ich am Tage wieder erwachte, und auch meistens in der Nacht, war die Schmiedin da und schaute mich wehmüthig an. Zu meiner großen Schande muß ich gestehen, daß ich nicht viel gute Worte für die arme Person hatte, sie vielmehr eines Tages sehr beleidigte. In gesunden Tagen hatte mich ihr weinerliches Wesen sehr gerührt, und da es meistens mit meinen Interessen Hand in Hand ging, so mochte ich es wohl leiden; aber ich weiß nicht, woher es kam, daß ihr ewig kummervolles Gesicht, sowie ihre Thränenfluthen jetzt, da ich im Bette lag, einen unangenehmen Eindruck auf mich machten. Genug, ich sagte es eines Tages der Großmutter, die mir ruhig erwiderte: „Gewohnheiten, böse Gewohnheiten!" und es der Schmiedin wieder erzählte. Später erst hat mir die gute Person vertraut, wie furchtbar ich sie damit gekränkt; der Großmutter aber antwortete sie, während ihre Thränen an Nase, Kinn und Halstuch kleine Wasserfälle bildeten: „O, Frau Pastorin, von Natur bin ich vom festesten Charakter, den nichts zu erschüttern vermag; aber wenn dem Kinde, das ich von Geburt an gepflegt, etwas Leides geschieht, da muß ich weinen, und wenn es unser Herrgott verböte." — Daß ihr die Großmutter über die letztere unchristliche Aeußerung den Text las, kann man sich denken; aber den Vorwurf über ihre Weinerlichkeit hatte sie sich gemerkt und gab mir später in meinem Bett viel Stoff zur Heiterkeit. Die merkwürdigen Gesichter, welche die Schmiedin von jetzt an schnitt,

um das Weinen zu verbeißen und lächelnd auszusehen, hätten einen Todtkranken lustig stimmen müssen.

In der Reißmehl'schen Angelegenheit hatte ich der Schmiedin wieder sehr viel zu verdanken, sie brachte im weiblichen Collegium, das sich täglich in meinem Zimmer versammelte, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit die fürchterlichsten Anklagen gegen den Prinzipal, gegen Philipp und namentlich gegen Jungfer Barbara vor, und motivirte dieselben auf's Glänzendste, so daß selbst die Großmutter gestehen mußte: ja, es sei nicht das rechte Haus gewesen. — „Ach, Frau Pastorin," schluchzte die Schmiedin mit trockenen Augen, „ich hab' es ja immer gesagt, die Jungfer Barbara ist eine bösartige Person, und das arme Kind in dem finstern unheimlichen Hause — nein, das war nicht zum Aushalten!" — „Ja, ja," wiederholten meine Tante, die Schneiders- und Schustersfrau unisono, „das war nicht zum Aushalten!"

Mein Vormund aber, der mich von den Geschäften in seiner finstern Kanzleistube gar ziemlich genau zu kennen die Ehre hatte, mochte nicht ganz dieser Meinung sein. Er hatte der Großmutter einen langen Brief geschrieben, aus dem man mir in Betreff meiner nur die schonendsten, zartesten Stellen mittheilte, aus denen ich aber entnahm, daß noch ein ziemliches Gewitter für mich im Anzuge sei, das, wie es am Schluß des Briefes hieß, wahrscheinlich in der Person des Onkels und Vormunds nächster Tage anrücken werde.

Bei der sorgfältigen Behandlung, die man mir angedeihen ließ, machte ich in meiner Genesung rasche Fortschritte, und ich hatte noch nicht ganz vier Tage im Bette zugebracht, so erklärte mich der Doktor außer Gefahr und verordnete mir stärkende Suppen, ein Thema, das bei dem weiblichen Personal zu nicht wenig Streitigkeiten Anlaß gab. Der Arzt, ein dicker, gemüthlicher Herr — er trug immer einen blauen Frack und eine weiße hohe Halsbinde — saß alsdann vor meinem Bette und leitete die stürmische Sitzung.

„Ach, Herr Doktor," jammerte die Schmiedin, „ich bin nun einmal für die Weinsuppe; ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube, daß auf einen geschwächten Magen die Weinsuppe —" — „Ja," unterbrach sie die Schustersfrau, „Weinsuppe mit Rosinen —" — „Was, Weinsuppe!" fiel meine Großmutter ein, „eine gute Fleischbrühe ist viel kräftiger;" — „oder ein zartes, junges Huhn," setzte die verwittwete Schneiderin hinzu.

Und nun begannen die Parteien zu streiten; man hörte die Vorzüge der Weinsuppe und Fleischbrühe auf's Heftigste vertheidigen. Der Doktor hatte alsdann seinen Stock zwischen die Beine gestellt, den Kopf darauf gestützt, und sah lächelnd die Parteien an. Er war ein gar kluger Mann, der Doktor, und bei solchen Gelegenheiten handelte er höchst selten streng durchgreifend, er wartete mit Ruhe den Schluß der Verhandlungen ab und sagte alsdann seine Meinung, die natürlich die Oberhand behielt. Wenn so etwa die äußerste Rechte in der Person der Großmutter die Motion für Fleischbrühe glücklich durchgebracht hatte, und die Schmiedin als äußerste Linke noch ihre einzige Hoffnung auf den Doktor setzte, erhob sich dieser stillschweigend, fühlte mir nochmals an den Puls und sagte ruhig: „Liebe Frau Pastorin, mir scheint, wenn Sie dem Jungen einen tüchtigen Gerstenschleim machen ließen, das wäre das Beste." — „Ja, ja," jauchzte die Schmiedin, um doch nicht Unrecht zu behalten, „Weinsuppe oder Gerstenschleim! doch ist das Letztere besser!" Und der Doktor entfernte sich lachend.

Mein würdiger Prinzipal, Herr Reißmehl, hatte sich trotz all' der Unbilden, die ich ihm zugefügt, doch zuweilen nach meinem Befinden erkundigen lassen, sogar, wie die Sage aus dem Munde unserer Hausmagd lautete, war eines Nachmittags eine schauerliche Gestalt erschienen, deren Aeußeres, wie sie beschrieben wurde, viel Aehnlichkeit mit Philipp hatte. Ich hätte alle diese Besuche darum gegeben, wenn ich nur über das Schicksal meines Freundes Burbus etwas hätte erfahren können. Daß er noch in der Stadt

war, mußte ich glauben; er hatte mir ja feierlich versprochen, mich vor seiner Abreise heimzusuchen. Mir war der Doktor wirklich lieb; im Gegensatz zu den dürren, trostlosen Steppen des Reißmehl'schen Hauses erschien mir mein Freund wie ein saftiger Rasenplatz, auf dem freilich viel Unkraut wucherte. Neben meiner Freundschaft für ihn quälte es mich auch, etwas über die Laternengeschichte zu erfahren. Wenn ich an das Polizeigericht dachte, überlief es mich kalt, und ich sah den armen Doktor schon im Geiste in den Krallen der heiligen Hermandad. Unter diesen Umständen war es mir Bedürfniß, seine Freundschaft für mich den Meinigen gegenüber in's hellste Licht zu setzen. Zuerst eroberte ich das Herz der Schmiedin zu Gunsten des Doktors; die Schmiedin influirte sofort auf die Tante, und es gelang, sogar die Großmutter etwas Weniges für ihn einzunehmen. Bei der alten Frau aber that der Name mehr, als was ich von seiner Persönlichkeit zu erzählen wußte.

„Burbus!“ sagte sie und nahm eine Prise aus der gräflichen Dose: „Burbus!“ wiederholte sie und schob die Brille des alten Generals in die Höhe, wie sie immer zu thun pflegte, wenn sie nachdachte. — „Mama,“ sagte die Tante, „erinnern Sie sich? Burbus, so hieß der alte Müller, von dem Vetter Lamprecht die Mühle kaufte.“ — „Ganz recht,“ sprach die Großmutter nachdenkend; „ich habe ihn mit meinem Mann seliger oft besucht. Ja wohl, ja wohl, die Mühle gehörte auch zu unserem Pfarrdorf; wird wohl der Burbus sein.“ — „Gewiß!“ rief ich, „er hat einmal erzählt, sein Vater sei Müller gewesen.“ — „Auch erinnere ich mich,“ fuhr die Großmutter fort, „damals einen kleinen pausbackigen Jungen gesehen zu haben, der vor der Thüre spielte.“ — „Ja, Großmutter,“ sagte ich, „das wird er wohl gewesen sein.“ — „Und jetzt geht es ihm so schlecht!“ seufzte die Schmiedin dazwischen. „Das arme, arme Kind!“ — „Bitt' Sie, Schmiedin!“ rief die Großmutter etwas ärgerlich, „fang' Sie nicht wieder an zu lamentiren! Was Kind! das sind jetzt dreißig Jahre her.“ — Die Schmiedin legte

die Hand auf's Herz und schwieg mit einem Blicke still, der deutlich sagte: Warum hat mich der liebe Herrgott so zartfühlend geschaffen!

XVII.

Verlobung und Edelmuth.

Im Reißmehl'schen Hause war auf die gestrige furchtbare Catastrophe tiefe Ruhe gefolgt. Fanny lag in ihrem Korb und ruhte von der Laternenstrapatze aus; aber manchmal zuckte sie zusammen und öffnete das Maul zu einem leisen Geheul, eine trübe Erinnerung an schreckliche Stunden. Philipp, den nach der schlimmen Nacht im Arrest Barbara's außerordentlich herzliche Begrüßungen, eines starken und guten Kaffee's nicht zu gedenken, vollkommen restaurirt hatten, stand wie gewöhnlich wieder hinter dem Ladentisch in seiner ganzen Glorie. Das Strohdachähnliche seiner Frisur war sorgfältig hergestellt, eine neue Kattunjacke schmückte ihn und Barbara hatte an der Stelle der in der Nacht verloren gegangenen Pantoffeln ihre eigenen Hausschuhe hergegeben, die warm und dicht, Füße und Herz des unschuldig Mißhandelten auf's Sanfteste erwärmten. Gegen Mittag aber kam ihm eine Nachricht zu, die ihn wieder bedeutend aufregte, da sie mit den Ereignissen der verflossenen Nacht offenbar im engsten Zusammenhang stand. Eine Magd aus dem Nachbarhause, die in den Laden kam, erzählte ihm, am Morgen sei Doktor Burbus auf die Polizei gerufen worden, habe sich aber mit Krankheit entschuldigt; als nun nach Verfluß einer Stunde der Polizeikommissär selbst sich eingefunden, um sich von der Wahrheit des Vorgebens zu überzeugen, sei der Doktor verschwunden gewesen, und eben jetzt befinden sich Gerichtsschreiber und

Urkundspersonen drüben in seinem Zimmer, um die Pfändung seiner Habe vorzunehmen, welches Geschäft schnell beendigt sein werde. Philipp faltete die Hände, als er dies vernahm, und sein erster Gedanke war, daß doch auch bei der Justiz Gerechtigkeit zu finden sei, und seine zweite Regung war Mitleid mit dem, der sich oft so schwer an ihm versündigt.

Der Prinzipal, den der Gang auf die Polizei aus dem gewöhnlichen Geleise seiner Geschäfte gebracht, war heute Morgen, statt um sieben, erst um eilf Uhr nach einer langen Unterredung mit Jungfer Barbara in den Garten gegangen, und erschien offenbar sehr zerstreut. Seit zwanzig Jahren vergaß er zum erstenmal seine Taschenuhr nach dem alten Gnomon zu richten, nahm auf der gewöhnlichen Stelle keine Prise, betrachtete den großen Birnbaum neben der Sonnenuhr kaum mit einem flüchtigen Blick und beklatschte keinen der jungen Obstbäume mit der flachen Hand und an dieser ganzen Aenderung seines Wesens war nicht mein Austritt aus dem Hause schuld, auch nicht die Einkerkerung des unschuldigen Philipp, sondern die Unterredung mit seiner Schwester, der Jungfer Barbara, welche ihrem überströmenden Herzen gegen den Bruder Luft gemacht und ihm erklärt hatte, Philipp liebe sie, und da auch ihre Gefühle mit dieser zarten Neigung harmonirten, so sei sie entschlossen, seinen Bewerbungen Gehör zu geben und als seine Ehehälfte mit ihm fortzuziehen, wenn der Bruder auf diese Eröffnung hin nicht geneigt sei, seinen früheren Gehülfen als Compagnon in's Geschäft zu nehmen.

Dies überlegte Herr Reißmehl, während er im Garten auf und ab lief. Die Sache beschäftigte seinen Geist gewaltig. Der sonst so reinliche Mann achtete der Wasserpfützen im Garten nicht, sondern trabte unverdrossen durch die Wege, so daß seine weißen Strümpfe und schwarzen kurzen Beinkleider bald so bespritzt aussahen, als wäre er Courier geritten. Wenn ihm auch Philipp als Schwager nicht sonderlich behagen mochte, so bedachte er dagegen, daß seine Schwester die Hälfte des Vermögens ansprechen könne, und daß er

bei einer Trennung vielleicht nicht so bald wieder einen Gehülfen fände, wie Philipp. Diese Gründe stimmten am Ende Herrn Reißmehl zu Gunsten seines Ladendieners; jedoch fragte er zuvor noch das Schicksal um Rath, indem er eine Reihe junger Obstbäume, deren Anzahl er nicht auswendig wußte, mit: soll oder nicht? durchzählte, und als ihm der letzte dieser Bäume, leider ein mißrathener, halb vertrockneter junger Apfelbaum, ein beistimmendes Ja zugeflüstert, war Herr Reißmehl entschlossen und ging in das Haus zurück, um seine Schwester aufzusuchen.

Diese war im ersten Stock beschäftigt, hatte die Fenster öffnen lassen und putzte mit einem seidenen Tuch die alten wurmstichigen Möbel ab. Ein Dutzend Stühle und einige Tische waren schon gesäubert, und jetzt kam die Reihe an ein riesiges Bett mit gedrehten Säulen, welche zierliche Amoretten trugen, die auf ihren Händen den aus Holz geschnitzten Betthimmel hielten. Nach Allem, was an diesem Morgen das Herz der keuschen Jungfrau bewegt, konnte sie den Anblick dieses Möbels nicht ertragen und schlüpfte mit einem Seufzer in's Nebenzimmer, wo sie alsbald eifrigst in ihrem Geschäfte fortfuhr und einen Kupferstich reinigte, auf welchem Adam und Eva zu sehen waren. Sehr vertieft in diese Arbeit, hörte sie nicht, daß die Thür sich hinter ihr öffnete, durch welche der Herr Reißmehl, Philipp an der Hand führend, eintrat. Erst als der Prinzipal so sanft wie möglich: „Liebe Schwester!“ sagte, fuhr Barbara erschrocken herum und ihr Gesicht überflog sich mit einer lieblichen Röthe. Auch Philipp, der wohl wußte, was jetzt kommen würde, befand sich in großer Verlegenheit; mit der rechten Hand strich er durch sein fahles blondes Haar und kratzte mit dem linken Fuße hinten aus.

„Liebe Schwester,“ sagte Herr Reißmehl, „wozu viele Worte, da eure beiden Herzen einig sind? Herr Philipp“ — dieses „Herr“ sprach er heute zum erstenmal aus — „Herr Philipp ist mir in meinem Geschäft beständig brauchbar gewesen, er wird es auch künftig sein, und wir wollen später die Bedingungen aufsetzen, unter welchen

die alte Firma Reißmehl und Compagnie von uns gemeinschaftlich fortgesetzt wird. Ich gebe zu Allem meine Einwilligung. Seid glücklich!" Der alte Herr war bei dieser Rede augenscheinlich gerührt geworden, weßhalb er sich nach den letzten Worten umwandte und eilig das Zimmer verließ.

„Seid glücklich!" wiederholte Philipp schwärmerisch und lüftete seine langen Arme ein klein wenig. Aber Barbara kam ihm zuvor, eine Ohnmacht schien ihre Sinne zu umfangen, weßhalb sie den theuren Bräutigam umhalste, und so ruhten Beide sprachlos eine Weile Herz an Herz. Bald aber lösten sich ihre Arme, ihre Zungen folgten diesem Beispiele und ergoßen sich in Gesprächen, die viel zu zart und duftig sind, um sie hier niederzuschreiben.

Dies alles begab sich am Fenster, von welchem aus man das Zimmer des Doktor Burbus sehen konnte. Die beiden Glücklichen lebten die vergangenen Tage, troß ihrer schrecklichen Vorfälle wieder durch und daß dabei des Doktor Burbus und meiner nicht auf die glimpflichste Art erwähnt wurde, ist nur zu wahrscheinlich. — „Ja, ja, so geht es," sprach Philipp und zeigte mit dem Finger auf das Fenster seines frühern Nachbars, an welchem in diesem Augenblick eine der Urkundspersonen, ein Drechslermeister, sichtbar war, um die zurückgelassenen Pfeifen des Doktors zu taxiren. In aller Kürze hatte Philipp seine Verlobte von der Flucht des Doktors in Kenntniß gesetzt und ihr erzählt, daß man so eben dessen Effekten gerichtlich aufnehme. Mochte es nun die frohe Vorstellung sein, daß der entflohene Doktor ihm nicht mehr schaden könne, war es edles Mitleid mit dem Unglücklichen, der jetzt hülflos in der Welt herumstrich, oder hatte der feierliche Moment das Herz Philipp's überhaupt weich gestimmt, genug, er sprach einige Worte zu Gunsten des Doktors, und lies, dessen Schicksal bejammernd, einen Augenblick das Haupt auf seine Brust sinken. Plötzlich aber erhob er es wieder; ihm war ein edler, schöner Gedanke gekommen.

„O Barbara," sprach er, „wenn auch Ihr — dein Herz wollte

ich sagen, so zum Verzeihen geneigt ist, wie meines, woran ich nicht zweifle, denn ich weiß ja, du bist edelmüthiger, als ich, so laß uns für all' die Unbilden, die dir der Doktor zugefügt, feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln, auch wenn er als Flüchtiger nichts mehr davon ahnt! Laß uns durch eine schöne That etwas vom Unrecht sühnen, dessen er sich schuldig gemacht! Barbara, erlaube mir, daß ich drüben jenes Gerippe erstehe, um ihm die Ruhe in geweihter Erde zu geben."

Erschreckt wand sich die Jungfrau aus den umstrickenden Armen ihres Geliebten, als sie den Knochenmann drüben erwähnen hörte, und in Gedanken sah sie ihn wie damals am Fenster stehen, den langen Zettel im grinsenden Maul. Doch mochte ihr der Entschluß Philipp's von mehr als einer Seite nobel erscheinen, und so willigte sie ein und gab dem Ueberglücklichen sogar ihre Haushaltungsbörse, worauf sich die beiden nach einem langen Kusse und noch tausend süßen Worten trennten. Noch im Weggehen bat Jungfer Brabara den Verlobten, den Bruder vom Ankauf des Skeletts nicht in Kenntniß zu setzen, da er von der Poesie des Lebens zu wenig begreife, um den Werth dieser schönen Handlung zu würdigen, auch stellte sie die Bedingung, daß ihr das Skelett nie vor Augen kommen dürfe.

Philipp begab sich sogleich in das Nachbarhaus und in das Zimmer des Doktors. Man war gerade mit dem Aufnehmen sämmtlicher Effekten fertig geworden, und obgleich man in allen Dingen nicht zu wenig taxirt, war doch nur die Summe von circa acht Thalern herausgekommen, auf welche die Hauswirthin, die mit ihren unbezahlten Miethsrechnungen in der Hand, lauernd an der Thüre stand, bereits Beschlag gelegt zu haben schien. Aus dem merkwürdigen Inventar mag nur die Rubrik Bücher hier stehen: zwei Bände des Conversationslexicons, ein Buch, genannt der Zionswächter, ein Traumbuch, ein Commersbuch, und sieben Bändchen des Walter Scott'schen Romans Ivanhoe, Stuttgart, bei Franckh.

Philipp brachte sein Anliegen vor: er habe Auftrag, das Skelett zu erstehen, und wolle es nach seinem vollen Werthe bezahlen. Der Gerichtsschreiber hatte das unheimliche Objekt zu einem Thaler angesetzt; er meinte aber, für den Liebhaber sei es allerdings mehr werth, und der assistirende Drechslermeister erklärte, für so schöne Knochen seien vier Thaler nicht zu viel. Philipp zog ohne Widerrede sein Beutelchen, erlegte die Summe und nachdem er versprochen, das Skelett gelegentlich abholen zu lassen, begab er sich eilends hinweg, denn ihm graute in dem Zimmer des Doktor Burbus und namentlich in der Nähe des Knochenmanns.

Diesem Kauf hatte die Hauswirthin aufmerksam lächelnd zugeschaut, und kaum war Philipp die Treppe hinab, so sagte sie: „Ei, Herr Gerichtsschreiber, nun das Ding verkauft ist, brauche ich es auch keine Minute länger im Hause zu behalten, nicht wahr?" — Der Beamte meinte, wenn der Käufer es nicht alsbald holen lasse, könne sie es in Gottes Namen hinstellen, wohin sie wolle, nur nicht auf die Straße, dagegen müsse er im Namen der Polizei Einsprache thun. — „Aber auf meiner Treppe," sagte die Hauswirthin, „werde ich es doch nicht stehen lassen? und das Zimmer, an dem ich schon Schaden genug habe, brauche ich nothwendig." — „Ei," erwiderte der Polizeimann, „so lassen Sie es ihm hintragen." — Auf diesen Bescheid hatte die Frau nur gewartet, denn alsbald schoß sie die Treppen hinab und kam gleich darauf mit zwei ihrer Ladengehülfen und einem großen Leintuch wieder. Letzteres wurde um das Gerippe so drappirt, daß nur der blanke Schädel etwas hervorschaute, und nun wurden die beiden jungen Leute beordert, die Gestalt in das Nebenhaus zu Herrn Reißmehl zu tragen.

Es war heute kein Markttag und im Reißmehl'schen Geschäft so still wie nie. Philipp und Barbara befanden sich im Hinterstübchen, der Prinzipal saß vor seinem Pult in der Schreibstube und Fanny, der Mops, lag noch immer träumend auf dem Rücken. Da unterbrach plötzlich die allgemeine Ruhe vom Laden her ein so gräßliches Geschrei,

daß sämmtliche Bewohner, Fanny eingeschlossen, emporfuhren und angstvoll lauschten. Es war die Stimme der Küchenmagd, die unartikulirt brüllend, jedesmal wenn ihr der Athem ausging, mit einem gellenden O je! o je! schloß.

Zwischen das Geschrei der Hausmagd hinein tönte das Gelächter muthwilliger Buben und das Geheul des Mopses, der, etwas Erschreckliches witternd, nach Kräften in den Spektakel einstimmte. Philipp stürzte aus dem Hinterstübchen in den Laden, gefolgt von Jungfer Barbara, die aber beim Anblick, der sich ihr darbot, die Hände vor das Gesicht schlug und laut kreischend wieder entfloh.

Da stand vorne im Laden das grinsende Skelett des Doktor Burbus, in ein weißes Leintuch gehüllt. Philipp traute seinen Augen kaum, und im ersten Moment, da sich beim schrecklichen Anblick seine Begriffe verwirrten, glaubte er, das Skelett sei ihm gefolgt, um sich für die gute That, die er an ihm begangen, zu bedanken. Doch das Gelächter einiger zwanzig Buben, die vor dem Laden versammelt standen, brachte ihn zu sich und er sah wohl, daß ihm die Nachbarin den Streich gespielt habe. Was sollte er beginnen? Im Hinterstübchen mußte Jungfer Barbara eben aus ihrer Ohnmacht erwacht sein, denn sie kreischte von Neuem mit verdoppelter Kraft; die Magd hörte nicht auf O je, o je! zu schreien, und dabei focht sie mit einem langen Besen gegen den Knochenmann. Die Buben auf der Gasse belustigten sich mit allerhand schlechten Späßen. „Fastnacht ist da!“ — „Nein, es war der Tod selbst! er will den Herrn Reißmehl holen.“ — „Ich weiß, ich weiß!“ schrie jetzt eine quickende Stimme aus dem dicksten Haufen; „Jungfer Barbara hat sich maskirt, die war es!“ Und ein ungeheures Gelächter folgte dieser letzten Bemerkung.

Jetzt stürzte auch der Prinzipal, den selbst der furchtbare Lärm bis jetzt in einer wichtigen Addition nicht gestört hatte, aus der Schreibstube und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er in seinem ehrsamen Laden solchen Auftritt sah. — „Philipp!“

schrie er, „was soll das heißen?“ Und als dieser keine Antwort gab, wandte er sich an die Magd und sagte: „Margareth, lauf Sie auf die Polizei! das ist mir zu arg!“ — Nach der Polizei brauchte die Magd nicht zu gehen; denn bereits arbeitete sich Märtens durch den dichten Haufen der Buben durch und trat in den Laden.

„Herrrr!“ schrie der Prinzipal, der nach vielen Jahren zum erstenmal in Zorn gerieth, „was sind das für Geschichten? Wie können Sie es leiden, daß ein ehrsames Handlungshaus zum Gespötte frecher Buben wird? Warum schützen Sie mein Haus nicht?“ — „Hat sich viel zu schützen, Herr Reißmehl,“ entgegnete der Polizeisoldat. „Der beste Schutz ist, wenn Sie das Ding, das Sie doch einmal gekauft haben, so schnell wie möglich in's Haus hinein schaffen.“

„Ich? ich? ich hätte das Ding gekauft?“ — „Ja Sie, oder Ihr Ladengehülfe. Da steht er ja. Er soll es Ihnen selbst sagen.“

Philipp stand da, ein Bild des Jammers. Es gibt für ein edles Gemüth nichts Empfindlicheres, als eine gute That, die man im Stillen hat begehen wollen, so öffentlich dem rohen Urtheil der Welt preisgegeben zu sehen. Und Philipp mußte seinen Edelmuth preisgeben und dem Prinzipal gestehen, daß Jungfer Barbara und er das Skelett gekauft, und weßhalb. Diese Auskunft war aber nicht geeignet, die Aufregung des Prinzipals zu besänftigen; vielmehr war es schauerlich anzusehen, wie der sonst so ruhige und gemessene Mann ob dieser Entheiligung seines Ladengewölbes in den schrecklichsten Zorn gerieth. Wie toll sprang Herr Reißmehl mit beiden Beinen zugleich in die Höhe; bald rief er gegen das Hinterstübchen nach seiner Schwester, bald drohte er mit der Faust dem unglücklichen Philipp, jetzt sprang er gegen das Skelett selbst an und drehte sich dabei so blitzschnell im Kreise, daß sich seine fuchsige Perücke hinten und vorne lüftete.

Trotz aller Mühe wollte es unterdessen dem Polizeisoldaten nicht gelingen, die Bubenschaar zu verjagen; es kamen ihrer von

Minute zu Minute mehrere hinzu, und die Hintersten drängten die Ersten, so daß diese dem Knochenmann immer mehr auf den Leib rückten. Herr Reißmehl befahl in seinem Zorn mit kreischender Stimme, das Haus zu schließen; Niemand gehorchte ihm, und die Buben, die ein wenig zurückwichen, wenn er einen Satz gegen sie machte, drangen gleich darauf um so weiter wieder vor, und so kam es denn, daß bei einem solchen Stoße die Vordern, obgleich kreischend und widerstrebend, gegen das Skelett gedrückt wurden. Dieses begann zu wanken, bekam das Uebergewicht und stürzte mit solcher Gewalt auf den Steinboden, daß die meisten Drähte des Knochengebäudes brachen, Rippen, Arme und Beine zersprangen, und der Kopf dem unglücklichen Herrn Reißmehl zwischen die Füße rollte, der über den Schädel hinweg einen furchtbaren Satz machte und dann in die Schreibstube stürzte, wo er kraftlos auf einem Stuhl zusammenfiel.

Beim Sturz des Skelettes stoben die Buben vor Schrecken nach allen Richtungen auseinander, und der Polizeisoldat, der allein kaltes Blut behalten, war endlich im Stande die Hausthür zu schließen. Philipp, mit dem Kopf auf den Ladentisch gesunken, weinte vor Jammer und Aufregung so heftig, daß seine Thränen einem Bächlein vergleichbar, auf dem eichenen Tische dahin liefen. Und Barbara? Wenn ich sage, daß Margarethe, die Dienstmagd, nach drei verschiedenen Aerzten geschickt wurde, so kann man sich leicht denken, wie es im Hinterstübchen aussah.

XVIII.

Genesung.

Von all diesen Stürmen in dem Hause, in dem ich bis jetzt als Lehrling gedient, erfuhr ich natürlich gar nichts, sondern lag in meinem Bette, schlief fast den ganzen Tag oder schaute die Mühle und die Ritterburg an. Leider aber war in meiner Krankheit ein Rückfall eingetreten; ich hatte die Nacht sehr unruhig zugebracht und lag am Morgen zum Entsetzen der Schmiedin in heftigem Fieber. Sie stand an meinem Bette und fühlte mir den Puls, wobei sie den Kopf wegwandte, daß ich ihre Thränen nicht sehen sollte, und als die Großmutter sagte, ich habe mich wahrscheinlich in der Nacht erkältet, schüttelte sie traurig das Haupt und hatte etwas auf der Zunge; man sah, daß sie kräftig mit sich selbst rang, es hinunter zu schlucken. Endlich aber konnte sie sich nicht mehr halten und schluchzte so laut, daß ich erschrocken auffuhr. „Ach, Frau Pastorin," rief sie, „und wenn Sie's mir noch so übel nehmen, ich kann es doch nicht verhalten! Erkältung? O Gott, nein! Sie wissen ja wohl, daß ich die Bettdecke jeden Abend fest binde! Nein, Frau Pastorin, aber der Gerstenschleim — ja, ich muß es behaupten, der Gerstenschleim, der hat das Fieber auf's Neue herbeigeführt. Hätte man dem Kind Weinsuppe gegeben, wie ich es vorgeschlagen habe, so liefe es heute wieder frisch und gesund herum. Aber Gerstenschleim ist ein wahres Gift."

„Hör' Sie," sagte die Grosmutter sehr ernst, „ich kann Ihr wegen der Rechthaberei nicht ewig den Text lesen; aber Schmiedin, Schmiedin, die Rechthaber und Wortklauber sind unangenehm vor dem Herrn, hat mein Mann selig, der Pastor, hundertmal gesagt. Was Weinsuppe oder Gerstenschleim! das hat's kein's von beiden

gethan. Sie ist doch sonst eine gescheidte Person, geh' Sie mir mit den Kindereien!"

Damit entfernte sich die Großmutter ziemlich ärgerlich, aber die Schmiedin blieb am Bette stehen und hielt ein Selbstgespräch, von dem ich nur die Worte Weinsuppe und Gerstenschleim vernahm. Aber meine durch's Fenster erhitzte Phantasie hatte genug daran, und ich träumte davon. Mir war, als stände ich vor einem ungeheuren Kessel voll Weinsuppe, und wenn ich mich, von brennendem Durst gequält, hinabstürzen wollte, um davon zu trinken, so zog mich die Schmiedin mit Gewalt zurück und zeigte mir ganz nahe dabei einen wahren Gerstenschleimsee. Doch kaum wandte ich mich diesem zu, so vertrocknete er. Mochte nun mein Rückfall kommen, woher er wollte, so war es schlimmer mit mir, als am Tage, wo man mich aus der Kirche gebracht hatte, und ich phantasirte die ganze Nacht und ein gutes Stück des folgenden Morgens.

Das ging ein paar Tage so fort, während deren es ganz dunkel in meinem Zimmer war und ich Niemand unterscheiden konnte, als die Schmiedin am unterdrückten Weinen, wenn sie mir die Arznei einflößte. Wohl hörte ich hie und da, daß noch andere Personen im Zimmer sein mußten, ja ich glaubte zuweilen eine tiefe Stimme zu vernehmen, die mir nicht unbekannt war. Doch war ich zu schwach, um meinen Gedanken nachhängen zu können, und alle und jede Erinnerung entschlüpfte mir im gleichen Augenblicke wieder, wo ich mich ihrer bemächtigt zu haben glaubte. Eines Abends ließ mein Fieber etwas nach und gegen Morgen schlief ich ganz ruhig, wurde aber durch den Klang jener tiefen Stimme geweckt, die ziemlich laut und deutlich sagte: „Aber, Jungfer Schmiedin, Sie werden erlauben, daß ich Ihnen gehorsamst bemerke, daß es meines Erachtens viel vernünftiger wäre, ihn noch eine Stunde schlafen zu lassen, als ihn wieder aufzuwecken, um ihm einen Löffel voll des garstigen Zeugs in den Magen zu schütten." — „Ach, Herr Doktor," entgegnete die Schmiedin, „Sie mögen selbst ein-

ganz guter Arzt sein, aber was das Abwarten eines Kranken betrifft, da stelle ich meinen Mann." — „Wollen sagen, „Ihre Frau," erwiderte die tiefe Stimme und setzte dann, geschmeichelt durch das Compliment hinzu: „Allerdings, wir praktischen Aerzte — freilich wohl, das Einhalten der Stunden — ja, wir wollen ihn also sanft erwecken."

Das war nun eigentlich gar nicht nöthig, denn ich hatte schon längst meine Augen ein wenig geöffnet und würde mich schon lange gemeldet haben, wenn ich die Erscheinung vor mir nicht für einen Traum gehalten hätte; denn es war mein Freund, der dort im Zimmer stand, der Doktor Burbus, angethan mit einem rothkarrirten Schlafrock, der meinem Onkel selig gehört, sowie die gelben Pantoffeln, die er an den Füßen, und eine weiße spitze Nachtmütze, die er auf dem Kopfe trug. Seinen Bart hatte er ziemlich ordentlich behandelt, und sah überhaupt ganz anständig aus. Neben ihm stand die Schmiedin, wieder einmal sehr im Negligé, und schüttelte das Arzneiglas in ihrer Hand.

Nachdem ich mir einigemal die Augen gewischt und mich überzeugt, daß ich nicht träume, freute ich mich unendlich, den Doktor wieder zu sehen, und rief ihn laut beim Namen. Die Schmiedin schrak zusammen, daß sie fast das Glas fallen ließ, so kräftig hatte ich geschrieen, der Doktor aber kam lachend auf mich zu, setzte sich auf mein Bett, und mußte nun vor allen Dingen erzählen, wie er in's Haus und zu mir gekommen. — Die Geschichte war kurz und einfach. Der Laternenhandel hatte beim Doktor das Maß voll gemacht, oder, wenn man will, dem Faß den Boden ausgeschlagen. Bekam er deßhalb Händel mit der Polizei, so war seines Bleibens in der Stadt nicht mehr. Er hatte daher, als er wirklich citirt wurde, in seinem Hauswesen Alles, was des Mitnehmens werth war — und dessen war gar nicht viel — zusammengerafft und sich in's Spital geflüchtet, das heißt zum Adjunkten des Spitalarztes, einem Studiengenossen. Nachdem er sich dort ein paar Tage ver-

borgen, beschloß er, seinen Stab weiter zu setzen, wohin wußte er selbst nicht, zuvor aber wollte er sein Wort lösen und von mir Abschied nehmen. So hatte er sich denn vorgestern in der Abenddämmerung hergeschlichen. Als er unten im Hause nach mir gefragt, war die Großmutter beim Namen Burbus aufmerksam geworden und hatte sich mit ihm unterhalten.

Da nun der theure Doktor Burbus gerade nicht auf den Mund gefallen war, wie wir wissen, so unterhielt er die gute alte Frau von seinen traurigen Erlebnissen, wie es ihm theils mit, theils ohne sein Verschulden schlecht gegangen; denn er war ehrlich und auch klug genug, um ihr gegenüber zuzugeben, daß er seine Jugend nicht ganz so angewendet, wie er gesollt. Natürlich mischte er in die Erzählung seiner Unglücksfälle sehr viel Reißmehl, Barbara und Philipp, und seine Angaben stimmten mit den meinigen in so vielen Punkten überein, daß die Großmutter wohl einsah, man habe mir auf's Himmelschreiendste Unrecht gethan. Auch gefiel ihr die Anhänglichkeit des Doktors an mich, kurz, sie lud ihn ein, einige Tage bis zu meiner Genesung da zu bleiben; er habe ja dann noch immer Zeit, eine neue Laufbahn anzutreten.

Meine Freude, den Doktor um mich zu haben, war nicht gering, und wir machten den ganzen Tag schöne Plane für die Zukunft. Mit meiner Besserung ging es indessen rasch vorwärts. Ich konnte bald das Bett verlassen und mich an's geöffnete Fenster setzen. Wie wohl that mir die junge frische Frühlingsluft, die selbst über die Dächer der Häuser und in die engen Straßen ihren Weg zu finden wußte, und mir im süßen Duft erzählte von tausend aufbrechenden Knospen im Walde, von bunten Blumen und Blüthen und von den eisbefreiten rauschenden Bächlein! Ich hatte eine gewaltige Sehnsucht nach dem Walde, und die Stadt lag mir beängstigend auf der Brust. Das sagte ich eines Tages dem Arzte, als er im blauen Frack mit der weißen Halsbinde vor mir saß, worauf er lächelnd mit dem Kopfe nickte und meinte, das würde

sich wohl arrangiren lassen. Ja, und es kam auch wirklich auf die schönste Weise zu Stande. Der Arzt schrieb auf der Großmutter Veranlassung einige Zeilen an den Vormund, und nach einigen Tagen antwortete dieser so gut und freundlich, als wir es nur wünschen konnten. Im Brief stand unter Anderem: „Was mir der Doktor über den Jungen geschrieben, freut mich, da ich sehe, daß er sich wieder in der Besserung befindet. Auch glaube ich, er hat ganz recht, wenn er vorschreibt, man solle ihn das Frühjahr und den Sommer zu seiner Erholung auf dem Lande zubringen lassen, und ich bin ganz damit einverstanden. Ich denke, man schreibt an den Vetter, der die Waldmühle hat. Er wird sich gern gegen ein mäßiges Kostgeld dazu verstehen, den Jungen ein halbes Jahr aufzunehmen.

Dieser Vorschlag leuchtete der Großmutter, sowie der Tante ein, nur die Schmiedin schluchzte Einiges von Mühlenwassern, Rädern und dergleichen gefährlichen Geschichten. Es wurde sogleich an den Vetter geschrieben und schon nach einigen Tagen kam die befriedigendste Antwort. Von einem Kostgelde wollte der vermögliche Mann nichts wissen. Die Aussicht, den Sommer auf dem Lande zubringen zu können, statt wieder in einem finstern Laden zu kriechen, machte mich überglücklich. An meinen guten Freund Burbus hatte ich dabei nicht gedacht, der am Morgen, nachdem man sich den Abend vorher im großen Familienrath entschlossen, mich in einigen Tagen fortzuschicken, statt im rothkarrirten Schlafrock in seinem eigenen Anzug erschien und erklärte, er sei jetzt reisefertig, um in die Welt hinauszuziehen. Das fiel mir schwer auf's Herz, und als die Jungfer Schmiedin allein bei mir saß und mich traurig betrachtete, was sie jetzt bei meiner bevorstehenden Abreise nur zu häufig that, eröffnete ich ihr mein Herz, wie traurig es mich mache, daß uns jetzt der arme Doktor Burbus verlasse, der keinen Menschen auf der weiten Welt habe. Daß es leicht war, sie bis zu Thränen zu rühren, versteht sich, und sie versprach mir, mit der Großmutter darüber zu reden, was sie denn auch alsbald

that. Und der Erfolg blieb nicht aus: der Doktor erschien vor mir und erzählte mir, die gute Frau habe ihm in's Gewissen geredet, und ihn ermahnt, jetzt endlich einen ordentlichen Lebenswandel anzufangen, ihm aber sofort gesagt, wenn er mich auf ein paar Monate begleiten wolle, so würde dieß dem Vetter gewiß ganz angenehm sein, und er habe inzwischen Zeit, sich nach etwas Anderem umzusehen.

Jetzt war Freude an allen Ecken. In kurzer Zeit waren die nöthigen Vorkehrungen getroffen, meine Reiseequipage besorgt, und der Doktor, den das ganze weibliche Personal wohl leiden konnte, ging auch nicht leer aus. — An einem schönen Morgen, als die Sonne zum erstenmal recht warm schien, entließ uns die Großmutter mit einem stillen Händedruck und ihrem lauten Segen. Die Tante gab uns Grüße an den Vetter mit und die Schmiedin weinte auf herzzerreißende Weise.

Durch all diese Ceremonien war es zehn Uhr geworden, als wir endlich durch die Straßen dem Thore zuschritten. Plötzlich blieb der Doktor stehen und rief, indem er auf einen vorbeirollenden Wagen deutete, laut aus: „Bei Gott, das ist der edle Philipp! Auch ich sah hin und erblickte ihn neben der bräutlich geputzten Barbara; auf dem Rücksitz saß Herr Reißmehl, der einen ungeheuren Blumenstrauß trug. Die holde Braut mußte auch uns erblickt haben; sie machte plötzlich ein sehr erschrockenes Gesicht, da der Anblick des Doktor Burbus auf diesem Wege ihr als ein böses Omen erscheinen mochte. Der Wagen lenkte gegen die Spitalkirche.

Im ersten Augenblick hatte der Doktor Lust, nachzulaufen, um einige Allotria zu treiben; aber ich muß sagen, daß er sich sogleich eines Bessern besann. Bald hatten wir die Stadtthore hinter uns, vor uns die weite Erde, die in ihrem bräutlichen Blüthenschmuck noch herrlicher prangte als Jungfer Barbara, und während ich auf diese Art vor der Hand vom H a n d e l Abschied nahm, beschloß Doktor Burbus ernstlich einen neuen W a n d e l anzufangen.

XIX.

Kleine Reiseabenteuer.

So zogen wir zum Thore hinaus, Frühling um uns her, Frühling im Herzen. Die Lerchen auf dem Felde stiegen auf, die Sonne sah uns freundlich in's Gesicht und jagte die Nebel in Schluchten und Thäler zurück, wo dieselben zu tausend glänzenden Tropfen aufgelöst, noch eine Zeitlang an den Grasspitzen zitterten, um alsdann von dem durstigen Erdreich gierig aufgesogen zu werden.

Den Doktor Burbus hatte ich noch nie so froh und heiter gesehen, und seine Fröhlichkeit stach sehr von derjenigen ab, mit welcher er auf seinem Zimmer, Kneipe genannt, das Traurige seiner Lage zu übertäuben versuchte. Allen Bauernweibern, denen er auf der Straße begegnete, bot er guten Tag und gab ihnen weise Lehren für den bevorstehenden Markt. Wo er mehrere beisammen fand, die mit Butter oder Obst an den Chausseegraben saßen, um zur ferneren Tour auszuruhen, da stellte er sich zu ihnen, und während er die Güte der Waaren untersuchte, begann er laut zu gähnen, worauf es ihm eine außerordentliche Genugthuung gewährte, wenn zuerst die angeredete Person ihm unwillkürlich nachahmte und alsdann in kurzer Zeit die ganze Reihe mit aufgesperrten Mäulern da saß. Den vorbeirollenden Wagen rannte er nicht selten eine Strecke weit mit abgenommener Mütze nach, um lachend zurückzubleiben, wenn man ihm ein kleines Geldstück herauswerfen wollte. Kurz, er konnte es nicht lassen, eine Menge unschuldiger Allotria zu treiben. Bisweilen auch machte er Pläne für die Zukunft und versicherte mich, wie er in der Waldmühle meines Vetters Botanik zu treiben beabsichtige, und wie er sich dort im Hydraulischen zu vervollkommnen suchen werde.

Ich für meine Person erinnerte mich mit Vergnügen eines früheren mehrwöchentlichen Aufenthalts in der Waldeinsamkeit, wo ich mir kleine Hütten baute oder Sandwälle aufrichtete, und von dort die Vorübergehenden mit Tannzapfen beschoß.

So zogen wir dahin und erreichten am Abend ein kleines Landstädtchen, wo wir übernachteten und am nächsten Morgen mit aufgehender Sonne unsere Tour fortsetzten.

Den ganzen gestrigen Tag waren wir in einer großen Ebene fortgewandelt, meist an den Ufern eines kleinen Flusses hin und näherten uns nun dem Waldgebirge, aus welchem er hervorbrauste, und in einem dieser Thäler unser Reiseziel lag. Ach, wie freuten wir uns, den frischen Tannenduft wieder einzuathmen und die stäubige Stadt, ihre kalten Straßen und Häuser mit dem duftigen Waldpalast vertauscht zu haben, unter dessen Säulen wir nun langsam aufwärts stiegen. Der Doktor war merklich ernster als gestern, und als wir auf der ersten Höhe des Waldgebirgs ankamen, von der wir rückwärts schauend in weiter, weiter Ferne die Thürme der gestern verlassenen Stadt erblickten, fuhr er mit der Hand über die Augen, grüßte bitter lachend hinüber und schüttelte sich dann wie ein Hund nach starkem Regen. Doch dauerte die Traurigkeit bei diesem sonderbaren Menschen nicht lange, und obgleich er mir mehrmals heilig und gewiß versicherte, er werde beim Eintritt in die Waldmühle den alten Adam gänzlich ausziehen, so traute ich ihm vor der Hand doch nicht recht, indem er mir im Laufe des heutigen Tages noch einen merkwürdigen Streich spielte.

Nach einer kleinen Stunde nämlich erreichten wir das Städtchen T., welches zwischen der Stadt, wo wir herkamen, und der Stadt C. gerade in der Mitte liegt und beide Regierungsbezirke scheidet. Hier treffen sich die Gensdarmen von beiden Städten, übergeben einander die mitgebrachten Vagabunden und Verbrecher, wechseln sie gegen einander aus und jeder nimmt die für sein Kreisgefängniß bestimmten wieder mit sich zurück.

Als wir vor das Wirthshaus kamen, in welchem diese Auswechslungen geschehen, es war, wenn ich nicht irre, der goldene Schweinskopf, so fanden wir dort eine ansehnliche derartige geschlossene Gesellschaft, theils zu Wagen, theils zu Fuß, welche behufs dieser Auswechslung ihren Einzug in das Wirthshaus hielt, wo die Gensdarmen bei einem Glase Bier oder Wein einander die Papiere der Verbrecher übergaben.

Am obern Ende eines langen Tisches saßen die Handhaber der Gewalt, lang gediente Unteroffiziere der Armee, die das Uebertreten in die Gensdarmerie als Avancement ansahen, kräftige Gestalten im besten Mannesalter mit großen Schnurrbärten. Ich muß nun hier beifügen, daß der Doktor Burbus nichts so sehr haßte, wie alle polizeiliche Gewalt, und von dieser galt ihm die Gensdarmerie als Quintessenz.

Daß wir in die Wirthsstube zum wilden Schweinskopf eintraten, wunderte mich gar nicht, daß der Doktor mit mir an den Wänden bei den Vagabunden und Verbrechern stehen blieb, glaubte ich seiner Neugier, die Auswechslung besser ansehen zu können, zuschreiben zu dürfen. Es mochten ungefähr zehn bis zwölf Gefangene da sein, worunter einige mit Ketten geschlossen, zerlumpt und zerrissen, mit höchst verdächtigen wilden Physiognomien, andere, denen blos die Daumen zusammengeschnürt waren, und sogar einige, die ganz ohne Banden waren. Von den letzteren näherte sich hie und da einer den Gensdarmen, leise mit bittender Miene fragend, ob er ein Glas Wasser genießen dürfe, der ein Glas Bier, jener ein Glas Branntwein. Meistens wurden die Bitten mit Kopfnicken bewilligt, oder es wurden einige Bemerkungen hinzugefügt, als z. B.: „Hör', Schwarzenberger, du könntest von Gott und Rechtswegen einen unüberwindlichen Abschen vor allem Fusel haben; denn ohne diesen guten Freund wärest du ein freier Mann," oder: „Waldauer, ei, ei, das Bier sollte dir eigentlich Gewissensbisse machen und du deßhalb keins trinken; bei dir ist das Sprich-

wort: Je toller gebraut, je besser Bier, nicht eingetroffen; denn toll genug gebraut hast du dein ganzes Leben."

Diese halb gnädigen Aeußerungen wurden dann von dem ganzen Haufen mit großem Gelächter aufgenommen.

Jetzt trat auch der Doktor aus dem Haufen heraus zu dem Gensdarmen hin und fragte mit leiser Stimme: ob ihm der Herr Wachtmeister nicht den Genuß eines Schoppen Weines gnädigst gestatten würde?

„So, Wein?" fragte dieser, ohne von seinen Papieren aufzusehen, „Er muß viel übriges Geld haben. Na meinetwegen!"

Darauf rückte sich der Doktor mit größter Gemüthsruhe einen Stuhl zum Tische neben dem Gendarmen, warf sich darauf hin und schrie mit seiner kräftigen Stimme: „Eine Flasche Moselwein!" wobei er mit der Hand auf den Tisch schlug, daß die Dintenfässer der Gensdarmen in die Höhe fuhren. Erstaunt sahen diese empor, und der, welcher dem Doktor seine Bitte gewährt hatte, rief ihm zu: „Höre, Bursche, noch einmal solchen Exceß, und ich werde dich schließen lassen. Scheer Er sich vom Tisch weg und trink Er seinen Schoppen dort in der Ecke."

„Ei was," entgegnete Burbus noch lauter, „ich darf hier eben so gut sitzen, wie ein Gensdarm."

„Was!" schrie der Andere, „Er will sich hier unnütz machen? Wenn Er nicht augenblicklich sein Maul hält, wird man Ihn schließen lassen. — Was ist denn das für ein Kerl?" fragte er leise seinen Collegen.

Der Doktor trommelte mit seinen beiden Fäusten auf den Tisch und brüllte zum lauten Ergötzen sämmtlicher Herren Vagabunden:

„Wein her, Wein her,
Oder ich fall um!"

Man kann sich denken, daß ich bei dieser sonderbaren Scene mich bestürzt an die Wand zurückzog und des Doktors verrückte

Einfälle tausendmal verwünschte, die mir hier obendrein ein sehr schlimmes Ende zu nehmen schienen; denn der eine Gensdarm riß das Fenster auf und befahl, man solle vom Wagen draußen ein Paar Handschellen hereinbringen. Und dieser Befehl, statt den Doktor einzuschüchtern, stachelte ihn vielmehr auf, mit lauter Stimme sich über den Mißbrauch der polizeilichen und gensdarmerielichen Gewalt auszulassen.

„Hör Er," schrie ihm der eine Gensdarm zu, „ich werde nicht eher ruhen, bis Er zum Anfang Seiner Gefängnißstrafe auf vierzehn Tage das Hundeloch bekommt."

„Und," setzte der Andere hinzu, „ich werde Ihn dergestalt empfehlen, daß Er während der zehn Jahre oder wie viel Er hat, keine ruhige Minute verlebt."

„Hören Sie, meine Herren," entgegnete Burbus, „ich verbitte mir das Er, und erlaube mir, Ihnen zu erkennen zu geben, daß mir sogar das vertrauliche „Du" viel lieber wäre!"

Jetzt riß den beiden Gensdarmen der Geduldsfaden gänzlich, und wer weiß, was dem Doktor geschehen wäre, hätte man nicht in diesem Augenblicke die Handschellen gebracht und sie vor den beiden Machthabern auf den Tisch hingelegt.

„Laß den Kerl schließen," sprach einer der Gensdarmen zum andern.

„Ja, das mein' ich auch," entgegnete dieser, „laß ihn schließen."

„Ich?" versetzte der erste, „das kann ich nicht thun, nachdem ich ihn von dir abgenommen."

„Wie ist mir denn," sagte der Andere leise, indem er seine Papiere durchsah, „er gehört ja zu deinem Bezirk. Uebergib mir seine Papiere und ich will den Kerl schon zahm machen."

So leise dieses Gespräch von den Gensdarmen geführt wurde, während sie ihre Akten durchsahen, so drang es doch zu den Ohren des Doktors, der selbstzufrieden in sich hineinlachte.

„Wie heißt Er?"

„Doktor Burbus, einstens Candidat der Jurisprudenz, jetzt werdender hydraulischer Wasserkünstler."

„Burbus," entgegneten beide Gensdarmen und warfen sich sonderbare Blicke zu. „Was hat Er gethan? weßhalb wird Er eingeliefert?"

Und leiser sagte einer zum andern: „Auf Ehre, du mußt den Kerl mitgebracht haben. Ich habe ihn nicht in meinen Papieren."

„Wenn ich Ihnen, meine beiden hochverehrten Herren, Alles erzählen sollte, was ich in meinem Leben schon gethan habe, so könnte das etwas lang werden. Wenn ich eingeliefert worden bin, so weiß ich nicht warum."

Der eine Gensdarm schüttelte den Kopf und sagte: „Mir scheint, man hat seinen Spaß mit uns treiben wollen," und der andere setzte hinzu: „das wird nicht so hingehen!"

Der Doktor zog ganz ruhig seine Börse und während er dem Wirth den getrunkenen Wein bezahlte, versicherte er den Gensdarmen: so etwas absonderlich Kurioses sei ihm in seinem Leben nicht passirt. Wie er als ruhiger friedsamer Staatsbürger, dessen erster Grundsatz es sei, sich der öffentlichen Gewalt, wo er sie fände, unterzuordnen, so auch hier nicht verfehlt habe, die hohe polizeiliche Erlaubniß zur Genießung eines Schoppen Weins einzuholen, und daß er deßhalb als Verbrecher angesehen und behandelt werden sollte, käme ihm sonderbar vor, und er würde deßhalb beim Bezirksamt Anklage erheben.

Die beiden Gensdarmen sahen sich etwas verblüfft an, und nachdem einer derselben sich noch den Paß des Doktors zeigen ließ, der aber in bester Ordnung war, vertieften sie sich, ohne ein Wort ferner zu sprechen, in ihre Papiere, und ich war äußerst froh, als wir uns wieder auf offener Landstraße befanden, daß der Handel so gut abgelaufen sei. Der Doktor aber lachte noch während einer Viertelstunde unbändig und versicherte mich, jetzt erst könne er ein anderer Mensch werden.

„Sehen Sie, lieber Jüngling, das war noch ein Rest von Uebermuth, der in mir stack, und der hinaus mußte, damit er nicht bei mir fortwucherte und mich von einer gänzlichen Besserung abhielte."

Bald umfing uns wieder das Waldgebirge mit seinem traulichen Schatten, und da wir die Hauptstraße verlassen hatten, so war der Weg, wenn auch nicht mehr so bequem und breit wie früher, doch dafür viel traulicher und heimlicher. Die niedern Waldculturen, welche die Landstraße begrenzten, verwandelten sich zuerst in hohes Strauchwerk und wechselten dann mit stattlichen kräftigen Bäumen ab. Die Buchen mit ihrem breiten Laubdach wurden zahlreicher, dann kamen ernste hohe Eichen, die kräftige, schlanke Tanne, welche erst einzeln, dann in immer größeren Gruppen erschien, und ließen uns erkennen, daß wir uns der Höhe des Gebirges näherten. Auch die Bäche und Waldwasser, die uns entgegen kamen, änderten von Schritt zu Schritt ihren Charakter. Das Blut dieser Wasseradern pulsirte heftiger und heftiger, je höher wir stiegen, und wie uns hier oben im Waldesgrün das Herz fröhlicher schlug, so sprangen auch die unten so trägen Bäche hier oben heftiger einher, bald sich einen Weg durch die dicken Wurzeln und bemoste Steine suchend, bald einen Abhang hinunterstürzend, die Blätter und Gräser umher mit frischem Wasserstaub netzend.

An solch einem Punkte setzten wir uns nieder, der Doktor stützte den Kopf auf die Hand und wurde nachdenkend.

„Heut Abend also," sprach er, „kommen wir bei Ihrem Vetter auf der Waldmühle an. Das ist an sich schon sehr schön und gut. Sie bleiben ein paar Monate da, dann sucht man Ihnen eine neue Stelle. Sie werden wieder hinter den Ladentisch gesteckt und können, wenn auch keine glänzende Carriere, sich doch eine gute Zukunft bereiten. Ich aber, schon ein alter Kerl, müßte, um auf meinem angefangenen Wege vorwärts zu kommen, noch einige Semester irgendwo studiren und dort sehr fleißig sein, um ein Examen zuwege

zu bringen. Dazu brauche ich erstens Geld und zweitens Geld und drittens Geld, und das fehlt mir erstens, zweitens und drittens. Ich versichere Sie, es ist eine verfluchte Geschichte. Ich habe schon daran gedacht, Soldat zu werden, und mich dort auf medizinischem Weg der leidenden Thierwelt zu widmen. Aber das geht auch nicht, ich sehe wahrhaft nirgends einen Ausweg."

„Ich kann Ihnen freilich," entgegnete ich darauf, „nicht viel Tröstliches sagen; doch verlieren Sie den Muth nicht. Wer weiß, ob sich in der Zeit, die Sie in der Waldmühle zubringen, nicht irgend eine Aussicht eröffnet oder ein Glück zufällt, mag es nun kommen, woher es will."

„Ja, ja, so dachte ich auch einstens; in dem ersten Rosenglanz der Jugend glaubt man noch an Wunder. Doch am Ende haben Sie Recht, was hilft das Grübeln. Lassen Sie uns Hoffnung fassen. Und nun erzählen Sie mir vor allen Dingen, wer Ihr Vetter eigentlich da drunten ist, und aus welchen Bestandtheilen überhaupt der ganze Kreis besteht, in welchen wir so mir nichts dir nichts hineinplumpsen."

„Es ist schon lange her," entgegnete ich, „daß ich einmal dort war; ich war noch ein ganz kleiner Bube und der Liebling von Allen, sogar von meinem Vetter, dem Müller."

„Warum sagen Sie *sogar* von Ihrem Vetter dem Müller?"

„Nun, er ist ein etwas mürrischer ernster Mann, früher war er Förster, doch ich weiß nicht, weßhalb er dies Amt niederlegte. Genug, ich erinnere mich wohl, noch in damaliger Zeit in meiner Familie von einem großen Unglück gehört zu haben, das den Vetter Christoph betroffen. Darauf kaufte er die Mühle, und als ich zu ihm kam, konnte er vielleicht in den Vierzigen sein. Das sind jetzt zehn Jahre her. Alles im Hause muß thätig sein, und selbst ich, nachdem ich ein paar Tage dort war, bekam meine kleinen Beschäftigungen, z. B. ich mußte in den Gärten Unkraut jäten, kleine

Pflanzen anbinden u. dgl., und wurde nur dann von ihm freundlich angesehen, wenn ich recht fleißig gewesen war."

„Ei, ei," meinte der Doktor, „was werden wir beide dort anfangen; denn sowohl Sie und noch vielmehr ich sind über die Jahre hinaus, wo man Unkraut vertilgt und Pflanzen anbindet."

„Ja daran habe ich auch schon gedacht. Nun, ein paar Wochen wird's schon so gehen."

„Ich werde dem alten Herrn gelehrte Vorlesungen halten, oder werfe mich, wie schon gesagt, auf's Hydraulische."

„Die Frau meines Vetters dagegen," fuhr ich fort, „ach, die ist ganz, ganz anders, eine sehr kluge und gescheidte Frau. Sie hat in ihrer Jugend in der Stadt gelebt; ihr Vater war Pfarrer und sie ist in Allem das Gegentheil von ihrem Manne. Der Vetter Christoph treibt sich Tag und Nacht in seinem Mühlenwerke herum und ißt Mittags und Abends mit seinen Knechten. Ist er müde, so legt er sich vor dem Herd auf eine Bank und hört den Erzählungen und Gesprächen der Leute zu, ohne ein Wort zu sprechen, oder wenn er etwas sagt, trifft er gewiß den Nagel auf den Kopf. Obgleich er so im Aeußern rauh, ja heftig ist, so lieben und verehren ihn seine Kinder doch ungemein, und er ist in der Umgegend angesehen wie ein Friedensrichter, schlichtet auch mehr Prozesse und Streitigkeiten, als wie die umliegenden Bezirksgerichte alle zusammen. Die Frau, die ihrem Hauswesen auf's Beste vorsteht, muß auch an diesen Mittags- und Abendmahlzeiten der Dienstleute Theil nehmen, steht aber dabei auf einer ganz andern Bildungsstufe. Sie hat in dem weitläufigen Gebäude ihre eigenen Zimmer, die der Vetter nur selten betritt. Ach, und in denen ist es sehr schön, da sind Bücher und schöne Blumen und Kupferstiche und hübsche Stühle und Tische, ja sogar ein Klavier, das sie selbst spielt. Ferner sind im Hause zwei Söhne und zwei Töchter. Ueber deren Erziehung soll es anfänglich viel Streit gegeben haben. Vetter Christoph meinte, bei seiner Frau sei es zufällig einmal gut aus-

geschlagen, aber sonst sei im Allgemeinen ein Mädchen, das städtische Manieren angenommen und das die Nase in die Bücher gesteckt habe, auf dem Lande nicht mehr zu brauchen. Das hat viel Streit und der armen Frau viel Kummer gemacht. Der älteste Sohn heißt Caspar und nebenbei, daß er ein tüchtiger Müller ist, hat er vom Vater die Leidenschaft für die Jagd geerbt, der aber selbst kein Gewehr mehr anrührt. Der zweite, Franz, würde der Mutter nachgeartet sein, wenn der Vater nicht diese verkehrte Richtung, wie er es nannte, mit Gewalt unterdrückt hätte. Die älteste Tochter, Elisabeth, ist der Liebling des Vaters, eine sehr gute Person; mich mochte sie besonders leiden, sie ließ mich auf den Ackerpferden immer nach Hause reiten und lud mir heimlich das Gewehr des Bruders, um Sperlinge zu schießen. Die jüngste endlich, die Sibylle, war damals wenige Jahre älter als ich, und ist die einzige, die ich später noch wieder gesehen habe. Sie war in früher Jugend kränklich, weßhalb es ihre Mutter durchsetzte, daß sie einige Jahre in der Stadt zubringen mußte, wo sie nach den Begriffen des Vetters eine ganz verkehrte Erziehung erhielt, und deßhalb nicht sein besonderer Liebling ist. Sie ist still und sanft, und wie ich gehört habe, sollen ihre Neigungen und ihr Körperbau nicht zur Feldarbeit gepaßt haben.

Diese Mittheilungen schienen meinen Reisegefährten sehr zu beschäftigen, denn er ließ einige Hm! Hm! und So! So! hören und schlenderte wortlos an meiner Seite dahin.

Unser Weg führte jetzt über eine breite Waldebene hin. Nach Verlauf einer Viertelstunde kamen wir auf einen freien Platz, von dem mehrere Wege nach verschiedenen Richtungen ausliefen. Mir tauchten alte Erinnerungen auf, namentlich beim Anblick eines alten Kreuzes, das hier oben fast in Gras und Moos versunken stand, und ich erinnerte mich wohl, mit meinem Vetter Caspar hier oftmals ausgeruht zu haben, besonders wenn wir an Sonn- und Festtagen durch den Wald streiften, er mit dem Gewehr voran, ich ihm

die Jagdtasche nachschleppend. Zur Nachtzeit wurde die Gegend um das Kreuz von den Leuten vermieden. Hier war vor langen, langen Jahren ein Mord geschehen, über den weder die Bewohner der Gegend noch die Gerichte je einen Aufschluß erhalten hatten. Man fand damals hier breite Blutlachen, zerstampfte Gräser und Gesträuche, und das war Alles.

Zwei der Wege, die hier zusammen trafen, führten in's Thal hinab; auf dem Wegzeiger des einen stand zu lesen: Königsbronner Mühle; das war unser Ziel. Dort also hinab. Doch vorher setzte sich der Doktor auf das bemooste Kreuz und versicherte mich, er müsse sich sammeln und vorher einige Augenblicke ausruhen.

XX.

Im kühlen Grunde geht ein Mühlenrad.

Die Waldebene lag um uns her; bestrahlt vom rothgoldenen Licht der sinkenden Abendsonne. Die Bäume, die um das Kreuz standen, warfen lange Schatten hinter sich und die eine Seite des Stammes glänzte hell, während die andere Seite tief beschattet war. Der Pfad vor uns zur Königsbronner Mühle verlor sich bald in einem tiefen Hohlweg, dessen Ende, so weit wir es sehen konnten, schon in Nacht gehüllt da lag. Aus dem Thale zu unsern Füßen stiegen blaue Abendnebel auf und die Spitzen der Tannen und hohen Bäume, die noch von der Sonne bestrahlt waren, schwammen wie grün goldene Flocken auf blauem wogendem Meer.

„Hören Sie dort drunten nicht Wasser rauschen?“ fragte ich den Doktor.

Doch er antwortete mir nicht und bald traten wir in die nächt-

lichen Schatten des Hohlweges. Nicht lange dauerte es, so strahlten uns vom Grunde des Thales Lichter entgegen. Wir vernahmen das einförmige Geräusch eines Mühlenwerkes und deutlich das Rauschen des Wassers. Bald erblickten wir Gebäude in dunkeln Umrissen, endlich das mir wohlbekannte Wohnhaus, die Mühle, die Wirthschaftshäuser. Links lagen die Stallungen und es befremdete mich, bei der Schmiede, die dort war, eine Menge Leute zu sehen und viele Lichter. Auch glaubte ich ein Paar Gestalten zu erkennen.

Wir traten näher und erblickten bald deutlich ein landwirthschaftliches Nachtstück. Das war die hohe kräftige Gestalt des Vetters, und hielt er den Zaum eines Gaules, der den Kopf hängen ließ und wie es mir schien auf seinen Beinen schwankte. Neben dem Pferd lag ein großer Haufen Stroh, der ihm wahrscheinlich das Niederfallen leicht machen sollte. Da stand auch der Vetter Caspar und die Elsbeth, die den Gaul streichelte und oben aus dem Fenster schaute Franz mit einer weißen Mütze.

Als wir ganz nahe traten, hörten wir sprechen und verstanden einzelne Worte.

„Der Gaul hat sich erhitzt," sagte die Elsbeth, „und zu viel Klee gefressen."

Der Vetter Caspar meinte, es käme vom Geblüt, was im Frühjahr immer unruhig und rebellisch würde.

„Das beste ist," rief Franz zum Fenster heraus, „laß ihm eine warme Decke auflegen und tüchtig herum traben, bis er in Schweiß kommt."

„Ach was," antwortete Caspar, „wenn der Gaul vom vielen Fressen Kolik hätte, so würde er unruhig sein."

Der alte Müller streichelte den Hals seines Pferdes und fragte: „Wann ist der Bub zum Kurschmied geritten? Könnt' schon da sein!"

„Was meint Ihr, Vater," sagte die Elsbeth, „wenn wir den Gaul tüchtig herumlaufen ließen?

„Wenn der Mensch krank ist,“ entgegnete der Müller, „muß er Ruhe haben, und das Vieh wahrscheinlich auch. Und da ich von der Medizin leider nichts verstehe, will ich so meiner Idee folgen. Man bringe ihn in den Stall, bis der Kurschmied kommt.“

Jetzt traten wir Beide plötzlich in den Kreis und es dauerte ein paar Sekunden, ehe mich die Familie erkannte.

„Donnerwetter,“ sagte Caspar, „du bist's! Nun, das freut mich!“

Und die Elsbeth reichte mir die Hand und sagte: „Was der Bub' groß geworden ist!“

Der alte Müller warf den Zügel seines Pferdes dem Knecht zu, legte mir eine Hand auf den Kopf und sagte: „Na, dir ist es auch in der Stadt schlecht ergangen. Sähst auch nicht so schwächlich aus, wenn du damals hier geblieben wärst!“

Franz oben im Fenster schrie mir freundlich entgegen und verschwand vom Fenster, indem er nach der Mutter und Sibylle rief.

Unter diesen verwandtschaftlichen Begrüßungen hatte man nicht auf den Doktor geachtet, der unterdessen den Kopf des Gaules ergriffen und denselben etwas auf die Seite drehte. Es war aber Zeit, ihn vorzustellen.

„Ist das der Doktor, von dem die Großtante geschrieben?“ sagte Caspar; und Elsbeth setzte hinzu: „Weißt du, Vater, ein Sohn vom Müller Burbus!“

Des Alten Gesicht sah aber nicht so freundlich aus, wie der Doktor genannt wurde, als wie er meiner ansichtig wurde. Burbus ließ sich jedoch nicht stören, sagte kurzweg: Guten Abend! und ließ das Pferd eine plötzliche Wendung links machen, wobei wir Alle sahen, daß es den rechten Vorder- und Hinterfuß schmerzhaft in die Höhe zog. Diese Bewegung wiederholte er ein paar Mal und sagte dann ganz ruhig: „Mit Verlaub, Müller, der Gaul hat sich weder überfressen, noch plagt ihn das Blut, sondern er ist im Stall zu kurz herumgedreht worden, und hat sich etwas im Bug verrenkt.“

„Wahrhaftig," schrie die Elsbeth, „das glaub' ich auch. Ich hab's dem Anton, dem unnützen Buben, tausendmal gesagt, er soll das Vieh nicht so kurz drehen."

„Ja, ja," meinte Caspar, „davon kann's herkommen."

Der Müller machte darauf mit dem Pferde dieselben Bewegungen, sah das schmerzhafte Benehmen des Thieres, wenn er ihm die Seite fühlte und sagte: „Kann wirklich so sein!"

„Es ist aber auch so," entgegnete fest und bestimmt der Doktor. „Laßt das Pferd augenblicklich in den Stall bringen, etwas Baumöl, um ihm einzugeben, wird wohl im Hause sein, und eine Salbe zum Einreiben werde ich aufschreiben."

„Und das versteht der Herr?" sagte der Müller, indem er seine Mütze in die Höhe rückte.

„Natürlich," sagte der Doktor, „ich habe mich hauptsächlich auf die Behandlung des kranken Viehs gelegt."

Ich war über diesen Zufall sehr erfreut, denn wenn ich auch viel auf den Brief meiner Großmutter baute, so mußte ich doch fürchten, dem Vetter Christoph sei die Anwesenheit eines halb ausgelernten Studenten, in seinen Augen natürlich ein fauler unpraktischer Mensch, nicht sehr angenehm. Jetzt kam auch die Müllerin und Sibylle aus dem Hause, von denen ich einen herzlichen Kuß bekam, und darauf wurde ich im Triumph in die Mühle geführt; denn der Doktor Burbus ging selbst mit in den Stall, um bestmöglich für die Lagerstätte des kranken Thieres zu sorgen.

Für heute trat auch der Vetter Christoph ausnahmsweise in die schönen Zimmer seiner Frau, in welche ich geführt wurde, um mir eine Ehre zu erzeigen, und ich wurde ausgefragt, wie es der Großmutter ging, und meinen sämmtlichen Tanten und Onkels, sogar der Jungfer Schmiedin, die einmal ein Paar Wochen hier zugebracht hatte, wurde gedacht.

Ich fand die Familie meines Vetters fast in demselben Zustand wieder, wie ich sie vor mehreren Jahren verlassen. Freilich war

der Müller älter und grauer geworden und der Stammhalter Caspar, der sich unterdessen verheirathet hatte, nnd mit Weib und Kind ebenfalls auf dem Hofe wohnte, konnte, wie er selbst scherzhaft sagte, sein früher glänzend schwarzes Haar nicht recht vom Mehlstaub reinigen. Das feine kluge Gesicht der Müllerin hatten auch einige tiefe Furchen durchzogen und Elisabeth war beträchtlich älter und dicker geworden. In Mannskleidern würde sie den besten Kürassier abgegeben haben. Gegen das Heirathen bewahrte sie eine auffallende Abneigung und ein kleiner schwarzer Bart auf der Oberlippe, mit dem man sie früher immer geneckt, wurde größer und bemerkbarer.

Sibylle war ein sehr hübsches Mädchen geworden, viel zarter und feiner als die Elisabeth, und gefiel mir jetzt weit besser, als damals, wo ich die ältere Schwester so gut leiden konnte, weil sie mich mit ihrer Körperstärke vor den Neckereien der Brüder schützte. Auch erschien sie mir viel artiger, viel verständiger, denn während ich, den Kopf auf meine Arme stützend, am Tische ruhte, saß Sibylle neben der Mutter, heftete ihre blauen Augen auf mich und fragte mich dies und das, wobei sie emsig fortstrickte. Bald trat auch der Doktor ein nnd versicherte, der Gaul befände sich etwas besser. Der Vetter machte ihm Platz und sprach auch einige Worte mit ihm, wodurch ich sah, daß er keine eigentliche Abneigung gegen ihn fühlte.

Als nun nach dem Abendessen, das diesmal im Kreise der Familie und nicht bei den Leuten eingenommen wurde, der Kurschmied erschien und die Behandlung des kranken Pferdes, wie sie Burbus angeordnet hatte, vollkommen billigte, stieg der Doktor augenscheinlich in der Gunst sämmtlicher Bewohner der Königsbronner Mühle.

XXI.

Comptoirist und Hülfsarbeiter.

Der Doktor und ich wurden nicht zusammen einlogirt. Er bekam eine Kammer neben dem unverheiratheten Sohne Franz, und mir wurde ein allerliebstes Zimmerchen bei denen der alten Müllerin angewiesen. Es war sehr heimlich und traulich dort. Die Mühle lag nicht auf dem tiefsten Grunde des Thales und vor meinen Fenstern ging es noch ungefähr hundert Schuh weiter hinab, links vor mir war das Mühlwehr und wenn ich die Hand zum Fenster hinausstreckte, wurde sie vom sprühenden Wasser benetzt. Unter meinem Fenster floß das gebrauchte Wasser schon viel ruhiger in einem Holzkanale weiter und stürzte erst rechts vom Hause durch eine steinige Schlucht in die Tiefe des Thales hinab.

Als Alles schon zur Ruhe war, lag ich noch lange im Fenster und erfreute mich an der schweigenden Nacht, die um mich herrschte. Das Werk wurde gesperrt, das Wasser floß ruhiger und die Schlingpflanzen, die an den Wänden des Hauses wuchsen und die sonst das sprühende Wasser auf- und niederpeitschte, schwammen jetzt auf dem kleinen ruhigen Strome, und zitterten freudig, daß das Wasser sie nicht mitnehmen konnte, die Steinschlucht hinab.

Am andern Tage ging in der Mühle Alles seinen gewohnten Gang; man bekümmerte sich um uns so wenig, als seien wir schon Jahre lang da gewesen. Der Doktor setzte sein Heilverfahren mit dem kranken Gaule fort, gab dem alten Müller auf kurze Fragen kurze Antworten, sprach mit der Elsbeth über Ersatzmittel für den gewöhnlichen Dünger und erzählte den beiden Söhnen nach dem Abendessen, wenn sie eine Pfeife zusammen rauchten, eine Menge kurzweiliger Anekdoten aus seinem Studentenleben. Um die Mül-

lerin und Sibylle bekümmerte er sich gar nicht, und ließ mir vollkommene Freiheit, das zu machen, was ich wollte. Bekannt mit den Gesinnnngen meines Vetters, versuchte ich auch, mir Beschäftigung zu machen; doch war ich kein Kind mehr wie vor Jahren, das Unkrautausjäten fiel mir sehr schwer, und wenn ich Sibyllen beim Anbinden der Pflanzen half, so trieben wir so viel Kindereien zusammen, daß mehr verdorben als gut gemacht wurde.

Jeden Andern hätte der Vetter Christoph am Ende ungehindert gehen lassen, d. h. mit vollkommener Entziehung höchsten Wohlwollens, doch nicht so mich, seinen leiblichen Vetter, dem er geneigt war und für den er als jungen Menschen alles Mögliche glaubte thun zu müssen, um ihn zur Arbeit zu gewöhnen.

So hatte er denn auch eines Morgens ein Geschäftchen für mich gefunden, was mich genugsam beschäftigte, dafür aber auch an den Tisch fesselte, obgleich ich viel lieber in Feld und Wald herumgelaufen wäre. Er führte mich in seine Schreibstube, und stellte mich als ersten Buchhalter und Correspondenten an.

„Das Geschäft ist klein," sagte er, „aber mach's ordentlich, mach's pünktlich, du kannst was dabei lernen."

Anfänglich war ich auch in dem Punkte des Fleißigseins für den Doktor besorgt gewesen und hielt ihn, wie man es natürlich finden wird, für einen faulen und zur Arbeit untauglichen Menschen. Doch war der Doktor klug genug, meine Vermuthungen Lügen zu strafen. Nachdem die Pferdekur vollendet war, suchte er sich andere Beschäftigungen und hielt sich besonders an den alten Müller, mit dem er unter Anderm Morgens in aller Früh in den Wäldern umherzog und sich bald in dessen Vertrauen so festsetzte, daß er dort die Knechte beim Holzfällen beaufsichtigen durfte. Hie und da führte er auch einen großen vierspännigen Holzwagen, hochbeladen, aus dem Walde in den Hof, wobei er so furchtbar mit der Peitsche knallte, daß Alles lachend zusammenlief und sich selbst der Vetter Christoph eines Schmunzelns nicht erwehren konnte.

Freund Burbus war aber auch in solchen Augenblicken eine höchst komische Erscheinung. Sein großer Bart beschattete das halbe Gesicht, und eine kleine Cerevismütze balancirte er mit vieler Geschicklichkeit gegen Wind und Wetter auf dem Kopfe. Oftmals hatte ich ihm gestanden, wie sehr mich seine totale Umwandlung freue, aber wie unerklärlich sie mir andrerseits auch sei, worauf er mir antwortete:

„Lieber Jüngling, es mußte anders werden; das Arbeiten mußte ich erst wieder erlernen, denn es ist an sich eine schwere Kunst, und Sie können mir glauben, wenn ich hier mal eine Zeit lang von Morgens bis in die Nacht an schwerer Arbeit thätig war, wird es mir später leicht werden, etwas Anderes zu ergreifen, und beharrlich durchzuführen."

Wenn ich ihn in solchen Augenblicken an das Reißmehl'sche Haus, an seine Wohnung, an die Wandgemälde in derselben und an das Skelett erinnerte, so machte er ein Gesicht, als schüttle er sich moralisch und entgegnete mir:

„Geliebter Exladenjüngling, das war eine nebelgraue regentag-artige Existenz; sie liegt hinter uns."

Ich schrieb also Briefe an benachbarte Gutsbesitzer, an die Forstämter und machte Rechnungen über Getreide und Mehl. Mein Comptoir lag gerade über der Mühle. Der Boden desselben zitterte beständig, wie bei einem leichten Erdbeben. Bald besuchte mich der alte Müller, etwas nachsehend oder angebend, bald kam Caspar mit weißbestaubtem Gesicht und rauchte ein paar Züge aus einer Pfeife, am öftesten aber, und das war mir am liebsten, kam Sibylle mit ihrem Nähzeug, setzte sich zu mir hin, und wenn wir auch Stunden lang nichts sprachen, so gab es doch wieder Augenblicke, wo wir uns eifrig über frühere Zeiten unterhielten, und ich ihr von den Bekannten, die sie in der Stadt hatte, erzählte, was ich wußte. Auch der Doktor erschien zuweilen, bald mit der Peitsche, bald mit der Axt in der Hand, blieb aber nie lange, wenn Sibylle

bei mir war. So vertraut er überhaupt mit den beiden Söhnen und mit Elsbeth war, und so viel er mit ihnen lachte und Späſſe trieb, so schien er sich unbehaglich zu fühlen, wenn die alte Müllerin oder Sibylle sich in der Nähe befand. Der Letzteren war das auch aufgefallen, und sie erzählte mir, sie habe es ihrer Mutter mitgetheilt, welche ihr entgegnet: sie müsse ihn dafür desto freundlicher und artiger behandeln; denn er sei ein verlorener Sohn, der, auf dem Wege der Besserung begriffen, sich doch noch nicht bei stillen freundlichen Menschen ganz heimisch fühle.

„Es ist eigentlich Schade," setzte Sibylle hinzu, „daß er mit der Mutter nicht viel spricht, denn neulich, wo sie ihn in das Gespräch zog und über einige neuere Bücher fragte, war sie sehr zufrieden mit seinen Antworten. Aber er hat einen furchtbar häßlichen Bart. Du mußt dir niemals einen solchen wachsen lassen."

Ich fuhr mit der Hand an mein äußerst glattes Kinn und versprach es ihr.

XXII.

Vergnügungen auf der Mühle.

Auf einer solchen Mühle mitten im Walde, an keiner großen Straße gelegen, herrscht im Allgemeinen ein fast einförmiges Leben, und die einzigen Unterbrechungen sind Sonntagsbesuche bei den Nachbarn oder auch eine Kirchweihe, und dabei Tanz- oder Jagdpartien, öffentliche und heimliche. Und letztere ließ sich Caspar zuweilen eifrigst angelegen sein, und bei diesen hatte ich namentlich in früheren Zeiten oft die Ehre, ihn begleiten zu dürfen. Das Jagdrevier, zur Mühle gehörig, und vom Vetter gepachtet, war

nicht groß und befriedigte lange nicht die Jagdgelüste Caspars. Zu dem heimlichen Jagdvergnügen besaß er ein Gewehr, dessen Schafft mit Batterie man abnehmen und in die Tasche stecken konnte. Der Lauf bildete einen Stock, den er wohlgemuth in die Hand nahm, und so zogen wir an schönen Herbsttagen, harmlos ausschauend in der Frühe, sobald der Tag graute, aus. Da war in der Nähe ein herrschaftliches Revier, eine tiefe und lange Schlucht, an welche oben Krautäcker stießen und in welcher die Hasen nach eingenommener Abendmahlzeit droben ihr Nachtquartier aufschlugen. An den Wänden dieser Schlucht standen große Buchen und am Fuße eines solchen Stammes im dichten Moos nahm das Wild sein Lager, so daß es von den Wänden der Schlucht und von den Bäumen vor Regen und Wind geschützt war.

Wie alle unrechtmäßig gebrochene Frucht am meisten reizt, so war es auch unser größtes Vergnügen, bei grauendem Morgen aus dem dampfenden Thal hinauf in die Krautäcker zu steigen und dort, den Rand der Schlucht umgehend, auf die Hasen zu spähen, die uns eigentlich gar nichts angingen. Hatten wir, oben herumschleichend, so zwei, drei gefunden, die unter uns in süßen Morgenträumen befangen lagen, so mußte ich mich oben hinstellen und ein Zeichen geben, wo sie waren, Caspar schraubte den Schaft an sein Rohr, schlich sich näher und schoß die Unglücklichen in ihrem Lager, worauf ich als Aporteur hinzustürzte, sie aufnahm, und wir kehrten nicht ohne eine Beute von zwei, drei bis vieren bei aufgehender Sonne nach Haus.

Von den herrschaftlichen Jägern waren wir eigentlich niemals ertappt worden, hatten aber mehrmals in großer Gefahr geschwebt, es zu werden. Ich erinnere mich sehr genau, wie einstmals, als ich einen getödteten Hasen aus seinem Moosbett herausgezogen, Caspar aufmerksam in den Wald hineinhorchte, dann auf mich zusprang und mich am Kragen ergreifend, mit mir durch Dick und Dünn, sogar durch einen Theil des Mühlbachs durchstürzend, nach

Hause flog, und wie bald darauf ein paar herrschaftliche Jäger auf die Mühle kamen, um sich die Pfeife anzuzünden, und Caspar, der sich umgezogen hatte, reichte ihnen das Feuer mit der Miene eines Menschen, der eben erst aus dem Bette steigt.

Interessanter als diese Hasenjagden waren die Hetzen mit großen Hunden auf den Dachs, die Abends angestellt wurden. Da zogen wir unsere fünf und sechs mit den Hof- und Jagdhunden bei einbrechender Nacht aus. Einige von uns hatten große eiserne Gabeln, andere waren mit schweren Knütteln bewaffnet. Spürten die Hunde den Dachs auf, so wurden sie losgelassen; der Dachs entfloh, was er laufen konnte, die Hunde eilten ihm nach, und wir folgten den Hunden, so schnell uns unsere Beine zu tragen vermochten, durch Wald und Busch und Feld, eine schreckliche Jagd. Da ging es unbesehen durch Wasserbäche und Dornengestrüpp, so daß wir oft jämmerlich zugerichtet nach Hause kamen. Hatten die Hunde den Dachs erreicht, so umstellten sie ihn und hielten ihn fest, bis wir dazu kamen. Die mit den eisernen Gabeln suchten ihn mit denselben zu erreichen und niederzudrücken, worauf er von den andern feierlichst todtgeschlagen wurde.

Ein weit harmloseres, aber für mich uninteressanteres Vergnügen waren die Kirchweihen; desto mehr aber freuten sich alle übrigen Bewohner der Mühle auf ein derartiges Tanzvergnügen, und selbst Sibylle besuchte mit ihrer Schwester Elsbeth die der größeren Dörfer und wo die Gesellschaft deßhalb etwas ausgewählt war.

Man kann sich denken, daß der Doktor auf dem Tanzboden keinem nachstand. Er fegte umher, wie er es noch von den Studentenjahren gewöhnt war und spielte in jeder Hinsicht die Hauptperson. Beim Hinfahren ließ er sich nicht nehmen, die Rosse zu lenken, und er that dies mit besonderer Geschicklichkeit.

Diese sonntäglichen Kirchweihtage sind immer die allergrößten Feste und beginnen schon Vormittags, wenn Herrschaften und Dienstboten aus der Kirche kommen. Da wird aus dem Schuppen der

größte Leiterwagen gezogen, der vorhanden ist. Es werden Querbreiter darauf gelegt, auf welche man mit Stroh ausgestopfte Säcke bindet, und alsdann wird der Wagen rings mit grünen Reisern besteckt, sowohl zum Schutz gegen die Sonne, als auch zur angenehmen Verzierung. Wer sich von den Knechten und Mägden untadelhaft aufgeführt hat, wird von dem Baas — so nennen sie den Herrn — zur Partie eingeladen und gegen eilf Uhr geht es fort, was die Pferde laufen können. Gewöhnlich liegen die Dörfer ein bis zwei Stunden auseinander, und jeder von den größeren Bauern hat nach den Begriffen der alten homerischen Zeit dort einen Gastfreund, dem er mit Sack und Pack, mit Pferden, Knechten und Mägden in's Haus fällt. Dort ist der Mittagstisch bereitet, es wird sehr viel gegessen, sehr viel getrunken und Abends geht es auf den Tanzplatz, und in der Nacht fährt die ganze Gesellschaft wieder nach Hause mit Ausnahme vielleicht eines räudigen Schafs in Gestalt eines Müllerknechts oder einer Magd, die zur Stunde der Abfahrt nicht aufzufinden sind.

Es war ein blendend schöner Sonntagsmorgen im Frühjahr, als wir in diesem Jahr die erste derartige Partie mitmachten. Der Vetter Christoph und der Doktor waren die einzigen, welche die Kirche nicht viel frequentirten, und letzterer trieb sich schon vor neun Uhr in den Ställen umher, um Pferde und Geschirr in den besten Stand zu setzen. Um eilf Uhr war Alles bereit. Der Doktor hatte die vier trefflichsten Pferde vor den größten Leiterwagen gespannt und kutschirte mit der Kreuzleine vom ersten Sitz. Er sah wirklich majestätisch aus. Von vormaligen Schlittenpartieen her hatte er sich eine immense Fertigkeit erworben, die längste Schlittenpeitsche zu handhaben. Und um diese Kunst vollkommen zeigen zu können, hatte er sich heute eine Peitsche angefertigt, mit einer unendlich langen Schnur. Neben dem Wagen standen in ehrerbietiger Erwartung der Großknecht, die Altmagd, der erste Müllerbursche und die Viehmagd, auf's Sauberste geputzt im besten Sonntagsstaat.

Jetzt erschien der Baas mit Vetter Franz, Vetter Caspar mit seiner Frau und nahmen ihre Plätze ein. Dann erschien Elsbeth und sogar die Müllerin mit Sibylle, und des Doktors Gesicht, das vor Behagen strahlte, wurde sichtlich ernster, als die beiden letzteren sich ebenfalls anschickten, auf den Wagen zu steigen. Ich begriff gar nicht, was ihm einfiel, denn als Sibylle und ich auf den ersten Sitz neben ihn kletterten, wollte er die Zügel der Pferde an Caspar abgeben, der sie aber lachend zurückwies. Jetzt war Alles bereit, der Baas rief: „Vorwärts!“ Der Doktor that einen fürchterlichen Hieb mit der Peitsche in die Luft und die vier Rosse galoppirten davon mit den Schellen klingend, und das blankgeputzte Messingzeug funkelte und glitzerte in der Morgensonne.

Gleich bei der Mühle ging's von der Straße ab, auf die bethauten Wiesen, die mit großen Spinneweben gleich leuchtenden Schleiern bedeckt waren. Die Räder schnitten in das Gras ein und ihre Spuren bildeten zwei lange glänzende Schlangen, die den Wagen unabläßig zu verfolgen schienen. Schmetterlinge flogen um uns her und hoch in der Luft gaben die unsichtbaren Lerchen ein großes Morgenconcert.

Mittags um ein Uhr erreichte man den Ort, wo die Kirchweih gefeiert wurde. Es war dies ein großes Gehöft, und wir fanden dort schon alle Anstalten zu einem großen Mittagessen. Unter der Hausthür stand der Freund des Vetter Christoph und bewillkommnete uns. Er war in kurzen Hosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen, angethan mit einer langen Weste von braunem Manchester und befand sich in Hemdärmeln mit der weißen Mütze auf dem Kopfe. Die Frau hielt hinter ihm, hatte zum Willkommen einen Zipfel der langen weißen Schürze emporgeschlagen und Beide grüßten die Gesellschaft äußerst freundlich.

Auf dem Herde prasselte ein ungeheures Feuer, über welchem ein schwarzer eiserner Kessel hing, in dem ein immenser Schinken herrlich duftete. In einem andern Gefäß kochten Erbsen und Bohnen

und neben einem riesenhaften Napf mit Suppe erblicken wir die unentbehrlichen Kartoffeln schneeweiß und mehlig.

Alles wurde nach der Reihe bewillkommt, und daß mir, als einem Bekannten aus früheren Jahren, ein sehr herzlicher Empfang zu Theil wurde, kann man sich leicht denken. Die Frau des Vetters wurde von der Wirthin in die Staatsstube geführt, Vetter Christoph und Elsbeth gingen mit dem Gastfreund in den Ställen umher, Sibylle spazierte mit Anne Marie, der jüngsten Tochter des Hauses, in den Garten, die Altmagd und die Viehmagd halfen ihren Colleginnen bei den siedenden Kesseln und der Großknecht sowie der Müllerbursche setzten sich dazu, steckten Holz in den Herd und machten Bekanntschaft zu dem Tanzvergnügen heut Abend. Ich half dem Doktor die Pferde ausspannen, worauf zu Tisch gerufen wurde.

Die Tafel war im Freien im Garten aufgeschlagen, und bestand aus vier in die Erde geschlagenen Pfählen, auf welche lange Bretter gelegt waren und über diese ein blendend weißes Tischtuch. Der Hausherr sprach das Gebet und Alles setzte sich in bunter Reihe um den Tisch, sowohl wir, die Fremden, als die ganze Hauswirthschaft unseres Gastfreundes mit Knechten und Mägden.

Wenn ich an dergleichen Mahlzeiten zurückdenke, so empfinde ich beständig ein innerliches Behagen. Die frische Luft hatte den Appetit außerordentlich geschärft und zu der einfachen kräftigen Kost unter Gottes freiem schönem Himmel, unter dem Gesang der Vögel wurden ebenso einfache als kräftige Tischreden geführt. Von großer Etikette war keine Rede, wir Männer saßen in Hemdsärmeln da, und Alles ließ sich's wohl sein.

Nach Beendigung der Mahlzeit war jedem bis zum Kaffeetrinken Freiheit vergönnt, zu treiben was er wollte. Die Aeltern hielten Gespräche über Landwirthschaft und Viehzucht, das junge Volk neckte sich im Garten umher. Der Doktor und ich nahmen unsere Mützen und schlenderten zum Hofe hinaus über die kleine

Brücke eines schäumenden Bergwassers, den Wald hinauf. Langsam gingen wir dem herabstürzenden Wasser entgegen und ergötzten uns, ohne ein Wort zu sprechen, an den kleinen Wasserfällen, die der Bach in den glatten Kieseln bildete. Es war recht warm und als oben an einem kleinen Felsen, dessen Fuß mit weichem Moos bewachsen war, der Doktor den Vorschlag machte, ein Mittagschläfchen zu halten, pflichtete ich ihm bei. Wir streckten uns auf dem grünen natürlichen Bette nieder und waren bald im Schlummer.

Nach einer kleinen halben Stunde erwachte ich wieder, da mir die Sonne, durch die Zweige brechend, in die Augen schien. Der Doktor aber, der im Schatten lag, schlief ruhig weiter. Vielleicht einhundert Schritte oder auch weniger neben mir in dem dichten Gesträuch hörte ich lachen und leise singen. Es war die Stimme Sibyllens und sie begann das Volkslied:

In einem tiefen Grunde
Da geht ein Mühlenrad.

und sang es erst mit leiser summender Stimme, wie es schien, zuerst schüchtern und verschämt, der lauschenden Anne Marie vor; nachher aber wurde der Gesang lauter und klang bei dem letzten Vers recht hell durch den Wald. Man hörte aber dem Herzen, aus dem der Gesang kam, an, daß um seinetwillen noch kein Ringlein zersprang. Der Doktor lag neben mir im Schlaf, und er schien einen guten Traum zu haben. Hie und da bewegte er die Lippen und lachte und spitzte auch zuweilen den Mund, als thue er einen tiefen Zug. Die Mädchen drüben nach Beendigung des Liedes lachten und schäkerten.

„Höre, Sibylle,“ sagte Anne Marie, „die Leute behaupten, der Doktor, wie heißt er doch, habe dich früher in der Stadt gesehen und sei dir zu Liebe herausgekommen.“

„Warum nicht gar!“ lachte die Andere. „Was soll er von mir wollen?“

„Nun," entgegnete Anne Marie, „er will dich, wie es in den Büchern oft so schön vorkommt, zuerst kennen lernen und dann heirathen."

Ich sah unruhig auf den Doktor neben mir, und es war mir recht, daß er schlief und nichts von dem Gespräche hörte. Obgleich aber bis jetzt sein Gesicht noch größtentheils von tiefem Schatten bedeckt war, so war die Sonne doch nicht zurückzuhalten, und fing schon an, um seine Nasenspitze zu spielen. Anne Marie drüben fuhr fort und sagte:

„Er hat einen so ganz spaßigen Namen; wie heißt er denn eigentlich?"

„Nun, wie wird er heißen?" entgegnete Sibylle. „Doktor Burbus heißt er."

„Burbus, Burbus!" schrie die Andere, so laut sie konnte, „das klingt beinahe wie der Kukuk drüben ruft."

Und nun fing sie an, aus Leibeskräften in den Wald hinauszurufen: „Burbus! Kukuk! Burbus! Kukuk! — Burbus! Burbus!"

Und dabei lachten die beiden Mädchen so allerliebst und muthwillig. Der Doktor aber erwachte und fuhr überrascht in die Höhe, als er seinen Namen rufen hörte. Ich hatte eben Zeit, bevor er mit seiner ungeheuren Stimme dem Ruf antworten konnte, ihm zu sagen, was die Veranlassung sei.

„Laß das dumme Zeug," bat jetzt Sibylle, „du weißt, man soll mit dem Kukuk keinen Scherz treiben."

„Warum nicht," lachte die Andere. „Wir wollen jetzt gleich hören, in wie viel Zeit du einen Mann bekommst." Und laut rief sie wieder in den Wald hinaus:

„Kukuk, Kukuk, sag mir an,
Wann kommt der Sibylle ihr Freiersmann?"

Dann ward Alles still und die Mädchen lauschten offenbar, was der Kukuk im Dickichte des Waldes für eine Antwort gebe. Da aber keiner zufällig bei der Hand war und ringsum Alles still blieb,

so nahm der Doktor seine beiden Hände vor den Mund und brachte ein so natürliches Kukuk hervor, wie ich es in meinem Leben aus keinem Menschenmunde gehört hatte.

„Einmal! — zweimal! — dreimal! — viermal!" rief Anne Marie, „nahe über drei Jahre kommt dein Freiersmann. Aber eins bitt ich mir aus," setzte sie hinzu, wenn ich deine Brautjungfer werden soll, so muß dein Bräutigam erst den garstigen Bart abschneiden. Pfui, der ist mir unausstehlich! befiehl ihm, er soll ihn herunterschneiden."

„Ach, Anne Marie," entgegnete Sibylle, „schwätz doch nicht so dummes Zeug. Was geht mich der Doktor Burbus und sein Bart an? Dann glaube ich auch," setzte sie leiser hinzu, „er läßt ihn meiner Schwester Elsbeth zu Liebe stehen;" eine Bemerkung, die von der Anderu mit einem äußerst ungläubigen und lauten Lachen beantwortet wurde.

Der Doktor hatte dieser Unterredung mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Er war sichtlich ernster geworden, und bei der Aeußerung, er lasse der Elsbeth zu Liebe seinen Bart stehen, fuhr ein ungläubiges Lächeln über sein Gesicht. Ich wollte durchaus die beiden Mädchen überraschen und sie tüchtig auslachen, doch ließ es der Doktor nicht zu und bat mich, mit ihm in's Dorf zurückzukehren.

Am Abend nun war großes Tanzvergnügen. Der Tanzplatz war das mächtig große Wirthszimmer der Dorfschenke, wo es natürlicherweise so enge herging, daß namentlich beim Walzen die ganze Gesellschaft nicht von der Stelle kam, sondern sich jedes Paar wie ein Kreisel auf dem Platze umherdrehte. Da natürlich bei Erbauung dieses Lokals an einen Platz für die Musiker nicht gedacht war, so hatte man später für sie gesorgt, und das auf äußerst sinnreiche Art. In die Balken der Wand waren nämlich sehr starke Nägel eingeschlagen, an welchen Stühle wie Kupferstiche aufgehängt waren, und auf diesen saßen die Musikanten. Ihre Beine hingen

in der Luft und der Chef des Orchesters, der durch zu starke Bewegungen mit denselben den Takt angab, kam dadurch nicht selten in verdrießliche Berührung mit den Köpfen der Tanzenden. Es war auffallend, wie wenig Antheil der Doktor heut Abend an dem Tanzvergnügen nahm. Er mußte mit der Elsbeth tanzen, die ihn früher dazu aufgefordert, und ich sah, daß er sie mit einigem Widerstreben holte. Er mußte sie auch fast mit Gewalt einem Gespräche über die Schaf- und Rinderzucht entreißen, das sie an der Seite eines benachbarten Bauernsohnes mit lauterer Stimme als nöthig war hielt. Auch bemerkte ich, daß eben dieser Bauernsohn dem Doktor einen nichts weniger als freundlichen Blick schenkte. Warum Burbus mit Sibylle nicht tanzte, begriff ich nicht. Wohl sah ich zuweilen, wie er hinschielte, aber sich alsdann mit der Hand über die Augen fuhr, als habe er sich selbst über etwas Unerlaubtem ertappt. Ich konnte nicht umhin, ihn darauf aufmerksam zu machen, indem ich sagte, daß es nicht mehr als billig sei, auch mit der jüngsten Tochter des Vetter Christoph zu tanzen, worauf er sich nach längerem Ueberlegen hiezu entschloß. Mehrmals aber sah ich, daß er mit der Hand mißmuthig durch seinen dicken Bart fuhr.

Jetzt trat er mit Sibylle zu einem Walzer an, und ich hatte wohl bemerkt, daß sie bei der Aufforderung hiezu die Augen niederschlug. Die Beiden tanzten so hübsch, daß fast alle übrigen Paare aufhörten und ihnen fast den ganzen Tanzboden zur Verfügung ließen. Anfänglich hatte Sibylle die Augen fest auf den Boden geheftet, aber wie sie nach und nach von der Sicherheit ihres Tänzers angenehm berührt, eben so sicher in ihren Bewegungen ward, hob sie den Kopf höher und höher, und schwebte endlich stolz dahin, wie eine Prinzessin. Ein allgemeines Händeklatschen der ganzen Tanzgesellschaft gab endlich das Zeichen zum Aufhören und Sibylle, die mit laut klopfendem Herzen neben dem Doktor stand, bemerkte jetzt erst, daß sie die ganze Zeit allein getanzt hatten, und schlug erröthend und verwirrt die Augen nieder. Ich stand gerade hinter ihr, und

wollte der hübschen Tänzerin etwas Schönes sagen; doch weiß ich nicht, es kam mir ein dummer Gedanke: ich neigte mich an ihr Ohr hin und flüsterte leise: Kukuk!

Erschreckt fuhr Sibylle zusammen, wandte sich einen Augenblick nach mir, um im nächsten darauf ihren Tänzer stehen zu lassen, und eilte zu Anne Marie, mit der sie von dem Tanzboden verschwand.

Bei dem Heimfahren am heutigen Abend fehlte zur bestimmten Zeit Niemand von den Leuten, weßhalb keine Verzögerung eintrat, und es mit Vetter Christoph keinen Verdruß gab; denn mit dem Vetter Christoph war an solchen Abenden nach einem Tag, wo er es für seine Schuldigkeit hielt, den Keller seines Gastfreundes gehörig zu untersuchen, nicht zu spassen. Wir saßen alle auf, der Doktor hatte die Zügel erfaßt, und neben ihm auf der Bank saßen Sibylle und ich.

Es war ein außerordentlich schöner Abend. Nachdem wir eine Zeit lang, ohne zu sprechen, gefahren waren, forderte mich Sibylle zum Singen auf und wir sangen allerhand lustige und ernste Weisen in die Nacht hinaus. Ich hatte, wie ich meistens zu thun pflegte, wenn ich neben Sibylle saß, meinen Arm um ihren Leib geschlungen und sie lehnte an mir, bald mir etwas flüsternd erzählend, bald wieder die Augen schließend, als wollte sie schlafen. Mit dem Doktor sprach sie kein Wort.

Dieser hatte auch heute Abend ein ganz sonderbares Aussehen. Er sah so grimmig auf seine Pferde, hatte die Zügel straff angezogen und knallte mit seiner Peitsche viel mehr als nöthig. Oftmals lehnte er sich weit rückwärts, als wolle er die Pferde mit Gewalt anhalten, aber ich bemerkte ganz wohl, daß er auf uns herüberschielte, namentlich auf meine Hand, mit der ich die Hand Elsbeth's erfaßt hatte. Er machte allerhand Kunststücke im Fahren, und als wir an eine schwierige Stelle kamen, wo es den Berg hinab in einem Bogen über eine sehr kleine Brücke ging, ließ er die Pferde

im vollen Galopp laufen, so daß alle Frauenzimmer auf dem Wagen Jesus! Marie! und Joseph! riefen. Sibylle und ich hatten uns gerade Mährchen erzählt und als der Doktor nach diesem Ausruf des Schreckens laut auflachte, flüsterte das Mädchen: „So hat gewiß der Blaubart gelacht!“

Unterdessen funkelten die Sterne und schien der Mond, und als wir die großen Wiesen wieder erreichten neben der Mühle, verschwand nach und nach das Rauschen des Wassers aus den Bergen, wo wir herkamen, in den Gebüschen rechts und links zirpten die Heimchen und klagten die Nachtigallen wunderbar schön und bezaubernd. Bald erreichten wir die Mühle, und Alles suchte, ermüdet von des Tages Last und Hitze, von dem starken Mittagsessen, sowie dem Tanze, sein Lager; nur den Doktor hörte ich noch nach einer Stunde ein altes bekanntes Lied singen, worin es heißt:

„Und schaust du hin, so schau ich her!“

XXIII.

Doktor Burbus!! Abschied.

Den andern Tag ging es in der Mühle seinen alten gewohnten Gang: die Räder klapperten wie zuvor, der Vetter Franz lief mit bestaubtem Gesicht und Camisol umher, Elsbeth ging in die Viehställe, die Müllerin und Sibylle arbeiteten auf ihrem Zimmer, und ich trug die Rechnungsbücher auf meinem kleinen Comptoir ein unter obligater Bodenerschütterung, nur der Doktor war nicht mehr derselbe. Statt daß er sonst heiter und lustig in den Wald hinauszog, und wenn er zurückkam, sich oft zu mir hinsetzte und lachte und

scherzte, so ging er jetzt in aller Frühe mit auffallend bösem Humor fort und kam erst Abends spät zum Nachtessen wieder, und legte sich oft zu Bette, ohne mir ein Wort zu sagen. Auch bemerkte ich seit einigen Tagen, daß er jedesmal einen Strauß Waldblumen oder Erdbeere mit nach Haus brachte, die er aber Niemand gab, sondern mit in sein Schlafzimmer nahm und sie von dort aus in den Mühlbach warf.

Eines Abends war der Vetter Christoph über Land geritten, es war an einem Sonntage, und er wurde zum Nachtessen zurückerwartet. Der Doktor hatte auch heute den ganzen Tag im Walde umhergeschwärmt, ohne mich wie sonst mitzunehmen, was mir äußerst schmerzlich war. Abends kam er zurück, mit seinen Waldblumen in der Hand, und da das Gesinde schon abgegessen hatte, so wies man ihn in das Zimmer der Müllerin, wo das Nachtessen für uns und den Vetter Christoph wartete. Wir standen an den offenen Fenstern, und da Burbus, verstimmt wie seit einiger Zeit immer, zu uns trat, so nahm die Müllerin, die das auch längst bemerkt hatte, Veranlassung, von seinen Blumen zu sprechen, um ihn in die Unterredung zu ziehen. Er hob sie hastig empor, sah sie an und reichte sie Sibyllen dar, welche sie auch annahm.

„Wie kommt es, Herr Burbus," sagte die Müllerin, „daß man Euch gar nicht mehr sieht? Ihr streift den ganzen Tag im Walde herum und kommt erst Abends heim."

„Haben Sie das bemerkt, Frau Müllerin?" entgegnete der Doktor ernst. „Ich muß gestehen, daß mir das wohl thut, denn ich bin ja eigentlich so heimathlos und allein in der Welt, daß an meinem Dasein oder Nichtdasein kein Mensch Antheil nimmt."

„Das könnt Ihr," versetzte die Müllerin, „doch im Ernst von uns nicht sagen!"

„Nein, nein," entgegnete hastig der Doktor mit bitterem Lächeln; „man ist hier sehr freundlich und gütig gegen mich; ich muß gewiß dafür dankbar sein."

Sibylle zog mich in ein anderes Fenster und der Doktor trat näher zur Müllerin, die ihm mit ihrer wohlthuenden angenehmen Stimme sagte: „Hört, Doktor Burbus, Ihr habt eigentlich ein krankes Gemüth. Anfänglich glaubte ich, die Entfernung von der Welt und die Stille auf unserer Mühle in dem schönen Wald werden Euch wohl thun. Es schien auch in der ersten Zeit, daß Ihr heiter und vergnügt seid. Doch jetzt weiß ich nicht, was Euch plötzlich widerfährt, denn seit einiger Zeit habt Ihr das Ansehen eines Menschen, der von der Vergangenheit geplagt wird."

„Nein, nein, das gewiß nicht," entgegnete der Doktor und lehnte sich zum Fenster hinaus.

„Nun, ich glaube wohl," sagte die Müllerin, „daß Ihr eigentlich nichts auf dem Herzen habt, was Euch Vorwürfe macht, und Ihr seid noch zu jung, um ein blos lustiges und etwas leichtsinniges Leben nicht in allen Theilen wieder gut zu machen."

„Das wohl, gute Frau," entgegnete der Doktor, „nur muß man Gelegenheit dazu haben. Ich bin schon Wochen, ja Monden lang hier, ich laufe in's Holz, ich seh' nach den Knechten, ich fahre mit den Pferden; aber Alles das, was ich thue, kann der geringste Knecht auch für Euch thun."

„Ja, aber wer sagt denn, daß Ihr etwas für uns thun sollt? Ihr seid unser Gast."

„Ja, und dann?"

„Nun so bleibt, so lang als es Euch hier gefällt."

„Ja, und dann," entgegnete der Doktor nach einer Pause, „dann schüttle ich euch Allen an einem schönen Morgen die Hand und sage zu euch: Lebt wohl, Vetter Christoph, lebt wohl, Frau Müllerin, lebt wohl Sibylle."

Wir hatten bis zu diesem Augenblick unwillkürlich das Gespräch des Doktors belauscht. Sibylle sprach kein Wort, sondern lehnte zum Fenster hinaus, und hielt den Strauß von Waldblumen in ihren Händen, über dem langsam dahinströmenden Mühlbache.

Bei den Worten des Doktors aber: Lebt wohl, Sibylle, seufzte sie leise auf, ihrer Hand entglitten die Waldblumen und fielen in das Wasser hinab, das sie langsam fortführte. Ein lautes Ach! folgte nun den Blumen, durch das der Doktor und die Müllerin in ihrem Gespräch plötzlich unterbrochen wurden und ebenfalls hinabschauten.

„Da schwimmen sie!“ rief der Doktor mit einem lauten Lachen, das aber keineswegs freundlich klang; „bald werden sie unter das Wehr kommen und zerrissen und zerstreut werden.“

„Könnte man sie nur wieder holen!“ sagte Sibylle mit einem eigenen Ton in der Stimme.

„Wünscht Ihr das, Jungfer Sibylle,“ rief der Doktor freudig aus. „Eine starke Hand und ein guter Wille kann viel. So wollen wir denn ernstlich den Versuch machen, die Blumen zu schützen und sie, wenn der gute Gott will, in Eure Hand zu legen.“

Ehe ich ihn zurückhalten konnte, schwang er sich zum Fenster hinaus, glitt an einem Rebengeländer hinab und eilte festen Schrittes und schwindelfrei auf dem schmalen Mühlbachrand dahin. Er erreichte die Blumen wirklich, ehe sie unter das Wehr kamen, zog sie triumphirend heraus und kam eilends zurück, um sie Sibyllen zu reichen, die ihre Hand ausstreckte.

Das schöne Mädchen war bleich geworden wie eine Lilie, und nachdem sie die Blumen erfaßt, eilte sie zu ihrer Mutter hin und verbarg ihr Gesicht in deren Hände. Ich glaube gewiß, sie hat sogar geweint.

Der Doktor kam den Abend nicht mehr zum Vorschein, und die Müllerin hatte den andern Morgen mit dem Vetter Christoph eine lange Unterredung, welcher darauf äußerst üblen Humors zu Tische kam. Gegen mich war der Doktor übrigens nicht freundlicher geworden, und je mehr er sich vor mir zurückzog, um so mehr war ich bei Sibyllen, da ich doch in meinen Freistunden Jemand zur Gesellschaft haben mußte, und so oft mich der Doktor mit dem Mädchen

Hand in Hand im Garten sah, oder wir in den engen Fenstern der Mühle lagen, wo es bei dem schmalen Raum nicht anders möglich war, als daß ich meinen Arm um ihren Leib schlang, so machte er mir ein finsteres Gesicht. Ich hatte wahrhaftig damals keine Idee, was ich ihm konnte zu Leid gethan haben: jetzt wüßte ich es freilich schon besser.

So war es einmal an einem heißen Sommertage; da hatte ein Gewitter die Luft etwas abgekühlt; gegen Abend aber wurden die grauen Wolken heller und heller, sie rissen hie und da aus einander, und wo sie rissen, schaute der blaue Himmel hindurch, die Wolken selbst färbten sich an den Rändern immer durchsichtiger, zuerst hellgrün, dann violett, später sogar goldig und dann brach der freundliche Strahl der Sonne unter ihnen hervor und wärmte die befeuchtete Erde und machte alles Leben der Natur rascher pulsiren und vor dem Nachtschlaf noch einmal freudiger sich bewegen. Die Bäume und Blumen dufteten, die Käfer summten und die Nachtigallen, die in ihren Büschen schlugen, sangen wie auf brillantenem Thron, denn an jedem Blättchen hingen Thautropfen. Auch war es wieder warm geworden, jene angenehme erfrischende Wärme, die ein jugendliches Herz ausdehnt und schwärmen läßt in die Zukunft und wo aus dem zitternden Strahl der Abendsonne, dem man mit halbgeschlossenen Augen zusieht, tausend schöne glänzende Bilder entstehen, Träume von zukünftigem Glück und zukünftiger Herrlichkeit. Ach, und ich war in meiner Jugend sehr empfänglich für solche Träume.

Die Sonne ging unter und der glänzende Abendhimmel war erfüllt mit warmer lauer Luft. Sibylle und ich lagen im Fenster der großen Wohnstube und sahen auf das Mühlenwerk hinab. Es war um die Abendzeit, wo dem Doktor in die Familienzimmer kein Zutritt mehr gewährt wurde, und nur ich als Familienglied und kleiner Bursche das Recht hatte, bei meiner Nichte zu sein, die in solchen Augenblicken im ländlichsten Negligee sich befand. Ich

hatte ein dünnes Sommerröckchen an und während die Mutter in ihren Büchern las, schwatzten wir von alten vergangenen Tagen und lachten über die Jugendstreiche, die wir ausgeführt. Ich schlief damals in dem großen Gastbett neben dem Zimmer der Müllerin und Sonntags Morgens, ehe wir gewaschen und angezogen wurden, schlüpfte Sibylle zu mir in's Bett und wir machten Pläne, wie der Sonntag hinzubringen sei. Auch erinnerten wir uns, wie wir zuweilen ein großes Leintuch entwendeten und damit im Garten ein Zelt aufschlugen, wo selbst der große Kettenhund, wenn er zum Besuche kam, mit großen Ehren empfangen wurde.

So lagen wir im Fenster und träumten, und als es zehn Uhr wurde, ging die Müllerin zu Bette und wir erhielten die Erlaubniß, noch ein Paar Minuten aufbleiben zu dürfen. Nachtschmetterlinge flogen umher, Leuchtkäfer blitzten auf dem Grase und als ich so dicht an dem warmen Körper des Mädchens lag, durchschauerte mich ein kleiner Frost. Es mochten wohl die Wassernebel sein, die aus dem Mühlenteich und den Bergwassern aufstiegen. Sibylle bemerkte es, hob ihr warmes Tuch etwas von der Brust und warf es über mich hin. Gott, es war wie damals, als wir am Sonntagmorgen unter einer Decke spielten. Das Herz des Mädchens fühlte ich deutlich an meiner Brust schlagen, aber der Frost wollte darum doch nicht aufhören.

Plötzlich hörten wir durch die Stille der Nacht ein Klopfen wie Holz auf Holz und erblickten bald darauf den Doktor, der sich an dem Mühlenwehr zu schaffen machte. Er sah von Zeit zu Zeit zu uns herauf, und ich bot ihm einen guten Abend. Anfänglich glaubte ich, er habe mich nicht gehört; doch dem war nicht so, denn als Sibylle viel leiser sagte: „Guten Abend, Herr Burbus!“ sprang er auf den Rand des Mühlbachs und trat unter das Fenster.

„Was machen Sie da?“ fragte Sibylle.

„Ich mochte nicht schlafen,“ entgegnete der Doktor, „ging um das Wehr spazieren, und bemerkte dort einen Pfahl, der los

geworden und den das Wasser morgen wahrscheinlich abgespült hätte."

Ich weiß nicht, der Doktor sah heute Abend so ingrimmig aus, und dabei tief betrübt, gerade wie an dem regnerischen November Morgens, als ich in seiner Stube neben dem Reißmehl'schen Hause erwachte und er jenen unvergeßlichen Kaffee kochte.

„Es ist eine schöne Nacht heute, lieber Doktor," sagte ich ihm, und er entgegnete: „Ja wohl — vielleicht — wie man's nimmt! Mich packt der Mißmuth, und ich werde verdrießlich, ja traurig, wenn ich an schönen Sommerabenden allein bin. Sie sind wohl nie melancholisch," setzte er spöttisch lachend hinzu.

„Gott sei Dank, nein!" sagte Sibylle für mich. „In den Kinderjahren hat man keine Ursache, traurig zu sein."

„In den Kinderjahren," lachte der Doktor. „Nun, das ist ein tüchtiges Kind."

„Ja, aber doch noch mein Kind," versetzte Sibylle und küßte mich auf die Stirn. „Nicht wahr, du? Und sehen Sie, Doktor," fuhr sie in ihrer unschuldigen Natürlichkeit fort, und zeigte auf ihr Tuch, „ich habe ihn sorgfältig zugedeckt, damit er sich nicht erkältet."

„Aber ein glückliches Kind," sagte der Doktor, „wenn ich mich zum Beispiel erkälte, darnach fragt kein Mensch."

„Ja, das ist das alte Kapitel," entgegnete Sibylle, „und da hat die Mutter ganz recht, wenn sie Ihnen antwortet, es sei nicht schön, daß Sie glauben, man nehme keinen Antheil an Ihnen. Man nimmt gewiß Antheil, und sehr viel Antheil an Ihnen."

„Ist das wahr," sagte der Doktor freudig, „ist das gewiß wahr? geben Sie mir die Hand darauf."

„Wie kann ich Ihnen denn vom Fenster aus die Hand darauf geben?" lachte das Mädchen.

Doch er bat wiederholt und flehentlich: „O geben Sie mir die Hand darauf."

„So gib ihm doch die Hand, Sibylle," sagte ich. Und langsam wickelte sie den Arm aus dem warmen Tuch und streckte sie dem Doktor hinab. Später erinnerte ich mich dieses Augenblicks noch sehr lebhaft, wie der Doktor diese Hand erfaßte und sie herzlich küßte, und so viel ich es mir jetzt vergegenwärtigen kann, war es eine schöne kleine Hand, und neben der Hand wurde noch der Arm sichtbar, der war sehr rund und weich. Der Doktor gab sich sehr viel Mühe, nachdem er die Hand geküßt, auch noch ein Grübchen im Arme mit seinen Lippen zu berühren, was ihm aber erst nach vielen Anstrengungen gelang. Dann aber jubelte er mit leiser Stimme und doch hoch auf, hoch aus recht freudigem und glücklichem Gemüth. Auch ich bekam wieder freundliche Worte von ihm.

„Lieber Exladenjüngling," lachte er; „kommen Sie, wir müssen noch einen Spaziergang in den Wald machen. Lieber Gott im Himmel, die Welt ist doch schön."

Er warf mir eine Kußhand herauf und sprang über das Wehr hinab. Sibylle sah ihm nach und während sie zu mir sagte: „Gute Nacht, mein Lieber, schlaf recht wohl," hatte sie ein seltsames, himmlisch freundliches Lächeln auf den Lippen. Darauf ging sie in ihre Kammer und es war mir recht lieb, daß sie ging; denn wenn ich auch gerne bei meiner Nichte war, so zog ich doch eine nächtliche Waldpromenade mit meinem Doktor vor.

Der Doktor machte heut Nacht mit mir einen Spaziergang, der sehr an die Jagden auf den Dachs erinnerte. Er raste Berg auf, Berg ab, und wo die Waldwasser am breitesten waren, da sprang er darüber hinweg und sang und jubelte und mich hatte er wieder recht lieb, denn er küßte mich zu wiederholten Malen auf die Stirn.

Es mochte Mitternacht sein, als wir zur Mühle zurückkehrten, die still und dunkel in der Thalschlucht vor uns lag. Hinter uns stand der Mond über dem Bergesrand und versilberte das kleine Fenster, wo Sibylle schlief. Von dem gesperrten Wehr fielen einzelne Tropfen herab, leuchteten im Fallen wie Silber und wo sie

das Wasser berührten, gab es einen zitternden hellen Kreis, der sich langsam weiter und weiter ausdehnte.

„Kennen Sie das Mährchen vom Dornröslein?“ fragte mich der Doktor. „Es war einmal eine wunderschöne Prinzessin, und die wohnte im dichten Wald. Sie stach sich an einer Spindel und fiel in tiefen Schlaf. Allmählich wuchsen Bäume und Gesträuche um das Haus herum höher und höher und wurden immer dichter und dichter. Niemand konnte am Ende mehr hinein und Niemand wußte am Ende mehr, wo die Prinzessin schlief. Da kam der Ritter, für den die Prinzessin vom Schicksal bestimmt war; ihm ganz allein öffneten sich die verschlungenen Zweige; er erweckte sie mit einem Kuß und dann wurde sie sein Weib;“ und nachdem er mir dies Mährchen erzählt hatte, stützte er den Kopf auf die Hände und seine Züge nahmen einen ernsten, fast erbitterten Ausdruck an, und er sang mit halblauter Stimme:

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein Ringelein,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

„Weg, weg, mit allen finstern Gedanken,“ unterbrach er sich selber und rief laut: „Gott ist groß! Gute Nacht, Exladenjüngling! Gedenken Sie meiner beständig; wir werden uns, hoff' ich, freudigst wiedersehen.“

„Bis morgen,“ entgegnete ich lachend.

„Wer weiß,“ versetzte er, und schwang sich durch das Fenster in sein Schlafzimmer. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage, als ich aus meinem Zimmer herunterkam, befand sich Alles in der Mühle in großer Aufregung. Der Doktor Burbus nämlich war in der Frühe nicht zu finden gewesen und nach einer Stunde brachte ein kleiner Bauernbursche einen Brief von ihm, den er ihm im Walde gegeben an die Müllerin. Dieser Brief mußte ganz sonderbares Zeug enthalten haben; denn der Vetter war verdrießlicher als je, und Sibylle kam mit rothgeweinten Augen zu Tische. Bis zum Gesinde herab erschöpfte man sich in Vermuthungen, wo er hin sei; aber nachdem einige Tage lang die Knechte und die Mägde, die ihn recht lieb gehabt, sich in phantasiereichen Vermuthungen erschöpft, sprach man nicht mehr von ihm und gedachte seiner nimmer. Nur wenn ich bei Sibylle war, wurde sein Name genannt, und daß der Doktor so plötzlich fortgegangen war, schien dem Mädchen sehr wehe zu thun.

Doch das Rad meines Schicksals, das während dieses Frühjahrs und Sommers sanft und angenehm zwischen Blumen und Wald dahingerollt war, sollte plötzlich einen neuen Aufschwung nehmen, und die Kraft zu diesem Aufschwung kam in Gestalt eines Briefes meines Onkels und Vormunds, der in C. bei meiner Großmutter geschrieben und wahrscheinlich das Resultat eines neuen großen Familienrathes war. Er lautete folgendermaßen:

„Mir scheint, daß das Schlaraffenleben auf der Mühle dir sehr wohl bekommt, wenigstens daß du größer und stärker geworden bist, habe ich von dem Vetter erfahren, daß du aber in deinem unverantwortlichen Leichtsinn nicht daran denkst, auf welche Art sich deine Zukunft gestalten könnte, und daß du nicht ein einziges Mal an mich schreibst, ich möchte dir doch ja für den Winter eine neue Condition besorgen, wie gesagt, daß du Alles das vergißt, um dafür deine kostbare Jugendzeit durchzubringen, indem du dem Vieh nachschlenderst und Vogelnester ausnimmst, das wundert mich gar nicht, denn ich kenne dich. Danke es also deinem Glück, in mir einen unermüdlichen Vormund gefunden zu haben, und danke es meinen vielver-

breiteten Bekanntschaften, die dir eine Lehrlingsstelle in der Fabrikstadt E. verschafften, und obendrein keine Stelle in einem Spezereigeschäft, sondern in einer Modewaarenhandlung bei dem höchst ehrenwerthen Hause Johann Caspar Stieglitz und Comp. Nach E. wirst du zu Fuße gehen. Dort angekommen, wirst du die einliegenden Zeilen unserem Vetter, Herrn Professor W., überreichen und dieser verehrte Freund wird deine Einführung in dem Handlungshause, wo man dich aufzunehmen gedenkt, bestens und freundlichst vermitteln. Viele Ermahnungen habe ich nicht mehr Lust, dir zu geben; schlägt auch diesmal das Bischen Hoffnung, das wir auf deine zukünftige gute Aufführung setzen, fehl, so ziehe ich meine Hand gänzlich von dir ab und du kannst alsdann den letzten Nothanker ergreifen, welcher jungen liederlichen Subjekten übrig bleibt, d. h. zum Kalbfell schwören. Im Uebrigen grüßen dich meine Kinder auf's Freundlichste, so wie ich und verbleibe dabei bis auf Weiteres

Dein wohlgeneigter

Oheim."

Handel und Wandel.

Zweiter Theil.

XXIV.

Hinaus in die Welt.

Mit dieser trostreichen Epistel war nun unter meine stille und friedliche Mühlen-Idylle ein dicker schwarzer Strich gezogen, und was jenseits desselben lag, der duftige Wald, die frische herrliche Luft, das sprudelnde Wasser und die einsame Mühle mit den lieben, freundlichen Menschen darin, zu einem Traumbild geworden, das mir gemach und langsam entschwebte und das ich jetzt, obgleich ich noch mitten darin war, kaum noch festzuhalten vermochte. Vor mir dehnte sich aber eine weite traurige Haide aus, bevölkert mit Reißmehl'schen Gestalten, und fern am Horizont schwebte das Bild des Freundes, meines theuren Doktor Burbus, von dem seit seiner Abreise Keiner von uns mehr eine Silbe vernommen.

Obgleich ich nach E. nur wenige Stunden zu marschiren hatte, so erschien mir doch diese kleine Reise ohne den praktischen Freund, der mich hiehergeleitet, unheimlich und öde. Von Natur nichts weniger als schüchtern, hatte das stille friedliche Waldleben mein Gemüth so zart und verletzbar eingehüllt, daß jede Berührung mit der äußern, kalten und fremden Welt mir wehe that.

So kam mein letzter Tag und meine letzte Nacht auf der Mühle; das Geklapper der Räder, das mich sonst in Schlaf ge-

wiegt, ließ mich heute kein Auge zuthun, das Rauschen des Mühlbachs, das bisher mit seinen einförmigen Tönen glänzende Traumbilder in meinen Schlummer zeichnete, war mir heute Nacht das Tosen des Weltstroms, der mich vom friedlichen Ufergestade hinweg in die wilden Wogen des Lebens fortreißen wollte, und zu mir sprach: „Schwimme, oder geh' unter!"

Am andern Morgen nahm Alles den herzlichsten Abschied von mir, der Vetter drückte mir die Hand und sagte: „wenn du einmal Urlaub bekommst, so besuche uns, es wird uns jederzeit freuen, nur mußt du vorher in deinem neuen Geschäft mindestens ein ganzes Jahr ausgehalten haben." Die Richte konnte nicht viel sprechen, und als Sibylle mich zum Abschied herzlich küßte, und als ich fühlte, wie ihre warmen Thränen an meinem Gesicht herabliefen, brach meine Standhaftigkeit, die ich bis jetzt bewahrt, und unter den heftigsten Thränen eilte ich, so schnell ich konnte, das Thal hinauf. Franz und Elsbeth hatten sich nicht gezeigt, die feste Natur der Letzteren vermochte es nicht über sich, mich ein feuchtes Auge sehen zu lassen, und so schieden wir ohne Gruß und Händedruck, und Caspar schwenkte seine weiße Mütze zum Fenster hinaus.

Es war ein schöner Herbstmorgen und je mehr ich die Thalschlucht hinauf kam, um so klarer schien mir der Himmel, dessen blaues Bild drunten in der Schlucht dichte Nebel verdeckten. Das Moos und Gras zu meinen Füßen glänzte und strahlte in tausend Lichtpunkten, Gesträuche und Bäume waren mit Thautropfen, wie mit unzähligen Juwelen bedeckt. Bei dem alten Kreuze auf der Höhe stand ich still und setzte mich auf den verwitterten Stein. Da lag der Thalkessel vor mir und ich konnte nicht zwei Schritte in ihn hinabsehen, die glänzende klare Sonne, die aufstieg, drückte den Nebel dort hinab und die Schlucht sah aus, wie ein Gebirgssee mit grauem Wasser, für mich ein Zaubersee, denn dort unten auf dem Grund versenkt lagen die Orte, wo ich seit der frühesten Kindheit wieder einmal fröhliche harmlose Stunden genossen. Mit angestreng-

tem Ohr hörte ich die Räder klappern, vernahm das Geläute der Kühe, die an der Waldwiese hinaufgrasten, und jetzt in der Ferne zwei schnell auf einanderfolgende Schüsse, das war Caspar, der auf diese Art noch einmal Abschied von mir nahm.

So war ich denn hinausgestoßen aus dem Zaubergrund und stand auf der Höhe, ein armes, verlassenes Kind. Lange blieb ich bei dem alten Kreuze und schwankte heftig in meinen Entschlüssen, mehrmals war ich im Begriff, wieder zur Mühle hinabzusteigen und den Vetter zu bitten, er möge mich als Müllerbursche annehmen und für immer dabehalten. Was kümmerte mich die geräuschvolle, glänzende Welt, die draußen lag! ich kannte sie ja noch nicht, und es schauerte mich, von dem Strudel derselben fortgerissen zu werden. Wenn ich in späteren Jahren weite Länderstrecken durchflog, und nach langem Fahren, namentlich zur Nachtzeit, ein einsames Gehöfte oder einen Thalgrund mit einer Mühle wie diese erreichte, so begriff ich nicht mehr, wie man so abgeschieden von der Welt zufrieden und glücklich sein könne; ich begriff es so lange nicht, bis die Erinnerung an die heutige Stunde bei dem alten Kreuz wieder lebhaft in mir auftauchte, und dann wieder dachte ich später oftmals im Geräusch der großen Welt, wie heute an dem stillen Herbstmorgen: wenn du einmal recht alt geworden bist und von vielem Schaffen und Arbeiten recht müde, dann gehst du zurück, langsam hinab in das Thal und lebst da vergessen und vergessend den Rest deines Lebens. — — —

Diesem Entschluß verdankte ich den schnellen Abschied, den ich von der mir lieb gewordenen Gegend nahm und daß ich ruhig darauf los schritt, um E. noch bei guter Zeit zu erreichen. Abenteuer wie damals, als ich mit Doktor Burbus aus der Stadt zog, erlebte ich keine, ich suchte sie ja nicht, das einzige, was mir Außergewöhnliches aufstieß, war ein freundlicher Conducteur, der, in seinem Wagen allein sitzend, einen langen Berg hinauf fuhr; die Pferde gingen im Schritt, wedelten mit ihren Schweifen die Fliegen von sich ab und ließen die Ohren hängen. Es war recht

warm geworden; der Condukteur aber lud mich ein, zu ihm hinaufzusitzen und eine Stunde mit ihm zu fahren. Auf mein eingewendetes Bedenken, daß ich nicht viel Geld habe, um ihm zu bezahlen, lachte er mich aus und meinte, ich solle nur zu ihm hinaufsitzen, was ich auch alsbald that und mich in den weichen Kissen des Wagens recht wohl befand. Der Condukteur war schon ein ältlicher Mann von derbem gutmüthigem Wesen, ein alter Soldat, hatte als Wachtmeister bei den Husaren gedient und war deßhalb schon für mich eine hohe und wichtige Person. Auf meine Frage nach militärischen Verhältnissen ließ er mich viel Unangenehmes vom Gamaschendienst vernehmen und theilte mir aus dem Soldatenleben manches mit, was gerade nicht sehr reizend war und mich in den festgefaßten Vorsätzen bestärkte, von jetzt an mit allem Fleiß und Aufmerksamkeit zu arbeiten, um nicht einmal, wie der Vormund angedroht, genöthigt zu sein, zum Kalbfell zu schwören, d. h. Soldat zu werden. Nachdem wir die vor uns liegende Höhe erreicht hatten, ließ mich der Condukteur absteigen und zeigte mir nicht weit entfernt die Thürme von E., das Ziel meiner Reise. Ich nahm von dem freundlichen Manne Abschied und schritt rüstig den Berg hinab, meiner neuen Bestimmung entgegen; lustig fuhr der Postwagen voraus, eine Zeit lang sah ich noch die trabenden Pferde und dann nichts mehr, als eine Staubwolke.

E., eine reiche Fabrikstadt, hatte ein ganz anderes Ansehen, als C., die einzige große Stadt, die ich bis jetzt gekannt. Dort ragten mächtige gothische Thürme und alte schwärzliche Bauwerke aller Art über die Spitzen verschnörkelter Gibeldächer der hohen Bürgerhäuser aus früheren Jahrhunderten empor, hier sah man hohe und spitze Kirchthürme mit grauem Schiefer gedeckt, ungeheure seltsame Schornsteine, große Gebäude mit unzähligen Fenstern, und Alles schien jung und neu, Alles mit weißem und hellem Anstrich und frischen grünen Fensterladen. Ueberall stieg Dampf auf, aus den Schornsteinen schwärzlich grau, wie ich es bei den Dampfbooten

gesehen und daneben anderer schneeweiß. Und wie das in den Straßen, welche ich schüchtern durchwandelte, summte und wogte! Hier rasselte und klapperte es, dort rauschten große Wasser und als ich zu einem der Häuser hinblickte, sah ich Hunderte von Rädern und Rädchen sich unaufhaltsam und pfeilgeschwind drehend, daß mir fast schwindlich wurde. Dazu hatten die Straßen einen so eigenthümlichen scharfen Geruch, namentlich an dem Fluß, über dessen Brücke ich dahin schritt und wo unter mir viele Menschen beschäftigt waren, rothe und farbige Stoffe abzuwaschen; das Wasser, war ganz gefärbt davon. Große Wagenzüge begegneten mir mit Waarenballen und Kohlen beladen.

Ich war in einer ganz neuen Welt und zog als einzigen Rettungsanker meinen Brief an den Vetter aus der Tasche und befragte um das Haus, wo er wohl wohnen könnte, mit abgezogenem Hut mehrere Leute, die mir begegneten. Die meisten kannten den Herrn Professor nicht, endlich fand ich aber einen freundlichen Mann, der mich mit sich nahm durch unendlich lange Straßen, um mir das Haus meines Vetters zu zeigen. Schon hatte ich gefürchtet, er möchte auch in der Nähe einer so klappernden und zischenden Fabrik wohnen und war um so angenehmer überrascht, als mir mein Begleiter auf einer sanften Anhöhe vor der Stadt ein kleines gelbes Haus zwischen grünen Bäumen zeigte und mich dort hinauf wies.

Mit klopfendem Herzen stieg ich einen kleinen Weg hinan und befand mich in kurzer Zeit vor einer Gitterthüre, wo ich bescheidentlich die Glocke zog. Eine ältliche Frau mit klugem freundlichem Wesen und sanften hellen Augen öffnete mir die Thüre und fragte nach meinem Begehr. Mir war, als hätte ich die Frau schon irgendwo gesehen, aber so viel ich mich auch bemühte, eine deutliche Erinnerung hervorzurufen, wollte es mir nicht gelingen. Ich zeigte meinen Brief, die Frau lud mich ein, in den kleinen Garten zu treten, der das Haus umgab, und fragte ein junges Mädchen, die beschäftigt war, allerlei Blumen und Pflanzen zu begießen: „wo ist der Vater?“ Die

kleine Person schaute einen Augenblick von ihrer Arbeit auf und sah mich befremdend an. Sie hatte dieselben klaren und freundlichen Augen, wie die alte Frau und antwortete: „Papa ist in seinem Zimmer und sitzt spazieren.“ Dieses Mädchen war mir ebenfalls nicht unbekannt; doch wo ich ihr begegnet war, wollte mir, wie schon gesagt, nicht einfallen.

Die Frau nahm mir den Brief ab und ging damit in's Haus, kam aber bald darauf lachend wieder, reichte mir die Hand und sagte freundlich: „ich freue mich recht, dich zu sehen, du gleichst deiner Mutter und ich habe im ersten Augenblick in deinem Gesicht eine Aehnlichkeit erkannt, wußte aber nicht, wo ich sie hin thun sollte; nun komm herein zum Vetter und laß dir deine Antritts-Predigt geben, er meint's nicht so schlimm. Emma,“ sprach sie zu dem Mädchen, „das ist der Vetter, von dem ich dir gesagt und der hieher kommt, um Kaufmann zu werden.“ Emma setzte ihre Gießkanne auf den Boden und sagte zu mir ernst und trocken: „so, so, der Vetter, das freut mich; aber,“ setzte sie nach einem Blick auf meine bestäubten Stiefel hinzu, „du bist zu Fuß gegangen und wirst hungrig sein, ich will dir ein Butterbrod holen.“ Die Frau erwiderte für mich lachend: „ja, thu' das,“ und ging mir voran in's Haus.

XXV.

Der Vetter — Professor.

Hier sah es nun ganz anders aus, als auf der Mühle, vor der Thüre standen schöne Bäume und Gesträuche und an denselben hingen gelbe Früchte, die ich von der Reißmehl'schen Praxis her

als Orangen und Citronen erkannte. In den Zimmern, durch die wir gingen, herrschte durch grüne Fenstervorhänge, die wegen der Sonne zugezogen waren, eine leichte anmuthige Dämmerung. Endlich kamen wir zum Vetter, er saß in einem Zimmer, das mit merkwürdigen Gegenständen vollgepfropft war. Eine Seite der Wand nahm ein Büchergestell ein und auf den anderen Seiten sah man ungeheure Fernröhre, eine Electrisirmaschine, die ich aus der Schule her kannte und andere, blank geputzte messingne Maschinen und seltsam aussehende Dinge, über deren Verwendung ich mir keine Rechenschaft geben konnte. Der Vetter saß in einem großen, braunen, geschnitzten Lehnstuhle, hatte das rechte Bein über das linke geschlagen und bewegte die Spitze dieses Fußes, sowie den Zeigefinger der rechten Hand taktmäßig auf und ab. Ich fand Zeit genug, mir das Zimmer und den Professor genau zu betrachten, denn auf einem kleinen Tischchen vor sich hatte dieser ein aufgeschlagenes Buch, aus welchem er trotz meines Eintritts — die Frau war vor der Zimmerthüre geblieben — ruhig weiter las. Er war ein langer dürrer Mann und schon ziemlich bei Jahren, hatte ein blasses, aber gutmüthiges Gesicht und trug eine braune Perrücke. In einer Ecke des Zimmers stand ein messingner Käfig mit einem weißen Papagei, wie ich früher schon in Menagerien gesehen, und dies Thier war schuld, daß der Vetter mich endlich einer Anrede würdigte. Der Vogel sträubte seinen rothen Federbusch auf, drehte seinen Kopf vertraulich nach mir hin und sagte, als ich natürlicherweise ruhig auf meinem Platz stehen blieb, sehr deutlich und laut: „Filou."

Hierauf klappte der Vetter sein Buch zu, nahm eine Prise aus einer vor ihm stehenden Dose und sagte mit einer ernsten, feierlichen Stimme: „ei, ei! Joco begrüßt dich und kommt mir zuvor, indem er dich mit Filou anredet, was so viel besagen will, als: Spitzbub; diesen Ausdruck, der mir jedoch und trotz vielem über dich von deinem Vormund Erfahrenen einigermaßen zu stark vorkommt, würde ich vielleicht zu einer ersten Ansprache nicht benutzt haben, kann aber

nicht umhin, dich mit dem Namen eines jungen ungerathenen Familienmitgliedes zu belegen, denn also hat dich dein Herr Oheim bei mir bestens oder vielmehr schlechtens prädicirt."

„Herr Vetter," stotterte ich verlegen und wurde roth wie der Kamm meines unartigen Begrüßers, „ich habe mir gewiß und ernstlich vorgenommen, dem Vormund keine Ursache zum Klagen mehr zu geben." — „Schön," entgegnete der Vetter, „daß sich dein löblicher Vorsatz erfülle, und da es in jedes Menschen Gewalt gegeben ist, sein Inneres zu verbessern, so wird auch dir dieses an und für sich schwierige Bestreben gewiß so gelingen; aber laß es nicht bei dem Vorsatz verbleiben, denn merke dir das Sprichwort: Die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, und auch hier im Leben tritt man gerne auf ihnen herum." Ich versprach mein Möglichstes zu thun, versuchte mich gelinde zu entschuldigen, ohne gerade die Anklage meines Oheims zu verdächtigen und versprach nochmals in meiner neuen Stelle mit Fleiß und Aufmerksamkeit zu arbeiten, worauf ich vom Vetter huldreicher entlassen wurde, als sein Willkommen war. „So geh' denn hinaus," sprach er, „du wirst müde und hungrig sein, meine Frau soll dir eine Erfrischung zubereiten, ich muß fortfahren, mich noch eine halbe Stunde zu bewegen, der Blutumlauf des Körpers geht durch regelmäßig andauernde Bewegung rascher von Statten, was der Gesundheit äußerst zuträglich ist." Ich suchte eilig die Thür und sah an derselben, wie der Herr Professor mit Fußspitze und Zeigefinger dieselbe taktmäßige Bewegung wieder begann, in welcher ich ihn durch meinen Eintritt unterbrochen; mir kam das äußerst sonderbar vor, sowie auch der Schluß seiner Rede, er wolle sich noch einige Bewegung machen. Später, als ich in der Familie genauer bekannt wurde, erfuhr ich dann zu meinem großen Ergötzen, daß der Vetter, der das Spazierengehen für Zeitverschwendung hielt, überhaupt seine Wohnung äußerst selten verließ, der Ansicht war, die geringste Bewegung des Körpers reiche hin, um den Blutumlauf zu beschleunigen, und so

saß er denn stundenlang, blos den Zeigefinger und die Fußspitze bewegend, und das war es, was Emma mit dem Ausdruck: „Papa sitzt spazieren“ bezeichnete. Der Vetter war überhaupt ein seltsamer Mensch; in seiner Jugend hatte er eifrige und große Studien gemacht, lebte aber beständig sehr abgeschlossen und in sich gekehrt, und war deßhalb nie zu großen Reisen gekommen, wozu er die Mittel besaß und die er sich auch vorgenommen, auszuführen: er war aber nicht im Stande, sich aus seinen Zimmern und von seinen Gewohnheiten wegzureißen. Später wurde er Professor der Mathematik, docirte eine Zeit lang an einer Universität, verließ dieselbe aber aus einer eigenthümlichen Ursache: der Hörsaal, wo er seine Vorlesungen hielt, war unregelmäßig gebaut und hatte dem Catheder gegenüber zwei vollkommen ungleiche Fenster, das eine hoch gewölbt, das andere klein und viereckig. Ihm war der Anblick dieser Fenster so außerordentlich störend, daß er seine Gedanken nur beisammen halten konnte, indem er die Augen fest auf sein Manuscript richtete, sobald er aber aufsah und diese beiden unregelmäßigen Figuren erblickte, die ihm durch nichts in harmonischen Einklang zu bringen schienen, so wurde er verwirrt, mißstimmt und unmuthig. Statt aber Jemand diesen Alp, der ihn drückte, zu offenbaren, nahm er plötzlich seinen Abschied mit der verdienten Pension und zog sich hierher zurück, so gut wie gar keinen Umgang anknüpfend. Anfänglich hatte er Abends eine Gesellschaft besucht, wo in großen stattlichen Zimmern zur Erholung und Unterhaltung der Mitglieder Alles gethan war. Da gab es Lesekabinete und Billardzimmer, Restaurationen und Kegelbahnen, und dorthin ging der Professor einige Male Abends in der Woche. Da er aber auch dort wenig Bekanntschaften machte, selten mit Jemand sprach, so war der lange dürre und schweigsame Mann beständig ein fremdes Element, das einsam und unberührt auf den Wogen der Gesellschaft dahinschwamm. Stundenlang konnte er vor dem Billard stehen und den Lauf der Kugel, sowie die Winkel,

welche von den anprallenden beschrieben wurden, aufmerksam verfolgen und sich daraus allerlei mathematische Figuren zusammenstellen. Später setzte er sich in eine Ecke des Zimmers, nahm eine Tasse Thee, schlief darüber ein und erwachte erst wieder gegen zehn Uhr an dem Geräusche von dem Hin- und Herrücken der Stühle, und Zuschlagen der Thüren, indem die Mehrzahl der Mitglieder um diese Zeit nach Hause ging. Hier nun spielten ihm einmal mehrere junge Leute einen gar argen Streich, der sorgfältig überlegt und gut ausgeführt wurde. Eines Abends hatte der Professor seinen Thee getrunken, hatte den Kopf zurückgelegt und war eingeschlafen, da verschloß man die Thüren zum anstoßenden Zimmer, löschte sämmtliche Lichter aus und nachdem Alles eine Zeit schweigsam verharrt war, wurde plötzlich an verschiedenen Tischen mit den Stühlen gerückt, laut mit den Füßen gescharrt, die Thüren auf- und zugemacht und an diesem Geräusch erwachte der Professor wie gewöhnlich, mehrere Spiele Partieen aber in demselben Zimmer hörte er laut und mit vielem Sprechen fortführen, dort hieß es: Coeur ist Trumpf, und die Karten platschten auf dem Tisch; an einer andern Stelle klapperten die Dominosteine und aus dem Nebenzimmer erschallte das Klappen der Billardkugeln und das Sprechen und Gelächter der Spielenden. Der Professor rieb sich bestürzt die Augen, als er erwachte und sich in tiefer Nacht befand und dazu vernimmt, wie um ihn Alles seinen gewöhnlichen Gang geht. Er reißt die Augen weit auf, schaut um sich her, bringt die Hände vor das Gesicht, sieht aber in dem festverschloss'nen Gemach keinen Schimmer und fängt an ängstlich zu werden. „Um Gotteswillen," denkt er, „ich bin ja blind!" Er erhebt sich von seinem Stuhl und stößt einen daneben sitzenden Spieler beinahe über den Haufen. „Ei, ei," sagte dieser, „beinahe hätten Sie mich umgerannt, Herr Professor." — „Aber, theuerster Herr und Freund," entgegnete dieser mit unsicherer Stimme, „ist ein solches Anrennen wohl seltsam zu nennen, da in diesem Zimmer die tiefste Dunkelheit herrscht?" —

„Die tiefste Dunkelheit?“ fragen mehrere mit erstaunter Stimme, „es ist ja heut Abend hier so hell, wie immer.“ — „Sie spaßen, mein Herr, ich sehe gar nichts“ — ruft der Professor mit lauter Stimme. Auf dieses hin erhebt man sich von allen Tischen und stellt sich in dichtem Kreis um den vermeintlichen Blinden. „Lassen Sie Ihre Augen sehen,“ hört er die bekannte Stimme eines jungen Arztes sagen. „Ich sehe nichts Auffallendes in denselben,“ fährt er fort und der arme Professor, der schon im Begriff steht, sich das namenlose Unglück sehr zu Herzen zu nehmen, hört aus der Ecke des Zimmers ein unterdrücktes Kichern und Lachen. Rasch entschlossen, greift er neben sich an die Wand nach der Klingelschnur, die, wie ihm wohl bekannt, dort hing und läutet heftig dem Kellner. Dieser erscheint, reißt ihn aber nicht aus seiner Ungewißheit, indem er sich anstellt, als sehe er nichts Außergewöhnliches; kurz und gut, der Professor fängt an zu glauben, er sei erblindet und bittet mit fester Stimme, ihn nach Hause zu führen. Doch sollte es soweit nicht kommen, denn in demselben Augenblick öffnet sich die Thüre des Zimmers und ein neuer Gast, der eben ankommt, fragt erstaunt, warum es so dunkel sei. Der Professor, ruhig und besonnen, wie immer, nimmt von dem Platze neben sich seinen Hut und sein spanisches Rohr, sagt gelassen: „meine Herren, einem Blinden muß man schon zu gut halten, wenn er nicht sieht, wohin einige wohlangebrachte Schläge, die er auszutheilen für unumgänglich nothwendig findet, eigentlich treffen,“ und nach diesen Worten erhebt er seinen Stock und beginnt tüchtig auf den vor ihm befindlichen Kreis einzuhauen. Anfänglich wollen sich Einige widersetzen, doch die Besonnensten, die mit dem ganzen Spaß nie einverstanden waren, gebieten flüsternd Ruhe und man läßt den Professor ziehen. Am andern Morgen schreibt er ein Billet an die Gesellschaft, worin er seinen Austritt anzeigt, und zugleich diejenigen Herren, welche er gestern mit seinem Stocke getroffen, ersucht, sich ihm zu nennen, indem er entschlossen sei, ihnen die vollkommenste Genugthuung zu

geben; doch hat sich keiner derselben gemeldet und der Professor besuchte natürlicherweise die Gesellschaft nicht mehr.

So viel von dem frühern Leben des Professors.

In dem netten Gärtchen des Hauses hatte man einige Erfrischungen für mich hergerichtet und ich ließ mich behaglich nieder bei der freundlichen alten Frau und meiner Nichte, der kleinen Emma; ich mußte denselben von Familien-Mitgliedern erzählen, die sie kannten und lange nicht gesehen hatten. „Weißt du auch," sagte die Professorin zu mir, „daß wir eigentlich alte Bekannte sind? Nein, du erinnerst dich dessen nicht mehr." „Doch," entgegnete ich erwartungsvoll, „als ich in den Garten trat und Sie plötzlich vor mir sah, da fiel mir ein, daß wir uns schon irgendwo gesehen." „Ich weiß, wo es war," sprach die kleine Emma, „in einer großen schönen Kirche, es ist noch gar nicht lange her, du warst krank, Vetter, und wir fanden dich am Boden liegen, ein alter Mann hob dich auf und als wir dich nach Hause brachten, war das Haus, wo du wohntest, gerade dasselbe, wo wir hinwollten." „Ich besuchte meine Tante, deine alte Großmutter," ergänzte die Professorin, „du wurdest aber darauf so bedeutend krank, daß du uns nicht wieder erkanntest, als wir Abschied nahmen." Mir ging ein freundliches Licht auf. Ganz richtig, so war es meine kleine Kirchenbekanntschaft; „aber dennoch habe ich euch erkannt," sagte ich rasch und setzte lächelnd hinzu, „nur meinte ich in meinem Fieber, es sei ein Heiligenbild aus der Kirche, das mit dem kleinen Engelein sich nach meinem Befinden zu erkundigen komme." Wir lachten herzlich über dem Andenken an diese erste Begegnung und dieser Vorfall machte uns schneller bekannt. —

Die Aussicht von dem Garten auf die Stadt war recht freundlich, frohe Hoffnung öffnete mir das Herz und nachdem ich den beiden Damen mir aller Offenheit meine früheren Schicksale mitgetheilt, worüber sie sehr lachten, namentlich über den Doktor Burbus und dessen Skelett, das eine so große Rolle gespielt, wurden

wir ganz gute Freunde und Emma vertraute mir an demselben Abend noch, sie habe mich für einen recht bösen Menschen gehalten. — „Aber jetzt denkst du anders von mir?“ fragte ich lachend. „Wir wollen sehen,“ antwortete die kleine Person sehr altklug, „das hängt, wie der Papa sagt, alles von deiner künftigen Aufführung ab.“

XXVI.

Die Einführung in's neue Geschäft.

In dem Reißmehl'schen Hause hatte ich die unterste Stufe der edlen Kaufmannschaft betreten und sollte jetzt, wie mir der Vetter am andern Morgen beim Frühstück sagte, etwas höher hinauf, denn das Geschäft, für welches ich bestimmt war, eine Modehandlung, hatte zugleich eine kleine Seidenfabrik und so konnte ich zugleich mit der Handhabung der Elle auch die Geheimnisse der Fabrikation erlernen. Dies letztere tröstete und beruhigte mich einigermaßen, denn es versprach mir eine angenehme Abwechslung und verminderte meine Abneigung, die ich im Allgemeinen vor dem Kaufmannsstand hatte. Aber so etwas erschaffen und werden zu sehen, wie der schöne glänzende Stoff aus der unscheinbaren Seide, wie ihn die Raupe gibt, das sagte meiner Einbildungskraft schon mehr zu, auch muß ich ferner gestehen, daß der Gedanke, ein angehender Fabrikant zu sein, mir sehr schmeichelhaft war.

„Dein neues Haus,“ sagte mein Vetter, „ist das sehr ehrenwerthe Handlungs-Geschäft mit der Firma: Stieglitz und Comp. Was diese Compagnie anbetrifft, so hast du mit derselben nichts zu thun und für dich existirt nur Herr und Madame Stieglitz; die

„Compagnie“ ist dem Namen nur angehängt worden, weil in Amsterdam ein Geschäft existirt, welches mit Indigo handelt und woran die hiesigen Stieglitz einen gewissen Antheil haben. Für mich, der eine Sache gern klar vor sich sieht und die unnützen nichts sagenden Bezeichnungen haßt, sind die komplizirten Kaufmanns-Firmen nicht gemacht und du wirst in hiesiger Stadt auf gar sonderbare stoßen, da sind oftmals die Voreltern mit hinein gezogen und es heißt z. B.: Jacob, Peter Holzen's Sohn; oder die Lebenden betrachten sich nur als Erben und schreiben; Kaspar Friedrich Schnitz sel. Erben; oftmals sind auch bei Brüdern sämmtliche Namen derselben angeführt und man sagt: Heinrich Joseph und Leopold Kreuzweg's Söhne und Erben. Was nun dein Haus anbelangt, so ist der Prinzipal desselben, der Herr Stieglitz, sonst ein würdiger und braver Mann, doch nicht das Haupt des Geschäftes, es regiert vielmehr Madame Stieglitz das Ganze und ihre Gunst zu erringen wirst du hauptsächlich bemüht sein müssen, was leicht auf dem Wege Rechtens geschehen kann, denn Madame Stieglitz ist eine brave und achtbare Dame und,“ setzte er mit sarkastischem Lächeln hinzu, „über die Maßen fromm und gottesfürchtig, ferner ist im Hause und Geschäft besonders zu achten und zu bemerken der Buchhalter Herr Specht.

Solchermaßen instruirt, nahm ich herzlichen Abschied von meiner Nichte, der kleinen Emma und trat klopfenden Herzens in Begleitung des Vetters meinen Weg in die neue Condition an. Das Stieglitz'sche Haus war ein neues und schönes Gebäude und der Laden im untern Stock zeigte durch hohe helle Spiegelfenster, wie ich nie ähnliche gesehen, dem Vorüberwandelnden die herrlichsten Stoffe und Gegenstände.

Auf meinen äußern Menschen hatte ich heute Morgen besondere Sorgfalt verwendet; der Anzug war schwarz, mein Haar glatt gekämmt und sorgfältig gescheitelt. Letzteres hatte meine Nichte be-

sorgt und mir dabei zugeflüstert, ich solle der Madame Stieglitz gegenüber recht bescheiden und schüchtern auftreten.

Der Vetter führte mich am Laden vorbei zu der Eingangsthüre des Hauses, zog dort die Glocke. Bald wurde uns von einem kleinen Mann geöffnet, der, eine Brille auf der Nase, ziemlich verdrießlich nach unserem Begehren fragte. Dieser Mann, eine kleine dürre Figur, etwas stark auf die Seite gebogen, welche Abhängigkeit er durch die in die Seite gestemmte linke Hand zu vergleichen suchte, hatte einen braunen, bis auf die Füße gehenden Oberrock an, eine weiße, etwas gelbe Halsbinde und war der Herr Stieglitz in eigener Person. Er öffnete ein Zimmer zu ebener Erde und ließ uns eintreten, worauf mich ihm der Vetter vorstellte; ich wollte mich gerade mit einem paar passenden Worten dem neuen Prinzipal empfehlen, als er mich mit heiserer Stimme in derselben mürrischen Weise, mit der er die Thüre öffnete, unterbrach und mit den Worten: „schon gut, ich will meine Frau rufen!“ auf großen Pantoffeln, die er an den Füßen trug, davonschlürfte. Dieses unfreundliche Wesen meines Chefs hatte einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, zudem wurde jetzt im Hausflur eine Stimme laut, welche in tiefem Ton und ziemlich heftig die Worte sprach: „hat denn die Geschichte solche Eile, ist es nicht möglich, daß man mich einen Augenblick ruhig an meinen Geschäften läßt, kann denn das neue Subjekt nicht warten?“ und die Sprecherin trat gleich darauf in's Zimmer, eine große rüstige Frau mit einem strengen Gesicht, ziemlich weißem Haar, das unter einer einfachen Haube hervorschaute. An der Schürze trug sie ein mächtiges Schlüsselbund und das Scepter des Ladens, die Elle, hatte sie in der Hand. Der Vetter stellte mich der Prinzipalin, denn diese war es, vor; Madame Stieglitz bot dem Professor einen Stuhl an, die Beiden setzten sich und der Prinzipal und ich, wir blieben stehen. Mit aufmerksamem Blick sah mich Madame Stieglitz an und sagte zum Vetter: „Der junge Mensch sieht nicht übel aus, ich hätte mir ihn aber größer und

stärker gedacht.“ Sie wandte sich an mich: „Hat Er Lust, den Kaufmannsstand zu erlernen?“ fragte sie barsch und ich antwortete schüchtern, daß ich mir alle Mühe geben werde, und vorzüglich sei es die Fabrikation der Seidenstoffe, welche zu begreifen ich außerordentlich begierig sei. „Was Fabrikation?“ antwortete Madame Stieglitz, „daran denkt man vor der Hand noch nicht, wer einen Stoff erzeugen will, muß ihn vorher genau kennen lernen, zuerst ein paar Jahre die Elle in die Hand genommen, die kleinen Bücher geschrieben und dann sieht man, ob Fleiß und Betragen darnach sind, daß man Ihn auf die Wiegkammer gebrauchen kann; ich verlange Ehrlichkeit, Pünktlichkeit, offene Augen und Gehorsam, das andere findet sich alsdann von selbst.“ — „Ja, das findet sich von selbst,“ wiederholte der Prinzipal.

„Wann wünschen Sie,“ sagte der Vetter, „daß der junge Mensch seinen Dienst antrete; vielleicht zu Mitte dieses Monats? Er kann in diesem Fall die acht Tage bis dahin in meinem Hause zubringen.“

Wie dankte ich dem Vetter für die freundliche Aussicht, die er mir eröffnete, noch acht Tage lang frei und in seinem schönen Garten sein zu dürfen; doch warf die Frau Prinzipalin die Luftschlösser, welche ich in Gedanken schnell erbaute, mit einem Male über den Haufen, indem sie sagte: „was Mitte eines Monats, Herr Professor? um etwas Tüchtiges zu lernen, kann man nie früh genug anfangen, und der Kaufmannsstand ist nicht so leicht, wie mancher glaubt, wenn es auch schwerer ist, sich große Wissenschaften anzueignen und gelehrt zu werden, so braucht man doch auch Zeit, um die unzähligen Stoffe, mit denen wir umgehen, kennen zu lernen und ein Hauptbuch gut und sauber zu führen. Lassen Sie mir den jungen Menschen gleich heute da, wir wollen ihn schon beschäftigen.“ Und der Prinzipal setzte hinzu: „ja, wir wollen ihn schon beschäftigen.“

Achselzuckend nahm der Vetter seinen Hut, empfahl sich dem

Hause Stieglitz und Comp. und ging eilig davon, nachdem er mir die Hand gereicht.

Mir war das Weinen näher als das Lachen und ich blieb wie angemauert auf meinem Platze stehen; der Prinzipal wurde mit einem bedeutsamen Wink vor die Thüre geschickt und als wir allein waren, hielt mir Madame Stieglitz eine Antrittsrede, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen will: „Junger Mensch,“ sprach sie, „wir sind allein und das ist gut; denn wenn ich meinen Leuten etwas Unangenehmes zu sagen habe, so braucht es keine weiteren Ohren, als die meinigen und die, welche meine Worte hören sollen; aber da wir einmal bei den Ohren sind, so bitte ich, das, was ich jetzt sage, nicht zum einen hinein, zum andern hinausgehen zu lassen, und sich alsdann wohl zu merken, daß ich allen meinen Leuten nur dreimal ernste Worte in's Gewissen spreche: das erste Mal beim Antritt, wo es mir wie bei Ihm nothwendig erscheint, das zweite Mal, wenn die Aufführung nicht so ist, wie ich es vermuthe und will, und das dritte Mal, wenn ich Jemand fortschicke. Er also ist mir von seinem Oheim und Vormund als ein etwas leichtsinniges und unruhiges Subjekt, das gern dumme Streiche macht, geschildert worden, und man hat mich gebeten, ein aufmerksames Auge auf Ihn zu haben, und den Versuch zu machen, ob es möglich sei, Ihn zu einem brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Das will ich getreulich thun, aber helf' Er mir; Heiterkeit nach gethaner Arbeit, die anständig ist und Gott den Herrn nicht beleidigt, ist auch mir nicht zuwider, aber dummes Spaßmachen hasse ich in den Tod; arbeite Er fleißig, bete Er fleißig, denn ohne Gottes Hülfe ist an das Gelingen eines guten Werkes nicht zu gedenken. Ich thue es auch und fange kein Geschäft an, ohne den Himmel zu bitten, daß er mir Kraft zum Vollbringen desselben geben möge; man muß aber auch aufrichtig fromm sein und nicht blos scheinheilig und den ganzen Tag thun, als wollte man unsern Herrgott bei den Füßen anfassen. Halte er sich an

meinen Buchhalter Specht, das ist ein frommer gottgefälliger Mensch und thut seinen Dienst wie ein redlicher Knecht, der mit seinem Pfunde wuchert und es nicht vergräbt. Komm Er jetzt mit, wir fertigen gerade die Bilanz und da kann Er nach Seinen Kräften helfen."

Voll von der Rede, die mir gehalten und die mir ernst und mahnend, wie die Posaune des jüngsten Gerichts in den Ohren geklungen, folgte ich meiner Prinzipalin in das Waaren-Magazin im obern Stock, wo ich angewiesen wurde, mehrere Stück Merino und ähnliche Stoffe herunter in den Hof zu tragen, dort auf einen Tisch zu legen und mit einem kleinen Stöckchen derb auszuklopfen. Wie das geschehen war, erschien der Prinzipal in höchst eigener Person und zeigte mir, wie man die Elle handhaben müsse; das Stück wurde abgewickelt, gemessen und wieder aufgewickelt; — ein höchst angenehmer Zeitvertreib.

Der Hof, in welchem mir so die Anfangsgründe des Modewaarengeschäfts beigebracht wurden, war von allen Seiten mit hohen Häusern umgeben, deren hinteren Theil ich mit all' den Einzelnheiten des Familienlebens vor Augen hatte; an vielen Fenstern flatterte weiße Wäsche, dort zum Trocknen aufgehängt, an andern standen Blumenstöcke, und daß die Pflanzen in denselben hie und da begossen wurden, zeigten lange schmutzige Streifen, die an den Wänden hinabliefen. Die Köchinnen der verschiedenen Leute, welche jene Häuser bewohnten, waren beschäftigt, alle möglichen Sorten von Gemüse zu putzen und Kartoffelschaalen und grüne Blätter fielen hie und da in den Hof. Mit dem schwermüthigen Lied einer Amsel, die wahrscheinlich in ihrem Käfig ebenso nach Freiheit seufzte wie ich an meinem Ausklopftisch, erschallte das Lied aus der Kehle einer muntern Stubenjungfer und ich mußte ihr: „meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer" sehr häufig vernehmen. Ueber meinem Haupte sah ich ein kleines Stück des Himmels und das tiefe Blau desselben blickte mich allein tröstend und freundlich an.

Unterdeß klopfte ich wacker darauf los, und Madame Stieglitz, die einigemal ernst und feierlich aus dem Comptoir-Fenster neben mir herausschaute, schien nicht unzufrieden mit meinem Fleiß. Als es zwölf Uhr geschlagen hatte, rief sie mich selbst zu Tisch. Das Mittagsmahl wurde neben dem Comptoir eingenommen und ich erlaubte mir einen schüchternen Blick in die Schreibstube; hier war alles viel vornehmer und sah reicher aus, als bei meinem früheren Prinzipal Herrn Reißmehl, es standen da ein paar große schöne Pulte, eine Copirmaschine, an der Wand hingen Landkarten und ein Kalender, große Musterkarten lagen auf den Tischen umher, gelbe glänzende Seide in Bündel gebunden war zierlich in einem großen Wandschrank mit vielen Fächern geordnet, und was mir am merkwürdigsten erschien, war die Prinzipalin selbst, die vor dem Pult auf einem Drehstuhle saß, eine Brille auf der Nase und so lange schrieb, bis die Suppe aufgetragen wurde. Der Prinzipal stand in einer Ecke und schnitt von verschiedenen Zeugen kleine Müsterchen ab; endlich setzten wir uns zu Tische und hier lernte ich auch den Buchhalter, Herrn Specht, kennen, und ich könnte nicht sagen, daß derselbe einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hätte.

Obgleich vielleicht erst dreißig Jahre alt, hatte er eine lange trockene Gestalt und erinnerte mich höchst unangenehm, — ich weiß nicht durch was — an meinen früheren Ober-Collegen Philipp, doch war der Herr Specht ohne Vergleich viel sauberer angezogen; er trug wie der Herr Stieglitz eine helle Halsbinde, aus welcher das bleiche hagere Gesicht mit schwarzen Haaren recht gespensterhaft herausschaute, auch war der Herr Specht mangelhaft gewachsen: er hatte beinahe gar keinen Oberkörper und sah deßhalb einem aufgesperrten Zirkel nicht unähnlich. Auf seinen Zügen thronte ein immerwährendes Lächeln, demüthig gegen die Prinzipalin, vertraulich gegen den Prinzipal, protegirend gegen mich und vornehm gegen die Ladenjungfer. Letztere war ein harmloses, bescheidenes und sehr häß-

liches Frauenzimmer, welche in ihrer Schüchternheit mit beständig niedergeschlagenen Augen die Anwesenden fortdauernd um Verzeihung zu bitten schien, daß sie überhaupt in der Welt sei.

Das Essen war gut und wurde durch ein langes Gebet eingeleitet, welches der Herr Specht mit tief herabgesenktem Haupte sprach. Die Prinzipalin schwang den Vorlegelöffel, sowie das Transchir-Messer und gab den Grundton zur Unterhaltung. Herr Specht variirte dies Thema vollkommen einstimmend mit den Ansichten von Madame, und der Prinzipal, dessen mürrisches Gesicht sich bei der Suppe aufklärte, wagte hie und da einen kleinen Witz, welchen die Ladenjungfer allein durch ein trauriges Lächeln belohnte. „Wie bekommt Ihm das Ausklopfen?“ fragte die Prinzipalin und setzte hinzu: „man muß mit dem A anfangen und in allen Sachen erst buchstabiren lernen, ehe man zu lesen anfängt.“ Ich versicherte, daß es mir außerordentlich nützlich erscheine, die verschiedenen Stoffe kennen zu lernen. „Er ist zum erstenmal hier?“ fuhr die Herrin fort. Ich bejahte diese Frage; nun sagte sie: „das Haus Seines Vetters wird Ihm gefallen haben, schön eingerichtet, ein schöner Garten und eine angenehme Aussicht über die ganze Stadt.“ „Ja ja,“ spöttelte der Prinzipal, „wenn man reich ist, kann man sich auf sein Landgut zurückziehen und seine Tage angenehm und in Ruhe beschließen.“ Ob dieser Aeußerung lachte der Herr Specht mit einem Seitenblick auf mich und die Ladenjungfer kicherte. „Ei was?“ entgegnete Madame Stieglitz, „der Herr Professor ist bei allen seinen Eigenheiten doch ein braver Mann, er gibt gerne den Armen und mir sollt' es leid thun, wenn er in seinen alten Tagen doch noch genöthigt wäre, sein Haus und seinen Garten zu verkaufen.“ Ich verstand diese Aeußerungen damals nicht, und war nur der Prinzipalin dankbar, daß sie meinen Vetter für einen braven Mann erklärte.

Nach Tisch ging meine Beschäftigung wieder an, und ich allarmirte den Staub in den Waarenballen, bis die Sonne sank, wo

ich von der Ladenjungfer angewiesen wurde, die beiden großen Lampen, mit denen Abends der Laden erleuchtet wurde, zu putzen und anzuzünden, was ich auch, da ich einen guten Sinn für Alles Praktische besaß, leicht begriff und zu ihrer Zufriedenheit ausführte. Um acht Uhr wurde der Laden geschlossen, und alsdann beschäftigten wir uns mit den großen Musterkarten, die ich heute Morgen im Comptoir gesehen, aus welchen die „vergriffenen" Muster, d. h. solche Stoffe, von denen nichts mehr da war, entfernt und andere eingeklebt wurden. Da früher Papparbeiten aller Art meine Lieblingsbeschäftigungen waren, so hatte ich hiedurch in den nächsten Tagen Gelegenheit mir die Gunst der Prinzipalin zu erwerben. Sie wollte ein neues Seidekärtchen anfertigen lassen und befahl mir das Papier, sowie die bunten Stoffe zu dem Buchbinder zu bringen, damit er sie kunstgerecht einklebe und mit einem kleinen Strich von Goldpapier einfasse. Ich bat, mir die Arbeit zu übertragen und führte sie so zur Zufriedenheit aus, daß Madame Stieglitz mir mit einem freundlichen Lächeln sagte: „ei, ei, mir scheint, Er ist zu gebrauchen."

Die Musterkarten-Beschäftigung, bei welcher abwechselnd bald von Herrn Specht, bald von der Ladenjungfer ein Kapitel aus einem Andachtsbuch gelesen wurde, schien dem Prinzipal nicht besonders zu behagen, gewöhnlich empfand er Kopfweh und begab sich auf sein Zimmer, von einem ernsten Blick seiner Frau begleitet. Letztere schien mir wirklich eine fromme Frau zu sein, wurde aber hierin von Herrn Specht übertroffen, dessen Mund von andächtigen lieblichen Redensarten, die Verehrung Gottes betreffend, beständig überfloß. Er begleitete seine Vorlesungen, die er mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen hielt, mit den beredtsamsten Commentaren und sprach sich alsdann in eine wahre Begeisterung hinein, bis sein erhabenes Auge glänzte und ein leichtes Roth auf seinen blassen Wangen erschien, und die Prinzipalin mit sanftem Ton sagte: „Specht, Er ist ein braver und frommer Christ, aber

les' Er nur weiter." Um zehn wurden die Tagwerke des Hauses beschlossen und wir gingen zu Bette. Mein Zimmer war gelegen zwischen dem des Herrn Specht und der Ladenjungfer. Ermüdet von alle dem, was ich heute gesehen, legte ich mich nieder und hörte noch, wie der Buchhalter neben meinem Zimmer ein geistliches Lied mit lauter Stimme absang.

XXVII.

Das Waarenmagazin. Etiquetten.

Nachdem das Ausklopfen mehrere Tage auf die beschriebene Art gedauert und nachdem man genau ermittelt, wie viel Ellen Seide, Band und andere Stoffe sich vorfanden, wodurch die Aktiven des Handlungshauses festgestellt werden konnten, ging man daran, das Waarenmagazin wieder einzuräumen, wobei ich dem Prinzipal hülfreiche Hand leisten sollte, und ich fand da ein Geschäft, das mir weit mehr zusagte, als die Beschäftigung der letzten Tage. Da waren tausenderlei Artikel, die ich gerne betrachtete, und die mir Stoff zum Nachdenken und zu den freundlichsten Phantasien gaben. Der Prinzipal war, sowie er sich mit mir allein befand, redseliger und freundlicher, als sonst und belehrte mich gern über das Vaterland und die Entstehung vieler fremdartiger Artikel. Ueber seine Stellung hier im Hause konnte ich nicht recht klug werden, seine Ansichten schienen nicht viel Gewicht zu haben und seine Frau wie der Herr Specht schienen dieselben wenig zu beachten, überhaupt ließ man ihn kaum zu Wort kommen. Dafür mochte er aber auch den Buchhalter nicht leiden, wie ich wohl schon bemerkt hatte, er sprach selten mit ihm, und wenn derselbe

irgend etwas erzählte, so horchte er nicht zu, und wenn er gar Bibelstellen oder geistliche Lieder recitirte, ging er gewöhnlich mürrisch hinweg.

Hier auf dem Waarenlager war er recht gesprächig, wir legten türkische Teppiche zusammen und ich lobte die schönen Zeichnungen und die hellen Farben. „Wissen Sie auch, wo das gemacht wird?" fragte er mich, „das will ich Ihnen erzählen; weit hinein in der Türkei bei der schönen Stadt Smyrna, fertigen die Leute in den Dörfern dieses bunte Gewebe, und da dasselbe aus einem Stück besteht, so sind oft 20—30 Menschen damit beschäftigt; in der Mitte fangen sie an und arbeiten immer weiter auseinander mit Nadel und Faden, bis der Teppich so groß ist, wie sie ihn haben wollen."

Bei den schweren Sammt- und Seidestoffen sprach er von Genua und Venedig, und namentlich bei dem Andenken an die letzte Stadt seufzte er tief auf, als er von der Herrlichkeit dieser Königin der Gewässer sprach; auf meine schüchterne Frage, ob er vielleicht da gewesen sei, antwortete er lebhaft: „Per Dio, das will ich meinen, das ist eine Stadt! Statt der Straßen lauter Wasser, und statt in Wagen fährt man in kleinen schwarzen Schiffchen, Gondeln genannt, und liegt darin in Kissen von schwarzem schönem Atlaß; gerade solcher Stoff, wie dieser hier. — Hätte auch besser gethan," setzte er mürrisch hinzu, „lieber dort zu bleiben und sich zum Sitzkissen für eine schöne Venetianerin gebrauchen zu lassen als hier zu einem langweiligen deutschen Kleid verschnitten zu werden: der Stoff nämlich," fügte er bei, sah sich aber scheu um, ob seine Rede Niemand gehört. Bei den schönen breiten Atlaßbändern erzählte er mir allerlei Schnurren von Paris, und bei der holländischen Leinwand zog er ein Papier aus der Tasche, wickelte eine Cigarre heraus, die er anzündete, mir aber vorher befahl, das Fenster zu öffnen.

Neben den Stoffen selbst machten mir auch die Etiquetten, die an denselben hingen, angenehmen Zeitvertreib. Hier war ein Schiff

zu sehen mit vollen Segeln, welches gerade in der kleinen Bucht eines fernen Welttheils anlegte. Die Matrosen schwenkten ihre Hüte, und schlanke Palmen und Brodbäume nickten über den Uferrand. Gott, wer das einmal in Wirklichkeit ansehen könnte! Wie beneidete ich den Schiffsjungen, der auf dem Verdecke stand und das Maul vor Erstaunen weit aufriß. Hatte ich dort das wirkliche Meer gesehen, so erblickte ich auf Zeugen, die von Kameelhaaren gemacht waren, lange Karawanenzüge, die durch ein unendliches Sandmeer zogen. Hier war ich schon besser bekannt; wie oft war ich dem Kameel durch alle Straßen gefolgt, auf welchem der kleine rothe Affe saß, und hatte sehnlich gewünscht, es möge mir nur einmal vergönnt sein, das Land zu sehen, in welchem diese Thiere wild umherspringen. Niederländische Leinwand zeigte in schönem Golddruck einen Holländer, der aus seiner thönernen Pfeife große Rauchwolken blies, Sammte aller Farben hatten Etiquette von Silberfäden, die einen bunten Streifen desselben Stoffs einrahmten, und Tücher waren da mit den uns so wohl bekannten langhaarigen Kanten, und neben denselben mit großen goldenen Buchstaben gedruckt, die Firma des Hauses, das sie angefertigt.

Bei all' diesem Sehen und Nachdenken waren wir recht fleißig und räumten das Magazin mit der größten Geschwindigkeit auf. Der Prinzipal rauchte, erzählte und brachte jetzt eine große Schachtel herbei, von welcher er den Deckel abhob und mir eine Menge bunter Blumen zeigte, die aus farbiger Leinwand, Federn und Klappergold gemacht waren, und freundlich und geheimnißvoll rauschten, wenn man sie in die Hand nahm, gleich wie die Zweige des Tannenbaumes mit seinen goldenen Fahnen zur Zeit des Weihnachtsfestes. „Diese Blumen," sagte der Prinzipal, „werden von den Bauern gekauft und gebraucht bei Bittgängen und Prozessionen — weiß Er, was Bittgänge und Prozessionen sind?"

Da ich aus einer katholischen Stadt kam, obgleich ich ebenso wie das Stieglitz'sche Haus evangelischer Religion war, entgegnete

ich ihm, daß ich beides ganz genau kenne und mich namentlich der schönen Prozessionen, die ich in meiner Jugend gesehen, mit großem Vergnügen erinnere. Eifrig erzählte ich von dem Läuten der Glocken, von den tausenden geputzten Menschen, welche die Straßen füllten, und von diesen Straßen selbst, wie sie so reich geschmückt waren mit schönen Guirlanden von Tannenreisern, die quer über die Gasse von einem Haus zum andern hingen, namentlich aber traten die schönen Kronen, die an diesen Guirlanden frei in der Luft schwebten, in der Erinnerung lebhaft vor meine Augen; diese Kronen von großen Blumen und weißen Eiern gemacht, waren behängt mit Glasstücken und bunten Bändern, und wenn ein leiser Wind ging, so rauschten die Zweige und klingelten die Glasstücke an einander so hell und anmuthig, und dazwischen hörte man die ernsten und feierlichen Töne der Musik, mit der uns die Prozession nahte. Tausende von Menschen füllten die Straßen und es kam zuerst die niedere Geistlichkeit in weißen und violetten Gewändern, dann erschienen diese Kleider immer reicher, bald mit Gold- und Silberstickerei bedeckt und hinter weiß gekleideten Mädchen, die Blumen streuten, wurde der rothsammtne Baldachin getragen; auf seinem Dache prangte das silberne Lamm mit der weißen Fahne und unter derselben wankte der alte Bischof einher, auf dem schneeweißen Haar die schwere Mütze, und vor ihm wurde das Allerheiligste in einer goldenen Monstranz getragen.

Eifrig erzählten wir uns diese Geschichten, der Prinzipal und der Lehrling, und hatten uns dabei auf den Waarenballen niedergelassen und die Blumen, die wir in der Hand hielten, mit ihrem eigenthümlichen Geruch, versetzten mich zauberhaft in jene Zeit zurück. Ich sah wieder das Getümmel des Volkes in glänzendem Zug, die fallenden Rosenblätter, athmete den duftigen Weihrauch und ganz im Hintergrund schwebte der große Kuchen, der Mittags bei solchen Gelegenheiten für uns Kinder nie fehlte.

Auch der Prinzipal schien in der Erinnerung an vergangene

Tage zu schwelgen, sah aber dabei finster vor sich nieder. „Und die schönen katholischen Kirchen," fragte er mich, „wie sind sie so herrlich und anmuthig! die tiefe Dämmerung in denselben, das zauberische Licht, welches durch die gemalten Scheiben hereindringt, haben Sie das schon Alles gesehen und bemerkt?"

„Ja," entgegnete ich eifrig, und mir fielen die Stunden ein, die ich spielend und kindlich betend in jenen schönen großen Hallen verbracht; ach, ich erinnerte mich noch des Tages, wo ich aus dem Reißmehl'schen Hause gelaufen war, wo mich vor dem Muttergottesbild das Bild angefaßt und darniedergeworfen hatte und wo ich meine Nichte Emma, die ich damals noch nicht gekannt, zum erstenmal sah. „Mir gefallen unsere Kirchen eigentlich gar wenig," sagte ich nach einer Pause vorwitzig und altklug, „man sieht nichts in denselben als weiße Wände, braune Stühle und den Pfarrer in seinem schwarzen Kleid."

„Ei, ei," entgegnete der Prinzipal sonderbar lachend, „das sind ja seltsame Ansichten, nehmen Sie sich in Acht, daß dergleichen hier im Hause außer mir Niemand hört, namentlich würde Herr Specht in Krämpfe verfallen, wenn er Sie mit solcher Begeisterung von den Baalspfaffen sprechen hörte, sagen Sie nie, daß Ihnen eine Prozession gefalle, Niemanden als mir; was mich nämlich anbelangt," setzte er seufzend hinzu, „der so lange in dem schönen Italien war, mir ist es am Ende gleichgiltig, ob man betet: „Vater unser," oder „Ave Maria."

In diesem Augenblick räusperte und hustete es neben uns sehr bemerklich und als ich aufschaute, stand der Herr Specht vor uns mit gefalteten Händen, er hatte die Augen erhoben und lispelte: „gehe nicht in's Gericht," den Nachsatz „mit den Gottlosen," verschwieg er wahrscheinlich aus Ehrfurcht gegen den Prinzipal. Dieser saß aber da in zorniger Verlegenheit, eine der Heiligenblumen in der Hand, die Cigarre im Mund.

„Es riecht hier sehr nach Taback," sagte der erste Buchhalter,

die Frau Prinzipalin haben diesen für sie sehr unangenehmen Geruch auch schon im Comptoir bemerkt und mich ersucht, nachzusehen."

Der Prinzipal, dem jetzt erst der ungeheure Frevel, den er begangen, klar und deutlich wurde, warf die Cigarre auf den Boden und trat sie mit dem Fuße aus. „Um Gotteswillen, fuhr der Buchhalter fort, und hob sie wieder auf, „man könnte auf diese Art das Haus anzünden." Es war aber, wie ich glaube, weniger diese Besorgniß, die ihn veranlaßte, die erloschene Cigarre mitzunehmen, als um drunten das corpus delicti vorzeigen zu können. Er ging nicht, ohne mir einen mißbilligenden Blick zugeworfen zu haben, und wir blieben allein. Der Prinzipal kratzte sich verdrießlich am Kopfe und wir beendeten die Aufräumung des Magazins, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Während des Mittag-Essens unterstand sich der Prinzipal nicht, wie er sonst wohl zu thun pflegte, einen kleinen Spaß anzugeben. Madame Stieglitz sah sehr ernst aus, Herr Specht hob zuweilen die Augen gegen den Himmel, hatte heute auch ein viel längeres Tischgebet als gewöhnlich vorgenommen und dieses äußerst beziehend und eindringlich mit sehr bewegter Stimme gesprochen. Ich verwandte kein Auge von meinem Teller und hatte, namentlich nach Tisch, als mich die Prinzipalin in das Comptoir citirte, ganz das Ansehen eines armen Sünders. „Hör' Er," sagte Madame Stieglitz zu mir, „ich habe Ihm neulich schon gesagt, daß ich meinen Leuten nur drei Strafpredigten zu halten pflege, die erste hat Er zu Anfang genossen und an der zweiten streift Er heute hart vorbei, da ich im Ganzen mit Ihm nicht unzufrieden bin; aber merk' Er sich meine Worte und halte Er sich im Haus außer mir nur an den Herrn Specht, an Niemand Sonsten, hat Er mich verstanden?" Leider hatte ich ihre Rede sehr wohl begriffen und es that mir sehr leid, die Gesellschaft und Unterhaltung des Prinzipals, der mir ein sehr vernünftiger und lustiger Mann zu sein schien, als eine verbotene Frucht ansehen zu müssen.

XXVIII.

Prinzipalin und Prinzipal.

Trotz dem, was neulich im Waarenlager vorgefallen war und mir einen ernstlichen Verweis eingetragen hatte, konnte ich doch nicht umhin, dem Leben und Treiben des Herrn Stieglitz so viel es mir vergönnt war, die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Da ich nicht hoffen durfte, von Herrn Specht etwas Näheres zu erfahren, so wandte ich mich an die häßliche Ladenjungfer, die aber ebenso wenig geneigt schien, mich über die Familien-Verhältnisse des Hauses aufzuklären. Was sie mir sagte, waren allgemeine Redensarten in Sachen, die ich schon längst wußte, daß der Prinzipal um die Geschäfte des Hauses sich nicht viel bekümmere, daß er das Regiment gänzlich an seine Frau abgetreten habe, daß er früher große Reisen gemacht und ein entfernter Verwandter seiner Frau sei. Ich beschloß daher, meine Neugierde so lange zu bezähmen, bis an dem Tage, dem ich sehnsüchtig entgegensah, wo es mir vergönnt war, das freundliche Haus meines Vetters besuchen zu dürfen, und die Ladenjungfer hatte mir gesagt, wenn ich einmal vier Wochen im Hause sei, würde mir Madame Stieglitz an einem Sonntag Nachmittag wohl erlauben, meine Verwandten zu sehen, doch, setzte sie gutmüthig hinzu, möchte ich in der ersten Zeit mich nie unterfangen, die Erlaubniß zum Ausgehen selbst zu erbitten.

Bald war ich denn über vier Wochen im Geschäft und kann, ohne ruhmredig zu sein, von mir selbst sagen, daß ich mir in den Elementen des Modewaarengeschäfts schon einige Kenntniß erworben, überhaupt recht fleißig gewesen war, etwas zu erlernen. Dieses Bestreben verdankte ich nun eben meinem festen Vorsatz, mich zu einem tüchtigen Kaufmann heranzubilden, der Furcht vor dem strengen Gesichte der Madame Stieglitz, das sie augenblicklich an-

zunehmen pflegte, sowie sie irgendwo die geringste Unordnung sah, und ihrem scharfen Auge blieb nichts verborgen; war ein Brief nicht sorgfältig gesiegelt, stand die Aufschrift etwas schief oder hatte sich gar ein Schreibfehler eingeschlichen, so war man sicher, ein ernstes Gesicht zu sehen, das sie mit einem einfachen „ei, ei" begleitete. Im Laden selbst, wo ich jetzt auch zum Aufräumen zugelassen wurde, entging ihrem Blick ein schiefliegendes Stück Zeug ebensowenig, wie eine falsch umgelegte Schnur; die Farben der einzelnen Stücke mußten dem Auge wohlthuend geordnet sein und sämmtliche Etiquetten regelmäßig in dem Glaskasten in einer Linie hängen. Der Lampen, die von der Ladenjungfer etwas vernachlässigt waren, hatte ich mich eifrig angenommen, Gläser und Glocken waren spiegelblank geputzt und die helle glänzende Beleuchtung, die dadurch entstand, trug mir hie und da einen freundlichen Blick der Prinzipalin ein.

Das Geschäft selbst war eines der besten in der ganzen Stadt; das Haus Stieglitz und Comp. verkaufte theurer, als alle andern, setzte aber seinen Stolz darein, dafür auch die beste solideste Waare zu liefern. Auch hatte Madame Stieglitz einen feinen Geschmack und die Damen gaben beim Aussuchen der Mode-Artikel viel auf ihren Rath, obgleich dieser immer mit kurzen Worten, ja etwas barsch gegeben wurde, wobei sie das Aeußere ihrer Kunden nicht zu schonen pflegte. „Verzeihen Sie, Madame X.," konnte sie zu einer schon älteren Frau sagen, „in unseren Jahren trägt man so helle Farben nicht," oder zu einer andern, die außerordentlich häßlich war: „Mein liebes Fräulein, wenn man so blendende Garderobe aussucht, so muß man sich auch des Rechts bewußt sein, die Augen der ganzen Welt auf sich zu ziehen;" doch gab sie ihre Meinungen nur dann, wenn man sie verlangte, betrat überhaupt nur den Laden in solchen Fällen, wo sie von den Kunden gerufen wurde. Sie hatte sich bei der ganzen Damenwelt hiedurch ein gutes Renommé erworben, und wer von der Madame Stieglitz ausstaffirt war,

konnte gewiß sein, geschmackvoll in der Welt zu erscheinen. Aus diesem Grunde hatte sie auch viele auswärtige Kunden, theils in den kleinen Städten, theils auf den umliegenden Landgütern, die sie nach bestem Ermessen mit Toilette-Gegenständen versah. Natürlich mußte sie die Damen persönlich kennen, weßhalb dieselben genöthigt waren, bei Anfang des Geschäfts-Verkehrs unsere Prinzipalin zu besuchen. Ein solcher Besuch war äußerst merkwürdig, denn von einem neuen Kunden wurde ein solch genaues Signalement aufgenommen, woran sich keine Polizeibehörde zu schämen gehabt hätte. Das Buch, worin die Signalements verzeichnet wurden, war das einzige, welches der Prinzipal zu führen hatte. Wenn Niemand als ich zugegen war, nannte er es seinen Harem und trug allezeit die Notizen mit großer Wichtigkeit ein; alsdann legte er seinen Schlafrock ab, zog statt der gewöhnlichen ausgetretenen Pantoffeln ein paar hübsche von grünem Saffian an und war in solchen Fällen recht aufgeräumt und galant. Madame Stieglitz brachte in feingeschliffenem Glas einen guten Wein mit Backwerk und der Prinzipal schrieb in sein Buch:

Madame N., Gemahlin des Gutsbesitzers Herrn N.
Größe: 4′ 4″.
Gesicht: oval.
Haare: blond.
Augen: blau.

und so fort bis zu den besonderen Kennzeichen, welches alsdann hieß: „liebt Seide oder wollene Stoffe und hellblau oder rosa.“

Jetzt war für die Kunden in alle Ewigkeit gesorgt, das Alter wurde natürlich auch, aber in den meisten Fällen nur annähernd angegeben, und so bei allen Bestellungen nur die bezeichnete Pagina aufgeschlagen und Madame Stieglitz suchte aus, was sie für Sommer- und Wintertoilette Passendes erachtete. Der Prinzipal hatte sein Buch in der Schublade des Tisches eingeschlossen und wachte mit der größten Eifersucht darüber, daß sich Niemand außer ihm

— lag es einmal zufällig auf dem Tisch — sich unterstand, auch nur den Deckel zu öffnen. Selbst der Herr Specht, der sich im Hause viel herausnehmen konnte, hatte es nur ein einzigesmal gewagt, eine Pagina desselben aufzuschlagen, denn der Prinzipal fiel ihn wie ein gereizter Löwe an und Specht, der auf das Sanfteste opponiren wollte, konnte nur durch die Dazwischenkunft der Prinzipalin vor einer mächtigen Ohrfeige gerettet werden.

Ueberhaupt hatte der Herr Prinzipal hie und da dergleichen Ausbrüche wegen meistens unbedeutenden Kleinigkeiten; alsdann entfernte Madame Stieglitz die Leute aus dem Comptoir, ließ ihn austoben und brachte ihn darauf in seine Zimmer, die zu ebener Erde in den Hof gingen; sie aber bewohnte im ersten Stock ein einziges sehr geräumiges Gemach.

In die Zimmer des Herrn Stieglitz kam Niemand von den Hausbewohnern, auch waren die Fenster nach dem Hof zu beständig mit grünen Vorhängen dicht behängt. An solchen Tagen des Sturms kam er nicht mehr zum Vorschein und einmal, als ich nach einem ähnlichen Auftritte zufällig über den Hof ging, hatte er eines seiner Fenster halb geöffnet und saß daran in einem großen Lehnstuhle, das bleiche ganz zusammengefallene Gesicht mit einer rothen Mütze bedeckt, wie sie die Türken zu tragen pflegen. Auf den Knieen lag ein großes geschriebenes Buch, in welchem er eifrig las, er bemerkte mich wohl und nickte mir zu, ohne ein Wort zu sprechen.

Der Sonntag war für uns Alle ein höchst angenehmer und ruhiger Tag, alsdann wurde der Laden nicht geöffnet, denn der Tag des Herrn, wie die Prinzipalin zu sagen pflegte, müsse würdig und ohne das Geräusch der Woche gefeiert werden. Morgens ging ich in Begleitung des Herrn Specht in die Kirche, Prinzipal und Prinzipalin ebenso, und hier galt es aufmerksam zu sein. Während des Gottesdienstes überwachte der Buchhalter meine Andacht und sagte mir mit seiner sanften Stimme, das Herumschauen in der Kirche während der Predigt sei sehr mißfällig und gebe der Gemeinde ein

Aergerniß. Zu Hause aber examinirte Madame Stieglitz über den Text der Predigt und über die Lieder, welche die Gemeinde gesungen hatte. Was das erstere anbetraf, so konnte ich ihr den Inhalt des Vortrags immer genau und zu ihrer Zufriedenheit erzählen, mit den Liedern nahm ich es nicht so genau, was ihr auch nicht von großer Wichtigkeit erschien. —

Im Stieglitz'schen Hause wurde recht gut gegessen, namentlich aber kamen Sonntags einige Gerichte mehr, sowie auch an diesem Tage Wein getrunken wurde; der Prinzipal leerte seine Flaschen mit außerordentlichem Appetit und war dabei zusehends munterer und freundlicher. Er erlaubte sich einige Späße über den Herrn Specht und die Ladenjungfer, und wenn er es nicht zu arg trieb, was aber auch nicht oft vorkam, so belächelte selbst die Prinzipalin seine Einfälle. Regelmäßig an diesem Tage erschien zum Nachmittags-Kaffee der Prediger unserer Kirche, ein dicker behäbiger Mann von munterem Aeußern, und was die Frömmigkeit anbelangt, vom reinsten Wasser. Weder in seinen Predigten, noch in seinen Reden donnerte er, wie es sonst bei diesen Herren der Fall ist, von einem eifrigen und strengen Gott, der auf Wetterwolken finster daherfahre, den Menschen zu züchtigen für die kleinsten Schwächen, die er sich zu Schulden kommen ließe; nein, der Herr Pfarrer Sproßer sprach nur von der unendlichen Güte und Barmherzigkeit des höchsten Wesens, die im Staube tief anbetend mit zerknirschtem Gemüth umsomehr verehrend anzuerkennen sei, als die Verderbtheit des ganzen Menschengeschlechtes eine so hohe Stufe erreicht habe. „Wenige, wenige," sagte er, „winden sich aus der finstern Schaale der Sünde, die Geist und Leib befangen hält, hinaus unter Beten und Trachten an's reine Licht, daß ein Strahl der Gnade auf sie falle. —"

Bei diesen Kaffee's wurden nun vom Pfarrer Sproßer und dem Herrn Specht die lieblichsten Reden geführt, und wie es mir schien in besonderer Beziehung auf mich und die Ladenjungfer, in deren

Innerem, so wie in dem meinen der vorhandene Funke der Gnade unter sündhafter Asche zu ersticken drohte. Der Prinzipal zog sich gewöhnlich nach der Ankunft des Pfarrers in sein Zimmer zurück und oft schaute ihm derselbe mitleidig nach und sagte seufzend: „ein armer Mann.“ Die Prinzipalin horchte wohl auf die Reden des Pfarrers und ihres Buchhalters, suchte aber das Gespräch meistens in's Praktische hinüber zu spielen und sprach von den Verhältnissen der Gemeinde und von gewissen frommen Armen, die reichlich von ihr unterstützt wurden.

Nachdem sich der Pfarrer Sproßer entfernt hatte und die Kaffee-Stunde beendigt war, gab mir die Prinzipalin zu meinem größten Vergnügen einen Urlaub bis Abends acht Uhr, um meinen Vetter zu besuchen, zugleich erhielt ich von ihr ein Schreiben an denselben. Man kann sich denken, mit welcher Freude ich die Straßen dahinflog, um das freundliche Haus baldigst zu erreichen, die Nichte und Emma waren im Garten und lasen und der Vetter befand sich wie um diese Zeit gewöhnlich in seinem Zimmer und saß spazieren.

Ich überreichte ihm meinen Brief und der Papagai rief: „Bon jour.“ „Siehst du,“ sagte der Professor, nachdem er den Brief gelesen, „wie dir die Vögel des Waldes heute und mit gutem Recht einen andern Willkomm zu Theil werden lassen, als bei deinem ersten Erscheinen; ich sage mit gutem Recht, denn Madame Stieglitz, deine Prinzipalin, schreibt mir so eben einige freundliche Worte über dich und daß sie mit deiner Aufführung bis jetzt vollkommen zufrieden sei. Fahre zu deinem eigenen Besten so fort und ich werde nicht unterlassen, dem Vormund das Erfreuliche über dich zu melden; jetzt gehe in den Garten und zeige auch meiner Frau diesen Brief.“ Ich that gern, wie mir geheißen, und die beiden Damen erfreuten sich sehr an dem Lob, das mir Madame Stieglitz gespendet. Emma machte mir ein freundliches Gesicht, reichte mir die Hand und nannte mich zum ersten Mal ihren lieben Vetter. Jetzt mußte ich erzählen von dem Stieglitz'schen Hause und führte die Personen desselben so

natürlich vor, daß Alle lachten, selbst der ernsthafte Vetter, der sich auch zu uns gesetzt hatte. „Wenn ich nur,“ sagte ich am Schluß meiner Erzählung, „über meinen oft sonderbaren Prinzipal etwas Näheres erfahren könnte; ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von ihm zu halten habe.“

„Darüber will ich versuchen, dich aufzuklären,“ antwortete der Vetter, „es ist gut und sogar unumgänglich nothwendig, daß man die Grundzüge der Verhältnisse, in denen man lebt, genau kennen lernt. Dein Prinzipal ist allerdings ein sonderbarer Kautz, sehr Genaues weiß eigentlich Niemand von ihm. Als ein entfernter Verwandter seiner Frau, der Madame Stieglitz, beschlossen die Eltern dieser Beiden, sie zu verheirathen, um das damals schon bedeutende Vermögen zusammenzuhalten. Der junge Stieglitz wurde zu einem tüchtigen Kaufmann herangebildet und lernte die große Handelswelt kennen, was ihm von Nutzen hätte sein können. Darauf machte er bedeutende Reisen, was ihm dagegen nicht von Nutzen war. Er ging nach Italien, Frankreich und Spanien, ja mit einem Schiffe seines Hauses nach Constantinopel, Smyrna und brachte in Alexandrien mehrere Jahre zu. Auf diesen Reisen muß er aber etwas locker gelebt haben, denn er kam außerordentlich gealtert zurück, schwermüthig und sein sonst so klarer Verstand schien umdüstert zu sein, wenigstens seine Spannkraft verloren zu haben. Bei einem Karawanenzug, den er mitgemacht hat, hat er ein Gefecht mit den Arabern bestanden und eine tiefe Kopfwunde erhalten, die wohl an seinen Leiden schuld sein mochte. Bald darauf kam er hierher und damals lebte der Vater der Madame Stieglitz noch, und dies stille Geschäft, in welches er eintrat, war für ihn so wohlthuend, daß er vollkommen genas, und sich sein früherer Zustand nur noch hie und da durch eine Gereiztheit des Gemüths kund gab, sowie durch auflodernde Heftigkeit. Er heirathete dann seine jetzige Frau, die ihn sehr gut zu leiten verstand; anfänglich besuchte er die Kaufmanns-Gesellschaft, kam in verschiedene Wirthshäuser, doch konnte

ihn ein zu viel genossenes Glas Wein in einen bedenklichen Zustand versetzen, alsdann tauchte die Erinnerung an sein vergangenes bewegtes Leben vor ihm auf und er wurde lebhaft; gesprächig, konnte zuweilen die Gesellschaft, die ihn umgab, Nächte lang auf's Beste unterhalten, konnte aber auch zuweilen in grenzenlose Heftigkeit ausbrechen, die für seine Umgebung unangenehm und gefährlich wurde. So hatte er in Spanien eine ungemeine Fertigkeit erlangt, sein Messer nach einem bezeichneten Punkt zu werfen. Dies producirte er eines Abends eine Zeit lang zum Ergötzen der Gesellschaft, bis ihm einfiel, es solle ihm Jemand das Aß einer Karte an die Wand halten, er wolle es richtig treffen. Lachend weigerte man sich zu dem gefährlichen Kunststück, worauf er immer ernster und dringender wurde, und mit Erschrecken sahen endlich die Gäste ein unheimliches Feuer in seinen Augen auflodern und hörten ihn endlich mit einem fürchterlichen Schwur bekräftigen, wenn der und der, den er bezeichnete, ihm nicht alsbald die Karte halte, so würde er ihm das große Tischmesser, das er in der Hand hielt, augenblicklich in's Herz werfen. Was war zu thun; nach einigem Besinnen wurde ihm die Karte gehalten und auf zehn bis zwölf Schritte schleuderte er das Messer so geschickt, daß die Spitze der Klinge das Aß durchbohrte.

Daß ihn auf diese Geschichte hin jeder Mensch sorgfältig vermied, kann man sich leicht denken, die Gesellschaft stand auf, wo er sich sehen ließ und so blieb er nach und nach zu Hause. Seine Frau übt mit ihrem ruhigen derben Wesen eine merkwürdige Gewalt über ihn aus und er folgt ihr, wie ein Kind. Es soll ihr sehr viel Mühe gekostet haben, ihn so beständig zu Haus zu halten, denn wenn es Abend wurde, wollte er fort, um ein paar Stunden herumzuschwärmen und man erzählt sich," sagte der Vetter lachend, „was ich aber nicht beschwören kann, daß man ihm keine Stiefeln zum Anziehen gegeben habe und auch jetzt noch soll er dieselben nur

am Freitag Abend erhalten, wo er alsdann ein paar Stunden ausgeht."

„So viel ist gewiß," ergänzte ich, „daß der Prinzipal immer in Pantoffeln geht, ich habe ihn nie anders gesehen."

Ich verbrachte recht vergnügt einen angenehmen Abend bei meinen Verwandten und verließ das freundliche Haus genau um die Zeit, daß ich gegen acht Uhr an der Thür des Stieglitz'schen Hauses anlangen konnte. Emma begleitete mich bis an den Fuß des Hügels, reichte mir die Hand und ermahnte mich, mein Möglichstes zu thun, daß ich bald wieder kommen dürfe.

XXIX.

Bekehrungs-Versuche des Herrn Specht.

Ueber unsern vortrefflichen Buchhalter, vortrefflich in den Augen der Prinzipalin, und als Kaufmann, wie mir schien, ohne Tadel, habe ich eigentlich noch gar nichts gesagt. Er war die Seele des Geschäfts und sah ebenso auf Ordnung, wie Madame Stieglitz, nur gab er sein Gefallen oder Mißfallen auf ganz andere Art zu erkennen. Jene machte bei einem vorkommenden Fehler ein ernstes Gesicht, sagte: „ei, ei," und sah sich wohl veranlaßt, bei größeren Nachläßigkeiten der Ladenjungfer und mir einige ernste derbe Worte zu sagen, dieser dagegen brauchte nie einen heftigen Ausdruck; hatte ich ein Etiquett verzeichnet, zu welchem wichtigen Geschäft ich nach und nach gebraucht wurde, so faltete er die Hände, machte mich mit leiser Stimme auf meinen Fehler aufmerksam und konnte hinzusetzen: „Der Herr möge Sie erleuchten."

Mit der Ladenjungfer schien er nie recht zufrieden, sie war eine arme gutmüthige Person aus einem Dorf in der Nachbarschaft und hatte ein unbeholfenes, ja etwas bäurisches Wesen nie recht ablegen können. Auch schien die Gnade des Herrn, wovon der Buchhalter so viel sprach, nicht bei ihr zum Durchbruch kommen zu können und selbst die frömmsten Reden desselben machten keinen Eindruck auf sie; wenn sie auf ein ernstes Wort der Prinzipalin einen begangenen Fehler augenblicklich und mit dem besten Willen verbesserte, so konnte sie bei ähnlicher Gelegenheit einen frommen Wunsch des Herrn Specht, sie möge Gott um Kraft bitten, ihre Geschäfte mit mehr Pünktlichkeit besorgen zu können, mit einem recht bösen Lächeln beantworten, und ich hatte oft schon bemerkt, wie dann aus den sanften Augen des Buchhalters ein giftiger, unheimlicher Blick zuckte. Obgleich sie nichts weniger als schön war, so erschienen dagegen die Formen ihres Körpers nicht unangenehm; sie war stark und kräftig und handhabte die schwersten Stoffe mit der größten Leichtigkeit.

Den Buchhalter zu necken, war ihr größtes Vergnügen, und da auch mir der süßliche, schleichende Mensch mißfiel, so freute ich mich über alle Streiche, die sie ihm spielte. Waren keine Fremden im Laden, so konnte sie einen schweren Pack Zeug ihm vor der Nase auf den Ladentisch niederfallen lassen, daß die Scheiben klirrten und der Buchhalter erschrocken zusammenfuhr. „Gott im Himmel," seufzte er, „werden Sie denn nie lernen, eine Sache sanft anzufassen, und Ihr wildes Wesen lassen, es ist doch gar nichts Sanftes, nichts Wohl- und Gottgefälliges an Ihnen." — „Ich will aber auch nicht wohlgefällig sein," lachte die Ladenjungfer höhnisch, „das wissen Sie ganz wohl, Herr Specht." Und darauf zuckte der gewisse Strahl aus seinen Augen, doch faßte er sich, faltete die Hände und seufzte: „vergib uns unsere Schulden." Das Mädchen aber sprang lachend davon und sagte: „ich habe Ihnen ja lange vergeben, Herr Buchhalter." Die Hand desselben zuckte nach der

Elle, er nahm sie krampfhaft vom Ladentisch, schluckte heftig und —
— hing das Instrument ruhig an seinen Platz.

Zwischen diesen beiden herrschte überhaupt ein merkwürdiges Verhältniß, doch war es kein freundliches und solche Scenen, wie die eben erzählten, kamen öfters vor. Eines Abends aber sah ich noch mehr, denn als ich etwas später als die Beiden in mein Schlafzimmer ging und leise ohne Licht die Treppen hinaufstieg, bemerkte ich den Herrn Buchhalter und die Ladenjungfer, die eben auf dem Gang zusammen sprachen, sie lachend, er mit leiser Stimme in heftiger Bewegung. „Versuchen Sie es," sprach er, „thun Sie sich Zwang an, den himmlischen Funken, der auch in Ihrer Brust wohnt, zur hellen freundlichen, gottgefälligen Flamme anzublasen, lassen Sie zerschmelzen die rauhe Schaale, so ihr Herz umgibt, lassen Sie mich mit sanfter Freundeshand die helle Leuchte wahren Christenthums in Ihnen entzünden, daß das liebliche Licht unser Beider Leben mit rosigem Schein beleuchte." Das Mädchen lächelte, eifriger fuhr der Herr Specht fort und schluchzte bedeutend. „Ihr Herz, Ihr Gemüth ist kalt, weil es finster ist, ohne belebendes Sonnenlicht, o könnten Sie einmal die Wonne der sanften Wärme genießen, die durch mein Inneres bebt, Sie würden alsdann auf dem Rosenpfade der christlichen Liebe fort und fort wandeln, bis ich Sie einführen dürfte in den grünen Schatten der duftigen Hütten, wo das geläuterte Herz, nachdem es seine Prüfungen bestanden, sanft gegen einen gleichgesinnten Busen schlagen darf." Er hatte bei diesen letzten Worten die Hand des Mädchens ergriffen und küßte sie eifrig, worauf sie ängstlich lächelnd erwiderte: „Lassen Sie Ihre Reden, Herr Specht, ich verstehe Sie nicht und es wird mir ängstlich dabei."

„Diese Aengstlichkeit," antwortete der Buchhalter und küßte feuriger, „diese Aengstlichkeit entzückt mich, der böse Feind in Ihnen ist erschüttert, es wankt das Fundament Ihres Unglaubens, öffnen Sie die Fenster Ihres Herzens und lassen Sie hinein das junge

rosige Morgenlicht.“ Er umschlang ihren Leib und sagte dringender: „Kommen Sie, Therese, lassen Sie uns gemeinsam beten, o wie sind die Lippen so holdselig, wenn sie bewegt von milden christlichen Worten freundlich einem gläubigen Freunde, während das Herz dem Herzen geöffnet ist, ein begeistertes Hallelujah jauchzen.“ Der Busen des Mädchens hob sich heftig, als er fortfuhr zu sprechen: „und wie würde sich unser äußeres Leben freundlich und gottgefällig gestalten, wenn wir im Glauben vereint des Tages Last und Mühe gemeinschaftlich trügen.“ — —

Jetzt hustete ich auf der Treppe und trat eilig herauf.

„Verzeihen Sie, Mamsell Therese,“ sagte da der Herr Specht in ganz anderem Tone als vorhin, „mir ist meine Lampe erloschen, ich wünschte sie an Ihrem Licht anzuzünden.“ Die Beiden wurden mich ansichtig, da ich die Treppe ganz hinaufstieg, ich wünschte eine geruhsame Nacht und ging in mein Zimmer.

Es war noch früh, und obgleich in meiner Stube ziemlich kalt, setzte ich mich hin, etwas zu lesen, doch trat gleich darauf der Buchhalter zu mir und war äußerst freundlich und gesprächig. „Schön, schön,“ sagte er, „daß Sie sich in Ihren Feierstunden beschäftigen, doch sollten Sie, statt die Zeit mit unnützen Schriftstellern zu verderben, eine fromme geistliche Lectüre erwählen und Ihr Herz durch die herrlichen Lehren der heiligen Schrift stählen gegen die Versuchungen der Welt; kommen Sie zu mir herüber, mein Zimmer ist durch die unverdiente Freundlichkeit der Frau Prinzipalin erwärmt, und da ist es angenehmer, denn die Kälte ist nicht geeignet, das Herz empfänglich zu stimmen.“

War mir der Buchhalter auf der Treppe in seinen Reden sonderbar, ja lächerlich, vorgekommen, so mußte ich mir bei seinem Anblick gestehen, daß ich nie früher diesen seltsamen Gesichtsausdruck an ihm bemerkte, sein Auge glänzte, seine Wangen glühten, und über sein ganzes, sonst so melancholisches Gesicht lagerte der Schein einer wilden Lustigkeit. Ich folgte ihm, und es war das

erstemal, daß ich sein Zimmer betrat; das erste, was ich bemerkte, war eine starke Punsch-Atmosphäre, welche sich aus einem großen, halbgefüllten Glase, das auf dem Tisch stand, entwickelte. In der Stube fanden sich etwas bessere Möbel, als in der meinigen, auch hatte er ein Sopha und einen Ofen, von welchem eine behagliche Wärme ausströmte. Diese Wärme war um so wohlthuender, da wir schon Ende November hatten und es in den Zimmern, namentlich Abends, schon recht kalt war. Obgleich es die Prinzipalin Niemand von uns verwehrte, bis zehn, auch halb eilf Uhr, in dem geheizten Speisezimmer zu bleiben und dort bei einer Lampe zu lesen, so zog ich es doch vor, Abends für mich allein auf meinem Zimmer zu sein, wo ich dann trotz der Kälte noch etwas schrieb oder las.

Unserem Hause gegenüber war der größte Gasthof der Stadt, und ich konnte stundenlang an meinem Fenster sitzen und dem Leben und Treiben drüben zuschauen. Wenn so Alles drüben hell erleuchtet war und in jedem Zimmer andere Scenen spielten, denen ich öfters in der Dunkelheit zulauschen konnte, das war für mich ein eigenthümlicher Genuß.

Auf dem Tisch des Herrn Specht lag eine aufgeschlagene Bibel, und ich sah an der Ueberschrift, daß es das hohe Lied Salomonis sei, worin der Buchhalter gelesen. Er rückte mir einen Stuhl an den Ofen und wir setzten uns, der Herr Specht war so freundlich, mir von seinem Leben zu erzählen, und ich bemerkte dabei, daß er gern in der Erinnerung verweilte, die ihm aus den Jahren, wo er bei dem Hause Stieglitz und Comp. in Amsterdam conditionirt, in seinem Innern aufstiegen. „Ja, mein Freund," sagte er, „ein großes Geschäft ist und bleibt immer ein großes Geschäft, und nur das, daß ich hier die Procura besitze, also eigentlich Mitchef bin, kann mir den Verlust meiner schönen Reisen einigermaßen erträglich machen. Auch," setzte er mit frommem Blick gen Himmel hinzu, „kommt man endlich in die Zeit, wo man ein stilles beschau-

liches Leben dem geräuschvollen Treiben der Welt vorzieht, und ich habe geräuschvoll und vergnügt gelebt, mein Lieber, ich reiste für das Haus Stieglitz und Comp., in Indigo, in blauem Indigo, und reiste mit zwei Pferden und einem Kutscher; unser Haus war berühmt, ich brauchte blos zu sagen: Meine Name ist Specht vom Hause Stieglitz und Comp., so füllte sich meine Schreibtafel augenblicklich mit Bestellungen. Ah, das war ein Leben, junger Freund!" Er nahm das Glas vom Tische, that einen großen Zug daraus und bot auch mir zu trinken an, ich ließ mich nicht lange nöthigen und fand einen recht guten Punsch. „So strenge ich," fuhr der Buchhalter fort, „in meinem gewöhnlichen Leben bin, und so sehr ich eigentlich den Genuß geistiger Getränke hasse, so gibt es doch Augenblicke, wo ich meinem Geist, der bleiern und schwer das Diesseits nicht verlassen will, aufhelfe, damit er fröhlich emporflattere. Der Mensch ist ein schwaches Geschöpf, und das, was wir Körper nennen, muß hie und da aufgestachelt werden, damit es sich aufraffe und dem jubilirenden Lerchenschlag der Seele nicht widerstrebe, die aus den schweren Banden nach der himmlischen Höhe strebt."

Mir schien, der Herr Specht habe sich schon bedeutend aufgestachelt, denn aus seinem flammenden Auge sprach eine außerordentlich jubilirende Seele und er führte Redensarten, die für einen wenig Erleuchteten, wie ich, unverständlich waren; doch ging ich in seine Ideen ein und versprach auf seine dringende Bitte, alles Mögliche an mir zu thun, damit das Licht in meinem Innern, welches ebenfalls durch sündige Asche verdeckt sei, zu einem hellen Auflackern gelangen könne.

Meine guten Vorsätze rührten den Herrn Specht, und da ich sehr viel Punsch dazu trank, auch ihm das Glas häufig hinreichte, so wurde er ganz glückselig und jubilirte schluchzend, und dankte seinem Schöpfer, daß es ihm gelungen sei, abermals eine Seele auf den richtigen Weg zu führen. Dieses Jubiliren artete aber zuletzt

in merkwürdige Redensarten und Ausrufungen aus, daß es mir nicht möglich war, einen Sinn darin zu finden. Ich beurlaubte mich deßhalb und ging in mein Zimmer zurück; wo ich meinem Vorgesetzten noch lange zuhorchte, wie er Bibelstellen recitirte und mit unsicherer Stimme Verse aus dem Gesangbuch ableierte. Endlich schlief ich ein und versäumte am andern Morgen zum erstenmal die Stunde des Aufstehens, was mir einen sehr ernsten Blick der Madame Stieglitz zutrug.

Im Allgemeinen war es mir aber wirklich gelungen, die Gunst der ernsten finsteren Frau zu gewinnen. Sie erlaubte mir häufig, meine Verwandten zu besuchen, und nach jedem Brief, den ich dem Professor bei solcher Gelegenheit übergab, wurde sein Gesicht freundlicher und der Empfang bei seiner Frau und der kleinen Emma herzlicher. Wenn ich von der kleinen Emma spreche, so war dieses Prädikat durch ihr Aeußeres gar nicht gerechtfertigt; Emma, obgleich erst vierzehn Jahre, war schon ziemlich ausgewachsen, und wenn wir uns zuweilen durch einen Strich an die Thür maßen, so behauptete sie immer, ich habe sie übervortheilt und sei wenigstens einen halben Zoll kleiner.

Ich war damals sechszehn Jahre alt und begann aus allen Kräften zu wachsen; daß ich auf diese Art von Woche zu Woche fast merklich größer wurde, war mir nun recht lieb, dagegen kümmerte es mich sehr, daß meine Kleidungsstücke mich treuloserweise stecken ließen, und nicht mit mir in die Höhe und Breite wuchsen. Der Vormund hatte erklärt, es seien keine Mittel vorhanden, mir vor Ablauf eines Jahres irgend etwas an neuer Garderobe zu verschaffen, und wenn mir die Großmutter nebst eines eindringlichen Briefes nicht das Geld zu einem Mantel geschickt, so hätte ich schon im Spätherbst bedeutend frieren müssen. Um mein einziges Tuchbeinkleid einigermaßen dem Körper passend zu erhalten, wurden durch die dicksten Steege unter den Stiefeln und ein furchtbares Anschnallen der Hosenträger das Uebermögliche gethan, wodurch die Knöpfe schon

mehreremal abgerissen waren, die ich aber Abends immer Zeit fand, wieder zu befestigen. Doch hat Alles in der Welt seine Grenzen, auch die Dehnbarkeit eines abgetragenen Beinkleides, und so geschah es mir eines Tages, daß, als ich einige Stücke schweren Stoffs an seine Stelle heben wollte, sämmtliche Anhaltspunkte meiner Hose mit einemmale unerbittlich ihren Dienst aufkündigten und mir sogar der Stoff des linken Beines in der Gegend des Knies rund herum abriß. Verzweiflungsvoll eilte ich auf mein Zimmer und überlegte mit tiefem Schmerz, was nun zu thun sei, denn der Schaden war augenblicklich nicht zu ersetzen.

So eifrig ich auch meine Garderobe, die in einer Ecke des Zimmers sich hinter einem baumwollenen Vorhange befand, durchmusterte, da war kein Ersatzstück zu finden, als eine nicht mehr neue graufarbige Sommerhose. Ich entschloß mich kurz und gut, sie anzuziehen, warf einen wehmüthigen Blick auf die Eisblumen am Fenster und litt, während ich hinunterging, mehr von dem Gefühle meiner Armuth als von der Kälte. Herr Specht schüttelte den Kopf, die Ladenjungfer lächelte und die Prinzipalin winkte mir in's Speisezimmer.

„Nehme Er mir nicht übel," sagte die Frau ernst, „aber in solchem Anzug geht man nicht in den Laden!" Ich schwieg. „Ei, ei," fuhr sie fort, „wie kann man sich so vergessen, oder," sagte sie zögernd und sah mich mit einem gutmüthigen Blick an, der sich in einen herzlichen und freundlichen verwandelte, als sie bemerkte, daß sich mein Auge mit Thränen füllte, oder ist Seine Garderobe vielleicht so schlecht bestellt?" Ich nickte ja und setzte mit unsicherer Stimme hinzu, da mein Vormund sich geweigert habe, mir binnen Jahresfrist anderes machen zu lassen, so sei ich nicht im Stande, dieselbe zu verbessern. „Es thut mir unendlich leid, so zu erscheinen, aber ich habe nichts anderes."

„Hm, hm," sagte die Prinzipalin, „das geht aber nicht und ich werde mich darum bekümmern. Schau Er, mein Freund, ich

habe mit Vergnügen bemerkt, daß Er Seine Kleidungsstücke recht sauber ausputzt, aber ebenso ist es mir nicht entgangen, daß dieselben nicht waren, wie sie hätten sein müssen; glaub Er mir aber, es ist für mich ein delikater Punkt, und wenn man auch behauptet, die Frau Stieglitz sei eine derbe verdrießliche Frau, die kein Gefühl habe, so ist es doch nicht wahr; ich bin hart und gefühllos gegen schlechte Subjekte, aber für Leute, die sich gut aufführen, wie Er bis jetzt gethan, sorge ich mit großem Vergnügen. „Er kann, fuhr sie fort, „ein paar Tage aus dem Laden wegbleiben und anfangen das neue Hauptbuch einzurichten, und während der Zeit läßt Er sich machen, was Er braucht."

„Aber," entgegnete ich, gerührt durch die freundlichen Worte der ernsten alten Frau, ich weiß nicht, ob der Vormund —" — „Was aber! was Vormund!" fuhr sie mich hart an, „thu' Er, wie ich Ihm geheißen und sei Er nicht naseweis, auch schenken will ich Ihm nichts, da kann Er ruhig sein, es wird schon die Zeit kommen, wo ich mit Ihm Abrechnung halte, pack' Er droben Seine Garderobe und Seine Wäsche aus, ich will die Geschichte einmal nachsehen; trotz dem Er ein langer großer Mensch ist, ist Er noch wie ein kleines Kind; Er hätte früher schon offenherziger gegen mich sein sollen, nur keine falsche Scham. Jetzt geh' Er."

Ich stieg die Treppe hinauf und wußte nicht, ob mir der eben gehabte Auftritt angenehm oder unangenehm war; insofern ich in der Sorgfalt der Prinzipalin einen Beweis ihrer Zufriedenheit entdeckte, fühlte ich mich schon etwas beruhigt, andererseits war es mir nicht lieb, wie ein kleines Kind behandelt zu werden, doch war ich am Ende froh, daß meine Verlegenheiten, die täglich größer wurden, auf diese Art ihr Ende erreichen sollten. — Und hatte mir nicht die Prinzipalin zu gleicher Zeit einen Beweis großen Vertrauens gegeben, indem sie mir das Hauptbuch übergab?

Meine Garderobe lag oben auf dem Tisch und nahm nicht viel Platz ein, und nachdem ich das bittere Geschäft, meine Armuth aus-

zulegen, besorgt, ging ich wieder in das Comptoir hinab, nahm das neue wichtige Hauptbuch vor und malte die Zahlen der Pagina, sowie Soll und Haben nebst den Namen der Kunden kalligraphisch schön auf das dicke weiße Papier; ich fühlte wirklich, daß ich eine neue Stufe erklommen, und gab mir die außerordentlichste Mühe, das Eintragen der Conti's genau und richtig zu besorgen. Der Prinzipal gratulirte mir, der Herr Specht sagte mir leise: „fahren Sie so fort, junger Mann, vergessen Sie aber ja über Ihre äußere Ausbildung die wichtigere innere nicht."

Nach Tisch kam der Schneider und maß mein Aeußeres nach allen Richtungen.

Seit jenem Abend auf seinem Zimmer hatte mich der Buchhalter lebhaft protegirt, gab mir alle möglichen Anleitungen und Erleichterungen beim Buchführen, nahm mich sogar eines Tages auf die Wiegkammer und zeigte mir, wie die Seidenstücke zusammengelegt wurden. Auch gegen seine ewige Zielscheibe, die Ladenjungfer, war er auffallend freundlich geworden und wirklich schienen die Beiden, wie der Herr Specht an jenem Abend gesagt: „im Glauben vereint des Tages Last und Mühen freundlich und gemeinschaftlich zu tragen." — Ich fand damals nichts Arges hierin.

Mich ging das ja auch weiter nichts an und ich bekümmerte mich nicht darum. Auch in das Zimmer des Buchhalters ging ich nur auf seine Einladung und bekam da oftmals einen guten Punsch zu trinken. Doch nahm er sich auch meines inneren Menschen eifriger als je an und füllte meinen Kopf so mit mystischen Redensarten, machte mir solche Angst vor dem Bösen, das in uns beschäftigt sei, Seele und Leib zu verderben, daß ich eifrig seine Mittel dagegen benutzte. Diese bestanden in eifrigem Lesen sonderbarer Bücher, die er mir mittheilte, und beständigem Gebet und mit wiederholtem Auswendiglernen von Liedern aus dem Gesangbuch, die er mir förmlich aufgab.

Diese Uebungen an und für sich wären nun nicht so übel ge-

wesen, doch lag etwas in denselben, welches die Phantasie reizte und im Innersten des Herzens Bilder wiederspiegeln ließ, von denen ich früher keine Ahnung hatte. Seine Vorträge, die er mir öfters hielt, waren glatt und wie verhängt mit dunkeln Reden, so daß der Sinn in diesem ungewissen Umherstreifen gerne einen Schimmer erfaßte, den er zuweilen hineinfallen ließ.

„Man kann nichts lieben," sagte er, „von dem man sich keinen Begriff machen kann; ich liebe Gott, ich liebe die Kirche, doch trage ich diese Neigung auf ein Bild über, das ich in meines Herzens Innerstem aufstelle. — Was ist Gott? — Gott ist Alles um uns her — ist aber unser Begriffsvermögen groß genug, um Alles um uns her mit der glühenden Liebe zu erfassen, die wir unserm Schöpfer schuldig sind? nein, und ebendeßhalb ist es uns erlaubt, unsere Andacht vor einem Bilde zu begehen, das wir uns gläubig entwerfen, indem wir doch nur das Höchste lieben. Der schwache Mensch," fuhr er fort, „ist nun einmal blos im Stande, sein bestes Gefühl nur dem zuzuwenden, was er begreifen kann, und er begreift nur das, was er sieht."

So ungefähr sprach der Buchhalter mit mir und warf meine Begriffe fürchterlich durcheinander; daß man nur etwas Körperlichem zugethan sein könne, das begriff ich vollkommen, konnte aber keine Vereinigung finden zwischen der Liebe, die man zu Gott haben soll, und zwischen der Liebe zu einem Bilde, das ich in mir aufstellte und ihm doch nicht glich. Ich bemerkte diese Zweifel meinem Lehrer und sagte ihm offenherzig, daß ich gegen ein höchstes Wesen nach einem Bilde, wie man es gewöhnlich von ihm macht, ein alter, ernster, ja zorniger Mann, mit langem Bart, der auf den Wetterwolken einherfährt, unmöglich eine Neigung fassen könne, wie er sie in diesem Falle verlange. Herr Specht lächelte sanft, erhob den Blick gen Himmel und ich mußte ihm das Hohe Lied Salomonis vorlesen.

„Er küsse mich mit dem Kuß seines Mundes, denn deine Brüste sind lieblicher, denn Wein.“

Der Buchhalter lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schloß die Augen, während ich ihm vorlas, mir aber machte diese Lektüre viel zu schaffen und wenn sie auch sonderbare Blitze in mein Blut warf, so leuchteten sie mir doch nicht auf dem dunkeln Pfade, den ich betreten. Bei vielen Stellen nickte der Herr Specht mit dem Kopfe und manche mußte ich ihm zweimal lesen:

„Siehe, meine Freundin, du bist schön, schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen.

„Wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern.

„Komm', meine Braut vom Libanon, komm' vom Libanon.

„Du hast mir das Herz genommen, meine Schwester, liebe Braut, mit deiner Augen einem und mit deiner Halsketten einer.“

Als ich zu Ende gelesen hatte, erlaubte ich mir die schüchterne Frage, die mir viele Zweifel klar machen sollte, hat denn König Salomon mit der Liebe, von der er in seinem Hohen Liede von einer Freundin und Braut spricht, die Liebe zu Gott und der Kirche gemeint? eine Frage, die mir der Buchhalter nicht geradezu beantwortete.

„Lesen Sie,“ sprach er mit seltsamem Lächeln, „lesen Sie dieses vortreffliche Lied häufig durch, sprechen Sie in diesen schönen glühenden Strophen zu einem Bilde, das Sie verehren wollen, und das andere wird sich finden.“

Ich that, wie mir Herr Specht anbefohlen, und obgleich ich in der ersten Zeit nicht viel von dem versprochenen Lichte merkte, so gewann ich doch durch die geheimnißvollen Worte, die mir freundlich anklangen, die Lehren des Buchhalters lieb und folgte mit gläubigem Vertrauen durch die Irrgänge seiner unverständlichen Reden.

XXX.

Das Bild meiner Andacht.

Ich war nun, Dank der Freundlichkeit meiner Prinzipalin, vollkommen und auf's Beste ausgestattet und konnte mich überall sehen lassen, es war ein ganzer Tisch voll Sachen, die mir der Schneider und die Nähterin gebracht hatten, und als ich gegen Madame Stieglitz meinen Dank aussprach, konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken, daß ich doch mit einiger Angst dem Moment entgegensehe, wo mir die Rechnungen all' der Gegenstände vorgelegt würden. „Denk' Er nicht daran," antwortete die Frau ernst und bestimmt, „nehm Er sich vielmehr mit allem Fleiß, wie bisher, seines Hauptbuches an, und vergesse Er es nie, daß ich es Ihm an demselben Tag übergeben."

So verging der Winter, das Frühjahr kam, es wurde Sommer, wieder Herbst und ich konnte mir mit Stolz gestehen, in dem verflossenen Jahre etwas Tüchtiges gelernt zu haben. Der Prinzipal war während dieser Zeit noch ernster und mürrischer geworden, als früher, und zuletzt kam er nur noch des Morgens eine Stunde auf das Comptoir bis zu dem Mittagessen und alsdann verschwand er für diesen Tag. Meine Besuche beim Vetter setzte ich fleißig fort und brachte alle meine Freistunden in dem lieben Hause zu. Der Professor war so artig und freundlich mit mir, als es seine ernste Natur erlaubte, seine Frau behandelte mich wie einen Sohn und die kleine Emma hatte sich in dem vergangenen Jahre merkwürdig geändert, wie es in dem Liede heißt:

„Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr, wahrlich nein."

So war auch Emma aus dem Kinde zu einer Jungfrau auf-

geblüht, ohne daß es Jemand bemerkt hätte; ihr ruhiges verständiges Wesen war sich gleich geblieben, als Kind war sie nicht ausgelassen lustig und brauchte sich deßhalb als Jungfrau nicht anders zu benehmen. Aber schön war das Mädchen, das mußte ihr Jeder eingestehen, namentlich hatte sich ihr klares, fast übergroßes Auge mit dem sanften, sinnigen Ausdruck noch herausgebildet und war mit dem übrigen Gesicht in ein richtiges Verhältniß getreten. Früher dominirten diese Augen, jetzt waren sie nur noch eine angenehme Zugabe zu dem lieben Ausdruck des Gesichts. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen, als wenn wir mit der Mutter Abends im Garten saßen und der helle Strahl des Mondes das dunkle Blau ihrer Augen mit Silberglanz erfüllte. Die Mutter pflegte zu sagen: „Emma hat Taubenaugen," und dieser Ausdruck fuhr einstens zündend in mein Inneres und ich murmelte halblaut: „Siehe, meine Freundin, du bist schön, schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen." Ich war darauf den ganzen Abend zerstreut und durch die seltsamen Bilder und Gedanken, mit welchen der Buchhalter meinen Kopf vollgepfropft, flammte ein heller Stern und ich glaubte das Bild, in welchem sich alle unsere heiligen und guten Gedanken sammeln sollen, gefunden zu haben. Eine unerklärliche Scheu hielt mich ab, dem Buchhalter dies Geständniß zu thun, ich verschloß dies Bild in das Innerste meines Herzens und beschloß, meine Andacht vor allen Augen geheim zu halten.

Ich hatte um so weniger Lust, dem Herrn Specht in dieser Beziehung den Namen meiner Nichte Emma zu nennen, als derselbe schon mehrmals den Wunsch ausgesprochen, meinen Vetter und seine Familie kennen zu lernen und gerade jetzt ersuchte er mich dringender darum, als je. Ich konnte nicht mehr entkommen und versprach ihm, meinen Vetter hiervon in Kenntniß zu setzen.

Dies that ich bei meinem nächsten Besuch und da meine Verwandten glauben mochten, es könne mir von Nutzen sein, wenn sie das Factotum des Hauses freundlich behandelten, so wurde mir er-

laubt, ihn mitzubringen. Der Vetter war bei diesem Besuche ernst und gemessen, seine Frau artig, wie es sich gehörte, und Emma beschäftigte sich wie gewöhnlich mit mir.

„Sie sind ein glücklicher Vetter," sagte der Herr Specht auf dem Heimwege zu mir, „ich muß Ihnen gestehen, ich habe lange nicht ein so schönes Mädchen gesehen, wie Ihre Nichte Emma ist."

Von da an machte der Buchhalter mit und ohne mich häufige Besuche in dem Hause meines Vetters, was mir insofern angenehm war, als er mich nun zu Hause auf's Eifrigste protegirte.

Um von mir selber zu reden, das heißt von meinem Fühlen und Denken, so muß ich gestehen, ich war nicht mehr der harmlose fröhliche Mensch, ich blickte nicht mehr frei in die Welt und sah nicht mehr, wie sonst, alles, was mir in die Augen fiel, als freundliche Bilder an. Als ich noch harmlos war, lag ein ewiger Sonnenschein auf allen meinen Stunden und mein Auge schweifte nur in angenehmen und freundlichen Fernsichten, die mir das unbekannte Leben gewähren sollte. Ich hielt die Welt und alle Menschen für gut und wenn es auch hier und da böse Seelen gäbe, so seien das Ausnahmen, dachte ich mir.

Die Lehren des Herrn Specht aber hatten mich eines andern belehrt, ich sah dichte, dunkle Nebel aufsteigen, wo ich bis jetzt nichts erblickt, als sonnenbeglänzte Thäler, und nichts gehört, als frommes Glockengeläute. Er lehrte mich verzweifeln an der Güte des Menschen und führte seinen Lieblingsspruch:

„Das Dichten und Trachten der Menschen ist böse von Jugend auf."

in unzähligen Variationen aus. Bei ihm war die Zahl der Bösen vorherrschend, die der Guten gering, und wenn er mir einen Spiegel vor mein eigenes Ich hielt, so mußte ich gestehen, daß ich, obgleich mir keiner großen Sünden bewußt, noch tief unter den Mittelmäßigen stand; von sich selbst sprach er eigentlich auch nicht viel besser, doch versicherte er, daß ihm im lichtesten Augenblicke

klar würde, wie der Gnadenfunke bei ihm allmählig zum Durchbruch komme. „Jeder Mensch,“ lehrte der Buchhalter, „ist mit diesem Gnadenfunken versehen, die meisten aber tödten ihn durch den Schlamm der Sünde und fühlen den Verlust nicht, wir aber wissen das unschätzbare Gut zu erkennen; das Gefühl eines Menschen, wenn bei ihm die Gnade zum Durchbruch gekommen ist, soll ein beseligendes sein, die Sünde kann ihn ferner nicht verderben und wenn er wirklich sündigt, so thut er es unter dem Schein dieser Gnade und seine Sünden werden ihm nicht angerechnet.“

„Aber,“ fragte ich ihn, „gibt es denn kein Merkmal, woran man erkennt, daß die Gnade zum Durchbruch gekommen sei?“

„Ein bestimmtes, nein,“ antwortete er, „dies Gefühl ist bei Jedem verschieden, es gibt selige Momente, wo man aufgelöst in das Bild, das auf dem Altar des Herzens aufgestellt, das höchste Wesen vertritt, genau und deutlich fühlt, wie süße heilige Flammen allmählig die Seele durchdringen; in solchen Augenblicken,“ setzte er mit seinem bekannten seltsamen Lächeln hinzu, „ist man Begnadigter, und zwei Seelen durch innige Hingebung sind in heißem Gebet vereinigt eher im Stande, die vollkommene Gnade zu gewinnen, als eine einzelne.“

Ich war durch solche Lehren und Reden auf dem besten Wege, ein ausgemachter Kopfhänger zu werden: das Lesen der Bücher, die er mir gab, das Studiren des unverständlichen alten Testaments brachte mich in eine tiefe Finsterniß, die mir zu gleicher Zeit schrecklich und doch lieb war. Ich träumte von einer unbekannten Kirche und befand mich alsdann in einem hohen prächtigen Gewölbe, süße Musik erschallte und im Hintergrund einer dunkeln Kapelle entzündete sich langsam ein rosiges Licht, in dessen Mitte zugleich mit der anschwellenden Musik sich nach und nach eine Gestalt abzeichnete, die, wenn sie mir klarer wurde, die schönen Züge meiner Nichte Emma trug. Mein Herz konnte sich auflösen in die klaren Wolken, die das Bild umgaben, und ich konnte fühlen, wie

mich eine feurige Lohe durchzuckte, wenn ich mich so in Gedanken an meine Heilige anschmiegte.

Aber in der Wirklichkeit ging es mir durch diese Träumereien nicht gut und ich hatte bei meinen Verwandten manches deßhalb auszustehen. Der Vetter hatte mir schon mehreremale gesagt, es sei recht schön und lobenswerth, gottesfürchtig und fromm zu sein, aber beständig davon zu sprechen, wie ich es thäte, müsse in meinen Jahren lächerlich erscheinen. „Du besuchst,“ sprach er, „Vor- und Nachmittags die Kirchen und ich werde es noch erleben, daß du mit deinem Herrn Specht in den Betstunden umherziehst.“

Mehreremale hatte ich auch versucht, wenn ich bei Emma allein war, derselben einige von den Reden des Buchhalters mitzutheilen, doch mußte ich zu meinem Bedauern bemerken, daß das Mädchen für die Gnade gar nicht empfänglich schien. „Höre, Vetter,“ sagte sie, „du bist nicht böse und ich auch nicht, was thust du denn Sündhaftes? ich wüßte nicht, du arbeitest auf deinem Comptoir, du hast die Gunst deiner Prinzipalin, einer braven Frau, und es stände deinen Jahren viel besser an, lustig und munter zu sein, wie du früher auch gewesen bist, und dich deines Lebens zu freuen. Ich erkenne dich in der letzten Zeit nicht mehr, und wünsche nur, dein Doktor Burbus, von dem du früher so viel erzähltest, ließe sich einmal hier sehen und setzte dir deu Kopf zurecht. — Was brauchst du dich für einen schlechten Menschen zu halten, überlaß das dem Herrn Specht, der mag seine Gründe dafür haben.“

Diese Worte des Mädchens, das ich unbewußt anbetete, warfen schreckliche Zweifel in meine Seele, sie rissen ein Fenster meines Herzens auf und ließen in das Dunkel, das dort herrschte, einen hellen Sonnenschein fallen, der mir außerordentlich wohl that und den ich doch nicht ertragen konnte. So viel war gewiß, daß ich mich in ruhigen Augenblicken nicht für sündhaft hielt, wie mir der Buchhalter sagte, und daß ich nach dem Durchbruch der Gnade nur

verlangte, weil ich in dem Augenblick durch ein unbekanntes herrliches Gefühl belohnt werden sollte.

Ich erzählte dem Buchhalter von der Unterredung meiner Nichte und er lächelte still vor sich hin und sagte mit erhobenem Blick: „Lassen Sie das gut sein, und fahren Sie fort, gläubige Gespräche mit ihr zu führen, auch dies Mädchen wird einstens anfangen, sich nach der Gnade zu sehnen.“ Ein unheimlicher Glanz füllte bei diesen Worten seine Augen.

Von meiner Familie vernahm ich während dieser Zeit nicht viel, die Großmutter hatte mir einigemal geschrieben und jedesmal war alsdann ein Postscriptum von der guten Schmiedin angehängt, aus welchem ich deutlich ersah, daß sie ihre traurige Gewohnheit des beständigen Weinens noch nicht abgelegt hatte; denn die Zeilen, die sie schrieb und in welchen sie jammerte, daß ich so fern sei und sie mich so lange nicht gesehen, waren meistens durch ihre Thränen halb ausgelöscht; von dem Doktor Burbus erfuhr ich nie etwas — auch auf der Königsbronner Mühle schien man nichts von ihm zu wissen — wo war mein Freund geblieben?

Von meinem Vormund dagegen erhielt ich eines Tags ein längeres Schreiben, worin er seine Zufriedenheit aussprach, daß ich endlich Raison angenommen habe und einsehen gelernt, wie man etwas Tüchtiges lernen müsse, um durch die Welt zu kommen. „Deine Prinzipalin,“ schrieb er, „hat mir alles mögliche Gute von dir gesagt, und mir sogar die angenehme Hoffnung gemacht, daß sie durch die Kenntnisse, die du dir erworben, und den Nutzen, den du ihrem Geschäft brächtest, sich wohl entschließen könne, dir schon für die letzten Jahre deiner Lehrzeit ein mäßiges Salair auszusetzen. Ich danke dir, daß du meinen Ermahnungen endlich Folge geleistet und bin vollkommen zufrieden mit deiner Aufführung. Dagegen,“ hieß es in dem Schreiben weiter, „hat mir der Vetter Einiges über dich mitgetheilt, welches ich nur mißbilligen kann und was mich sehr betrübt. Du seist, behauptet der Vetter, gänzlich

in die Hände deines pietistischen Buchhalters gefallen und auf dem besten Wege, selbst ein Heuchler zu werden. Ja, ein Heuchler, mein Freund, ich kenne jenes Volk und weiß genau, daß viele von ihnen ihre frommen Redensarten und ihr Thun vor der Welt nur dazu gebrauchen, schlechten Lüsten und wohlbekannten Sünden den Deckmantel umzuhängen. Nimm dich in Acht, jener Herr Specht, der mir ein unsauberer Zeisig zu sein scheint, hat etwelche Absichten auf dich, überwache deine Handlungen und thue nur das, was du mit dem Gewissen eines redlichen Mannes und nicht mit dem Gewissen eines pietistischen Heuchlers vereinigen kannst.

Apropos, bald hätt' ich vergessen, dir zu sagen, daß dein früherer Prinzipal, der Herr Reißmehl, gestorben ist. Der Herr Philipp führt das Geschäft auf seine Rechnung fort und ist Vater eines gesunden Knaben."

Mit diesem Brief saß ich an demselben Abend lange auf meinem Zimmer und dicke Thränen fielen auf das Papier. Hatte der Vormund Recht? was konnte aber der Buchhalter von mir wollen? daß mir an seinem Betragen manches räthselhaft erschien, gestand ich mir wohl; so schrieb er auf seinem Zimmer viele Briefe an auswärtige Handlungs-Häuser, namentlich an unser Amsterdamer Haus, und diese Briefe copirte er selbst und ich mußte sie ihm in letzterer Zeit auf die Post tragen, nachdem ich ihm das Versprechen gegeben, Niemanden davon zu sagen; auch erhielt er viele Briefe mit seinem Namen und diese mußte ich auf der Post, wo ich die ganze Correspondenz täglich abholte, aussondern und ihm insgeheim übergeben. Einmal hatte ich auf seinem Tisch ein Schreiben liegen gesehen, worin ihm ein Bekannter anzeigt, er habe den Wechsel im Betrag von so und so viel richtig erhalten und ihm gutgeschrieben. Doch war an allem diesem auch nichts Verdächtiges, der Herr Specht hatte ja die Procura des Hauses und konnte wohl auf Befehl der Prinzipalin einzelne Geschäfte, die im Comptoir nicht bekannt werden sollten, auf seinem Zimmer abmachen.

Nur etwas war mir eines Abends, als wir beisammen saßen, aufgefallen, daß nämlich der Buchhalter mir einen Brief mit der Unterschrift der Madame Stieglitz vorlegte und dazu sagte: „unsere Prinzipalin hat eine eigene krizliche Handschrift, halb Männer- halb Frauenhand, die Schriftzüge derselben haben mit Ihrer Schreibart eine merkwürdige Aehnlichkeit, schreiben Sie mir doch des Spaßes halber einmal die Unterschrift nach." Ich that, wie mir geheißen und brachte sie täuschend ähnlich hervor. Er warf das Blatt in eine Mappe und wir sprachen nicht mehr davon.

Lange Zeit war ich unschlüssig, was ich mit dem Briefe meines Vormunds anfangen sollte, ich schwankte, ob es besser wäre, ihn der Madame Stieglitz vorzulegen oder ihn vertrauensvoll dem Buchhalter zu übergeben. Ich entschied mich für das Letztere, der Herr Specht dankte mir herzlich für meine Anhänglichkeit an ihn und versprach, dieselbe nach seinem besten Willen zu belohnen. „Sehen Sie," sagte er mit aufgehobenen Augen, „der Unschuldige muß viel leiden" und setzte mit feierlicher Stimme hinzu: „Herr, schaffe mir Recht, denn ich bin unschuldig, ich hoffe auf den Herrn, darum werde ich nicht fallen."

„Ihre Offenheit," fuhr er mit sanfter Stimme fort, „hat mir bewiesen, daß Sie auf dem wahren Wege des Heils der süßen Gnade entgegenwandeln. Es ist an der Zeit, daß ich einen Schritt weiter thue und Sie einführe in jene gottgefälligen Versammlungen, wo mit warmem Herzen und mit heißem Munde das Lob des Herrn verkündet wird, lieblich und wohlgefällig der Seele. Halten Sie sich deßhalb bereit, nächsten Freitag Abend mit mir auszugehen, für die Erlaubniß hierzu werde ich schon sorgen.

„Gute Nacht mein Lieber, Hoffnung und Vertrauen!"

„Mein Fuß geht richtig, ich will dich loben, Herr! in den Versammlungen."

XXXI.

Die Betstunde.

In einem der entlegensten Theile der Stadt, am Ufer des kleinen Flusses, der an der Hauptstraße jenes Viertels vorbeifließt, lag ein kleines Haus, aus welchem der Vorübergehende oftmals, besonders des Freitags Abends, geistliche Lieder erschallen hörte, die darin gesungen wurden. Dieses Haus gehörte einem Färbermeister, einem von der Gnade vollkommen durchdrungenen Manne, der sein Geschäft nicht mehr fortsetzte, da er den ganzen Tag Visionen hatte, deren Glanz und Pracht sein Auge so verdunkelte, daß er nicht mehr im Stande war, irdische Farben zu erkennen, und also zu seinem Geschäft vollkommen untauglich. Der Mann hatte sich einen kleinen Weinschank zugelegt, und böse Zungen behaupteten, er sei selbst sein eifrigster Kunde, deßhalb den ganzen Tag betrunken, aus welchem Zustand auch seine Visionen stammten. Dem sei nun, wie ihm wolle, die Gemeinde der Auserwählten hielt ihn für ein erkorenes Rüstzeug, und da der Mann trotz seines Weinschanks täglich mehr zurückging, so miethete man, um ihm einigermaßen unter die Arme zu greifen, den obern Stock seines Hauses und ließ dort ein paar große Zimmer zu Betversammlungen einrichten.

Wer in jenem Stadtviertel keine Geschäfte hatte, ließ sich namentlich des Abends, dort nicht sehen; über den ziemlich breiten Fluß drang nicht Klang noch Gesang an's andere Ufer, und dort hinaus befand sich ein zweiter Betsaal, wohin sich die Gemeinde später zurückzog, damit profane Ohren auf der Straße nichts von dem Jauchzen des Hallelujahs vernähmen.

Der Färbermeister hatte, um keine Gäste aus der niederen Klasse in seinem Lokal zu haben, für sehr guten und theuren Wein

gesorgt, und so saßen in seinem Hause nur ausgewählte und feine Leute, oben nach dem lebendigen Born himmlischen Wassers, unten nach dem goldenen Born guten Weins trachtend. Letztere bestanden aus alten Kaufherrn, aus üppigen Commis, Handlungsreisenden und jungen Beamten; doch war die Anzahl der Gäste immer klein, da man von einem Stammgast eingeführt sein mußte. In die Wirthszimmer gelangte man von Seiten der Straße auf einer dunklen Hausflur, in die Betzimmer aber über eine kleine Altane an der Seite des Flusses, welche auf die Treppe zum ersten Stock führte, und auf diese Art war hinlänglich dafür gesorgt, daß die Kinder Israel von jenen Genossen des Weins und der Sünde nicht gesehen wurden.

Was den Freitag Abend anbelangt, so hatte der Färbermeister die strengste Weisung, alsdann seine Gaststube geschlossen zu halten und durfte derselbe keine Kunden empfangen, doch umging er dieses Gebot, indem er seinen Stammgästen ein kleines Gemach nach dem Flusse hin einräumte, wo sie sich ruhig verhalten mußten.

Nachdem ich dem Herrn Specht das feierliche Versprechen geleistet, keinem aus der Familie meines Vetters etwas davon zu sagen, daß ich begnadigt worden sei, die Versammlungen der Frommen zu besuchen, nahm er mich den nächsten Freitag Abends gegen sieben Uhr mit sich. Wir kamen in jenes für mich bis dahin ganz unbekannte Stadtviertel, und es dunkelte bereits, als wir über die Altane schritten, unter welcher das stille trübe Wasser des Flusses melancholisch dahinrauschte.

Ich weiß nicht, warum ich mit klopfendem Herzen und ängstlichen Gefühlen in die Versammlung trat. Da saßen die Begnadigten auf einfachen Stühlen und Bänken, Männer von jedem Alter, sowie alte und junge Frauen. Da ich in der Stadt überhaupt wenig Bekanntschaften hatte, so sah ich nur ein einziges Gesicht, das mir nicht fremd war, dasjenige meines Schusters, der mich, freundlich blinzelnd, von der Seite ansah und fast unmerklich

begrüßte; man überreichte mir ein Gesangbuch, ich ließ mich an der Seite des Herrn Specht nieder und auf ein gegebenes Zeichen fing die Gemeinde an zu singen:

„Es ist noch Raum!
Mein Haus ist noch nicht voll,
Mein Tisch ist noch zu leer,
Der Platz ist da, wo jeder sitzen soll:
O bringt doch Gäste her
Und nöthigt sie auf allen Straßen;
Ich habe viel bereiten lassen,
Es ist noch Raum!

Es ist noch Raum!
Seht meinen Schafstall an,
Wie breit die Wände gehen,
Wie weit gegrünt, so weit man sehen kann,
Da große Hürden stehen;
Mein Scepter und mein Buch des Lebens
Hat nicht so vielen Platz vergebens;
Es ist noch Raum!

So ging das Lied fort und wurde mit gefalteten Händen in tiefer Andacht abgesungen. Einige lehnten sich über ihr Buch, Andere blickten begeistert zum Himmel, ich wußte nicht, in mir schien sich die Gnade nicht regen zu wollen. Ich konnte mich nicht hineindenken und befreunden mit den seltsamen schwülstigen Bildern dieser Lieder, mir erschienen jene unseres Kirchengesanges schon innig und herzlich genug. Einige Verse des Gesanges wurden von der Gemeinde mit lispelnder Stimme vorgetragen, andere mit lautem Gesang, mit glänzenden Augen und erhobenen Händen.

Es ist noch Raum!
Ach wären Augen da,
O tiefer Liebesgrund,
Kommt, seht hinein und singt Hallelujah
Und macht es Allen kund;
Erzählt das mächtige Erwarmen
Und die weiten offenen Liebesarmen,
Es ist noch Raum!

Nach dem letzten Verse, ich glaube, es war der sechsunddreißigste wurde ein Augenblick stiller Andacht gepflogen und darauf trat ein junger Mann, schwarz gekleidet, ein angehender hoffnungsvoller Candidat, in die Versammlung; er hatte ein eingefallenes hageres Gesicht, lange, blonde, flatternde Haare und seine Augen glänzten von einem wilden Feuer; er warf mit seiner weißen mageren Hand die Haare hinter seine Ohren, während er sprach: „Selig sind, die zum Hochzeitsmahle des Lammes berufen sind. Was für ein Jauchzen und Freudengeschrei wird da gehört, die Stimme einer großen Schaar, wie das Rauschen vieler Wasser, wie das Rollen starker Donner ertönt es: Lasset uns freuen und frohlocken, denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen, seine Braut ist geschmückt zur Hochzeit — und wie geschmückt! in glänzender Seide, eine Seide nicht vom Seidenwurm, doch vom Baum, der sie am Holze des Kreuzes wirkte und sprach: ich bin ein Wurm und kein Mensch; in dessen Seide, in dessen Gerechtigkeit gekleidet, erscheint die Braut bei seinem Hochzeitsmahle. Sie wird ihr gegeben und sie nimmt sie an und zieht sie an und erscheint in seinem Schmucke. Wie herrlich wird die Braut des Lammes dastehen! Wie selig, wer dazu berufen ist, und wer dabei erscheinen wird in der glänzenden Seide seiner Gerechtigkeit, im Hochzeitskleide; denn der Schmarozer, der kein Hochzeitskleid anhatte und deßwegen wieder hinausgeworfen ward, ist ohne Zweifel der Patron derer, die sich die Gerechtigkeit Christi

nur so zurechnen, ohne sie anzuziehen und in ihrem glänzenden Schmucke wirklich zu erscheinen. Wenn es heißt: es war der Braut gegeben, daß sie sich kleide in glänzender Seide, die Seide aber ist die Gerechtigkeit des Heiligen, so ist Beides wohl zu merken; erstens, daß dieses Kleid gegeben, geschenkt, umsonst dargereicht werden muß, daß es sich kein Mensch selber aus eigenen Kräften wählen kann, und zweitens: daß aber die Heiligen es annehmen, sich zueignen, anziehen und darin wandeln. Darum heißt denn die Gerechtigkeit Christi auch die Gerechtigkeit der Heiligen, weil sie Jesum Christum seinen Sinn und Geist angezogen, sich eigen gemacht haben, und weil das ihr eifriges Bestreben auf Erden ist, daß sie sich stets mit dieser Seide der Braut des Lammes schmücken auf den Tag des Bräutigams, um ihm zu gefallen.

Ja, meine Freunde, süß und lieblich ist das Begehen der Hochzeit des Lammes, süß mit dem Genossen und der Genossin, in deren Innerem verwandte Flammen schlagen, die im sanften Bunde empor leuchten gleich himmlischen Hochzeitskerzen, das Lamm ist in uns und ist die Gnade, der wir theilhaftig geworden sind. O nähere dich mir, Genossin, die du im Geist und in der Wahrheit die Hochzeit meines Lammes mit mir begehen willst, wirf von dir alle Eitelkeit dieser Welt, wirf von dir alle Zurückhaltung und folge demüthig und bereitwillig der Stimme in deinem Innern; fühlet ihr, Geliebte, wie warm und anmuthig die Gnadenflamme euer Herz durchglüht? Ja ihr fühlet es und fühlt auch, wie holdselig es ist, wenn sich der Genosse und die Genossin des Lammes zum Jauchzen des Hallelujah vereinigen. Seht, wie die Flamme des Opfertisches sich einander nähern und lieblich durcheinanderflackern, ein gemeinsames erfreuliches Opfer.

„O Genossin des Lammes, du, die du von mir erwählt bist, du bist das Kleid, das sich zur Feier um mein Inneres schlingt, höre und merke dir, dieses Kleid muß gegeben, geschenkt, umsonst dargereicht werden.“

So sprach der junge Mensch, und wenn er auch Worte sagte, die ich verstand, so war mir doch der Sinn seiner Reden gänzlich unverständlich, ich konnte mich eines eigenen Schauders nicht erwehren, wenn ich all' die glühenden Blicke um mich her bemerkte, die lechzend an seinem Munde hingen; ihnen schien der Sinn seiner Rede nicht zu entgehen, warum denn mir? Sollte das das Werk der Gnade sein, die mir noch abging und jenen schon zu Theil geworden war? Ich dachte an die Lehre des Buchhalters, in meinem Herzen ein Bild aufzustellen, das mir das Unverständliche schon klar machen würde. Unter den Reden des Theologen träumte ich wieder von der dunkeln Kapelle, von der großen Kirche, und die glühenden Worte, die er sprach, tanzten wie rothe Blumen und zitternde vielfarbige Streifbilder um das Bild meiner Nichte Emma, das nach und nach in mir aufdämmerte. Doch schauten mich die großen, klaren Augen so ernst und so geisterhaft an, daß ich erschrocken zurückfuhr und Alles wieder in Nacht und Finsterniß unterging.

Der Redner hatte aufgehört, zu sprechen und sank ermattet in seinen Stuhl, ein neues Lied wurde gesungen und darauf erhob sich der Herr Specht von seinem Stuhle und ging, von meinem Bekannten, dem Schuhmacher, gefolgt, an den Reihen der begnadigten Kinder Israels vorbei. Der Schuster trug auf einer silbernen Platte einen großen silbernen Krug und eben solchen Becher, welchen der Herr Specht vollschenkte und jedem der Anwesenden zum Austrinken gab. Auch ich erhielt meinen Theil und trank den süßen Wein, auf eine befehlende Miene des Buchhalters, heftig hinunter. Wunderbar erwärmte mich das Getränk und mein Gehirn durchkreuzten leuchtende Punkte.

„Lassen wir jetzt," sprach der Candidat mit tiefer zitternder Stimme, „lassen wir jetzt zur stillen Betrachtung schreiten." Die Versammelten erhoben sich, mehrere der anwesenden Weiber schlugen die Augen nieder, andere blickten wild und verlangend um sich.

Der Schuster, welcher mir der Diener der Gemeinde zu sein schien, öffnete die Thür des Nebenzimmers, wo von der Decke eine Art Alabasterlampe hing, deren Gehäus aber so dick war, daß kaum so viel Licht durchfiel, um die Gestalten der Hineinwandelnden zu sehen, ohne sie erkennen zu können. Mich erfaßte eine unbeschreibliche Angst, und das geheimnißvolle Dahinschreiten erschien mir grausenhaft, ja gespensterartig. Die Thür schloß sich, die Lampe schien zu erlöschen und durch die dünnen Vorhänge der Fenster drang vom andern Ufer des Flusses her das ungewisse Licht der Gasflammen; unten rauschte das Wasser und man hörte in der Versammlung nichts als Flüstern. Nach einiger Zeit erhob der Theolog seine Stimme und sprach:

„Siehe, meine Freundin, du bist schön, siehe schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen, dein Haar ist wie die Ziegenheerden, die beschoren sind auf dem Berge Gilead."

Er schwieg und nach einer Pause sagte eine andere Stimme:

„Deine Zähne sind wie die Heerden mit beschnittener Wolle, die aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge tragen, und ist keine unter ihnen unfruchtbar."

Eine dritte Stimme fuhr fort:

„Deine Lippen sind wie eine rosenfarbene Schnur und deine Rede lieblich, deine Wangen sind wie der Ritz am Granatapfel zwischen deinen Zöpfen."

Ein Vierter sprach jetzt leise und murmelnd:

„Deine zwei Brüste sind wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Rosen weiden."

„Bis der Tag kühl werde," flüsterte eine Weiberstimme, „und der Schatten weiche, ich will zum Myrrhenberge gehen und zum Weihrauch-Hügel."

Jetzt erkannte ich die Stimme des Buchhalters, der sprach:

„Du hast mir das Herz genommen, meine Schwester, liebe Braut, mit deiner Augen einem und deiner Halskette einer.

„Wie schön sind deine Brüste, meine Schwester, liebe Braut; deine Brüste sind lieblicher denn Wein und der Geruch deiner Salben übertrifft alle Würze."

So summte und murmelte es um mich her in sonderbar zitterndem Tone und mit eindringender hastiger Stimme. Durch das Zimmer wehte ein eigener Wohlgeruch und mir war zu Muth, als hörte ich „den Nordwind und fühlte den Südwind, der durch den Garten wehte, daß seine Würze triefe." Ich hatte nicht gewagt, niederzusitzen, sondern mich an das Ende einer Bank gestellt, und obgleich meine unerklärliche Bangigkeit immer zunahm, so hielt es mich doch auf dem Platze, so lange die summenden Stimmen nicht in meiner nächsten Nähe ertönten, jetzt aber flüsterte dicht neben mir eine Frauenstimme:

„Ich schlafe, aber mein Herz wacht, da ist die Stimme meines Freundes, der anklopft: komm' herauf, liebe Freundin, meine Schwester, meine Taube, meine Fromme, denn mein Haupt ist voll Thaues und meine Locken voll Nachttropfen."

Entsetzt wollte ich auf die Seite fahren, doch faßte eine Hand die meinige, und zog mich nieder auf die Bank. Mir sauste es vor den Ohren, mein Herz pochte gewaltig, ich wollte davon und konnte nicht. Eine Zeit lang herrschte ringsum tiefe Stille, dann vernahm ich die Stimme des Candidaten, der leise sprach, so leise, daß seine Worte ein fast unhörbares Geflüster waren und doch verstand ich sie. „Mein Freund ist hinabgegangen in den Garten," sagte er, „zu den Würzgärtlein, daß er sich weide unter den Gärten und Rosen breche. — Hallelujah!"

„Hallelujah!" summte die ganze Versammlung, und ich, der die Augen fest geschlossen hatte, fühlte auf meinem Munde ein paar warme Lippen, die mich innigst küßten. — — —

Erschreckt sprang ich empor, riß mich los, stolperte über Einige,

die mir im Wege saßen und sprang so heftig gegen die Thür, daß das Schloß aufsprang und ich hochaufathmend die Helle des Vorzimmers wieder sah. Hinter mir entstand Geräusch und allgemeiner Aufbruch, ich eilte auf die äußere Thüre und stürzte durch dieselbe auf die Treppe, da ich eilige Schritte hinter mir hörte. Den mich Verfolgenden zu entgehen, sprang ich die Stufe in großen Sätzen hinab, als ich mich von hinten gefaßt und festgehalten fühlte. Ich wandte mich um nnd erblickte das blasse, verstörte Gesicht des Herrn Specht, der mich am Arme festhielt. „Wohin?“ rief er mit heiserer Stimme und jener gewisse Strahl aus seinen Augen blitzte unheimlicher als je auf.

„Fort, fort!“ rief ich ihm zu, „lassen Sie mich gehen!“

„Er wird uns verrathen,“ flüsterte eine andere Stimme und ich erblickte neben mir den Candidaten, dessen Augen häßlich durch die Nacht leuchteten. „Unbesonnener Mensch,“ fuhr er zähneknirschend zu dem Buchhalter gewandt fort, „Jemand in unsere Versammlungen zu bringen, dessen man nicht sicher ist.“

„Er soll einen feierlichen Schwur leisten,“ entgegnete der Buchhalter, „einen fürchterlichen Schwur, auf daß er uns nicht verrathe.“

„Ich schwöre nicht!“ schrie ich laut und entschlossen.

„Du mußt!“ antwortete giftig der Candidat, „oder, bei Gott, wir werfen dich in's Wasser.“

Die Beiden packten mich an der Schulter, ich aber faßte krampfhaft die Lehne der Altane und schrie um Hülfe. Einen Augenblick waren die Beiden unentschlossen, da öffnete sich der Fensterladen der Wirthsstube, es schaute Jemand heraus und als dieser bemerkte, daß die Beiden mich beim Kragen hatten, rief laut eine mir bekannte Stimme: „laßt den Burschen los, ihr Nacht-Eulen, oder ich werf' euch mein Messer in die Rippen, daß keiner von euch das Tageslicht wieder sehen soll. Fort, Halunken, ich komme schon!“

Ich erkannte zu meinem höchsten Schrecken die Stimme meines

Prinzipals, Herrn Stieglitz, riß mich los, sprang auf die Straße und eilte davon, so schnell mich meine Beine trugen.

XXXII.

Ein Stern in dunkler Nacht.

Es mochte ungefähr zehn Minuten dauern, als ich das entlegene Stadtviertel, aus welchem ich herkam, wo die Straßen so öde und leer waren, hinter mir hatte; ich ging langsamer, denn ich hörte, daß ich nicht verfolgt wurde, auch sah ich hier in den volkreicheren Straßen noch viele Menschen; es mochte neun Uhr sein. Sollte ich nach Hause gehen? es schien mir schon später zu sein, als es wirklich war und ich fürchtete mich vor dem Empfang der Madame Stieglitz, denn was sollte ich sagen, sollte ich den Buchhalter verklagen? mir wurde wahrscheinlich nicht geglaubt, und dann hatte derselbe auch Mittel genug an der Hand, mir das Böse, das ich von ihm aussagte, vielfach zu vergelten. Im Innersten meines Herzens wünschte ich dem Herrn Specht alle möglichen Strafen, denn ich fühlte deutlich, daß er mich einen falschen Weg geführt, auch schwebte mir der Brief des Vormunds vor Augen und ich fing an zu begreifen, wie Recht er gehabt, indem er mich vor dem Buchhalter warnte, ebenso meine Nichte Emma und der Vetter mit seinem sarkastischen Lächeln; der kannte sie vielleicht genau, jene Heuchler mit Honig auf den Lippen und Gift im Herzen. Gott, wenn er mich zu jenen rechnete und die kleine Emma? Es wurde mir jetzt klar, daß mich letztere schon seit längerer Zeit mit andern Blicken betrachtete als früher, und nicht mehr so offen und freundlich gegen mich war. Dieser Gedanke schlug mich vollends darnieder, denn ich

fühlte deutlich, ohne mir das Warum bewußt zu sein, welchen Antheil der Beifall meiner Nichte auf meinen Fleiß und auf meine Aufführung gehabt. Wie herzlich drückte sie mir die Hand, als ich bei meinem ersten Besuch den ersten Brief der Madame Stieglitz überbrachte, und obgleich ich später viel größere Zeichen meiner guten Aufführung vorlegte, so entlockten ihr dieselben doch nicht mehr das frohe herzliche Lächeln, wie an jenem Tage. — Ich war recht unglücklich.

Unter diesen Gedanken kam ich in die Nähe der Post und sah dem Treiben auf dem Hofe derselben einige Augenblicke gedankenlos zu. Der Eilwagen einer der größeren Routen fuhr so eben schwankend in den Hof, der Postillon blies, die Pferde schlichen daher, dampfend und mit gesenkten Köpfen, neugierige Blicke der Reisenden an den Fenstern des Wagens betrachteten die dunklen Häuser der Stadt und ich sah deutlich jedes Gesicht, als der Eilwagen bei den Gaslampen des Eingangs vorbeifuhr.

Jetzt hielt der Postillon mitten im Hofe, der Condukteur sprang heraus, öffnete den Schlag, die eingesperrten Passagiere stiegen aus, froh des Reiseziels und der wiedergewonnenen Freiheit.

Es war von jeher eines meiner größten Vergnügen, die Ankunft des Eilwagens abzuwarten, die Reisenden zu betrachten und mir alsdann allerlei Phantasien zu machen. Wie viele Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen waren nicht schon in diesen Kasten eingesperrt, und wie verschiedenartig geberdeten sich die Ausgestiegenen, gemäß dieser Erwartungen und Hoffnungen.

Hier stehen mehrere Leute, die einen lieben Bekannten erwarten und schon, indem der Wagen hereinfährt, wird für und wider gestritten, ob der, welcher ankommen soll, wirklich darin ist. „Im Cabriolett ist er nicht," sagt eine ältliche Frau — „ich glaube doch, Mama," entgegnete ein junges Mädchen, „ich habe eine graue Reisemütze gesehen, wie sie mein Schwager trug, als er zum letztenmale bei uns war." — „Geh doch," spricht eine Dritte, „der mit der

grauen Mütze war ein alter dicker Herr," — und zwei kleine Buben meinen: „der Schwager würde wahrscheinlich im Wagen selbst sitzen." Die ganze Gesellschaft trippelt in den Hof, die Mutter fragt den Condukteur nach ihrem Schwiegersohne, welcher mit seinen Briefpaketen beschäftigt, nicht Zeit hat, nach dem Erwünschten zu sehen und daher die Achseln zuckt.

Der Mann mit der grauen Reisemütze ist wirklich ein dicker, alter Herr und nicht der Erwartete. Er ist mit allen Reise-Requisiten versehen, trägt unter dem linken Arm ein Sitzkissen, unter dem rechten einen Fußsack und raucht gleichmüthig seine Cigarre, er hat keine Eile, denn er will in einer Stunde weiter fahren. Da er aber ein höflicher Mann ist, so sagt er zu der alten Frau: „Madame, es kommen noch einige Beichaisen, vielleicht ist dort die Person, welche Sie suchen."

„Es kommen noch Beichaisen," wiederholen die kleinen Buben, und die hoffende Familie bleibt auf's Neue.

Jetzt sind auch ein paar Damen dem Wagen entstiegen, jede hat unter jedem Arm eine große Schachtel und jede hat in jeder Hand extra eine andere Schachtel, sie stellen diese acht Schachteln auf den Boden und ziehen noch erschrecklich viel Gegenstände an's Licht der Laterne aus den Wagentaschen. Auf dem Sitz und unter dem Sitz haben Sie Nachtsäcke, Sonn- und Regenschirme, Shawls, Mäntel, Taschen und noch zwei ganz kleine Schachteln. Wenn man alle diese Gegenstände vor dem engen Wagen liegen sieht, mit den Passagieren daneben, so begreift man in der That nicht, wie eine solche Menge von Menschen und Effekten in einem solchen Raume Platz hatte. Beide Damen schauen sich erwartungsvoll auf dem Posthof um, und sehen betrübt, daß noch Niemand für sie da ist. Sie sind nicht mehr in der ersten Jugendblüthe und deßhalb des Wartens schon gewöhnt. — „Gott," sagt die eine, „ich weiß in der großen Stadt keinen Weg und wenn man uns nicht abzuholen kommt, so sind wir wahrlich in Verlegenheit."

„Ja," versetzte die andere, „sehr in Verlegenheit."

Ein Dienstmädchen kommt eilig daher und leuchtet jedem der Anwesenden mit einer großen Laterne unter die Nase, auch sie hat nicht gefunden, wen sie sucht und wartet nun ebenfalls geduldig auf die Beichaisen. Die eine der alten Damen mit den vielen Schachteln seufzt und spricht zur andern: „habe ich doch gewiß geglaubt, das Mädchen sei zu uns geschickt, wenn man uns nur nicht vergißt." Der höfliche, dicke, alte Herr fühlt sich auch hier wieder berufen, ein Wort des Trostes zu spenden, indem er sagt: „unbesorgt, meine Damen, der Eilwagen ist heute Abend außergewöhnlich früh gekommen, man wird Sie nicht so bald erwarten."

Jetzt blasen in der Entfernung die Beiwagen und das Geklatsch der Peitschen schallt durch die nächtlich stillen Straßen; auf dem Posthof geräth Alles in Bewegung, ja die Frau eilt mit ihrer Gesellschaft an's Thor; die erste Beichaise kommt herein, ein Wagen so groß wie der Hauptwagen, und die beiden Buben müssen von einem Postoffizianten bei Seite gezogen werden, denn sie bezeichnen durch ihr unbändiges Freudengeschrei, daß der erwartete Schwager im Wagen sitzt, und springen beinahe unter die Pferde. — „Julius, Wilhelm!" kreischt die Mutter, „wollt ihr gleich herkommen!" — „Der Schwager!" ruft das eine der Mädchen, und dieser ruft aus dem Wagen: „Guten Abend!" Der Postillon flucht und klätscht, der Hund des Condukteurs bellt und die beiden alten Damen schreien entsetzt auf, da der ankommende Beiwagen ihre Schachtelpyramide gestreift hat und die kostbaren Stücke im Hof umherrollen. Es ist eine allgemeine Verwirrung; die Beichaisen entleeren sich ihres Inhaltes, der Schwager wird von der überglücklichen Familie, nachdem sich Alle geküßt, im Triumph fortgeschleppt. Julius und Wilhelm erliegen fast unter der Last eines kolossalen Mantelsackes und einer riesenhaften Hutschachtel, die sie aber eigenhändig nach Haus schleppen zu dürfen für eine große Ehre halten.

Aehnliche Scenen wiederholen sich auf dem ganzen Posthof: hier ein herzlicher Empfang, dort ein ziemlich kühler. Die Magd mit der großen Laterne leuchtet nochmals sämmtlichen Ankommenden in das Gesicht und will davon eilen. Alles hat sein Theil gefunden, bis auf die unglücklichen alten Damen, die inmitten ihrer Schachteln verzweiflungsvoll das Schlachtfeld behaupten. „Du," sagt die eine, „fragen wir die Jungfer mit der Laterne, ob sie nicht das Haus unseres Bruders weiß." Gesagt, gethan; die Andere hält die Davoneilende fest und nennt den Namen ihres Bruders.

„J du mein Gott," entgegnete das Mädchen, „das ist ja meine Herrschaft, der Herr Kanzleirath sind unwohl und haben mich abgeschickt, Sie zu holen, ich habe Sie wahrhaftig nicht gekannt." — Neues Erstaunen, seliges Entzücken. Die Magd wird mit den Effekten der beiden Damen beladen und sieht aus, wie eine wandernde Schachtelhandlung; die eine der Damen trägt die Laterne, und so ziehen sie dahin, die lange Erwarteten und endlich Gefundenen. Was zurückbleibt, ist nicht der Rede werth, es sind entweder Leute, wie der höfliche, dicke alte Herr, die weiter reisen, oder ledige Menschen, die ihre Effekten dem Hausknecht anvertrauen und im Weggehen überlegen, was sie zu Nacht speisen wollen.

Auf dem Posthof wird es leer und still, die Lichter der Wagen und die Stallaternen der Postoffizianten werden ausgelöscht, die Fenster der Bureau's verfinstern sich bis auf eines, wo der wachthabende Sekretär sitzt, die Schritte der davoneilenden Passagiere verhallen allmählig in der Straße, der alte Herr mit der grauen Reisemütze steckt sich eine andere Cigarre an und klettert in den abfahrenden Wagen. Der Postillon bläst: „Noch ist Polen nicht verloren," die Uhr schlägt zehn, der Conducteur ruft: „Fort!" und der Wagen fährt in die Nacht hinaus. —

Da stand ich denn wieder allein an meinem Eckstein und für mich hatten die ankommenden Wagen nichts gebracht; hätte ich

nur ein einziges bekanntes Gesicht gesehen; die Großmutter, selbst der Vormund, ja sogar die Schmiedin wäre mir willkommen gewesen.

Mit einem tiefen Seufzer ging ich davon und so kleine Schritte ich auch machte, immer näher kam ich dem Stieglitz'schen Hause. Ich hatte mich an der andern Seite der Straße gehalten und erreichte so das offenstehende hell erleuchtete Portal des Gasthofes, der unserem Hause gegenüber lag. In der Flur desselben standen Kellner mit den Servietten auf dem Arm und Lichtern in der Hand um einen großen Haufen von Reiseeffekten, und der Oberkellner handhabte die große Glocke und rief die Nummern der Zimmer ab, welche den Gästen angewiesen wurden.

Ich starrte in das Gewühl, als plötzlich, wie ein Stern in dunkler Nacht, eine Stimme mein Ohr traf, eine tiefe Baßstimme, welche die Worte sprach: „Theuerster Hausknecht, laden Sie meinen Koffer auf, ich habe jetzt lange genug unter dem Hause gestanden." Ich trat auf den Sprecher zu und als ich seinen Namen rief, als ich sagte: „Herr Doktor Burbus!" traten mir die dicken Thränen in die Augen.

„Gott steh' mir in allen Gnaden bei!" rief der Doktor, denn er war es, „lieber Freund, sind Sie es wirklich, woher des Weges in so später Nacht? ich freue mich aber in der That und recht sehr, Sie zu sehen. Gehen wir hinauf."

Er legte seine Hand in die meinige und bald waren wir in seinem Zimmer angekommen. Dort nahm er mich bei den Schultern, küßte mich herzlich und blickte mir kopfschüttelnd in's Gesicht. „Theuerster Buchhalter," sprach er nach einer Pause, „hoffnungsvoller angehender Seidenfabrikant, wie geht es Ihnen? mir scheint nicht zum Besten, denn Ihr Gesicht ist blaß und verstört und wenn ich Ihren Puls ergreife, so deutet mir sein heftiges Pochen einigermaßen auf bedeutende Gemüthsbewegung."

„Lieber Doktor," entgegnete ich ihm beruhigter, denn da ich

den alten Freund gefunden, war mir eine Centnerlast von der Seele gefallen, „mir geht es gut und schlecht.“

„Das wollen wir,“ sagte Burbus, „in einer ausführlichen Erzählung erfahren. Haben Sie schon zu Nacht gegessen?“

„Nein,“ entgegnete ich und alsbald bestellte er ein kleines Soupé, und schon das erste Glas eines guten Weines löste mir die Zunge und ich erzählte ihm zuerst, was sich seit seinem räthselhaften Verschwinden auf der Mühle begeben, dann meinen Eintritt in das Haus Stieglitz und Comp. und vertraute ihm mit aller Umständlichkeit Alles, was sich dort mit mir begeben, meine gute Aufführung im Geschäft, das Wohlwollen der Prinzipalin, die Bekehrung durch Herrn Specht bis zu den Scenen von heute Abend.

Der Doktor war während meiner Erzählung aufgestanden und ging, die Hände auf dem Rücken, mich aufmerksam anhörend, auf und nieder. „Das sind ja,“ sagte er, als ich geendet, „ganz merkwürdige und höchst verfluchte Geschichten. Die Sache hat etwas Reißmehlisches und der Herr Specht scheint mir ein Philipp in der schlimmsten Potenz. Wir müssen genau überlegen, was da zu thun ist. — Verklagen Sie den Buchhalter bei der Prinzipalin, ohne vollgültige Beweise gegen ihn zu haben, so läugnet er Ihnen nicht nur Alles rund vor der Nase hinweg, sondern er stellt Zeugen auf und sagt, er habe Sie heute Abend in einem verdächtigen Stadtviertel in einer schlechten Kneipe gesehen, habe Sie ermahnt, nach Hause zurückzukehren und Sie seien ihm entlaufen; o ich kenne solche schlechte Kerle! Wo wohnen Sie eigentlich, Beflissener der edlen Modewaarenhandlung?“

„Dort gegenüber!“ sagte ich und trat mit dem Doktor an's Fenster.

„Ei, ei,“ lachte Burbus, „mir gegenüber, gerade wie damals im Reißmehl'schen Hause.“ Er lehnte seinen Kopf an die Scheiben und sagte ernst und nachdenkend: „das war eine trübe Zeit, Gott sei Dank, sie ist vorüber,“ und lachend fügte er hinzu, jener Zeiten

gedenkend: „wenn Sie mich heute Abend verlassen, so müssen Sie schon den Weg durch die Thür nehmen, denn da hinüber reicht keine Planke."

Auch ich vertiefte mich in das Andenken früherer Tage und dachte jenes nächtlichen Luftritts; doch war ich heute wieder, freilich auf ganz andere Art, in ähnlicher Lage, dort drüben lag das Haus meines Prinzipals nächtlich finster, kein Fenster erleuchtet und ich wußte ebenso wenig wie damals, auf welche Art ich mich hineinschleichen solle.

Auf einmal sah ich unten an der Thür des Stieglitz'schen Hauses Jemand vorbeischleichen, die Gestalt sah hinauf, ging bei der Thür vorbei und kehrte wieder um. Richtig! es war der Buchhalter, Herr Specht, ich zeigte ihn dem Doktor, der in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, „ah, ah, nächtlicher Kamerad," sprach er, „Sohn der Finsterniß, sehen Sie, wie das böse Gewissen dort umzieht, ein Gespenst, das sich selber fürchtet und nicht zur Ruhe kommen kann, eine richtige Ahnung sagt ihm, daß Sie noch nicht daheim sind und nun lauert er auf Sie, um Ihnen ein paar passende Worte zu sagen und sich sicher zu stellen, daß Sie ihn nicht verrathen. Aber warte, Kamerad! nachher begleite ich Sie an die Hausthür und dann wollen wir dem Phantom Bedingungen machen. Vorab soll er aber warten, bis es uns gefällig ist, setzen wir uns, trinken wir unsern Wein, ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist."

Man kann sich denken, wie begierig ich darauf war, des Doktors Erzählung zu vernehmen, das Bild der guten Sibylle schwebte mir vor und ich hatte schon ihren Namen auf den Lippen, als der Doktor aus seiner Brieftasche ein Schreiben nahm und es mir zum Lesen gab. Das Schreiben war vom alten Müller und lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Herr Doktor!

Erst heute hat mir meine Tochter Sibylle die Briefe vorgelegt,

welche Sie ihr seit einem Jahre geschrieben, und ich ersehe daraus, daß Sie Ihre Studien zu Ende gebracht und sich nach gut bestandenem Examen in E. als Arzt niederlassen wollen. Zugleich hat sie mir das Schreiben an mich gegeben, worin Sie um die Hand meiner Tochter anhalten; Sie wissen, daß ich nicht viel Worte mache und sage deßhalb: Ja und Amen! auch die Mutter ist einverstanden und wir erwarten Sie, um das Nähere mit Ihnen zu besprechen.“

Nachdem ich diesen Brief gelesen, reichte ich dem Doktor gerührt die Hand, wir nahmen die Gläser und stießen herzlich an. „Ich komme nun so eben von der Mühle,“ sagte Burbus heiter, „und habe dort erst erfahren, daß Sie hier sind. Die Mutter und Sibylle, Elsbeth, Franz und Caspar haben mir tausend Grüße an Sie mitgegeben, sich aber zugleich beklagt, daß Sie weder geschrieben, noch ein einzigesmal zum Besuch gekommen seien. Der Vater dagegen meinte, er habe mit Vergnügen gehört, daß Sie fleißig seien und Ihrem Prinzipal zum Danke leben, zugleich habe er aber vernommen, daß Sie,“ setzte der Doktor lachend hinzu, „Spechtianer geworden, und wenn das wahr sei, so wäre es ihm nach allen Seiten hin recht, wenn Sie die Mühle mit Ihrem Besuche verschonten.“

Das that mir wehe, und der Doktor hatte alle Mühe, mich zu trösten. „Sie werden,“ fuhr er fort, „aus dem Briefe des Vaters ersehen, wie ich meine Zeit nach dem Verschwinden aus der Mühle angewandt; ich kann Sie versichern, daß ich fleißig war und furchtbar gearbeitet habe, auch dabei höchst erbärmlich gelebt; meine Kammer gegenüber dem Reißmehl'schen Hause war ein Staatsgemach gegen die Appartements, welche ich wegen Ueberfluß an Geldmangel genöthigt war, zu bewohnen. In der Universitäts- und Residenzstadt B. habe ich promovirt und, einem alten Collegen aushelfend, practicirt, und mir dort so viel gewonnen, daß ich hier im Stande bin, sowie Sie mich vor sich sehen, anständig aufzutreten und mich be-

scheiden häuslich einzurichten. Die gute Sibylle ist keine vornehme Dame und wird mit dem vorlieb nehmen, was wir haben."

Herzlich wünschte ich dem Doktor Glück, daß er endlich einen sicheren Hafen erreicht, und herzlich freute ich mich über das Glück meiner guten Sibylle; wir tranken auf eine glückliche Zukunft, die Burbus auch mir prophezeite, unsere Gläser leer und der Doktor meinte, es sei jetzt Zeit, das fromme Gespenst drunten zu erlösen.

Wir gingen hinunter, rings war es finster und öde und ein veränderliches Herbstwetter herrschte in den Straßen, ein heftiger Wind peitschte einzelne Regenschauer durch die Stadt, dichte Wolken bedeckten den Himmel und die Gasflammen flackerten ängstlich auf und nieder.

Richtig, es war der Buchhalter, der die Straße auf- und abspähend vor dem Hause hin und wieder ging. Wir wollten ihm gerade entgegengehen, und mir war bei der Unterredung, die wir vor uns hatten, gerade nicht angenehm zu Muthe, als wir durch die Stille der Nacht einen unsichern schlürfenden Schritt hörten und bald darauf eine zweite Gestalt sahen, die unsicher hin und herwankend, sich ebenfalls dem Stieglitz'schen Hause näherte.

Zu meinem größten Schrecken erkannte ich den Prinzipal und hielt den Doktor am Arme zurück. Der Buchhalter stand gerade an der Hausthüre und der Herr Stieglitz, der ihn wohl zu bemerken schien, mochte glauben, es mache sich dort ein Dieb etwas zu schaffen und schlich sich leise näher, um ihn zu überraschen.

Er kam dicht an dem Portal des Gasthofes vorbei, in welches wir uns augenblicklich zurückzogen, und als er seinem Hause gegenüber angelangt war, sprang er auf den vermeintlichen Dieb mit einem solch ungeheuren Satze los, wie ich ihn dem alten Manne nicht zugetraut.

Der Buchhalter, welcher sich unvermuthet gefaßt und krampfhaft festgehalten fühlte, stieß den Angreifer von sich und wollte entfliehen, plötzlich hörten wir ein heiseres Gelächter, sahen einen glänzenden

Punkt wie einen falben Blitz durch die Luft fahren, sahen den Buchhalter wanken und mit dem Ausruf: „Jesus Christus im Himmel!“ zusammenstürzen. Das heisere Gelächter wiederholte sich, der Prinzipal öffnete hastig die Hausthüre und als sie aufflog, sahen wir den Hausflur hell erleuchtet und Madame Stieglitz stand darin, ein Licht in der Hand.

„Was ist geschehen?“ rief die ernste Frau mit zitternder Stimme, als sie den Prinzipal mit wilden verstörten Zügen in's Haus stürzen sah, doch starrte sie derselbe mit einem entsetzlichen Ausdruck an, spreizte die Hände von sich und sagte mit trostloser Stimme: „ich hab' mein Messer nach einem Diebe geworfen, er liegt draußen.“ Bei diesen Worten sah ich, wie das Licht in der Hand der starken Frau zitterte, doch gefaßt, wie sie war, riß sie an der Schelle der Dienerschaft und führte den Prinzipal nach seinem Zimmer. Der Doktor Burbus hatte den Buchhalter nicht sobald niederstürzen sehen, als er auf ihn zusprang, ihn aufrichtete und in's Haus führte. Ich sprang hinter ihm drein, warf die Hausthür hinter mir zu, denn ich hatte bemerkt, daß sich zwei Nachtwächter näherten; in dem allgemeinen Tumult aber, der in dem Hause entstand, bei dem Rennen des Hausknechts und der Ladenjungfer, schlüpfte ich eilig auf mein Zimmer, brachte meine Kleider etwas in Unordnung, als sei ich eben erst dem Bette entsprungen und eilte zitternd ob all' dem Schrecklichen, das ich gesehen, wieder die Treppe hinab.

XXXIII.

Ruhe sanft!

Unten im Hause herrschte die grenzenloseste Verwirrung; die Prinzipalin, schon entsetzt durch den Gedanken, der Gemahl habe einen Dieb mit seinem Messer niedergestreckt, rang die Hände, als sie entdeckte, daß dieser vermeintliche Dieb Niemand anders, als der Buchhalter Herr Specht sei. Die sonst so ruhige Frau war außer sich, und dicke Thränen rollten unter ihren grauen Wimpern hervor. Der Verwundete lag in dem Zimmer an der Thüre, in demselben, wo ich durch den Professor vorgestellt worden war. Den Hausknecht, der gerade zum Doktor stürzen wollte, hielt ich noch zu rechter Zeit auf, indem ich ihm bedeutete, eben der Herr, welcher den Buchhalter hereingeführt, sei ein Arzt. Madame Stieglitz war durch dies sonderbare glückliche Zusammentreffen beruhigt, denn sie war überzeugt, daß es noch mehr Aufsehen gegeben hätte, wenn man den Kreis-Physikus, den alten Hausarzt, mitten in der Nacht hätte wecken müssen. Auch benahm sich der Doktor Burbus mit solcher Umsicht und Ruhe, daß er das Vertrauen der Madame Stieglitz gewann; glücklicherweise hatte er auch seinen Verbandzeug in der Tasche und nachdem die laut schluchzende, untröstliche Ladenjungfer und der Hausknecht entfernt war, begab er sich an's Geschäft; auch mich wollte die Prinzipalin wegschicken, doch meinte Burbus, der junge Mensch könnte ihm das Wasserbecken halten, und so durfte ich dableiben.

Die Verwundung des Herrn Specht war nicht gefährlich, das Messer, von sicherer Hand, aber in Dunkelheit geworfen, hatte sein Ziel um wenige Zoll verfehlt und die linke Seite etwas stark zerschnitten, es war mehr der Schrecken, verbunden mit der Auf-

regung, in der sich der Buchhalter ohnehin befand, welche ihn niederwarf. Bald war der Verband kunstgerecht angelegt, der Kranke bekam ein niederschlagendes Pulver und somit wäre alles in Ordnung gewesen.

Doktor Burbus erzählte der Prinzipalin, wie er zufällig an der Thüre des Gasthofes gewesen, als die Scene in der Straße vorfiel, „Madame," setzte er hinzu, „ich brauche Ihnen nicht die Versicherung zu geben, daß ich eine Hauptpflicht des Arztes, Verschwiegenheit genau kenne und befolge. Die Sache ist ein Unglück, ein Versehen und man braucht darüber vor der Welt keine Geschichte zu machen, und wenn Sie," sagte er leise und deutete auf mich, „in jenen jungen Menschen vollkommenes Vertrauen setzen, so schicken Sie ihn auf die Straße und lassen ihn jenes unglückselige Messer holen."

„Ganz recht," entgegnete Madame Stieglitz, gab mir den Auftrag und ich sprang auf die finstere Gasse. Emsig mit Augen und Händen suchend, hatte ich bald ein Instrument entdeckt: es war das gewöhnliche Taschenmesser des Prinzipals, das er Abends, wenn er auszugehen pflegte, einsteckte; es hatte eine ungefähr vier Zoll lange Klinge, und ich schauderte, als ich es in die Hand nahm, mir schien das Eisen feucht, weßhalb ich es an meinem Taschentuch abwischte und alsdann sorgfältig zusammenlegte. Mir kamen die Vorfälle des heutigen Abends wie ein wirrer gespenstiger Traum vor, jene Altane, auf welcher mir der Buchhalter und der Candidat gedroht, mich in's Wasser zu werfen, dann die Worte des Prinzipals, der uns nicht kannte, und um mich von meinen Verfolgern zu retten, meinem Angreifer das Messer in die Rippen zu schleudern versprach, was nun später, wenn auch durch ganz andere Veranlassung, wirklich geschah.

Ich eilte in's Haus zurück, händigte der Prinzipalin das Messer ein, ohne daß es der Buchhalter bemerkte, der gerade im Begriff war, über sein spätes Nachhausekommen eine artige, aber

recht fromme Lüge vorzubringen, die auch der Doktor mit dem glaubigsten Gesichte der Welt anhörte. „Ich nehme," sagte der Herr Specht, „diese leichte Verwundung aus der Hand meines verehrten Prinzipals als eine Züchtigung Gottes für begangene Sünden; ach, es ist ja kein Mensch fehlerfrei und mein größter Schmerz ist, daß ich Ihnen, geschätzte Frau Prinzipalin, eine unruhige Stunde bereitet, sowie jenem fremden guten Arzte und meinem kleinen Freunde da. Er sah mich mit einem forschenden Blick an und war sichtlich beruhigt, als ich ihm erwiderte: „was mich anbelangt, verehrter Herr Buchhalter, so versichere ich Sie, daß es mir ein aufrichtiges Vergnügen macht, Ihnen einen kleinen unbedeutenden Dienst leisten zu können. Ich bin überzeugt, daß Ihre Wunde in wenig Tagen geheilt ist und dann," setzte ich mit Betonung hinzu, „denkt gewiß kein Mensch mehr an die Vorfälle dieser Nacht." —

„Amen," sagte der Buchhalter gerührt, Burbus lächelte ein klein wenig und Madame Stieglitz nickte mir freundlich zu.

Von Burbus und mir unterstützt erhob sich der Herr Specht, um zu Bette zu gehen. Madame Stieglitz vollkommen zufrieden, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen sei, rückte ihre Haube zurecht und ermahnte mich, mit einem innigen Gebete dem Höchsten zu danken, daß er vom Haus ein schlimmes Unglück abgewendet, und bat den Doktor Burbus, doch morgen nach seinem Kranken zu sehen — da öffnete sich langsam die Thür und herein trat der Prinzipal, angethan mit einem braunen, sonderbar aussehenden, Schlafrock, die rothe Mütze auf dem Kopf, in einer Hand trug er ein Licht, in der andern einen türkischen Säbel. Ich, der zunächst der Thür war, fuhr bei diesem Anblick zurück und der Doktor, der diese seltsame Gestalt erstaunt betrachtete, ließ den Buchhalter auf einen Stuhl niedersitzen, Madame Stieglitz faßte die Tischecke, denn die arme Frau schien zu ahnen, was sich begeben würde.

Man mußte den Prinzipal genau kennen, um in diesem langgezogenen leichenblassen Gesicht seine Züge wieder zu finden; starr

blickte er uns an und seine Augen glänzten von einem unheimlichen Feuer.

„Es ist mein Mann, der Herr Stieglitz,“ sagte die erschütterte Frau mit kaum vernehmbarer Stimme zu dem Doktor, der sie fragend ansah.

„Ja, Madame,“ sprach der Prinzipal mit einer Stimme, deren Ton mir durch's Herz drang, „es ist vielmehr Ihr Herr, dessen starke Hand die Räuber und Mörder von dem Eingange Ihres Gezeltes abwehrte, sie darniederstreckend mit mächtiger Hand. Mir aber sagte die Stimme in meinem Innern, daß man den Verbrecher hineingezogen in meine geheiligten Wände, und wenn ich auch gerne Barmherzigkeit übe an Jedermann, so kann ich doch nimmermehr zugeben, daß der Missethäter, den mein Schwert niederwarf, mit seinem Blut meine reine Schwelle besudle. — Wo ist der Todte?“

Nach dieser Anrede faßte sich der Doktor zuerst und entgegnete: „Verehrter Herr, Sie sind im Irrthum, Sie warfen Ihr Messer und glaubten einen Räuber zu treffen und verletzten Ihren eigenen Buchhalter, der im Begriff war, nach Hause zurückzukehren.“

„Wo ist der Todte?“ fragte auf's Neue der Prinzipal und schaute sich im Kreise ringsum.

Der Buchhalter erhob sich mühsam von seinem Stuhle, und sein Gesicht war fast so bleich, wie das seines Chefs. „Ich bin nicht todt,“ sagte er weinerlich, „nur eine leichte Verwundung, Herr Prinzipal.“

„Nicht todt?“ entgegnete dieser schrecklich lachend, „ei, ei, Spechtlein, Spechtlein, meine Hand ist alt geworden, oder du hast ein zähes Leben; schade darum. Doch fliehe mein Haus, Räuber!“

„Um Gotteswillen!“ schrie Madame Stieglitz und faßte die Hand ihres Mannes, in der er langsam und feierlich seinen Säbel erhob, „was soll das Alles bedeuten? — es ist ja Herr Specht, unser getreuer und guter Buchhalter, den du in unverantwortlicher Wuth verwundet.“

Der Prinzipal schüttelte lächelnd den Kopf. „Unser getreuer Buchhalter?“ sagte er. „Schau, schau, meine Hand zuckte niemals nach einem Getreuen und Gerechten: mein Messer ist ein verständiges und fühlendes Messer, und wo ich es nach einer menschlichen Brust warf, und das kam schon mehrmals vor, meine Liebe, so war diese menschliche Brust falsch und treulos, wie diese.“ Das letztere stieß er mit gellendem Ton hervor; der Doktor faßte ihn mit starker Hand und hielt ihn an der Thür zurück. „Gehen Sie ihm aus den Augen,“ flüsterte er eilig dem Buchhalter zu, und dieser, der bei einer begreiflichen Angst vor allen scharfen Instrumenten in der Hand seines Prinzipals nun plötzlich allein gehen konnte, entfloh eiligst durch eine Seitenthür; wir Alle sprangen vor den Herrn Stieglitz, um ihn nöthigenfalls mit Gewalt zu halten, da wir fürchteten, er werde dem Verwundeten nacheilen. Doch ruhig, fast groß blickte er einen Augenblick auf die Thür, durch welche der Herr Specht verschwunden, und sagte: „er fliehe, sein Schicksal ereilt ihn doch, mir komme er aber nie mehr vor's Angesicht.“ Er reichte mir die Waffe, die er in der Hand trug. Nimm dies Schwert, mein Page,“ sprach er, „folge mir in mein Gezelt.“ Darauf wandte er sich um und ging nach seinem Zimmer, den Doktor hatte er bei der Hand gefaßt und zog ihn mit sich, ich folgte der Prinzipalin, den Säbel in der Hand, die mit gefalteten Händen und wankendem Schritt hinter ihnen drein ging.

In seinem Zimmer angekommen, war der unglückliche Mann still und folgsam. Der Doktor brachte ihn zu Bett, ließ ihm zur Ader, verordnete ihm Umschläge und erklärte, die Nacht bei dem Kranken bleiben zu wollen. Madame Stieglitz kannte ich nicht wieder, sie hatte sich im Vorzimmer auf einen Lehnstuhl niedergelassen und saß da regungslos und nachdenkend, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Bald entschlief der Kranke und auf einen Wink des Doktors ging ich auf mein Zimmer.

Den andern Tag durfte Niemand zu dem Prinzipal und selbst

der Kreis-Physikus, der von dem Apotheker etwas von dem Unfalle gehört hatte, wurde nicht vorgelassen und nur von der Prinzipalin empfangen, welche ihm sagte, gestern Abend sei der Herr Stieglitz von einem Schlaganfalle getroffen worden und da ihn zufälligerweise ein junger Arzt, der sich seit Kurzem hier niedergelassen, nach Hause begleitet, so wolle er Niemand anders, als diesen um sich sehen. „Sie kennen ja," setzte die Frau hinzu, „die sonderbare Gemüthsstimmung meines Mannes und wissen wohl, daß da nichts zu machen ist."

Der Kreis-Physikus ein alter aber gutmüthiger Mann, kinderlos und sehr reich, der die besten Häuser der Stadt nur noch so aus alter Gewohnheit beibehielt, und weil er, als starker Schnupfer, in fast jedem derselben eine große Schnupftabacksdose stehen hatte, auch bei einer schwachen Gesundheit des Nachts kaum zu bewegen war, seine Patienten zu besuchen, hielt sich deßhalb mehrere junge Aerzte zur Aushülfe und war aus diesen Ursachen auch über den neuen Eindringling im Stieglitz'schen Hause nicht ungehalten. Der Verwundung des Buchhalters wurde gar nicht erwähnt, und nachdem sich der Kreis-Physikus eine halbe Stunde mit der Prinzipalin unterhalten, die aber seinen lustigen Geschichten nur ein halbes Ohr lieh, entfernte er sich wieder.

Nicht so leicht abzuweisen war der Pfarrer Sproßer, welcher seinen geistlichen Beistand mit aller Gewalt auf- und mit salbungsvollen Worten in das Krankenzimmer eindrang. — „Ist auch unser Wort," sagte er mit siegreichem Lächeln zur Madame Stieglitz, „bitter für manche Herzen und will nicht eindringen in manches Ohr, so ist es doch für die Seele gesund und stärkend, und muß dem Kranken wie oftmals eine widerwärtige Arznei mit Gewalt eingeflößt werden; namentlich ist mein theurer Freund, der verehrte Chef dieses Hauses," setzte er listig hinzu, „schon längere Zeit kränker an der Seele, als er es an seinem Leibe je werden kann." Die Prinzipalin zuckte die Achseln und ließ ihn sein Heil versuchen.

Es dauerte aber nicht lange, so kam der Geistliche wieder zurück, etwas blaß und verstörten Angesichtes. Der Doktor Burbus war gerade bei der Prinzipalin. „Ich muß," sagte Sproßer sonderbar lächelnd, „eine günstigere Zeit abwarten, dann aber mit aller Kraft dahintergehen, eine Seele, die kräftiglichst gefaßt ist von den Krallen des Bösen, vom ewigen Verderben zu erretten. O Frau," setzte er mit erhobenem Blick hinzu, „ich habe gotteslästerliche Reden gehört und wäre fast ein Opfer meines Berufs geworden; die Hand des Bösen regierte den Kranken und eine silberne Gabel, mit welcher derselbe eingemachte Früchte verspeiste, warf er nach meinem Haupte. Doch der Schirm des hohen Gottes, der beisteht den Gerechten, lenkte sie von mir ab. Laßt uns beten, meine Freunde."

Ein Lächeln zuckte über das Gesicht des Doktors, um aber gleich darauf dem grimmigsten Ernst Platz zu machen. „Man hat Ihnen, Hochverehrtester, bemerkt," sagte er, „daß der kranke Mann heute nicht zu sprechen ist, und wenn man zu Jemand eindringt, der gestern beinahe einem heftigen Schlaganfall unterlag, so muß man sich nicht wundern, wenn die aufgeregten Nerven dem unwillkommenen Besucher nicht gerade angenehme Dinge sagen; der Herr Stieglitz selbst hat befohlen, Niemand vor ihn zu lassen."

Erstaunt sah der Prediger auf den Sprecher und wandte seinen Blick auf die Prinzipalin, diese zuckte abermals die Achseln.

„Ich bin der Arzt," sagte Doktor Burbus, „und muß bitten, daß Niemand mehr zu dem Kranken gelassen werde, bis ich es erlaube."

Herr Sproßer faltete die Hände und sprach mit bitterem Tone: „ei, Madame Stieglitz, in Ihrem Hause macht sich ein sonderbarer Geist bemerksam — in diesem Hause, das bis jetzt der Sitz der holdseligsten Frömmigkeit war! — — Wie ich höre," setzte er lauernd hinzu, „liegt auch mein theurer, gottgefälliger Freund, der Herr Specht, an einer sonderbaren Verwundung darnieder."

„Allerdings," versetzte der Doktor, „Verwundung, ja — sonder-

bar, nein; doch darf derselbe Besuche annehmen und sich der Gegenwart Euer Hochwürden so lange erfreuen, als es ihm beliebt." Damit öffnete er die Thüre und da die Prinzipalin, deren Geist sehr beschäftigt war, in ihrer Sophaecke sitzen blieb und den Geistlichen mit keinem Worte aufzuhalten versuchte, schoß derselbe mit einem Giftblick zur Thür hinaus und schritt nach dem Gemach des Buchhalters.

Indessen ging im Laden und Geschäfte sowie in der Wiegkammer alles seinen gewohnten Gang fort, obgleich das Factotum des Hauses, der Herr Specht, außer Thätigkeit war. Ich gab mir alle Mühe und war ungeheuer fleißig; bis spät in die Nacht hinein saß ich über den Büchern, trug ein, correspondirte, machte im Auftrag der Prinzipalin Bestellungen und hatte das ganze Geschäft in der Hand. Der kranke Prinzipal hatte mir sogar den Schlüssel zu der Schublade eingehändigt, in welcher sich sein Buch, sein Harem befand, und welches er mir dringend auf die Seele band. Auch mußte ich ihm alle paar Tage Vorträge darüber erstatten und sah ihn auf diese Weise hie und da.

Sein Anfall von jenem Abend, jener eigentlich unbedeutende Rückfall des Wahnsinns, an dem er früher gelitten, war durch die Kunst des Doktor Burbus niedergehalten worden, doch konnten die Spuren desselben nicht mehr ganz verwischt werden. Sein Gesicht war und blieb dicht umflort, und wenn auch selten heftige Auftritte vorkamen, so waren doch die lichten Stunden, die er oft hatte, beständig schattirt mit einer tiefen Schwermuth oder mit einem verwirrten Andenken an seinen Aufenthalt im Morgenlande. Alsdann war ich sein Page und mußte ihm häufig ein Kapitel aus dem Koran vorlesen, der Doktor sein Leibarzt, Ibrahim Efendi, und zum großen Entsetzen der Prinzipalin, die sich allmählig wieder gefaßt hatte, verlangte er die Damen seines Harems zu sehen.

Ibrahim Efendi, welcher einen Theil des Tages um den Kranken sein mußte, war klug und taktvoll genug, um schon den ersten Tag

nach dem traurigen Ereignisse den Kreis-Physikus aufzusuchen, ihm über den Zustand des Kranken genau zu referiren und dem alten Manne zu schmeicheln, indem er seinen Rath verlangte. Der Alte, ein jovialer Mann, gewann den offenherzigen und geschickten jungen Arzt bald außerordentlich lieb, und da ihm ein guter Operateur abging, so benutzte er ihn bald zu den schwierigsten Geschäften und verhalf ihm um so lieber zu einer guten Kundschaft, als der Pfarrer Sproßer, den er mit seiner ganzen frommen Richtung bis in den Tod haßte, alles anwandte, um dem Doktor Burbus das Zutrauen der Leute zu entziehen.

Der Buchhalter aber genas schnell von seiner Wunde und es trieb ihn um so schneller von dem Krankenzimmer in's Geschäft zurück, als er wohl bemerkte, wie ich von Tag zu Tag mehr in der Gunst der Prinzipalin stieg und wie es mir nicht schwer wurde, die Geschäfte des Hauses auch ohne ihn zu führen. — —

Der Prinzipal dagegen ging langsam dem Grabe zu und seine Krankheit, eine schnell fortschreitende Auszehrung, erlaubte ihm nicht mehr, sein Zimmer zu verlassen, der Name des Buchhalters durfte nie vor ihm genannt werden und auch er sprach ihn nur noch ein einziges Mal aus, das war nämlich an seinem letzten Lebenstage, wo er mit klarem Geiste eine lange Unterredung mit seiner Frau hatte. Dabei bat er, sie möge ihm nicht nachtragen das Unrecht, das er ihr zugefügt, und ihm verzeihen den Kummer, den er ihr während seines Lebens oft gemacht, dagegen warnte er sie vor dem Buchhalter und starb mit der Versicherung, derselbe sei ein schlechter und heuchlerischer Mensch! — — — —

In dem Geschäfte änderte sein Tod vor der Hand nichts, wenigstens nichts, das mir zum Vortheil gereicht wäre, wohl aber zum Nachtheil. Die Prinzipalin zog sich mehr und mehr zurück und überließ dem Buchhalter, von dessen Redlichkeit und Frömmigkeit sie überzeugt war, alle Anordnungen. Ich wurde auf ein paar unbedeutende Bücher und in die Wiegkammer beschränkt. Der

Pfarrer Sproßer kam mehr, als je in's Haus, und ich dagegen — den die Prinzipalin schon seit längerer Zeit mit „Sie" anredete, auch hatte sie mir ein kleines Salair ausgesetzt, von dem ich meine nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten konnte — besuchte jetzt mit ihrer Erlaubniß fast jeden Abend das Haus meines Vetters. Daß ich den Doktor Burbus dort eingeführt, und daß er bald Freund des Hauses und Hausarzt war, kann man sich leicht denken; das Stieglitz'sche Haus dagegen hatte er verloren, denn nach dem Tode des Prinzipals sandte ihm der Buchhalter Herr Specht im Namen der Prinzipalin ein bedeutendes Honorar und bemerkte ihm dazu, man würde sich erlauben, es ihn wissen zu lassen, sobald man seiner Kunst wieder bedürfe. Der Kreis-Physikus schnupfte bei dieser Nachricht eine halbe Dose leer und schwur zornig, er wolle gehenkt werden, wenn auch er je wieder in dies Pietistenhaus ginge.

XXXIV.

Auf der Wiegkammer.

Die Wiegkammer ist für die Fabrikation, was das Comptoir für das Handlungshaus ist; die Seele des Geschäfts, in der alle Lebensfäden zusammenlaufen. Um vom Urstoff anzufangen, so wird die rohe Seide, welche durch einen Mäkler von den großen Seidehändlern erkauft ist, alsbald in das Magazin gebracht; die Bücher hierüber sind auf der Wiegkammer, wo sich auch Muster von allen vorräthigen rohen Seiden befinden. Von der Wiegkammer erhält der Färber die Stoffe zugleich mit den Farbenmustern und dorthin wird die gefertigte Seide wieder eingeliefert. Der Name „Wiegkammer" zeigt schon an, daß hier alles genau abgewogen wird;

es ist auch mit der Seide nicht anders möglich. Der Kettenscheerer, das ist der Mann, welcher zum Stoff die Kette zurichtet, erhält sein Quantum zugezogen und muß die fertige Kette nach Abzug des angenommenen Verlustes in derselben Schwere abliefern; die Einschlag-Seide wird nach Gewicht von der Wiegkammer zum Spulen gegeben und kommt dorthin zurück.

Dies Gemach hat nun ein recht freundliches Aussehen, an den Wänden befinden sich große Realen, in welchen die gespulte Seide auf zierlichen Röllchen gehaspelt zu tausenden aufgestellt ist; da glänzen alle möglichen Farben durcheinander und wieder von diesen Farben stehen die feinsten Schattirungen von der hellsten bis zur dunkelsten schön geordnet nebeneinander. Ich glaube nicht, daß ein Maler so feine Nüancen beobachten muß, wie der Seidenfabrikant. Hier ist z. B. schwarz nur ein sehr allgemeiner Ausdruck, und es gibt vielleicht einige Dutzend Schwarz, blauschwarz, rothschwarz und wie sie alle heißen mögen. Ebenso ist der Unterschied in Weiß sehr groß und nach den verschiedenen Zwecken, wozu die Stoffe bestimmt sind, ist das Weiß ganz weiß, oder mehr gelblich, mehr bläulich, mehr röthlich u. s. w.

Auch die geschorenen Ketten liegen, auf Rollen von schönem harten Holz gewickelt, neben einander und mit sauber geschriebenen Etiquetten versehen, worauf zu lesen ist, von wem die Seide gekauft wurde, wie viel sie in der Station verloren, wer sie gefärbt und geschoren. Ebenso ist hier viel rohe Seide zu sehen, nach ihren verschiedenen Gattungen geordnet, denn rohe Seide ist nicht blos rohe Seide, sondern hier gibt es auch viele Racen, wenn ich mich so ausdrücken darf, von der groben Filetseide an bis hinauf zum feinsten Turiner Organzin. Nicht nur jedes Land, jede Stadt liefert verschiedene Seide, sondern auch ein einzelner Coco von der äußern grauen Umhüllung an bis zum innersten Gewebe, das wie ein battistenes Schlafhemd die eingesponnene Raupe umgibt.

Daß ein Comptoirtisch und mächtige Bücher in der Wiegkam-

mer nicht fehlen, ist natürlich, eben so wenig mächtige Folianten, in welchen Tausende von Mustern eingeklebt sind; in der Mitte des Zimmers steht ein langer Tisch mit einer schönen messingenen Wage, fein gearbeitet, denn sie muß das kleinste Gewicht richtig angeben, und dieselbe ist blank und sauber geputzt. Jeder Fabrikant, der nur einigermaßen auf Ordnung und Sauberkeit sieht, setzt seinen Stolz darein, daß dieses Gemach hell und freundlich und schön geordnet aussieht, und meistens hat der Herr des Geschäfts selbst oder bei großen Fabrikanten ein vertrauter Geschäftsführer seinen Sitz auf der Wiegkammer. Hier sind die schärfsten Augen versammelt und die genauesten, ja unbarmherzigsten Commis prüfen die Waaren, welche der Weber einbringt. Große Strenge ist nothwendig, denn bei der Seidenweberei ist die kleinste Nachlässigkeit im Stande, ein ganzes Stück zu verderben. Diese Strenge nun war namentlich in früheren Zeiten und bei manchen Fabrikanten, die bei dem armen Arbeiter einen Fehler und ein Unglück nicht als möglich zugaben, und sich nur selbst für unfehlbar hielten, oft über alle Maßen hinausgetrieben, und dadurch wurde selbst dem geschickten, sauberen und fleißigen Weber dieser Ort oft zur Qual und Verzweiflung. Da wurde ein kleiner Fehler in der Kette, der einen falschen Punkt vielleicht von der Größe eines Nadelknopfes hervorbrachte, ein unbedeutender Irrthum im Dessin oder Verlust einiger Loth an Seide, der sich bei dem Abwiegen des Stücks herausstellte, auf's fürchterlichste mit großen Abzügen geahndet; dann herrschte noch, namentlich in kleineren Landstädten, der fluchwürdige und schändliche Gebrauch, daß der arme Weber genöthigt war, für einen Theil seines sauer verdienten Lohnes Lebensbedürfnisse, als: Kaffee, Zucker, Seife, Oel, von dem Fabrikanten statt baares Geld anzunehmen, zu welchem Zweck sich neben der Wiegkammer eine Art Spezereiladen befand. Die erste Einführung dieses Gebrauchs mag vielleicht in einer guten Absicht geschehen sein, und der Fabrikant, welcher väterlich für seine Arbeiter sorgte, mag hiedurch seinen Leuten gute und billige Lebens-

mittel haben verschaffen wollen, doch artete das sehr aus, ist aber jetzt glücklicherweise fast gänzlich wieder verschwunden; ein rechter Fabrikant gab sich auch nie mit diesem Geschäfte ab.

Es ist Morgens acht Uhr, die Wiegkammer wird geöffnet und vor der Thüre haben sich schon eine Menge Weber versammelt, die abgefertigt sein wollen. Einige wohnen in der Stadt, andere auf dem Lande und diese machten schon in der Frühe einen Marsch von einigen Stunden, um zur rechten Zeit da zu sein. Der Prinzipal des Hauses — ich spreche nicht von dem unsrigen — eine kleine, dicke Gestalt mit rothem Gesicht, eine Brille auf der Nase, kam eben von seinen Zimmern und die Art, mit der er brummend guten Morgen sagt, und die Heftigkeit, mit welcher er sein Buch aufschlägt, zeigt den Commis und Lehrlingen an, daß der Chef äußerst schlechter Laune ist und man sich sehr zusammenzunehmen habe. Er schlägt einige Pagina nach, schielt aber während dessen nach seinen Leuten und das erste Ungewitter bricht los. „Herr Block," sagt er zu einem der Lehrlinge, „sind Sie nicht im Stande, Ihre ewige Lust zu Kindereien zu bändigen, oder glauben Sie, es gehöre zum Geschäft, die Wage ewig auf- und abtanzen zu lassen? nehmen Sie sich zusammen, Herr! Und Sie, Herr Braun, lassen Sie die Leute hereintreten." Der Herr Braun ist ein alter Commis, viel älter als der Prinzipal, mit einem langen dürren Gesicht, einer röthlichen Haartour, einer Habichtsnase und mit Augen wie ein Falke, ein wahres Vogelgesicht, denn er hat gar kein Kinn und wenn er ißt, glaubt man, er schiebe die Speisen in die Nasenlöcher. Bei der Anrede des Prinzipals fährt er erschrocken zusammen, denn er hat höchst verbotener Weise eine Prise genommen.

Der Herr Block öffnet die Thür und der erste Weber tritt ein, dieser hat blos einen Einschlag zu verlangen, der Herr Braun schlägt das Conto auf und sagt mit erschrecklicher Fistelstimme: „es ist dem Meister zu wenig mitgegeben worden, der Herr Block hat die Seide eingeschrieben."

„Wieder der Herr Block,“ entgegnete der Prinzipal, „ist denn mit Ihnen gar nichts anzufangen? — doch hätte ein alter Meister, wie Er,“ wandte er sich an den Weber, „auch eigentlich schon wissen können, was er braucht.“ Dieser erhielt seine Seide und trat in das Nebenzimmer, wo ein solcher Laden eingerichtet war, von dem wir vorhin sprachen.

Diesem Filialgeschäft stand die Schwester des Prinzipals vor, und Fräulein Pfeffer, so hieß dieselbe, verdiente sich hier im Schweiße ihres Angesichts und dem der Weber ein kleines Nadelgeld. Von diesem Laden ging eine Blechröhre, eine Art langes Sprachrohr bis zum Pult des Prinzipals, und kaum war der Weber drüben eingetreten, so schallte die Stimme der Fräulein Pfeffer, welche ihren Bruder fragte, wie viel der Mann noch zu bekommen habe.

„Sobald er abliefert,“ war die Antwort, „noch circa fünf Thaler.“ — „Wovon er mir,“ schallte es zurück, „schon drei Thaler schuldig ist; „kann ihm nichts mehr geben.“ Gleich darauf kam der Weber traurigen Angesichtes zurück, und es war zu bemerken, wie er das Seidenpaket, das er in der Hand trug, fest umklammerte. „Herr Pfeffer,“ sagte der Mann, „es ist allerdings wahr, daß ich schon für drei Thaler Waaren bekommen habe, aber ich habe weiß Gott nicht mehr geholt, als ich nothdürftig brauchte.“

Der Prinzipal zuckte die Achsel und versetzte kalt: „liefere Er ab.“

„Aber, Herr Pfeffer,“ entgegnete schüchtern der Arbeiter, „ich muß doch leben; damals wollt' ich ja nur für einen Thaler kaufen, aber man drang mir Waaren für drei Thaler auf.“

Der Prinzipal fuhr in die Höhe, „was sagt' Er, wer drang auf? sieh' einer an.“

„Nun ja,“ antwortete der Weber, „ich nahm freilich für drei Thaler, aber heute brauch' ich wieder Oel und Mehl, und Sie können sich denken, daß ich jetzt in einem anderen Spezereiladen auch keinen Credit bekomme.“

„Kann nichts dafür,“ entgegnete der Prinzipal, „liefere Er ab und Er kann wieder Waaren bekommen.“

„Auch mein Geld?“ fragte der Weber gereizt.

„Zwei Drittel Waaren, ein Drittel Geld, wie es bei mir der Brauch ist,“ sagte kalt der Herr Pfeffer. Der Weber verließ das Zimmer.

Es trat ein anderer ein, ein kleiner, gut aussehender Mann, aber mit tief bekümmertem Gesicht; er hat ein großes Stück Seide abzuliefern, und der Prinzipal, der ihn freundlicher als den ersten begrüßte, trat an den Tisch, um es mit Herrn Braun durchzumustern. „Schon fertig?“ kreischte dieser, „Ihr seid sehr fleißig, Meister Haase.“

„Habe mehrere Nächte durchgearbeitet,“ antwortete seufzend der Weber, „mein Weib wird immer kränker, und da muß ich des Nachts wachen und webe unterdessen.“

„Das ist mir nicht lieb,“ sagte der Prinzipal, der, unterstützt von den scharfen Augen des Herrn Braun, Elle um Elle mit der größten Genauigkeit durchsah, „das ist mir gar nicht lieb, Meister Haase, das schadet der Waare; sieht Er, hier fangen die Nachtwachen an;“ dabei bezeichnete er eine Stelle des Stoffs, wo der Herr Braun ein kleines Knötchen entdeckt hatte. „Ja, ja, hier fangen die Nachtwachen an,“ wiederholte er, „das ist schlechte Arbeit, und da wieder ein Knoten.“

„Schlechte Arbeit,“ sagte der Weber, „habe ich noch nie gemacht.“

„Sehen Sie da,“ fistelte der Herr Braun, „da ist ein Oelflecken, um Gotteswillen, ein Oelflecken!“

„Wahrhaftig ein Oelflecken!“ bekräftigte der Prinzipal; „da müssen wir bedeutende Abzüge machen.“

„Abzüge, Herr Pfeffer?“ sagte ernst der Weber, „das kann Ihr Ernst nicht sein; haben Sie mir je einen Fehler nachweisen können? ich habe den Flecken auch gesehen, aber er läßt sich ja ganz gut

herausbringen; o, dieser Flecken, Herr Pfeffer, ist vorgestern Nacht in das Stück gekommen, das war für mich eine schreckliche Nacht! die Frau im Bett, ich denke, sie stirbt jeden Augenblick, und ich mußte beständig vom Webstuhl zu ihr hinlaufen, die Arbeit stehen lassen und der kranken Frau bald zu trinken geben, bald sie zurechtlegen."

„Diese Unterbrechungen sieht man wohl an der Arbeit," bemerkte kalt der Prinzipal.

„Auch," fuhr der Weber ruhig fort, „auch mein kleines Kind ist krank, es konnte nicht schlafen und warf die Lampe vom Webstuhl um, daher kommt der Flecken, wofür Sie wohl diesmal Nachsicht haben können, ich brauche mein Geld so nothwendig."

„Thut mir leid," sagte der Prinzipal und ging an sein Buch zurück; „notiren Sie die nothwendigen Abzüge, Herr Braun. Der Meister Haase bekommt acht Thaler sechs Groschen, davon — was macht der Abzug? — also davon zwei Thaler sechs Groschen Abzug für schlechte Arbeit, bleibt sechs Thaler. Zwei Drittel hievon werden dem Meister auf Waaren-Conto gutgeschrieben, bekommt Er baares Geld zwei Thaler."

Bei dieser Abrechnung zuckte ein wilder Schmerz über das Gesicht des Webers und sein sonst gutmüthiges Gesicht wurde ernst, ja drohend. „Herr Pfeffer," sagte er, „Sie wollen also keine Barmherzigkeit mit mir haben, und wollen mir, der Ihnen schon seit langer Zeit untadelhafte Waare geliefert, einen Abzug wegen eines Fehlers machen, der, ich sage es offen, unbedeutend ist, und den zu verhüten, weiß Gott, nicht in meiner Macht lag; nun gut, ziehen Sie mir zwei Thaler sechs Groschen ab, ich will nicht vor das Fabrikgericht gehen, aber zahlen Sie mir sechs Thaler baares Geld, weiß Gott, ich kann keine Ihrer Waaren gebrauchen," hier seufzte der Mann, „denn die Waaren, welche ich um dieses Geld für meine Kranken kaufen muß, haben Sie ja doch nicht."

Der Prinzipal hob seine Brille auf und sprach kalt: „was aus-

gemacht ist, bleibt ausgemacht, zwei Drittel Waaren, ein Drittel baares Geld; hier sind zwei Thaler, ein so fleißiger Mann, wie Sie, wird den kleinen Verlust bald wieder eingebracht haben. Herr Braun, notiren Sie für den Meister Haase die Rosakette dort, und Sie, Herr Block, geben Sie weißen Einschlag dazu, Nummer 4."

Der Weber kämpfte während dieser Zeit mit sich selbst, doch trat er nach einer Pause ruhig vor den Prinzipal und sagte: „bemühen Sie sich nicht mit der Rosakette, Herr Pfeffer, schließen Sie mein Conto und zahlen Sie mir meine sechs Thaler, ich arbeite nicht mehr für Sie."

Erstaunt blickte der Prinzipal auf und Herr Braun wollte einige begütigende Worte sagen.

„Sparen Sie Ihre Rede," versetzte der Meister Haase, „so behandelt man keinen Menschen, es wird schon noch die Zeit kommen, daß überhaupt kein ordentlicher Weber mehr in Ihre Wiegkammer kommt."

Der Prinzipal kämpfte einen Augenblick mit sich selber, ob er seinen besten Arbeiter wegen dieser Kleinigkeit solle ziehen lassen, doch zischelte es in diesem Augenblick aus dem Sprachrohre an sein Ohr und Fräulein Pfeffer sprach die Worte: „laß den Kerl laufen, er bekommt so viel mehr bezahlt, als jeder andere, und hat an meinen Waaren immer etwas auszusetzen, hat neulich sogar gesagt, ich habe zu leicht gewogen und mein Zucker sei naß, der Schlingel." Dies entschied. Von seinen sechs Thalern mußte der Weber die Hälfte stehen lassen, bis er die hölzernen Spulen, die dem Fabrikherrn gehörten und die vielleicht einen Werth von zehn Silbergroschen hatten, abliefern würde, alsdann verließ er mit einem unterdrückten Fluch das Zimmer.

Solche Scenen folgten eine der andern. Herr Braun spürte an den Seidenzeugen umher und seinem Blick entging nicht das Geringste. Die Zunge der Wage mußte mit einer Schärfe einspielen, die unglaublich war, Abzüge wegen fehlender Seide oder

wegen kleinen und großen Fehlern wurden unzählige gemacht, und je größer die Liste derselben wurde, je eifriger rieb sich der Prinzipal die Hände. In dem Sprachrohr zischelte es hin und her, und auch Fräulein Pfeffer machte glänzende Geschäfte. Dieselbe, über die Blüthenjahre längst hinaus, war lang und hager, äußerlich ein vollkommener Gegensatz ihres Bruders, im Innern aber harmonirte das Geschwisterpaar auf's Vollkommenste. Hatte man auf der Wiegkammer dem armen Weber abgezogen, was nur möglich war, so schraubte ihn Fräulein Pfeffer auf's Allerentsetzlichste, indem sie ihm für das Guthaben auf den Waaren-Conto schlechten Zucker und noch schlechteren Kaffee gab, oder den armen Leuten Sachen aufdrängte, die sie oftmals gar nicht brauchen konnten.

Diese würdige Dame trug ein altes, verschossenes, hochgelbes Seidenkleid und hatte auf zwei mächtigen falschen Locken eine große Blondenhaube mit verknitterten Blumen; dabei war es komisch anzusehen, als sie in diesem prachtvollen Anzuge Kaffee und Zucker wog und Butter und Seife auf blaues schmutziges Papier strich.

In der Wiegkammer klapperten die Spulen, klirrte die Wage, fistelte der Herr Braun und dazwischen rumorte der Herr Block mehr, als nothwendig schien, und der Prinzipal annoncirte seiner Schwester die unglücklichen Schlachtopfer, welche aus dem Regen in die Traufe kamen.

„Die Frau Müller," schallt es in den Laden herüber, „hat gut drei Thaler," und so angekündigt, erschien die Weberfrau vor der Fräulein Pfeffer. „Nehme Sie sich einen Stuhl," sagt dieselbe herablassend und kritzelt in ihr Buch. „Sie hat zwei Thaler gut geschrieben, was wünscht Sie, liebe Frau?"

Die Frau Müller zieht ein Papier heraus und legt es auf den Tisch; da sind verzeichnet: Kaffee und Zucker, Salz und Pfeffer, Baumöl und Brennöl, wollener Stoff zu einem Unterrock, wollenes Garn zu Strümpfen für den Mann und baumwollenes Zeug zu

Hemden für die Kinder. Das Ganze macht einen Thaler und vierundzwanzig Silbergroschen.

„Was legen wir hinzu für die sechs Silbergroschen, die noch fehlen?" sagt Fräulein Pfeffer; „ißt Sie gerne Stockfisch, ein sehr gesundes Essen, und weiß Sie was, thue Sie Ihrem Manne etwas zu gut und nehme ein Pfund Tabak zu zwei Silbergroschen."

„Aber mein Mann raucht nicht," sagt die Frau; „den Stockfisch würde ich schon nehmen."

„Stockfisch macht zwei Silbergroschen," entgegnete die Schwester des Prinzipals, „dazu legen wir zwei Ellen Band, um Ihre Sonntagshaube aufzuputzen, macht fünf Silbergroschen, und" setzt sie mit einem Lächeln hinzu, das gutmüthig aussehen soll, „wenn man so weit gegangen ist, kann man schon ein Schnäpschen trinken und eine Brezel essen, macht zusammen sechs Silbergroschen. Ein Thaler vierundzwanzig und sechs macht zwei Thaler." Wie der Blitz sind die zwei Ellen verschossenes, für die Frau ganz unbrauchbares Band abgeschnitten, der Kümmel, der sich in einer Flasche befindet, welche so voll mit Fliegen ist, als habe man einen Fliegen-Liqueur zubereiten wollen, ist eingeschenkt, eine harte Brezel daneben gelegt und die arme Frau muß es hinnehmen. Der Schnaps verderbt ihr den Magen und, zu Hause angekommen, duldet sie sehr von einer unglücklichen Familienscene, denn der Meister Müller kann bei seiner sitzenden Lebensweise keinen Stockfisch vertragen und tobt mit vollem Recht, als er die zwei Ellen Band bemerkt, die höchst unnöthig sind und drei Silbergroschen gekostet haben.

Wie aber oft schon hier in der Welt Vergeltung für Gutes und Böses den betreffenden Thaten auf dem Fuße folgt, werden wir zu unserer besonderen Genugthuung auf der Wiegkammer des Herrn Pfeffer zu sehen Gelegenheit haben. Herr Block flüsterte dem Herrn Braun einige Worte zu und dieser meldete dem Prinzipal, der Färber Brand sei draußen. „Was will der Kerl?" fragt der Prinzipal, „ich habe nichts mit ihm zu schaffen."

„Aber ich mit Ihnen,“ sagt eine tiefe Stimme, und ohne die Erlaubniß abzuwarten, tritt der Angemeldete in's Gemach. Der Meister Brand ist eine große, kräftige Gestalt, nichts als Muskeln und Sehnen, welche ein außerordentlich starkes und kräftiges Knochengebäude zusammenhalten, eine Gestalt, wie sie sich für einen Färbermeister paßt. Das Gesicht hat einen braunen Anstrich, die Merkmale der frischen Luft und des Wassers, in welch' beiden Elementen sich der Meister den Tag über bewegt, doch zeigt die Nase eine verdächtige Röthe, welche deutlich beweist, daß der Färber das letztere Element nur äußerlich, und daß er zur innern Erwärmung und Auffrischung andere Mittel anwendet. Seine Hände, die unverhältnißmäßig groß und lang sind, spielen in verschiedenen Farben, doch ist violett und schwarz vorherrschend. Er hat bei seinem Eintreten die Mütze mit sichtlichem Widerstreben abgenommen und drückt sie in der Hand zusammen.

„Was will Er?“ fährt ihn der Prinzipal an; „wir sind geschiedene Leute, gehe Er mir aus den Augen, denn mir läuft die Galle über, wenn ich an die schöne Partie Schwarz denke, die Er, Meister Brand, durch Seinen ewigen Brand mir verbrannt.“ Es zuckt bei diesen Worten eine kaum merkliche Heiterkeit über einen gelungenen Witz über das Gesicht des Prinzipals und der Herr Block und der Herr Braun lachen pflichtschuldigst.

Der Färber schien aber nicht geneigt, diesen Spaß so ruhig hinzunehmen, obgleich er ebenfalls ein klein wenig lachte. „Das sind,“ sagt er mit seiner tiefen rauhen Stimme, „abgemachte Sachen und davon spricht man nicht weiter, die Seide war verbrannt, so haben Sie nämlich vor dem Fabrikgericht ausgesagt, obgleich der Meister Steffens eine Waare davon geliefert hat, eine Waare, nun die nicht schlechter ist, als Ihre übrigen. Dabei haben Sie aber vergessen, daß ich den Auftrag hatte, die Waare schwerer zu färben, als es eigentlich möglich war, weßhalb die Seide verderben mußte, was ich Ihnen auch im Voraus gesagt.“

„Und was wollt Ihr eigentlich?" entgegnete Herr Pfeffer, „wir sind im Reinen, das Gericht hat Euch den Abzug für die verbrannte Seide zuerkannt, Ihr habt ihn bezahlt und damit Punktum."

„Noch lange nicht Punktum," versetzte der Färber ruhig, „es hat sich in der Abrechnung ein kleiner Fehler ergeben, das haben mein Advokat und ich herausgebracht und hier ist der Nachweis darüber. Er legte ein Papier auf den Comptoirtisch und der Chef des Hauses, während er es entfaltete, sagte gereizt: „das ist unmöglich, ich irre mich nie."

„Zu Ihrem Nachtheil, ganz richtig, das kommt wohl selten vor, aber zum Nachtheil der armen Leute, die für Sie arbeiten, zuweilen."

„Was, Ihr wollt mir auf meiner Wiegkammer Injurien sagen?" entgegnete der Prinzipal, „Herr Block, Herr Braun, Sie sind Zeugen."

„Ja," entgegnete der Färber lachend, „dies Papier zeugt auch und wenn es Ihnen lieber ist, so kann ich es auch beim Fabrikgericht vorzeigen."

Der Herr Pfeffer hielt das Papier in zitternder Hand und las es heftig durch, der Zorn stieg ihm blau und roth in's Gesicht, dann sprang er an's Hauptbuch und jagte die Pagina herum, daß Staub und die eingelegten Blätter von feinem Papier in die Höhe wirbelten; dann rechnete er emsig, zerstieß ein paar Federn, notirte aus dem Buch und verglich die Zahlen alsdann mit der Abrechnung des Färbers, wurde ganz blaß, als er zum Endresultat kam und schnappte mühsam nach Athem. Der Färber hatte dieser Scene lächelnd zugesehen, einen Stuhl an den Tisch gezogen, und sich ruhig niedergesetzt.

„Wer hat," fragte jetzt der Chef des Hauses, und die Wuth erstickte fast seine Stimme, „wer hat jene Abrechnung für das Fabrikgeschäft ausgezogen? Herr Braun, ich will nicht hoffen?"

„Herr Prinzipal," entgegnete der dünne Mann schüchtern, „ich

war, wie Sie wissen, damals einige Tage unwohl und, wie ich glaube, hat der Herr Block — —"

„Der Herr Block also?"

Dieser junge Mensch hatte dem Auftritt mit großer Seelenruhe zugesehen und entgegnete kaltblütig: „allerdings habe ich den Auszug gemacht und ihn dem Herrn Prinzipal zur Unterschrift vorgelegt, doch stand ja ausdrücklich darunter: Irrthum vorbehalten."

„Herr Block also," sagte der Prinzipal majestätisch und groß und schlug das Hauptbuch zu, daß es krachte, Herr Block, Sie sind aus meinen Diensten entlassen, gehen Sie nach Haus, ich werde mit Ihrem Vater über Sie sprechen."

Herr Block sah den Prinzipal einige Augenblicke ruhig an und es schien, als habe der Abschied keinen großen Eindruck auf ihn gemacht. Lachend sagte ihm der Färber: „es thut mir leid, Herr Block, aber machen Sie sich nichts daraus, Sie finden überall eine solche Stelle, wie gesagt, machen Sie sich nichts daraus." Der Lehrling schien diesen guten Rath auch vollkommen zu befolgen, er nahm seine Mütze von der Wand, klopfte den Staub heraus, und sagte, indem er gegen den Prinzipal eine Verbeugung machte: „Adieu, Herr Pfeffer, der Papa hat mir gesagt, als ich hierher kam, das sei ein Glück für mich, ich bekäme einen wohlwollenden freundlichen Prinzipal, könne was Rechtes hier lernen, und das habe ich auch so geglaubt, aber: Irrthum vorbehalten. Guten Morgen, Herr Pfeffer!" Damit ging er zur Thür hinaus.

„Und meine Abrechnung," sagte der Färber, „nicht wahr, wir können auch rechnen? ich bekomme demnach noch sechs Thaler."

Der Chef würdigte ihn keiner Antwort, wollte aber vollkommen ruhig scheinen, doch als er die Kasse aufschloß, klirrten die Schlüssel bedeutend in seiner Hand und er zählte die sechs Thaler zitternd auf den Tisch.

Ein boshaftes Lächeln überflog die Züge des Färbers, indem er sagte: „ei, wo denken Sie hin, Herr Pfeffer, ich bekomme freilich

sechs Thaler, aber wie es immer in Ihrem werthen Hause der Brauch war, ein Drittel in Baarem, zwei Drittel in Waaren. Ich kann es wahrhaftig nicht unterlassen, der Fräulein Pfeffer einen Abschiedsbesuch zu machen."

Das war zu viel für den Prinzipal, er sprang von seinem Stuhl auf und wollte hitzig werden; aus dem Sprachrohr zischelte es: „laß mir diesen Kerl um Gotteswillen nicht in den Laden," und der Herr Pfeffer hatte darauf allerhand Entwürfe. Doch was war zu thun? als Fabrikherr auftreten in Würde und Hoheit, das machte keinen Eindruck auf den Färber, nach der Polizei schicken, das widerrieth die Fistelstimme des Herrn Braun, vor das Fabrikgericht gehen, war nicht thunlich, denn er hätte dort Unrecht bekommen und wäre von seinen Collegen ausgelacht worden, er hatte einmal den Contract mit seinen Arbeitern gemacht und was dem einen recht ist, ist dem andern billig. „Ich kann nichts thun," sagte er in die Sprachröhre, „gib dem Kerl, was er verlangt." Damit setzte er seine schwarze Sammtmütze auf und stürzte aus der Wiegkammer, indem er die Thür hinter sich zuwarf, ohne den Färber anzusehen.

Dieser schritt lachend in den Laden und hielt an der Thür Fräulein Pfeffer auf, die ebenfalls eben im Begriff war, zu entfliehen. „Ist das auch eine Art," sagte er, „wenn man sein Geld sauer verdient hat, daß man Umstände macht, einem die Waaren dafür zu geben?"

Was wollte die Ladensitzerin machen, es war die herbste Stunde ihres Lebens, aber sie mußte sich in Geduld fügen. Der Färbermeister theilte seine Einkäufe in sehr kleine Portionen, das Geschäft dauerte über eine halbe Stunde, auch bekritelte er die Waaren und wog die Sachen häufig selber nach, da ihm hie und da ein halbes Loth zu fehlen schien. Alsdann machte er seine Rechnung mit mehreren Gläsern Schnaps voll, zu welchem Zweck er aber den Fliegen-

liqueur verwarf, und dann ging er geistig erheitert und stolz über seinen Sieg von dannen.

Dieser Zustand war wohl schuld, daß er dem Herrn Braun in Gegenwart von ein paar Webern einige höchst unpassende Worte sagte und ihn ermahnte, doch ja zu bedenken, daß der Färber und der Weber eigentlich auch Menschen seien.

Herr Pfeffer kam an diesem Tage nicht mehr auf die Wiegkammer und Fräulein Pfeffer mußte sich heftiger Krämpfe halber zu Bett legen.

XXXV.

Veränderungen.

Auf unserer Wiegkammer kamen nun dergleichen Scenen nicht vor, denn Madame Stieglitz, die das Verderbliche jenes Systems, nach welchem der Arbeiter seinen sauer verdienten Lohn an Waaren empfangen sollte, wohl einsah, hatte sich ein für allemal dagegen ausgesprochen und es durfte nie eingeführt werden. Doch war auch hier nicht alles, wie es hätte sein können. Der Herr Specht, der das ganze Fabrikgeschäft leitete, nahm nur solche Weber an, die von der Gnade durchdrungen waren, oder die wenigstens durch Gebet und Gesang dahin strebten, derselben nahe zu kommen; auch hatte ich wohl bemerkt, daß der Buchhalter nebenbei noch ein kleines Geschäft betrieb, das darin bestand, daß er den dringenden Geld-Verlegenheiten der Weber durch kleine Vorschüsse abhalf, wofür die Leute schwere Zinsen erlegen mußten. Natürlich betrieb er dies Geschäft nicht unter eigener Firma, sondern er gab den Bedürftigen eine Anweisung auf einen christlichen Freund, mit welchem

er in Verbindung stand, alsdann behielt er die Leute in der Hand und machte ihnen an ihrem Wochenlohn so lange Abzüge, bis die Schuld an den christlichen Freund nebst Zinsen gedeckt war.

Seit jenem Abend, wo ich in der Betversammlung geistig verunglückt war, und nachdem der Buchhalter gesehen, daß ich mit keiner Silbe der Ereignisse jenes Abends gedacht, hatte er mich mit seinen Bekehrungs-Versuchen in Frieden gelassen. Mit Widerwillen dachte ich an das, was ich gesehen und erlebt, und dies, verbunden mit den sonnenklaren und herzlichen Worten meines trefflichen Freundes, des Doktor Burbus, zerriß den finsteren Schleier, welchen der Buchhalter über mein Herz und mein Gemüth geworfen, und welcher gedroht, mich langsam und verderblich zu umwickeln. Das einzige, was mir in der Erinnerung an jene Zeit schmerzlich und doch süß erschien, war das Andenken an meine Nichte Emma; die wilden Träume, die nächtlichen Schatten und grellen Bilder, die ihr Bild damals umgaben, war wie Herbstnebel vor der aufsteigenden Sonne, vor ihrem klaren Blick in die Tiefe hinabgesunken, aus der sie aufgestiegen, und rein verklärt stand das Bild des schönen Mädchens in meinem Innern.

Da ich dem Doktor nichts verschwieg, so machte ich ihn auch mit meinem Gefühle für meine Nichte bekannt, welches er Leidenschaft nannte, die sich vielleicht mit der Zeit zur Liebe abklären könnte. „Für jetzt aber, hochverehrter Kaufmann,“ sprach er in seiner derben und gesunden Manier, „für jetzt aber lassen Sie dergleichen Gedanken dahinten und schauen Sie vor sich auf den hohen steilen Berg, den Sie noch zu erklimmen haben, um einen Ort zu erreichen, wo Sie sich im Schatten einer arbeitsamen Vergangenheit Ihre Hütte bauen können.“ Der Doktor hatte gut reden, er hatte jene Höhe erreicht, und hatte sich seine Hütte erbaut, welche äußerst geschmackvoll und zierlich eingerichtet war. Diese Hütte bestand aus sechs Zimmern, in einer der besten Straßen der Stadt, und er bewohnte sie seit wenigen Tagen mit seiner Frau Sibylle, die jetzt

Frau Doktorin Burbus hieß. Man kann sich leicht denken, wie froh und glücklich unser Wiedersehen gewesen war; da wurden alle alte Erinnerungen aufgefrischt und nach stundenlangen Erzählungen und Fragen über die lebendigen Wesen der Mühle, nach vielen Grüßen von dem Vater und der Mutter, von Elsbeth, Franz und Caspar wurde der leblosen Gegenstände gedacht, die uns theuer waren, des rauschenden Mühlbachs, der kleinen Stube, die beständig zitterte, während ich schrieb, und des großen Bettes, in dem wir zusammen geschlafen; auch von der freundlichen Anne Lise wurde gesprochen; sie war ebenfalls verheirathet und der Kukuck hatte damals im Frühjahr den Beiden richtig prophezeit.

Meine Besuche theilte ich nun zwischen dem Hause des Doktors und dem meines Vetters, und Emma fand ich in Beiden, denn sie war eine vertraute Freündin der Doktorin geworden. Der Professor, der sich trotz der Ermahnungen des Doktor Burbus keine andere Bewegung machte, als die früher angegebene mit dem Zeigefinger und dem Zehen des rechten Fußes, fing schon seit einiger Zeit an zu kränkeln.

Obgleich Burbus alles Mögliche that, ihn wieder herzustellen, so war dennoch die Zeit gekommen, wo nach dem Ausdruck des Vetters der Tod als schwarze Linie das höchst unregelmäßige Dreieck schloß, aus dem jedes Menschen Leben besteht, und es der Ewigkeit überließ, den Gehalt, die wahre Größe desselben, der hier im Leben $= x$ galt, näher zu bestimmen.

Der Professor starb ruhig, wie er gelebt, aber nicht so ruhig sollte es nach seinem Tode bleiben in dem freundlichen Hause auf der kleinen Anhöhe.

Als wir nach der Beerdigung im Hause des Doktors waren und über den traurigen Fall sprachen, ein Fall, der, wie man sich leicht denken kann, mich so erschüttert hatte, als sei ich zum zweitenmal eine Waise geworden, da schüttelte der Doktor mit dem Kopfe und sagte: „der armen Emma stehen harte Tage bevor, ich fürchte

was der alte Herr zurückläßt, wird sich auf Null reduziren." Mir fielen dabei die Worte der Madame Stieglitz ein, und was sie damals sagte, als die Rede auf den Professor kam: „mir sollte es leid thun, wenn er genöthigt wäre, in seinen alten Tagen Haus und Garten zu verkaufen."

Wenn er es auch selbst nicht mehr erlebt hatte, von seinem lieblichen Besitzthum zu scheiden, so traf dies Schicksal dagegen um so härter seine Frau und Tochter. Nach seinem Tode wurden die Siegel angelegt, es fanden sich Schulden die Menge vor, aber kein Vermögen; Haus und Garten wurden verkauft und meiner armen Nichte blieb nichts übrig, als mit dem Wenigen, das sie gerettet, eine Schwester aufzusuchen, die in einem andern Theil des Landes wohnte. Dagegen konnte sich die Frau des Doktor Burbus nicht entschließen, von Emma zu scheiden, und nach einer langen Unterredung, die er mit der Mutter hatte, entschloß sie sich, ihr Kind für kurze Zeit zurückzulassen, doch sagte sie zu dem Doktor ernst und fest: „diese Anwesenheit in Ihrem Hause kann und soll nur als zeitweiliger Besuch gelten und Emma soll sich sobald wie möglich nach einer ehrenhaften Beschäftigung umsehen, die sie in den Stand setzt, für ihr Fortkommen zu sorgen."

So standen die Sachen, und mein Horizont schien sich wieder finster umziehen zu wollen; in unserm Hause herrschte ein düsteres, unerquickliches Leben, die Prinzipalin war durch den Pfarrer Sproßer und den Buchhalter Specht in die Mitte genommen worden, und diese beiden Herrn bemühten sich, das Herz der Prinzipalin, das, obgleich gut, menschlich dachte und fühlte, in ihrem Sinne mehr für die wahre Gnade empfänglich zu machen. Die gute alte Frau, welche früher ihr Morgen- und Abendgebet verrichtete, auch gern, wenn sie das Bedürfniß hiezu fühlte, ein Kapitel in einem frommen Buche las oder ein Lied aus dem Gesangbuch, diese fleißige, thätige Frau, die in ihrem langen Leben Tausende von armen Menschen beglückt und unzählig viel Gutes ge-

than hatte, und mit ihrem Gewissen im Reinen war, wurde nun durch die unablässigen Bemühungen der beiden Begnadigten in ihrem Selbstbewußtsein wankend gemacht. Der Pfarrer Sproßer sagte unablässig, welch' große Sünder wir allesammt vor dem Herrn seien, und strafte mit harten Worten den Gedanken, als könne man selig werden und die Gnade eines zornigen Gottes erhalten durch ein Leben, das, wenn es auch nach den gewöhnlichen Begriffen gut und fromm sei, sich nicht zur eifrigsten Aufgabe gemacht habe, durch ein immerwährendes Beten und aufrichtige Zerknirschung jener Gnade theilhaftig zu werden. „O, was ist der Mensch," sprach der Priester, „für ein hoffärtig und sorglos Ding, glaubend, wenn er einem Armen gibt und keine schreienden Sünden begeht, er sei gesichert vor dem Zorn des Höchsten. Wie erkennt man so schlecht seine eigene Sündhaftigkeit und Verworfenheit, sonst würde man ja Tag und Nacht im Staube darniederliegen und flehentlich bitten, damit die Gnade einziehe in die Finsterniß unserer Herzen."

Auch das traurige Ereigniß mit dem Prinzipal und seinem Buchhalter, den Wahnsinn des ersteren und seinen Tod hatte man sich klug zu Nutze gemacht, und, indem man es als Strafe des Höchsten bezeichnete, auf diese Weise das Herz der Madame Stieglitz erschüttert.

Sie hatte in frühester Jugend den ihr bestimmten Verlobten, ihren spätern Gemahl, herzlich und aufopfernd geliebt, sie hatte sein Unglück tief bedauert und ihn sorgsam gepflegt, wie es einer braven Gattin zukommt. Unter einer rauhen Hülle schlug bei ihr ein liebendes Herz; ihr Ehestand war nicht glücklich gewesen, sie hatte keine Kinder und hätte doch so gerne diese kleinen, innig verwandten Wesen gepflegt und aufgezogen; das Alles fühlte sie jetzt doppelt; ihr Herz war traurig und bewegt, und diesem traurigen und bewegten Herzen, das täglich und stündlich durch tausend Kleinigkeiten an den unglücklichen Gefährten ihres Lebens bitter und schmerzvoll erinnert wurde, riß man die letzte Stütze weg, das Be-

wußtsein, daß sie recht und brav gehandelt, und gab ihr nichts dafür, als süßliches, trübes Schlammwasser widriger Heuchelei und beschmutzte damit die Erinnerung an ein vergangenes tadelloses Leben.

Was mich nun anbetraf, so mußte die Prinzipalin vielfache Klagen hören, daß ich nicht geneigt sei, den Weg des wahren Heils zu wandeln; aber obgleich der Buchhalter Alles that, mich in ihrer Gunst herabzudrücken, so gelang ihm dies nur halb. Wenn auch die gute Frau meinen innern Menschen als verloren beklagte, so wollte sie doch dafür dem äußern nichts abgehen lassen und hatte mich, noch ehe meine Lehrzeit vorüber war, in den Genuß eines Salairs gesetzt, wie es sonst nur ältere Commis zu haben pflegten.

Unserer Ladenjungfer dagegen war es schlimmer ergangen; nach jener Unterredung auf der Treppe, die sie mit dem Buchhalter hatte, stieg sie, wie schon bemerkt, auffallend in der Gnade desselben, wandelte auch so fest und sicher den Weg des Heils, daß sie, wie ich aus guter Quelle erfuhr, begnadigt wurde, den Betversammlungen beizuwohnen. Doch war diese Freude nicht von langer Dauer, bald kamen wieder neue Händel zwischen ihr und Herrn Specht vor, die oftmals des Abends so heftig wurden, daß ich in meinem Schlafzimmer das Weinen und Jammern der armen Person deutlich hörte; auch wurde sie kränklich, ihr unschönes, aber blühendes Gesicht verblaßte, und eines Morgens hatte sie das Haus verlassen, ohne von mir Abschied zu nehmen. Das that mir eigentlich weh, denn ich hatte sie immer freundlich und aufmerksam behandelt; doch sah ich sie zufälligerweise wenige Tage nachher, wo ich sie gar nicht erwartet, sie kam aus dem Hause des Doktors, als ich hineinging, und hatte trübe, verweinte Augen. „Leben Sie wohl,“ sagte sie schluchzend zu mir, „und denken Sie zuweilen an mich, der Doktor oben weiß um Alles.“ Damit reichte sie mir die Hand, und ich habe sie nicht mehr gesehen. Als ich darauf in das Studir-

und Empfangzimmer meines Freundes kam, siegelte er gerade ein Papier in ein Convert und warf es in eine Schublade; auf meine Frage nach der Ladenjungfer sagte er mir: „Ich kann Ihnen, verehrtester Fabrikant, weiter nichts sagen, als daß das Mädchen das Stieglitzsche Haus verlassen mußte; das Warum," setzte er bedeutungsvoll hinzu, „wird offenbar, nicht wenn die Todten auferstehen, aber wenn einmal das Gericht, das auf keinen Fall ausbleibt, seinen Anfang nimmt."

XXXVI.

Emma.

So war nun eines Morgens der Verkaufstermin für das Haus meines Vetters, des verstorbenen Professors, angesetzt, und ich that mir absichtlich die Qual an, für einen Augenblick hin zu gehen. Rohes Volk füllte den Garten, die Gänge, Treppen und Zimmer, und die kostbarsten und schönsten Geräthschaften der verarmten Familie wurden schonungslos umhergerissen und von dem Haufen unter schlechten Witzen und gemeinen Bemerkungen taxirt und, um sie wohlfeiler zu erhalten, in den Augen Aller heruntergesetzt. Es half dem armen Joco nichts, daß er unzähligemal! „Filou" schrie oder „Mort de ma vie," er wurde als ein Individuum, welches der Masse durch tägliches Fressen Kosten verursache, zuerst versteigert. Es war eine Geschichte, wie sie Jeder schon erlebt oder zugesehen hat: die Gegenstände wurden ausgeboten, es hieß, „zum ersten, zum zweiten, und zum dritten Male," dann klappte der Hammer, der Eigenthümer wurde aufgeschrieben und etwas Neues vorgenommen.

Die gute Emma wußte natürlich nicht, was in diesen Tagen vor sich ging, man verheimlichte es ihr, um ihrem Schmerz nicht neue Nahrung zu geben; im Uebrigen lebte sie bei dem Doktor auf's Allerangenehmste, doch hielt sie mit demselben häufige Conferenzen und bat ihn dringend, eingedenk des Wortes ihrer Mutter, für sie bemüht zu sein und eine Stelle aufzufinden, die ihr erlaube, für sich selbst sorgen zu können. Der Doktor schob diese Entwürfe auf die lange Bank, wie er zu sagen pflegte, und wollte nichts davon wissen, daß das liebe Mädchen sein Haus verlasse. „Bleiben Sie bei meiner Frau," pflegte er zu sagen; „Sie sind hier gut aufgehoben, wir wollen Sie Beide nicht verlassen, wozu auch? ja, wenn sich einmal etwas außerordentlich Annehmbares findet, so spricht man weiter davon; aber vorderhand bitte ich Euch, hochedles Burgfräulein," diesen Beinamen hatte er ihr gegeben, „nicht weiter daran zu denken."

Aber Emma dachte wohl daran, obgleich sie die Frau des Doktors innig liebte, obgleich sie unter andern Verhältnissen vielleicht Jahrelang zum Besuch geblieben wäre: so schien ihr doch jetzt jeder Tag, an welchem sie versäumte, sich nach einer dauernden, einträglichen Beschäftigung umzusehen, ein Unrecht, das sie nicht nur an sich, sondern auch an ihrer Mutter begehe, welcher eine sorgenfreie Existenz für das Alter zu verschaffen ihr glühendster und süßester Wunsch war.

Eines Tages nahm mich Emma bei Seite, sprach mir von ihrem Plan und der Nothwendigkeit, denselben bald in's Werk zu setzen und forderte mich auf, ihr Beistand zu leisten; doch hatte mir der Doktor für diesen Fall schon seine Winke gegeben, weßhalb ich die Achseln zuckte und versicherte, es sei gewiß äußerst schwierig, ihr eine Stelle zu verschaffen, sie möge sich beruhigen, es habe gar keine Eile, und was dergleichen Redensarten mehr waren. „Warum willst du nicht," sagte ich, „bei der Doktorin bleiben? sie hat dich so gerne."

„Warum?“ entgegnete das Mädchen, „warum? weil ich nicht von der Gnade anderer Leute leben will, selbst wenn diese Leute meine besten Freunde sind; warum bist du nicht auf der Mühle geblieben?“ fragte sie mich ernst, „gewiß hätte man dich auch dort gerne ein paar Jahre behalten.“

Dagegen war nun freilich nichts einzuwenden, und doch konnte ich nicht in ihr Verlangen willigen: erstens hatte es mir der Doktor streng verboten, und zweitens war ich Egoist genug, für diesen Fall keine Schritte zu thun, denn ich fürchtete, meine innig geliebte Nichte, meine gute Emma, aus der Stadt zu verlieren, wenigstens aus dem Hause des Doktors.

Einige Zeit nach diesem Vorfall — Emma schien uns nachgegeben zu haben und sprach keine Silbe mehr von ihrem Projekte — wurde der Doktor nach langer Zeit wieder, und zwar durch ein Handschreiben des Herrn Specht, in unser Haus berufen. Diese Einladung war ihm um so überraschender, als in unserem Hause einer seiner Collegen, ein Mann, mit welchem er in keinem guten Einverständniß lebte, welcher aber dafür vollkommen tadellos und wohlgefällig vor den Augen des Herrn Sproßer und des Herrn Buchhalter Specht wandelte, seit längerer Zeit als Hausarzt praktizirte.

Die Prinzipalin befand sich auf ihrem Zimmer, als der Doktor eintrat, sie saß an ihrem Schreibtisch, eine Brille auf der Nase, und war beschäftigt, verschiedene Briefe durchzulesen. Sie reichte dem Arzte die Hand, welcher sich einen Stuhl nahm und auf die unbefangenste Art von der Welt und als sei er erst gestern dagewesen, ein Gespräch einleitete. Wie Burbus mir später versicherte, fand er die Frau sehr gealtert, ja wenig mehr von der Energie und dem so angenehmen kräftigen Wesen, das sie früher auszeichnete. Sie nahm die Brille ab, lehnte sich in ihren Stuhl zurück und schien nicht ungern den gesunden und lustigen Einfällen des Arztes zuzuhören. Zuweilen fuhr ein Lächeln über ihre ernsten Züge, und sie nahm es gar nicht übel, als ihr der Doktor ziemlich

ironisch zu verstehen gab, daß er die gegründetste Hoffnung habe, bald wieder ihr Hausarzt zu werden, indem er sich die außerordentlichste Mühe gebe, sein vergangenes Leben vergessen zu machen und in irgend einen Betklubb als verloren gegangenes, aber reuiges Lamm aufgenommen zu werden.

Dem Doktor nahm eigentlich nie Jemand was übel, er hatte eine solch' gutmüthige Manier, seine beißenden Bemerkungen anzubringen, daß man ihm im Ernste nicht zürnen konnte.

„Lassen Sie Ihre Possen," sagte endlich die Frau, ohne böse zu sein, „die Wege der Menschen treffen sich, laufen zusammen und gehen auseinander."

„Ganz richtig," sagte der Doktor, „wie auf dem Billard die Kugeln nach unsanftem Zusammenstoß."

„Ich habe Sie rufen lassen, lieber Doktor," fuhr Madame Stieglitz fort, „nicht wegen einer ärztlichen Consultation, ich befinde mich, Dank dem Höchsten, körperlich wohl, vielmehr wegen eines Geschäftes, über welches ich mit Ihnen sprechen möchte; lesen Sie diesen Brief."

Der Doktor entfaltete ein Papier, welches ihm Madame Stieglitz gab, und rieb sich, nachdem er einige Zeilen gelesen und die Unterschrift gesehen, wiederholt die Augen, wie Jemand, der nicht glauben will und kann, was er sieht. „O, das ist zu stark," sagte er nach einer Pause, „aber Sie wären nicht geneigt, darauf einzugehen, Madame Stieglitz."

„Warum nicht?" entgegnete die Prinzipalin, „ich kenne die Familie, die Leute haben Unglück gehabt, waren aber von achtbarem Charakter, und das Mädchen soll sehr gebildet und wohlerzogen sein, so sagt wenigstens mein Buchhalter, der Herr Specht."

„Ei so, der Herr Specht," lachte bitter und zornig der Doktor „der Herr Specht, den Gott —" verdammen soll, wollte der Doktor sagen, verschluckte aber das Wort und schüttelte mit dem Kopfe; „das geht nicht, Madame Stieglitz, das geht durchaus nicht."

„Und warum nicht, ist das Mädchen nicht zu empfehlen? ich habe Sie zu mir gebeten, lieber Herr Doktor, um einige Auskunft über ihren Charakter zu erhalten, sie wohnt seit dem Tode ihres Vaters bei Ihnen.“

„Empfehlenswerth,“ sagte der Doktor; „o, was das anbelangt, da könnte sich jedes Dach glücklich preisen, unter welches dies reine und gute Geschöpf eingeht, sogar das Ihrige,“ setzte er ironisch hinzu; „sogar hier, wo des Glaubens hellstes Licht leuchtet, würde man keinen Flecken an ihr finden.“

„So wäre ich also nicht abgeneigt,“ sagte Madame Stieglitz, „das Mädchen unter den besten Bedingungen anzunehmen.“

„Doch wär' ich in der That sehr abgeneigt, das Mädchen aus meinem Hause zu lassen.“

„Sie hat das vorausgesehen,“ entgegnete ruhig die Prinzipalin, „und hat mir auch noch privatim geschrieben — der erste Brief gilt dem Hause Stieglitz und Comp. — und gerade dieses zweite Schreiben, in welchem sie der gastlichen und liebenswürdigen Aufnahme gedenkt und zugleich den Wunsch, sich eine Existenz zu verschaffen, so kindlich schön, ja rührend motivirt, hat mich sehr für sie eingenommen; mir genügen Ihre Aussagen, mein lieber Herr Doktor, vollkommen, und ich werde der Mamsell Emma diese Stelle geben.“

„Als Ladenjungfer,“ lachte der Doktor auf seine eigenthümliche Art, wenn er seinen Zorn unterdrücken wollte.

„Nicht so ganz,“ entgegnete die Frau; „sehen Sie, Herr Doktor, ich werde nachgerade alt und schwach; ich bin nicht mehr dieselbe, die ich noch vor einem halben Jahr war,“ sagte sie mit einem trüben Lächeln, „meine Augen lassen nach, ich sitze oft stundenlang einsam und allein, bin meinen Gedanken überlassen und möchte gern ein gutes Wesen um mich haben, das freundlich und liebevoll mit mir spricht, ein weibliches Wesen, das mich, die alte Frau, vielleicht versteht. Ich kann ja nicht immer die kost-

bare Zeit meines Seelenfreundes, des Herrn Sproßer, in Anspruch nehmen."

Der Doktor sah bei diesen Worten die Frau ernst an und antwortete mit schneidendem, gedehntem Tone: „meine verehrte Frau, Sie eröffnen dem armen, mittellosen Mädchen eine Aussicht, nach welcher viele andere begierig haschen würden, aber vergessen Sie nicht, daß die Emma, obgleich gut erzogen, obgleich gebildet, — ihr Charakter ist ohne Fehl und ihr Herz rein wie Gold, wir Aerzte verstehen uns auf dergleichen, — daß die Emma wollt' ich sagen, nicht mit jenen Tugenden begabt ist, welche die meisten Freunde Ihres Hauses, Madame, auszeichnen; sie ist ein Wesen, dankbar und fromm, mit einem klugen offenen Verstand, dem aber gänzlich die Fähigkeit mangelt — — der gewissen Gnade theilhaftig zu werden."

Es trat eine kleine Pause ein, Madame Stieglitz senkte den Kopf herab und antwortete erst in einigen Augenblicken; „ich verstehe den Vorwurf vollkommen," sagte sie, „der in Ihren Worten liegt, aber ich glaube und hoffe zu Gott, daß Sie mir und meinen Freunden Unrecht thun, ich wenigstens bin keine Heuchlerin; sollte ich einen unrechten Weg wandeln, so vergebe mir Gott, ich thue Alles ohne Nebengedanken nur zum Preis und zur Ehre des Höchsten." Sie erhob sich in ihrer großen majestätischen Gestalt und ein paar Thränen rollten ihre bleichen Wangen herab, sie reichte dem Doktor die Hand, und dieser, seltsam erschüttert von der gehabten Unterredung, nahm seinen Hut und empfahl sich mit einer stummen Verbeugung.

Ich sah ihn die Treppen hinabstürmen und erschrak vor dem ernsten, ja zornigen Ausdruck; noch größer aber wurde mein Schreck, als er mich am Arm faßte und in's offenstehende Speisezimmer zog. Hier betrachtete er mich vom Kopf bis zu den Füßen und sagte: „ei, ei, Sie sauberer Zeisig, heißt das einem Freunde Wort halten, habe ich Sie nicht gebeten, habe ich Ihnen nicht ausdrücklich

befohlen, ich, ein viel älterer Mensch, als Sie, der es gut mit Ihnen meint, habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollten der Emma bei ihrem tollen Gedanken, sich eine Stelle zu suchen, Ihre Hülfe versagen, und jetzt wollen Sie sie hier in's Haus schmuggeln als Ladenjungfer des Herrn Specht, als Mamsell Therese, zweite Auflage, Sie Ungeheuer; bei Ihrem nächsten Unwohlsein verordne ich Ihnen Blausäure, daß die Welt von einem so schädlichen Insekt befreit wird."

Ich stand sprachlos da mit offenem Munde; und als er mich endlich zu Wort kommen ließ, versicherte ich ihm hoch und theuer, ich wüßte von der ganzen Geschichte nichts und gab dem erzürnten Doktor mein Ehrenwort, daß ich der Emma meine Hülfe, wie er es mir eingeschärft, rund abgeschlagen habe.

Der Doktor glaubte mir, denn ich hatte ihn nie belogen; er dachte einen Augenblick nach und sagte alsdann heftig: „so hat das verwünschte Mädchen die Aufforderung in der Zeitung gelesen, da ist bei ihrem festen Charakter kaum zu helfen." Er sprang zur Thür hinaus und rannte wie toll nach Hause.

Wie es der Doktor vorausgesagt hatte, so war auch bei dem festen Charakter meiner Nichte Emma nicht daran zu denken, daß sie einen einmal gefaßten Beschluß ohne gewichtige Gründe wieder aufgeben würde, und gewichtige Gründe, warum sie eine Stelle in einem achtbaren Hause, wie das der Firma Stieglitz und Comp. nicht annehmen sollte, sah weder die Doktorin noch ich. Ich konnte doch unmöglich vor dem jungen Mädchen mit einer Schilderung des Charakters unseres Buchhalters herausrücken, ich konnte doch ebensowenig von jener Bet-Versammlung erzählen, der ich die Ehre gehabt hatte, einmal beizuwohnen.

Der Doktor dagegen schien unentschlossen, ob er seiner Schutzbefohlenen Einiges mittheilen solle, was er von dem Buchhalter zu wissen schien; er ging lange mit sich darüber zu Rathe und hatte mit ihr über diesen Gegenstand eine ernste Unterredung. „Was

soll ich thun?“ sagte er, „gegen den achtbaren Charakter der Prinzipalin ist nichts zu sagen, wenn es mir auch gelänge, den Buchhalter in die Luft zu sprengen, und es ist die Frage, ob mir das gelingt, denn diese Starken im Glauben halten zusammen wie die Ketten, so haben wir doch nichts dabei gewonnen. Sie reißt er mit sich, wie ich Ihnen schon an jenem Abend sagte, indem er Ihnen beweist, daß Sie einen höchst unmoralischen Lebenswandel geführt haben. Lassen wir jetzt der Sache ihren Lauf und behalten wir die Augen offen; es ist manches faul im Staate Dänemark,“ setzte er hinzu, „gehen Sie Ihren geraden Weg, lassen Sie mir alle Liebeleien und verlangen Sie meinen Rath, wenn Ihnen was Verdächtiges begegnet.“

So war es denn in kurzer Zeit entschieden, daß Emma in unser Haus kommen sollte. Der Buchhalter zeigte es mir mit der gleichgültigsten Miene von der Welt an und die einzige Aufmerksamkeit, die er der neu Angekommenen bewies, war, daß er ihr sein Schlafzimmer mit dem bewußten Ofen abtrat und sich dafür in das meinige einquartirte. Ich kam auf die andere Seite von dem Zimmer meiner Nichte, wo früher Mamsell Therese gewohnt, welches Gemach der Herr Specht nicht zu beziehen wünschte.

Mir war es Anfangs ein unverkennbares Vergnügen, so gestand ich mir schüchtern in meinen stillsten Stunden, mit Emma unter einem Dache zu wohnen, sie bei Tische zu sehen und im Stande zu sein, ihr hie und da kleine Dienste zu leisten.

Wir hatten einen neuen Lehrling angenommen: ich sage wir, denn auch mir wurde bei solch' großen Veranlassungen jetzt eine berathende Stimme eingeräumt. Dieser neue Lehrling, mein Nachfolger, war jener würdige Herr Block, den wir auf der Wiegkammer des Herrn Pfeffer kennen gelernt haben. Er wurde meistens im Laden beschäftigt, und da auch der Herr Specht seit längerer Zeit sich diesem Geschäft fast ausschließlich gewidmet hatte, so gab es hier für eine dritte Person nicht viel zu thun, weßhalb auch Emma

nicht viel dort war; gewöhnlich befand sie sich in dem Zimmer der Prinzipalin, nähte und strickte bei ihr, oder las ihr vor. Ich weiß nicht wie es kam, aber das Mädchen hatte bald eine Herrschaft über das ganze Haus und Jeder nahm sich sorgfältiger als sonst in Acht, von der Prinzipalin einen ernsten Blick zu erhalten, namentlich wenn Emma in der Nähe war.

Auf die Erziehung des einigermaßen nachlässigen Herrn Block hatte sie einen großen Einfluß und ein mißbilligendes Wort genügte, ihn für Wochen lang besonnen zu machen.

Unser Beisammenleben, ich meine das zwischen mir und meiner Nichte, war freundlich und herzlich; doch merkte ich an Kleinigkeiten, die aber für mich bedeutend waren, daß ich, seit sie im Hause war, weniger als Vetter, wie als College von ihr angesehen wurde und das machte mir viel betrübte Stunden. Das Mädchen hatte mich früher so gern gehabt, wir standen in einem Verhältniß zusammen, dessen Art, das fühlte ich deutlich, uns Beide vollkommen beruhigte; sie liebte mich, ich liebte sie, doch hätten wir uns Beide geschämt, uns das einzugestehen, aber eben dieses selige Bewußtsein brachte in unser Leben eine schöne sanfte Harmonie, die nie von Erklärungen und Aufwallungen getrübt wurde: jetzt aber fühlte ich ganz anders. War es mir früher einmal vergönnt gewesen, ihre Hand zu erfassen oder hatten sich beim Abschied oder Wiedersehen unsere Lippen gefunden, so nahm ich dieses Glück als eine süße Gabe hin, und wartete geduldig, wohl mit Sehnsucht, aber ohne es eifrig herbeizuführen, bis sich das wiederholen würde. Seit sie mir aber hier im Hause einmal ihre Hand entzog, als ich sie ihr leicht gedrückt, ohne einen Gegendruck zu fühlen und als sie mir dabei gesagt, nicht ohne einige Bewegung: „die Zeiten sind jetzt vorbei," da war ich eifriger als je erpicht, ihre Hand zu berühren, wo es nur immer möglich war, und obgleich ich wohl begriff, daß ich das arme Mädchen dadurch vor den scharfen Blicken des Herrn Specht in manche Verlegenheit brachte, so konnte ich es doch nicht lassen, und das

ging so weit, daß Emma einen Augenblick wahrnehmend, wo wir allein waren, mir freilich nicht ohne Thränen, aber ruhig und besonnen unsere beiderseitige Lage schilderte. Wenn ich auch fühlte, daß sie vollkommen Recht hatte, so konnte und wollte mein schwer verletztes Gemüth ihrem Grundsatz, fleißig zu arbeiten und alles andere Gott zu überlassen, der gewiß unser Schicksal zum Besten lenken würde, nicht beistimmen. Gut, dachte ich, sie opfert dich auf, sie will sich bei der Prinzipalin in Gunst setzen, indem sie das frühere Verhältniß mit dir abreißt — mir auch recht. Ich lachte laut auf, sie wollte mir die Hand reichen, und als ich sie nicht annahm, faltete sie ihre Hände auf die Brust, und sagte unter Thränen: „Du verstehst mich nicht, und thust mir, weiß Gott im Himmel, bitteres Unrecht;“ ich machte ihr eine Verbeugung, wünschte der „Fräulein“ Emma einen guten Morgen und ging auf mein Zimmer. Noch auf der ersten Treppe sprach es in mir, du hast eine große Heldenthat begangen, aber schon auf der zweiten wurde ich weicher, und als ich in meinem Zimmer angekommen war, warf ich mich heftig weinend auf einen Stuhl und hielt mich für den unglückseligsten aller Menschen. Tausend Gedanken durchkreuzten mein Gehirn, und wenn mir auch meine Vernunft auf Augenblicke zuredete, das Mädchen habe vollkommen Recht, was würde die Prinzipalin zu einer solchen Liebelei in ihrem Hause sagen, so sprach dagegen mein Stolz und meine jugendliche Heftigkeit ganz anders und ich beschloß, Emma als eine gänzlich Fremde anzusehen und war in meinem Innern fest überzeugt, daß sie ein kleines herzloses Ungeheuer sei.

Da ich mit meinen verweinten Augen mich nicht konnte im Comptoir sehen lassen, und auch wünschte, mein Urtheil einer Appellation zu unterwerfen, indem ich doch noch hoffte, eine höhere Instanz werde es umwerfen und mir das Herz des Mädchens in einem für meine Eitelkeit angenehmen Licht zeigen, so nahm ich

meinen Hut und beschloß, den Doktor Burbus aufzusuchen und ihm den Fall vorzutragen.

Ich traf den Doktor zu Hause, er kam eben von seinen Kranken und ließ mich meine Erzählung beginnen; ich war wirklich die Offenheit selber und wunderte mich nachher darüber, ich sprach ihm von meiner Neigung zu meiner kleinen Nichte und erklärte mich mit dem Resultate derselben bis zum Eintritt der Emma in's Haus vollkommen zufrieden.

Hier unterbrach mich der Dokter und fragte: „und wie alt sind Sie jetzt, hochverehrter Buchhalter?"

„Nächstens werde ich zwanzig," entgegnete ich ihm und streckte mich bedeutend in die Höhe.

„Also weiter."

Diese Frage, so einfach sie an und für sich war, hatte mich einigermaßen aus dem Gleichgewicht gebracht, und so klar der erste Theil meiner Erzählung war und, wie ich glaubte, so vollkommen geeignet, einen guten Eindruck zu machen, so verworren und unklar war der zweite Theil derselben und ich bemerkte deutlich, wie in den Augen des Doktors zuweilen die Lustigkeit aufblitzte; doch als ich geendet, war er sichtlich ernst und sagte nach einer Pause: „für Ihre Offenheit danke ich, sie ist gegen Ihren alten Freund lobenswerth, aber Ihre ganze Geschichte ist faul und überspannt von Anfang bis zu Ende. Das Mädchen hat Ihnen zuweilen die Hand gegeben, hat Sie, ihren Vetter, hie und da geküßt, und was soll das weiter heißen? daß die Emma dabei nie etwas gedacht hat, ist so klar wie der Tag, und jetzt kommen Sie her und bilden sich ein, das Mädchen sei in Sie verliebt, und darauf bauend, gehen Sie lustigerweise immer weiter und machen die hoffnungsvollsten Anstalten, das arme Kind in dem Hause, wo sie ihr Brod verdienen muß, zu compromittiren — ah, das muß ich mir ausbitten und wenn ich die Emma sehe, werde ich ihr sagen, daß sie vollkommen Recht gehabt hat. Lieber, theuerster Freund, wehe will ich Ihnen wahr-

haftig nicht thun, aber jede Arznei ist bitter, auch werden Sie es mir danken, wenn ich jetzt, da es noch möglich ist, Ihr Herzweh mit einigen bittern Tropfen curire, um nicht in den Fall zu kommen, ein späteres heftiges Delirium ebenfalls heftig und höchst unangenehm beseitigen zu müssen. Sie sind noch sehr jung, Sie haben, ich muß es gestehen, etwas gelernt und können in jedem guten Hause eine Anstellung finden; das Stieglitz'sche Haus ist demnächst zu klein für Sie, Sie sollen in die Welt hinaus, ich habe Ihrem Vormund schon darüber geschrieben, Sie müssen das Leben kennen lernen. Frisch aufgeschaut, den Kopf in die Höhe, in fünf bis sechs Jahren sprechen wir über diesen Punkt weiter."

Ich antwortete kein Wort und ging träumend nach Hause, der Doktor hatte Recht und Unrecht, so dachte ich mir. Daß Emma nie etwas für mich gefühlt habe, als verwandtschaftliche Zuneigung, das wußte ich besser, daß sie sich gänzlich geändert, fühlte ich deutlich und fühlte es mit tiefem Schmerz. Ich sollte zuerst das Leben kennen lernen, hatte der Doktor gesagt, und ich hatte ihn, aber sehr falsch verstanden; was kannte ich auch vom Leben? mein bisheriges war eingetheilt in den Geschäften zu Hause, in Besuchen bei meinem Vetter und dem Doktor, ach, die beiden letzten Orte waren ja bis jetzt meine ganze Welt gewesen; das hatte sich geändert und auch ich beschloß mich zu ändern und ein anderes Leben anzufangen, wie der Leser im nächsten Kapitel erfahren wird.

XXXVII.

Der Flegeljahre zweite und vermehrte Auflage.

Wenn man die kleinen lieben Kinder ansieht, die zierlichen Geschöpfchen, Miniaturausgabe des Vaters und der Mutter, im Kleinen

schon begabt mit deren Tugenden und Fehler, so unterscheidet man augenblicklich in den Spielen und Unterhaltungen den Knaben vom Mädchen. Sind auch die Röckchen gleich lang, sind die blonden Haare gleich geringelt und gekämmt; das stärkere Geschlecht macht sich schon in den ersten Jahren bemerkbar. Der Knabe zerstört und verdirbt, wo das Mädchen sammelt und aufbaut. Er regiert den Hammer, zerschlägt Fenster und Blumenstöcke, hascht nach einem Messer, um in die Tische zu schneiden, sie dagegen putzt die Fenster mit ihrem Schürzchen, pflanzt das Ballbouquet der Mama in den Sand des Spucknapfes und wenn sie einmal ein Messer oder eine Scheere in die Hand nimmt, geschieht es vielleicht nur in der Absicht, um aus der besten Schürze der Mama ein Gewand für die Puppe zu schneiden. Das geht nun so fort und je sanfter das Mädchen beim Heranwachsen wird, desto unartiger und trotziger wird der Knabe; er weiß wie der Hahn kräht und wie der Ochs brüllt; als Pferd zerrutscht er seine Hosen auf dem Knie und stößt sich Splitter in die Hände; als Wolf streckt er die Zunge heraus und als Papa zerdrückt er dessen Hut, zerschlägt seine Pfeifen und zerstößt seine Cigarren.

Diese Unarten und kleinen Flegeleien in den ersten Lebensjahren mit jener zierlichen Unbeholfenheit gepaart, die man liebenswürdig finden kann, bringen die eigenen Eltern selten in Zorn, man tröstet sich, indem man denkt, diese Zeit geht vorüber und der Kleine wird endlich einmal verständig werden. Aber der Kleine wird nicht verständig; endlich geht er mit seiner Schwester in die Spielschule, beide in einem reinlichen Röckchen und weißer Schürze, auch kommt das Mädchen ebenso wieder nach Haus, der Bube aber beschmutzt und zerzaust; Nachbars Fritz hat ihm die Mütze in den Koth geworfen und die Schürze beschmutzt; daß er aber Nachbars Fritzen die Schiefertafel zerbrach, gesteht der kleine Schlingel nicht.

Jetzt kommt die Zeit, wo die Freunde und Freundinnen des Hauses von den Unarten des Sprößlings außerordentlich geplagt

werde, ebenso die alte Tante, die ihn erzogen, und natürlicherweise verhätschelt, sie ist eigentlich die Quelle aller Unarten, wenigstens der großartigen Entwickelung derselben; sie erlaubt ihm hie und da, wenn es Niemand sieht, mit dem Fliegenwedel ein Treibjagen auf die Katze anzustellen, auch zuweilen in's Hundehaus zu kriechen, und wenn sich der Vater über dergleichen Geschichten beklagt, so ist die alte Tante glückselig, den Neffen rein anziehen zu dürfen und versichert, es sei eine Freude, ihn im Hundehause bellen zu hören, der Caro mache es lange nicht so natürlich.

Der Bursche ist jetzt fünf Jahre alt und die Tante macht sich immer noch das Vergnügen, den verwöhnten Bengel einzuschläfern, indem sie ihm eine Stunde lang schöne Lieder vorsingt, auch versteckt sie beim Abendbrod etwas unter ihre Schürze, und das verspeist er, wenn sie zu Bette geht, schlaftrunken, aber mit einem ungeheuren Heißhunger. Auf vernünftige Vorstellungen hierüber sagt die alte Tante: „ach, so ein kleines Kind und so eine lange Nacht!“ und zum Dank für diese kleine Güte steht das kleine Kind in der langen Nacht einigemal auf und plagt die Tante mit Bedürfnissen, deren Natur ich mir nicht erlaube, hier auszusprechen.

Das Mädchen ist in dieser Zeit schon sehr gesetzt, kleidet ihre Puppen an, kocht für dieselben und gibt ihnen zu essen, man erfreut sich an ihrem stillen Wesen, und erfreut sich ebenso sehr an der Ausgelassenheit des Buben, denn dieselbe ist noch harmloser Natur, etwas Ursprüngliches und gutmüthig, wie die Gesellschaft, von der er seine Streiche erlernt; sein Körperchen und Gesicht wird lang und blaß, die alte Tante hat ihm seine langen blonden Haare abgeschnitten, dieselben sorgfältig in ein Papier gewickelt und zeigt sie ihm an Sonn- und Festtagen, wobei sie seufzend sagt: „siehst du, das sind die Haare von dem lieben kleinen Wilhelm, der ist aber längst nicht mehr da, und dafür haben wir jetzt einen langen Schlingel, der alle möglichen dummen Streiche macht.“ Das Herz der guten alten Tante nämlich hat sich jetzt zu dem zierlichen sechs-

jährigen Mädchen hingewendet, welches sanft und klug der guten Person mit ihren kleinen Kräften hilft, wo sie kann. Sie liest ihr in der Küche die Erbsen aus, sie kann das Licht putzen, sie weiß, wo das Gesangbuch und die Brille liegt und vergißt nie, mit ihrem Schürzchen die Gläser abzuwischen, ehe sie sie der Tante darreicht.

Der Stammhalter dagegen thut der Tante alles mögliche Herzeleid an, er setzt der Katze und dem Jagdhund Schwanzklemmen auf, er trommelt wie ein Rasender im Haus umher, zerbricht alle Augenblick ein Glas und hat sich des größten Verbrechens dadurch schuldig gemacht, daß er eines Tags die Brillengläser der Tante entwendet, sie vorne und hinten in eine Holzröhre befestigt, wobei natürlicherweise eines zerbrach, und sich auf diese sinnreiche Art ein Fernrohr verfertigte. Dabei hat er erschrecklich viel musikalische Anlagen, und wenn er mit lauter krähender Stimme Lieder singt, so schlägt er den Takt hiezu mit der Feuerzange auf dem eisernen Ofenschirm wahrhaft markdurchdringend.

Sein Aussehen ist in diesem Zeitpunkte sehr unvortheilhaft, er hat vom Wachsen eine grüne kränkliche Gesichtsfarbe, ist faul, gefräßig, schläfrig und vorlaut, und der Vater zuckt die Achseln und sagt: „das ist einmal nicht anders, der Junge kommt in die Flegeljahre.“

Da ein Gemüth vor dem andern früh oder spät reift, so ist auch der Eintritt dieser merkwürdigen Zeit, dieser moralischen Knabenkrankheit, äußerst unbestimmt, gewöhnlich aber entfaltet sich die zarte Blüthe der Flegelei in den Jahren zwischen zehn und sechszehn, äußert sich zuweilen still und schleichend, als Heuchelei und heimtückisches Wesen, oder wild und lärmend, eine Sturm- und Drangperiode, man könnte auch sagen, eine Sturm- und Trankperiode, denn der hoffnungsvolle deutsche Gymnasiast bereitet sich verstohlenerweise durch die ersten Anfänge der Trinkkunst auf's Seminar oder die Universität vor. In diesen eigentlichen Flegeljahren nun ist das männliche Individuum das unausstehlichste und zornerregendste Wesen in der ganzen Schöpfung; seine grenzenlose Faulheit, welche

jedoch bei diesem Seelenzustand nicht unumgänglich nothwendig ist, seine Sucht, dumme Streiche zu erfinden, oder auszuführen, ist unbeschreiblich, deßhalb ist auch der Lehrer das geplagteste Geschöpf der Christenheit und deßwegen ist es jammervoll, daß denselben ihre Bemühungen und ihr grenzenloser Aerger so schlecht bezahlt wird.

Es ist eigentlich für den Betreffenden eine selige, vergnügte Zeit, das erste Flegelthum, wir haben ja alle die angenehmsten Erinnerungen daran bewahrt: wie kostbar schmeckt der gestohlene Apfel wie ist selbst in der Erinnerung das heftige Erbrechen, das wir uns bei der ersten Pfeife Tabak geholt, von einem angenehmen Schimmer umgeben, wie wenig schmerzten die verbrannten Finger, als wir das Pulverhorn des Vaters geplündert und Sprühteufel gemacht, immer einer größer, als der andere, bis uns der letzte, der zu trocken war, in der Hand zerknallte.

Unzählig sind die Fensterscheiben, die wir aus Muthwillen oder Leichtsinn zerbrachen, und dann, welcher Schaden wurde angerichtet, wenn wir die Uebungen des Turnplatzes zu Haus fortsetzten, und als wir, um unsere Geschicklichkeit zu zeigen, mit der wir den ganzen Körper schwebend auf Einem Arm erhalten konnten, die Lampe auf das Thee-Service warfen, daß Alles zerbrach.

Auch die höheren und gefährlichen Aeußerungen des Flegelthums sind in der Erinnerung schön; wer verwechselte nicht Wirthshaus- und andere Schilde, wer riß nicht Klingelschnüre ab, wer warf keine Laternen ein und spannte in der Dunkelheit nicht Schnüre über die Straßen? Gewiß Niemand, der nicht später ein tüchtiger Staats-Beamter, oder sonst etwas Rechtes wurde.

Auch der Liebe zarte Blüthe treibt zuweilen, aber als schüchterne Spezies, die ersten Früchte; der junge Mensch erkiest sich eine gespielende Schwester zu seiner Auserwählten und um ihr zu gefallen, sucht er einen Ruhm darin, unter den Flegeln seiner Bekanntschaft der Flegelhafteste zu sein. Natürlich ist sie dem Starken, ist sie dem Raufer hold, und triumphirend kommt er mit einem blauen Auge

mit einer dick aufgelaufenen Nase nach Hause; auch liebt sie die Blumen, und des Vaters prachtvolle Rosen werden zu einem ungeheuren Blumenstrauß vereinigt. Die Tante wird achtungsvoller behandelt, denn er muß ihre Hülfe in Anspruch nehmen, er schwatzt ihr eine goldene Troddel ab, um sie der Geliebten in das Haar zu heften, er führt die Auserkorene in ihr Zimmer und bittet sie, die Fetzen ihres Kleides, die beim Umherspringen im Garten an einem Dornenbusch hängen blieben, wieder zu einem zierlichen Ganzen zu vereinigen. Liebesbriefe werden ebenfalls geschrieben, doch hat der Vater diese Federübungen entdeckt und handgreiflich und strenge bestraft, sie unterbleiben deßhalb nach diesem ersten Versuch, auch ist die Geliebte untreu geworden, denn sie hat mit dem Sohne des Nachbars und dessen Familie eine Landpartie gemacht.

Demgemäß aber ist das Herz des jungen Flegels zerrissen von Lieb' und Eifersucht, es tobt noch einmal ganz gewaltig, bekommt zur Strafe seiner Unarten zu Hause häufig nichts zu essen, das Taschengeld, welches ihm der Vater entzieht, wird ihm aber durch der Tante wiedererwachte Zärtlichkeit doppelt ersetzt. Er trinkt sehr viel Bier, geräth in kleine Schulden und lernt einsehen, daß er ein anderes Leben anfangen muß. Er hat ausgetobt und ausgegohren und der Wein seines Lebens, bis jetzt eine trübe unerquickliche Masse, beginnt sich zu einem klaren Getränke abzusetzen.

Wie der geneigte Leser durch meine offenherzigen Bekenntnisse erfahren, so hatte ich meine ersten Flegeljahre in dem Reißmehl'schen Hause nach allen Dimensionen durchgemacht, und der Theil lag hinter mir. Doch gibt es im Leben manches Menschen noch eine zweite Reihe von Flegeljahren, die, obgleich sie nicht mit so heftigen Erscheinungen, wie die ersten auftreten, doch verderblicher auf Seele und Leib wirken können. Um das Gleichniß vom Wein wieder aufzunehmen, gibt es eine Zeit im Jahr, wenn draußen in der Natur der Frühling erscheint, neues saftiges Grün ansetzt, Tausende von

Blumen emporsprossen, wenn ein neuer kräftiger Lebenshauch dahin strömt und durch die würzige Luft unbekannte mächtige Wonneschauer erzittern: da regt es sich in des Kellers Tiefen, der klare Wein wird trübe und gährt auf's Neue, doch ist eine geschickte Hand leicht im Stande, diese Wallungen zu besiegen und dem edlen Stoff eine größere Klarheit zu geben, als er früher besaß; eine ungeschickte aber trübt den Wein mehr und mehr und es bedarf dann größerer Anstrengung, um ihn wieder herzustellen.

Ich war in dem Fall, mich hatten die Wonneschauer eines neuen Frühlings ergriffen, ich verschmähte die geschickte Hand eines Freundes, mein Wein trübte sich ernsthaft und ich gerieth in die zweite Auflage der Flegeljahre, von der ich oben sprach. Ich wollte mein Leben genießen und suchte zu dem Zweck lustige Gesellschaft auf, die ich bis jetzt sorgfältig vermieden. Die Prinzipalin ließ mich zu der Zeit meine Freistunden zubringen, auf welche Art ich immer wollte, und diese meine Freistunden waren zahlreich. Um sechs Uhr wurden Wiegkammer und Comptoir geschlossen, der Herr Block und Emma blieben im Laden und der Herr Specht legte mir kein Hinderniß in den Weg, zu gehen wohin ich wollte, ja es schien ihm sogar lieber zu sein, wenn ich ausging, als wenn ich ihn mit meiner Gesellschaft erfreute. Um acht Uhr war gewöhnlich im Laden nichts mehr zu thun, und die Prinzipalin, Emma, der Buchhalter und Herr Block setzten sich an einen großen runden Tisch, an welchem ich früher nie gefehlt, und da wurde gelesen und geplaudert; anfänglich blieb mein Platz zwischen Emma und dem Buchhalter offen, doch als ich ihn allabendlich nicht benutzte, rückte der Buchhalter an meine Stelle, und obgleich ich äußerlich zufrieden und beruhigt nach gethaner Arbeit meinen Hut nahm und wegging, so gab es mir doch jedesmal einen Stich in's Herz, wenn ich bemerkte, daß Niemand auf mich Acht gab, und Emma mich nur zuweilen mit einem ernsten Blick anschaute. Hätte sie nur ein einzigesmal gesagt, ich solle dableiben, ich hätte es gewiß gethan, aber was

lag ihr an meiner Gesellschaft? außer dem Hause fand ich ja Menschen, die mir mehr zugethan waren, ich dachte hiebei nicht an den Doktor und an Sibylle, denn dorthin ging ich ebenfalls sehr wenig. Mein Freund Burbus that aber, als ob er das gar nicht bemerkte und sagte: „wenn Sie sich anderswo gut amüsiren, ist es mir lieb.“ Sibylle war die einzige, die zuweilen freundlich mit mir sprach und mir auch einmal sagte: „es ist Unrecht von dir, daß du die arme Emma unter den fremden Menschen so allein läßt und dich nicht um sie bekümmerst.“ Ich lachte dagegen laut auf und entgegnete der Doktorin, indem ich auf's Zierlichste meine hellen Glaçehandschuhe anzog: „was bekümmert sich die Emma um meine Gesellschaft, sie hat ja Madame Stieglitz, den Herrn Block und den Herrn Specht, lauter charmante Leute.“ Damit setzte ich meinen Hut recht unternehmend auf und verließ das Zimmer.

Wie in meinem Innern, so hatte ich mich auch in meinem Aeußern umgewandelt; ich war ein Elegant geworden, wie es die Gesellschaft von jungen Leuten, mit denen ich mich jetzt umhertrieb, verlangte. Dabei muß ich gestehen, daß ich gesucht wurde, es fehlte mir nicht an natürlichem Witz und Munterkeit, ich hatte mir leichtsinnige burschikose Reden angewöhnt, war ein flotter Tänzer geworden, und wenn ein Miethpferd nicht gar zu unbeugsam und eigensinnig war, so wurde ich vollkommen mit ihm fertig und konnte mir schon erlauben, des Sonntags Nachmittags bei den Fenstern derjenigen Damen vorbei zu galoppiren, mit welchen ich die Nacht vorher durchtanzt. Daß ich einen Hausschlüssel besaß, brauche ich wohl nicht zu sagen, daß ich aber bei den vielen Vergnügungen, denen ich nachlief, den Geschäften mit Eifer und Fleiß vorstand, glaube ich erwähnen zu dürfen, ich hatte das ganze Fabrikgeschäft in der Hand, und es war mir ein Vergnügen, den Buchhalter Herrn Specht, den ich gründlich haßte, hinauszudrängen. Mit den scheinheiligen Kreaturen, welche er auf die Wiegkammer eingeschwärzt, ging ich, wenn sie nicht auch in ihren Arbeiten und in ihrem Leben

brave Leute waren, unbarmherzig um und nahm andere auf, die nicht zur Gemeinde des Herrn Pfarrer Sproßer gehörten. Die Prinzipalin hätte mir diese Handlungsweise nicht so hingehen lassen, wäre ich ihr im Fabrikgeschäft nicht von so großem Nutzen gewesen, doch hatte mein praktischer Sinn dasselbe vollkommen erfaßt und ein eigenes Talent der Farbenzusammenstellung und ein guter Geschmack, der mir angeboren war, setzten mich in den Stand, neue Stoffe zu erfinden, wenigstens neue Farbenmuster anzugeben, die allgemeinen Beifall erhielten, weßhalb unsere Waaren außerordentlich gesucht und gut bezahlt wurden.

Man muß nicht glauben, das lustige Leben, welches ich nun führte, sei gerade ein außerordentlich sündhaftes gewesen; ich machte es wie tausend andere junge Leute, die einigermaßen Zeit und Geld hatten und Beides auf die für sie angenehmste Art verbrauchten. Zu unseren abendlichen Zusammenkünften suchten wir gerade nicht die ersten Gasthöfe der Stadt auf, sondern ein heimliches Plätzchen, wo es guten Wein gab, ward unbedingt vorgezogen; auch gespielt wurde, so hoch es unsere Mittel erlaubten.

In einer andern Stadt, namentlich am Rhein, hätten wir höchstens für lustige, fidele Leute gegolten, hier aber in der fleißigen Fabrikstadt unter den ernsten Kaufleuten und Fabrikanten, und beaufsichtigt von tausend frommen Augen, denen viel geringere Ausschweifungen schon als Todsünde erschien, war unsere Gesellschaft, zu deren Haupt ich mich allgemach heranbildete, außerordentlich verrufen und von den sogenannten ordentlichen Leuten wurden wir geflohen und auf's Strengste gemieden. Nicht als ob wir Spieler oder Trinker gewesen wären, oder als ob wir nur uns diesen beiden Lastern leidenschaftlich ergeben, Gott bewahre! wir liebten nur den Spektakel, den wir dabei verführen konnten, und verschmähten es namentlich nicht, auf dem Heimweg all' die tollen Streiche vorzunehmen, die uns in den ersten Flegeljahren so außerordentlich viel Vergnügen gemacht. Dabei aber hielten wir viel auf unser

Aeußeres und versäumten keinen Ball, keine Tanzunterhaltung und die guten Töchter stiller Familien, denen wir zu Haus als schrecklich verderbte Subjekte geschildert waren, sahen uns doch nicht ungern erscheinen, denn sie mußten sich heimlich gestehen, daß wir viel amüsanter seien, als die andere Gesellschaft und viel besser tanzten.

Herr Specht, dem unser nächtliches Schwärmen und unsere Streiche natürlich nicht fremd blieben, that alles Mögliche, um mich in den Augen der Prinzipalin herabzusetzen, und ich wunderte mich oft, daß ihm seine Bemühungen lange Zeit fehl schlugen. Ich Verblendeter wußte ja nicht, daß am Richterstuhl der Prinzipalin ein guter Schutzengel eifrig für mich sprach, ein gutes liebes Wesen, dessen reines Herz von der Madame Stieglitz wohl erkannt und hoch geschätzt wurde. Emma wandte alle Ungewitter von mir ab, und obgleich sie keinem Menschen, weder dem Doktor, noch dessen Frau, jemals sagte, wie sehr meine Aufführung ihr Herz verwunde, so lächelte sie bei der Prinzipalin über meine kleinen Vergehen, wie sie es nannte, und hielt den guten Glauben derselben für mich aufrecht.

Ach! ich wußte das ja nicht und behandelte ihre Liebe, die sie verschwiegen im tiefsten Herzen für mich trug, mit einer freilich erzwungenen Geringschätzung, ja mit Rohheit. So konnte ich spät in der Nacht nach Haus kommen und statt mich ruhig zu Bette zu legen, in meinem Zimmer herumrumoren und lustige Lieder singen. Letzteres that ich eigentlich dem Herrn Specht zu lieb, dachte aber dabei, es kann auch ihr nichts schaden, wenn sie hört, wie lustig du bist, trotz der Kälte, mit der sie dich behandelt.

Mir war es dagegen mit meiner Lustigkeit nicht so ernstlich gemeint und oft, wenn ich Morgens aufstand, zerriß ein heftiger moralischer Katzenjammer mir das Herz, ich fühlte wohl, daß meine Aufführung, wenn sie auch dem Geschäfte keinen Schaden brachte, in einem so frommen Hause, wo der Herr Pfarrer Sproßer täglicher

Gast war, nicht zu lange geduldet werden konnte. Dem Familienleben in demselben war ich ohnedies schon fremd geworden, mein Platz an dem runden Tisch wurde nicht mehr offen gelassen und wenn ich zuweilen Miene machte, ihn wieder zu erobern, so stockte die Unterhaltung plötzlich; Emma sah ernst auf ihr Nähzeug und der Herr Specht schwieg in der salbungsvollsten Rede. Der Herr Block war der einzige, der treulich an mir hing, ich verschwieg ihm hie und da seine leichtsinnigen Streiche und hatte ihn zuletzt durch kräftige Ermahnungen so weit gebracht, daß dieselben seltener wurden und er zur Zufriedenheit arbeitete. Dieser vertraute mir eines Abends, daß ich mich vor den Umtrieben des Buchhalters in Acht nehmen solle. „Ich habe," sagte der schlaue Junge, „neulich eine Unterredung desselben mit der Prinzipalin behorcht und er hat schöne Dinge von Ihnen erzählt, von Ihren Nachtschwärmereien und, nehmen Sie es mir nicht übel, von Ihrem schlechten Umgang."

„So," sagte ich einigermaßen betroffen, „und was entgegnete Madame Stieglitz?"

„Ei nun, sie meinte, es sei ihr nicht lieb, daß Jemand aus ihrem Hause auswärts so schlecht prädicirt sei, und wenn sich das wirklich so verhalte, müsse man seiner Zeit eine Aenderung treffen."

„So, eine Aenderung?" entgegnete ich, und ich muß gestehen, daß der Gedanke, das Dach zu verlassen, unter welchem Emma lebte, mich in dem geheimsten innersten Winkel meines Herzens schmerzhaft berührte. „Aber," sagte ich, „was kann man mir eigentlich zur Last legen?"

Der Herr Block schwieg still und sah auf den Boden.

„Wenn Sie etwas wissen," fuhr ich fort, „so sagen Sie mir's frei heraus, ich werde Ihnen dankbar dafür sein und bin sehr verschwiegen."

Der junge Mensch fuhr schüchtern fort: „ich hörte also ferner, wie der Buchhalter sagte, Sie brächten das Geschäft in vollkom-

menen Mißcredit und dabei nannte er den Namen des Meisters Steffens."

„So, so," sagte ich bestürzt, „was zum Henker weiß der Buchhalter vom Meister Steffen."

Der Herr Block zuckte die Achsel, und ich versank in tiefes Nachsinnen; freilich mit dem Meister Steffen hatte es eine eigene Bewandtniß und wenn ich auch in der Geschichte unschuldig war, so war doch der Schein gegen mich. Dieser Meister Steffen nämlich war mir von einem lockern Zeisig meiner Gesellschaft als fleißiger und geschickter Mann empfohlen worden und man hatte mich dringend gebeten, ihn auf unserer Wiegkammer zu beschäftigen. Ich nahm ihn auch an, bereute es aber bald wieder, denn der Meister Steffen, obschon ein geschickter Weber, wenn er wollte, war eigentlich ein liederliches Subjekt und fast jeden Tag betrunken, dazu hatte ich obendrein erfahren, daß er der Vater einer sehr schönen aber äußerst leichtsinnigen Tochter sei, deren Ruf der schlechteste war, den ein Mädchen nur haben kann, und wenn der gute Buchhalter die Annahme des Vaters aus der Freundschaft gegen die Tochter herleitete, so war das allerdings für die Prinzipalin ein bedeutender Grund, mir ihre Gunst zu entziehen! Und Emma — — ich fühlte, daß bei dem Gedanken an sie eine flammende Röthe mein Gesicht bedeckte. „Schurke, infamer!" sagte ich; und ballte die Faust, die Cigarre, die ich gerade rauchte, fuhr in einen Winkel, ich sprang auf, dankte dem Herrn Block für seine Aufrichtigkeit und sagte: „ich weiß genug."

Der junge Mensch sah auf den Boden und entgegnete mir mit leiser Stimme: „ja, aber noch nicht Alles."

„Noch nicht Alles?" fragte ich erstaunt, „was zum Teufel kann denn noch Schlimmeres und Scheußlicheres über mich ausgesagt werden? so reden Sie doch!"

„Ferner meinte der Herr Specht," antwortete der Lehrling

schüchtern, „Ihre großen Ausgaben seien eigentlich in keinem Verhältniß zu Ihren Einnahmen und — —“

Ich stand niedergedonnert und konnte kaum athmen, vor mir öffnete sich ein Abgrund, ein Abgrund schrecklich finster, an den ich bis jetzt noch nicht gedacht; obgleich mich mein Bewußtsein von aller Schuld freisprach, so war ich doch, als habe der Geifer, den jener schlechte Kerl auf mich geschleudert, wirklich mein Herz schon angefressen, und mir schien, als sei diese ungeheure Anklage im Stande, mich in der That schuldig zu machen. Ich hatte einen verwerflichen Stolz darin gesucht, daß man mich für einen leichtsinnigen jungen Menschen hielt, umsomehr, da ich mir bewußt war, meinen Dienst nie vernachlässigt zu haben. Was sollte ich thun? den Doktor um Rath fragen? ich schämte mich vor der ganzen Welt, auch erinnerte mich der Herr Block dringend an mein Versprechen, nichts von dem sagen zu wollen, was er mir mitgetheilt. Ich konnte also nichts thun, als die Dinge, die da kommen würden, abzuwarten und sorgfältiger, als bisher, mein Thun zu prüfen.

Das Gift aber, das der Buchhalter gegen mich gebraucht, wirkte schneller, aber nicht so heftig, wie er gedacht. Ich wurde den andern Tag zur Prinzipalin berufen, und als ich ihr Zimmer betrat, verließ Emma dasselbe und mir schien, als habe sie verweinte Augen. Zu meinem Glück war ich durch den Herrn Block vorbereitet und auf das Schlimmste gefaßt, doch kam es für diesmal besser, als ich es erwartet. Madame Stieglitz saß auf ihrem Sessel, legte bei meinem Eintritt die Brille auf das Gesangbuch neben sich und redete mich ernst, ja finster an: „Ich habe Ihnen,“ sagte sie, „in jeder Hinsicht mein Vertrauen geschenkt, ich habe Ihnen die Geschäfte meiner Fabrik übertragen und muß gestehen, daß Sie dieselben zu meiner Zufriedenheit geführt, über den Geschäftsmann kann ich also nicht klagen; doch habe ich mit großem Schmerz vernommen — ja mit wahrem Schmerz,“ wiederholte die würdige Frau, „daß Ihr Lebenswandel in letzter Zeit sich so zu Ihrem

Nachtheil geändert habe, daß Ihre besten Freunde den Kopf darüber schütteln. Sie sind, wie man sagt, das Mitglied, ja Chef einer Gesellschaft junger, leichtsinniger Menschen, die, obgleich schon bei vorgerücktem Alter, Thorheiten und Ausschweifungen begehen, wie sie nur für ganz unerfahrene Menschen verzeihlich wären. Glauben Sie mir, ich habe oft für Sie gebetet, ebenso meine gute Emma, denn Sie selbst denken an dergleichen Kleinigkeiten nicht; ich habe immer gehofft, Sie würden Ihr unregelmäßiges Leben einstellen, und da das nicht geschah, so habe ich gedacht, er ist ja nicht dein Kind und wenn er die Geschäfte des Hauses gut und redlich besorgt, die Ehre desselben bewahrt, so kann es dir am Ende gleichgültig sein, was er außer dem Hause treibt."

Ich hörte regungslos diesen herzlichen Worten zu und mein Herz war tief bewegt. Nach einer Pause fuhr die Prinzipalin fort: „Jetzt aber habe ich von einer Sache vernommen, welche die Ehre meiner Firma angeht und auf mein Haus ein schlechtes Licht wirft. Sie haben in meiner Wiegkammer einen Menschen angestellt, einen Weber, der nicht nur selbst den schlechtesten Ruf hat, sondern dessen Familie allgemein verachtet ist."

„Den Meister Steffen," sagte ich ruhig.

„Ganz richtig," antwortete die Prinzipalin, „derselbe; Sie wissen darum, sind meine Vorwürfe ungerecht?"

„Nein, Madame," entgegnete ich, „aber Sie werden mir erlauben, Einiges zu meiner Entschuldigung zu sagen: dieser Mann wurde mir von einem Bekannten empfohlen; ich hätte allerdings auf diese Empfehlung kein Gewicht legen sollen, doch wurde er mir als fleißig und arbeitsam gerühmt und ich kann den feierlichsten Eid schwören, daß ich über ihn und seine Familienverhältnisse nichts Nachtheiliges gewußt, daß ich ferner von dieser Familie nie Jemand gesehen, auch," setzte ich mit erhobener Stimme hinzu, „habe ich erst zufällig vor ein paar Tagen erfahren, wie schlecht dieser Mensch prädizirt ist, und darauf hin hat er gestern seinen Abschied

erhalten." Das war die Wahrheit; ich hatte dem Meister Steffen schon mehrmal mit seiner Entlassung gedroht und sie ihm nach der Unterredung mit Herrn Block augenblicklich zugefertigt.

Die Ruhe, mit welcher ich diese Antwort der Madame Stieglitz gab, wirkte sichtlich zu meinen Gunsten auf die gute Frau. „Ich danke Gott," sagte sie, „daß die Sache sich so verhält, Sie können mir glauben, daß ich an Ihrem Thun und Lassen den innigsten Antheil nehme; beherzigen Sie meine Rede, und wenn Ihnen das Leben, welches Sie bis jetzt geführt, nicht selbst unerträglich ist, so bitten Sie den Höchsten, daß er Sie in Ihrer Finsterniß erleuchte und Sie erkennen lasse, daß ein solcher Wandel nicht geeignet ist, die Liebe und Achtung guter Menschen zu erwerben."

Ich war sichtlich von ihren Worten ergriffen, und die Prinzipalin, welche es bemerkte, reichte mir ihre Hand, die ich ehrerbietig und herzlich küßte. Ich glaube, es fielen auch ein paar Thränen darauf, und meine Stimme zitterte heftig, als ich ihr entgegnete: „Glauben Sie mir, Madame, daß ich Ihnen für Ihre Rede, so hart sie mir Anfangs erschien, innigst danke. Für Jemand, der, wie ich, vater- und mutterlos, ja fast ganz verlassen in der Welt steht, ist die Strenge, mit Herzlichkeit und Liebe gepaart, die Sie mir seither immer bewiesen, ein Ersatz für die Worte der Eltern, die ich unendlich lange nicht mehr gehört, und Sie sollen sehen, ob Sie zum zweitenmale in den Fall kommen werden, mich daran zu erinnern, was ich der wahrhaft mütterlichen Behandlung, wie ich sie von Ihnen erfahren, schuldig bin." Mein Herz war zum Zerspringen voll und ich durfte nicht viele Worte machen, indem ich großer Mensch befürchtete, in lautes Weinen auszubrechen. Und was hätte ich nicht noch Alles sagen können? war ich doch einen Augenblick entschlossen, ihr zu sagen, wie sehr ich meine Nichte Emma liebe, und sie kurz und gut zu bitten, bei dem Mädchen für mich zu sprechen; doch brachte ich kein Wort weiter hervor, machte eine stumme Verbeugung und eilte aus dem Zimmer.

Unten an der Treppe begegnete mir der Herr Specht und ich wandte den Kopf ab, um ihn nicht zu sehen und um mein Gesicht nicht sehen zu lassen, auf welchem Schmerz und Freude zu lesen war. Auch sah ich in dem Speisezimmer meine Nichte Emma stehen, welche beschäftigt war, den Tisch zu decken. Ich trat eilig hinein und drückte die Thür hinter mir zu. Das Mädchen ließ die Servietten fallen, als ich auf sie zutrat und hastig ihre Hand ergriff.

„Ich komme so eben von der Prinzipalin," sagte ich sanft, aber ernst, „und habe ihr bewiesen, wie falsch man mich angekagt; ja, man hat mich falsch angeklagt," wiederholte ich, „aber Emma, du hast doch nie etwas Böses von mir geglaubt?"

Sie wandte das Gesicht weg und schüttelte mit dem Kopfe.

„Emma," fuhr ich fort, „laß mir einen Augenblick deine Hand, deine liebe Hand, es ist gewiß und wahrhaftig nicht gut, daß du mich immer so kalt und streng behandelst; warum thust du das?"

„Ich weiß es nicht," antwortete das Mädchen mit leiser Stimme und sah mich mit ihren großen hellen Augen an, in welchen Thränen standen.

„Du weißt nicht, warum du mich quälst?" fuhr ich bewegt fort, „o das ist doppelt Unrecht."

„Ich will dich nicht quälen," entgegnete sie, „aber wie kann ich anders sein, ich bin dir fremd geworden, du bist mir fremd geworden."

„Fremd, gänzlich fremd?" sagte ich erschreckend und ließ ihre Hand los, „also doch gänzlich fremd?"

„Wie ist es anders möglich?" sagte sie, mit schmerzlichem Tone in der Stimme, „du gehst fort, wenn du kannst, und bekümmerst dich um mich gar nicht, o, du thust sehr, sehr übel daran." Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, doch fuhr sie einen Augenblick darauf gefaßt fort: „Ich bin in dies Haus gekommen, wo es außer

dir nur ein einziges offenes und gutes Herz gibt, das der Madame Stieglitz, ich bin vertrauensvoll hier eingetreten, indem ich dachte, du seiest ja auch da und werdest mich beschützen, wie ein Bruder die Schwester."

„Ja," unterbrach ich sie bitter, „wie ein Bruder die Schwester."

„Und du hast dich schon in der ersten Zeit von mir losgesagt; weßhalb? ich weiß es nicht, ich kann es wenigstens nicht begreifen."

„Weßhalb? Emma," entgegnete ich heftig, „weßhalb? ich will es dir sagen: weil ich dich liebte, und weil du meine Liebe kalt zurückstießest. O, du hast sehr gegen mich gefehlt; ich habe Zerstreuung außer diesem Hause gesucht, Zerstreuung, die mich anekelt, während ich hier vergnügt und glücklich hätte leben können, ja selig durch ein einziges Wort, wenn du mir gesagt hättest: „ich liebe dich," und wenn du mir zuweilen erlaubt hättest, deine Hand zu drücken und hoffend in dein liebes Auge zu sehen — doch war das zu viel verlangt," setzte ich bitter hinzu, „ich sehe das jetzt wohl ein."

Es trat eine lange Pause ein, peinlich für uns Beide, und mühsam von etwas Anderem sprechend, fragte ich: „was wolltest du aber damit sagen, daß ich dich schützen sollte, du, der Liebling der Prinzipalin, ja die Herrin des Hauses?"

Das Mädchen warf einen ängstlichen Blick um sich, faßte heftig meine Hand und flüsterte: „ja, schütze mich, schütze mich vor dem Buchhalter!"

„Vor dem Buchhalter?" entgegnete ich hastig; „was will der Herr Specht?"

„Er verfolgt mich," sagte das arme Mädchen, „mit seinen Aufmerksamkeiten und, sind wir allein, mit seinen Anträgen."

„Mit Anträgen?"

In ihrem Gesicht schlug eine glühende Röthe auf, die sich hinabsenkte bis auf ihre Brust, wo es unter dem weißen Hauskleidchen so heftig wogte, daß auch ich erröthete.

„Mit Anträgen?" wiederholte ich; „was trägt er dir an?"

„Ich glaube, seine Hand," sagte das Mädchen mit gesenktem Blick und kaum vernehmlicher Stimme.

„Seine Hand?" wiederholte ich laut und zornig lachend, „die Hand des Herrn Specht? o, er ist nicht so dumm, der Herr Buchhalter, und du?" setzte ich argwöhnisch hinzu.

„Mich hat's geschaudert," sagte das unschuldige Mädchen und sah mich mit dem klaren treuen Blick fest an; „aber was soll ich thun? rathe mir, der Prinzipalin davon sprechen, du weißt, wie günstig sie über den Buchhalter denkt, und ich bin ja," setzte sie ernster hinzu, „ein so armes Mädchen. Dem Doktor habe ich davon gesprochen."

„Nun, und was meinte der Doktor?"

„Er stampfte heftig mit dem Fuß," entgegnete Emma, „und sagte, das habe ich mir gedacht; dann gab er mir einen Brief und befahl mir, denselben, sowie sich der Buchhalter an die Prinzipalin wende und diese mir von dessen Antrag spreche, ihr zu übergeben."

„So," antwortete ich hastig; „gib mir den Brief."

„Ich möchte gern," sagte das Mädchen, „denn mir ist das Papier unangenehm, und ich fürchte mich vor demselben, als sei etwas Widerwärtiges, Häßliches darin verschlossen; aber der Doktor hat mir strenge verboten, ihn in andere Hände, als die ihrigen, zu geben. Geh' aber jetzt, es kommt Jemand, und denke nach, was zu machen ist."

„O, ich wüßte wohl, wie sich das Alles zum Besten lenken könnte," sagte ich eifrig und küßte ihre Hand. — — —

In diesem Augenblick trat der Buchhalter in's Zimmer und sah uns Beide mit einem seltsamen Blick an. „Es ist ein Uhr," sagte er mit leiser Stimme, als er bemerkte, daß noch kein Tisch gedeckt war, „wir werden wohl baldigst essen."

Mein Zorn flackerte auf, als ich den Heuchler sah. „Die Prinzipalin wird mich entschuldigen, ich kann heute nicht hier essen,"

sagte ich zu Emma, „und Ihnen,“ sprach ich mit festem Blick zum Buchhalter, „und Ihnen, Herr Specht, wünsche ich zum guten Appetit eine gesegnete Mahlzeit.“

XXXVIII.

Das letzte Souper.

Die Prinzipalin hatte, nachdem ich mich vor ihr gerechtfertigt, auch eine Unterredung mit dem Herrn Specht, von welcher mein guter Freund nicht erbaut sein konnte, insofern Madame Stieglitz ihm meine Vertheidigung des ersten Anklagepunkts mittheilte, wogegen er nichts erinnern konnte, da der Meister Steffen ihn selbst mit Bittgesuchen um Wiederaufnahme zahlreich überhäufte. Was den zweiten Punkt anbelangt, so war derselbe, wie der Leser weiß, gar nicht gegen mich berührt worden, und hätte ich auch, wenn die Prinzipalin dadurch meiner Ehre zu nahe getreten wäre, Alles in Bewegung gesetzt, mich des Buchhalters zu entledigen, es wäre ein erbitterter Kampf um Sein oder Nichtsein daraus entstanden. Das mochte mein schlauer Ankläger auch ganz gut wissen, und da er natürlicherweise keine Beweise gegen mich haben konnte, so ließ er, obgleich auf's Tiefste erbittert, die Sache für den Augenblick ruhen, spürte mir aber auf Schritten und Tritten nach, um etwas Rechtes gegen mich aufbringen zu können. Sein Helfershelfer war jener nichtswürdige Candidat, und Herr Block unterrichtete mich getreulich von den Zusammenkünften jener Herren und von den gewichtigen Unterhandlungen, die sie in meinem Interesse hielten.

Ich wurde vorsichtiger und begann mich langsam von meinen früheren Kameraden zurückzuziehen, ohne aber auffallend mit ihnen

zu brechen, und das wurde mir um so leichter, da auch andere unserer Gesellschaft des überlustigen Lebens satt waren, und diese zweite Auflage der Flegeljahre auch für sie nach und nach das Interesse verloren hatte.

Ueber die Heirathsanträge des Herrn Specht konnte ich nichts Gewisses mehr erfahren; Emma sagte mir nichts weiter darüber, und vermied es auf's Eifrigste, mit dem Buchhalter allein zu sein. Auch mochte ein zweiter Plan in ihm aufgestiegen sein, denn so lieb es ihm früher schien, daß ich mich um meine Nichte gar nicht bekümmerte, so sehr hatte ihn dagegen jener Handkuß und die Thränen des Mädchens bei unserer Unterredung im Speisezimmer überrascht und aufmerksam gemacht, mich aber haßte er desto mehr. Er wurde sichtlich verschlossener und brütete über geheime Entwürfe.

Es war eines Samstags Abends, als ich zum Ausgehen gerüstet auf's Comptoir ging, um Sachen: Briefe, Rechnungen und dergleichen, die sich gewöhnlich auf meinem Pulte vorfanden, noch vor dem Sonntage zu erledigen. Der Buchhalter war ausgegangen und der Herr Block räumte im Comptoir und Laden auf, er richtete die Stoffe in den Glaskästen, brachte Scheere, Bindfaden und Elle an ihren Platz, legte das große Hängschloß an die Ladenkasse und pfiff dazu ein lustiges Lied, sich auf den morgenden freien Tag freuend; ich hatte meinen Hut auf dem Kopfe und war verdrießlich, auf dem Pult noch einen Stoß Papier zu finden, und fing an, so schnell als möglich daran herunter zu arbeiten; es waren ausgezogene Rechnungen, Correspondenzen des Herrn Specht, welche ich, als das Fabrikgeschäft angehend, mit meinem Visa versehen mußte; ferner Mahnbriefe an hartnäckige Schuldner, Feder- und Stylübungen des jungen Herr Block; er hatte sich in dem Geschäftszweige mit Hülfe der vorhandenen Schema's eine ziemliche Fertigkeit erworben und unterschied namentlich dadurch die guten von den minder guten, und die schlechten von den ganz schlechten, daß er sich entweder „hochachtungsvoll" oder „mit vollkommenster

Ergebenheit" oder „höflichst" oder gar nicht empfahl; diese Briefe hatte ich zu unterschreiben und zeichnete mein „pr. Stieglitz und Comp." eiligst darunter. Ein größerer Rechnungsauszug, den ich ebenfalls vorfand, mußte nachgerechnet werden und hielt mich auf; dann kam auch ein eigener Brief der Prinzipalin an unser Banquierhaus Schilderer und Söhne, worin sie die Summe von fünfhundert Thalern in Kassenanweisungen für sich verlangte. Dergleichen Briefe der Madame Stieglitz wurden zur besonderen Controle in ein besonderes Buch eingetragen.

Man sah recht an den Schriftzügen, daß die gute Frau alt wurde, von jeher waren dieselben groß und hart gewesen, aber hier waren sie so undeutlich, daß man kaum ihre Forderung und die Zahl entziffern konnte; auch fiel es mir auf, daß das Papier zu diesem Briefe so gar alt und verlegen war. Doch kannte ich ihre Sparsamkeit im Großen wie im Kleinen und erinnerte mich genau, wie oft ich von ihr ausgescholten und der Verschwendung angeklagt wurde, wenn ich einen Viertelbogen Papier verdorben, worin ich von jeher sehr stark gewesen. Die Unterschrift der Prinzipalin dagegen war korrekt und fließend und erinnerte mich wehmüthig an die erste Unterschrift, welche ich von ihr gesehen. Das war damals, als ich mein erstes Belobungsschreiben zu meinem Vetter, dem Professor hintrug; dazwischen lagen schon mehrere Jahre und wie viel hatte sich seit der Zeit in dem kleinen Hause auf dem Hügel geändert. Ich versank in Träumereien, während ich meine Briefe zusammenfaltete, überschrieb und siegelte. Endlich war ich fertig und der Herr Block stand schon neben mir bereit, um meine Aufträge schnellstens zu übernehmen; ihm war es darum zu thun, das Comptoir so bald wie möglich zu schließen. Ich breitete die Briefschaften vor ihm aus und gab ihm Anweisung, was er zu besorgen habe, was auf die Post komme, was für den Boten und was für den Hausknecht sei, „und hier," sagte ich zum Schluß, „dieser Brief an

Schilderer und Söhne muß noch heute Abend und durch Sie selbst besorgt werden."

Der junge Mensch sah mich bittend an und kratzte sich am Kopf.

„Ah, ah, ich verstehe Sie," sagte ich lachend, „junger Leichtsinn, Sie haben heute Abend zufällig einen andern Weg." Er nickte schmunzelnd mit dem Kopfe.

Ich dachte, eine Ehre ist die andere werth, wie kostbar sind in diesen Jahren die Freistunden, und entgegnete: „für diesmal will ich es selbst besorgen," steckte den Brief in die Tasche und ging fort.

Der Herr Block schloß eiligst das Comptoir, nahm seine Mütze und rannte nach einer andern Seite der Stadt; der junge Mensch, dessen Eltern im Ort wohnten, genoß deßhalb viel mehr Freiheit, als ich je gehabt. Für mich war der Dienst, den ich ihm leistete, sehr gering, denn ich ging ohnehin auf das Comptoir des Banquierhauses, um dort einen meiner Bekannten abzuholen. Dieser, zweiter Kassierer bei Schilderer und Söhne, war ungehalten über mein langes Ausbleiben und noch mehr, als ich ihm meinen Brief übergab, der noch durchgelesen und besorgt sein mußte.

„Laßt's gut sein," sagte ich ihm, „schickt das Geld morgen früh."

„Den Teufel auch," entgegnete der Kassierer, „morgen früh sieht mich das Comptoir nicht, die Kasse bleibt geschlossen, da nehm die fünfhundert Thaler, ich gebe Euch zehn Fünfziger, sie sind nicht schwer zu tragen und hier unterschreibt mir schnell die Empfangsbescheinigung."

„Meinetwegen," entgegnete ich, nahm das kleine Paketchen und steckte es in die Brusttasche. Der Kassierer schloß eigenhändig die große Kasse, dann den eisernen Fensterladen und die dicke beschlagene Thüre, auch prüfte er jedes Schloß und jeden Riegel. „Ich bin heute doppelt vorsichtig," sagte er, „da der erste Kassierer auf einige Tage verreist ist und mir die ganze Geschichte auf dem Halse liegt: so, jetzt wäre alles gut verschlossen und kann ruhen bis Montag, jetzt kommt Ihr Brief und Ihre Empfangsbescheinigung auf den

Comptoirtisch zum Eintragen und jetzt sind wir fertig. Die Arbeit ist gethan, jetzt hinaus zum Vergnügen.“ Wir gingen davon, einem köstlichen Abend entgegen, ein letztes großes Souper sollte noch einmal unsere Gesellschaft vereinigen, ein Souper mit vielem Champagner und allen Thorheiten der Jugend. Damit wollten wir den Clubb, der den Leuten der Stadt so viel Aergerniß gegeben, feierlichst beschließen und auflösen; der Katzenjammer, den wir mit vollem Recht erwarteten, sollte vor der Hand unser letzter und alsdann jeder bedacht sein, seinen Ruf zu verbessern. Unsere ganze Gesellschaft hatte bei ihren Zusammenkünften Spitznamen, bei denen Jeder gerufen wurde; wir wählten bei unsern großen Festen einen Präsidenten, der mit dem Champagnerglase gut umzugehen wußte, und hatten einen Ritus eingeführt, ähnlich dem großen Comment der Studirenden, wie wir denn überhaupt unser ganzes jetziges tolles Leben nach einigen Exemplaren burschikoser Musensöhne eingerichtet hatten, die von der Universität kamen und das corpus juris mit dem Hauptbuch vertauscht hatten.

Unser Souper war vortrefflich, der Bordeaux sanft erwärmt, der Champagner eiskalt und unser Durst kaum zu löschen? als die Köpfe etwas erhitzt waren, drängte ein Toast den andern, und nachdem unser heutiger Präsident mit den Thränen eines sanften Rausches im Auge unser Wohl getrunken, folgte das seinige stürmisch ausgebracht und ein beredter Rückblick auf die lustige Zeit, die wir verlebt. Die krystallenen Trinkgläser flogen an die Wand und das Ganze artete zu einer wilden Orgie aus. Hier wurden unter strömenden Thränen Freundschaften für's ganze Leben geschlossen, an die man morgen nicht mehr dachte, dort entzweite sich ein Paar, um sich gleich darauf wieder glänzend zu versöhnen. Als nun obendrein der Präsident einen Damenschuh aus der Tasche zog und die Anwesenden veranlaßte, aus diesem Toilettenstück seiner Holden der ganzen Damenwelt ein Lebehoch zu trinken, überstieg der Jubel alles Maß. Das Strohfeuer betrunkener junger Menschen flackerte hoch

und stürmisch auf, um ebenso schnell in sich zusammenzusinken. Die Flamme erlosch, dicker Dampf wirbelte auf, umschleierte Augen und Ohren, und keine Bemühung vermochte die gehaltlose Flamme wieder anzufachen.

Das Souper war zu Ende und jeder schleppte sich nach Haus, so gut er konnte; ich hatte mir die schwere Aufgabe auferlegt, meinen Freund, den Kassierer des Hauses Schilderer und Söhne, einen geistig gänzlich Leblosen, in's Bett zu befördern, ehe ich mich selbst zur Ruhe niederlegen konnte.

Nichts von jenen wüsten, trostlosen Bildern, die am andern Morgen beim Erwachen meinen Kopf ausfüllten; das Andenken des gestrigen Abends lag vor mir, wie ein trüber, schmutziger, übelriechender Sumpf und auf ihm schwammen leere Champagnerflaschen, halbgeleerte Teller und aus den Tiefen desselben scholl der Lärmen und das Gejohle der Zechbrüder an mein Ohr.

Brennender Kopfschmerz plagte mich und deßhalb that mir die Kälte wohl, die in meinem Zimmer herrschte; es war spät im Herbst, grau hing der Himmel über der Erde, und ein feiner Regen fiel herab. Als ich so am Fenster saß und hinausstarrte, kam mir jener Morgen wieder lebhaft in Erinnerung, wo ich in ähnlicher Gemüthsstimmung auf dem Zimmer des Doktor Burbus saß, jenen unvergeßlichen Kaffee trank und hinüberstarrte nach meinem verlorenen Paradies, dem Reißmehl'schen Hause; mich schauerte aber, wenn ich an jene Zeit dachte und den gestrigen Abend; im Grunde hatte ich mich in einer Beziehung seit damals nicht viel gebessert, das lastete mir schwer auf der Seele, und das einzige, was einen Lichtstrahl in dieselbe warf, war der Gedanke und feste Vorsatz, einen letzten solchen Abend gefeiert zu haben. „Ja, ja," sagte ich zu mir selbst, „das liegt jetzt hinter dir, mache einen dicken Strich unter die Seite und fange ein neues Conto an, ein neues Soll und Haben, in's Soll ein anderes Leben, verdoppelter Fleiß wo möglich, ein neuer Wandel;" in's Haben setzte ich ihr Bild, ihr

liebes klares Auge — ein Gedanke, der mein Herz sanft erwärmte. „Arbeite bei diesem neuen Conto fleißig fort, und wenn du alsdann in ein paar Jahren eine neue Bilanz ziehst, so hat sich vielleicht Soll und Haben freundlich gleichgestellt.“ —

Ich nahm meinen Rock von gestern von dem Stuhl, auf welchen ich ihn geworfen, und in gleichem Augenblick fuhr ich erschrocken nach der Brusttasche, denn jetzt erst fiel mir das Geld der Prinzipalin ein, welches ich dort aufbewahrt. —

Das Paket mit den fünfhundert Thalern in Kassen-Anweisungen war verschwunden. — —

Meine Gefühle in diesem Augenblicke sind schwer zu schildern, und waren auch von so entsetzlich unheimlicher Art, daß es gewiß Niemand angenehm sein wird, bei der Entdeckung meines unersetzlichen Verlustes in mein Inneres zu blicken; unersetzlich in mehrfacher Hinsicht. Gott im Himmel, wenn die Prinzipalin nach ihrem Gelde fragte, wenn ich gestehen mußte, ich habe es geholt und verloren, — wo verloren, bei einem Bankett, dessen Ausschweifungen gewiß schon heute, zehnfach vergrößert, auch zu ihren Ohren kamen; andererseits war der einfache Ersatz von fünfhundert Thalern für mich keine Kleinigkeit, sie machten einen bedeutenden Theil meines Jahresgehaltes aus und wo sollte ich sie hernehmen? Ach was, tröstete ich mich, wie soll das Geld verloren sein, es ist nicht möglich, auf der Kasse des Banquierhauses hatte ich das Paket in die Brusttasche gesteckt und den Rock nicht mehr ausgezogen, bis heute früh auf meinem Zimmer, an eine Entwendung war noch weniger zu denken, denn was diesen Punkt anbelangt, so war ich meiner Gesellschaft vollkommen gewiß, also nachgesucht, es muß sich wiederfinden. Aber umsonst kehrte ich die Taschen meines Rockes um, umsonst trennte ich das Futter aus der Brust heraus, es fand sich nichts. Ich untersuchte meinen Paletot, das ganze Zimmer, — nirgends eine Spur des verlorenen Pakets, mir standen die dicken Schweißtropfen auf der Stirne, ich zog mich an und eilte nach

dem Gasthof, wo wir gestern Abend unser Souper gehalten; ein verschlafener Kellner öffnete mir den Saal, wo wir heute Nacht gehaust, welcher Anblick, welche Atmosphäre, welcher Geruch; die schreckliche Verwirklichung der wildesten Träume, die ich in meinem Katzenjammer gehabt, und ich war gezwungen, in diesem dampfenden Lokal, in dieser schauerlichen Unordnung jeden Winkel zu durchsuchen, und je mühsamer ich Stühle aufrichten mußte, Teller und Gläser wegheben, um auf den Boden zu sehen, um so mehr freute ich mich, daß in diesem Chaos noch viel zu untersuchen sei, denn ich fand ja nicht, was ich suchte. Und ach! auch am Ende war meine Mühe alle vergebens, mein Paket war und blieb verloren. Mein Freund, der zweite Kassierer, in dessen Wohnung ich jetzt eilte, lag in seinem Bett, gepeinigt von den fürchterlichsten Kopfschmerzen, er gab mir nur spärliche Antworten, und sagte mir wenig Trostreiches.

„Wahrhaftig," meinte er, „wenn es dir gegangen ist, wie mir, so ist das Geld unrettbar verloren; ich weiß nichts mehr von dem, was ich gestern Abend gethan, ich hätte in meinem Zustand die Kassenanweisungen vielleicht auf die Straße geworfen, oder wohl gar Fidibus daraus gemacht: so ist es dir vielleicht auch gegangen." Ich schüttelte schmerzlich mit dem Kopfe und er fuhr fort: „aber laß mich um Gotteswillen jetzt schlafen, ich bin wie gerädert, es ist ja heute Sonntag, komm morgen früh auf die Kasse, da wollen wir über die Sache weiter sprechen."

Ich eilte wie ein Betrunkener durch die Straßen, ich mattete mein Gehirn ab und brachte jeden Augenblick von da, wo ich die Kassenanweisungen empfangen, bis wo ich mich zu Bett gelegt, klar vor mein Gedächtniß; ich hatte meine Besinnung durchaus nicht verloren und wußte Alles, was ich gethan, ganz genau. Unterwegs traf ich zufällig den Doktor, er nahm mich mit nach Haus und gab mir ein Glas Bitterwein, „zur Wiederherstellung meines Magens," sagte er, „denn Sie sehen verteufelt miserabel aus." Ich gestand

unser gestriges Souper, er drohte mit dem Finger, und ich versetzte mit einem tiefen Seufzer, es sei das letzte gewesen. Emma hatte die Doktorin zur Kirche abgeholt, was mir lieb war, denn ich wäre nicht im Stande gewesen, in das klare ruhige Antlitz von Sibylle zu sehen und eine Unterhaltung mit ihr zu führen. Was der Doktor zu mir sprach, rauschte wie ein Waldwasser in meinen Ohren, und als er mir den Namen Emma's nannte, sah ich ihn fragend an.

„Sie scheinen einigermaßen geistesabwesend," lachte mein Freund, „sonst müßten Sie deutlicher hören, daß ich von Etwas sprach, das auch Sie freundlich angeht."

„Von Emma," antwortete ich zerstreut.

„Allerdings," entgegnete der Doktor, „ich meinte nämlich, daß es bald Zeit sei, daß Sie das Stieglitzsche Haus verlassen, eine andere Condition annehmen, sich dort in Sprachen und dergleichen mehrerem ausbilden, und dann die Leitung des Fabrikgeschäfts der Madame Stieglitz übernehmen, oder ein ähnlich anderes, Emma aber könnte die Zeit in unserem Hause zubringen, was passender und schicklicher wäre."

„Ja freilich," antwortete ich immer zerstreuter, ohne recht zu wissen, wovon er sprach; ich überlegte nämlich in dem Augenblicke, ob ich den Doktor von meinem Unglück in Kenntniß setzen solle, und da fiel mir plötzlich ein, daß mir zu Haus, in dem kleinen Verschlag, wo die Schlüssel hängen, derjenige zu meiner Stubenthür auf den Boden gefallen war, und ich mich nach ihm gebückt und ihn lange gesucht.

Da mußten meine Kassenanweisungen liegen, ich nahm meinen Hut, sagte dem Doktor, der mich wie einen Verrückten anstarrte, eilfertigst guten Morgen und sprang davon.

Zu Hause angekommen, öffnete ich jenen Verschlag und untersuchte mit meinem Licht jeden Winkel — ich fand nichts! Darauf eilte ich auf mein Zimmer und überließ mich einer vollkommenen Verzweiflung; wie oft war ich im Begriff, zu der Prinzipalin zu

gehen und ihr meinen Verlust, den ich ja durch Abzüge während einiger Jahre decken konnte, anzugeben; o hätte ich es nur gethan! Wie oft hatte ich die Thürklinke in der Hand, und immer hielt mich falsche Scham ab, nur ein Gedanke peinigte mich: das war, die Prinzipalin könnte denken, ich habe heute Nacht in dem Taumel des Banketts von ihrem Gelde Gebrauch gemacht, und scheue mich natürlicherweise, dies einzugestehen. So kam die Mittagszeit; ich ging zu Tisch und glücklicherweise war Emma, die bei dem Doktor speiste, nicht da. Der gute Herr Block sagte mir, ehe wir in's Speisezimmer traten: „Herr Gott, wie sehen Sie aus!“ und ein Blick in den Spiegel überzeugte mich, daß neben den Spuren der vergangenen Nacht auch mein verstörter Seelenzustand deutlich auf meinem Gesicht zu lesen war. Die Prinzipalin sagte sehr ernst: „ei, ei!“ und der Herr Specht hielt ein sehr langes Tischgebet und sprach sein: „Führe uns nicht in Versuchung,“ mit erhobener Stimme.

Nachmittags begann ich mein Suchen nochmals, ging wieder in den Gasthof und fragte Kellner und Hausknecht, ob sie nichts gefunden.

Nirgends eine Spur: jetzt ging ich nach Hause mit dem festen Vorsatz, meinen Verlust zu gestehen. Die Prinzipalin war ausgegangen, und als ich mich auf mein Zimmer begab, ihre Rückkunft erwartend, war es schon spät am Abend; bald fing es an zu dunkeln und ich war etwas ruhiger geworden, denn ich sagte mir, die Geschichte ist ein Unglück, das am Ende jedem vorkommen kann, und die Prinzipalin wird meinen Worten schon glauben. Ich setzte mich an's Fenster, sah dem Leben und Treiben in dem gegenüberliegenden Gasthofe eine Zeit lang zu, und schlief endlich vor Ermattung ein.

Als ich wieder erwachte, waren die Lichter in dem großen Hause drüben ausgelöscht, alles still und finster und meine Uhr zeigte zu meinem großen Schrecken auf zwölf. So hatte ich denn die Ankunft der Madame Stieglitz verschlafen und konnte ich jetzt nichts Besseres

thun, als zu Bette gehen. Vorher aber schrieb ich noch einen langen Brief an den Doktor, worin ich ihm den unglücklichen Vorfall erzählte und ihn um Rath fragte, wie dieser Verlust wohl am Besten zu decken sei und ihn bat, der Prinzipalin ein paar passende Worte darüber zu sagen.

Etwas getröstet schlief ich auf's Neue ein und erwachte jetzt erst, als es heller Tag war.

XXXIX.

Ein Verhör. — Ein Rendez-vous.

Ich glaube, ich hätte noch länger geschlafen, doch knarrte meine Thür und der junge Herr Block schlich herein, sich vorsichtig auf dem Gang umschauend und trat an mein Bett mit einem gänzlich verstörten Angesicht.

„Was haben Sie?" fragte ich erschrocken.

Der junge Mensch warf sich auf einen Stuhl, sah mich mit einem traurigen thränenvollen Blick an und sagte: „da unten sind schreckliche Geschichten los; gestern Abend hat der Herr Specht eine lange Unterredung mit der Prinzipalin gehabt und so geheim, daß sogar Fräulein Emma mich gestern Abend spät noch fragte, ob ich nicht wüßte, was er gewollt. Die Prinzipalin kam darauf mit verweinten Augen zum Nachtessen und alle machten Gesichter zum Davonlaufen, wenn Sie nur da gewesen wären."

„Ich war auf meinem Zimmer," sagte ich zum Lehrling.

„Oh," entgegnete dieser ungläubig, „der Buchhalter hat aber heute Morgen gesagt, Sie seien wieder einmal die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen."

Da hat der Buchhalter wieder einmal gelogen," sagte ich ruhig und erhob mich, mich anzuziehen, doch blieb ich mitten in diesem Geschäft starr wie eine Bildsäule sitzen, als der Herr Block eiligst fortfuhr: „dann war der Herr Specht heute Morgen in aller Früh bei Schilderer und Söhne, er kam mit sehr vergnügtem Gesicht zurück, legte einige Papiere auf den Tisch und als er hinausging, um seinen cattunenen Regenschirm im Gang aufzuspannen, schaute ich mir die Papiere an."

„Nun?" — —

„Es war der Brief der Prinzipalin, den Sie vorgestern gesiegelt, worin sie fünfhundert Thaler verlangt und dabei der Empfangschein von Ihrer Hand."

„Nun?" wiederholte ich, mich mühsam zusammennehmend, „was nun weiter? Die Sache ist bis so weit ganz in der Ordnung; ich habe, wie Sie wissen, Ihnen zu lieb, den Brief selbst hingetragen, das Geld empfangen und darüber quittirt; ist das so etwas Entsetzliches?"

„Durchaus nicht," sagte stockend der junge Mensch, „doch ist der Brief nicht in das Buch der Prinzipalin eingetragen worden." —

„Verflucht! das habe ich in der Eile vergessen."

„Das Schlimmste aber ist —"

„Und was, und was? — —"

„Die Prinzipalin," sprach Herr Block, sich scheu umsehend und mit leiser Stimme, „die Prinzipalin kam alsdann in's Comptoir, sah den Brief an, schüttelte heftig mit dem Kopfe und sagte: „so wahr mir Gott helfe, den Brief habe ich weder geschrieben noch unterschrieben."

„Ah! — —"

„Darauf wurden die Beiden meiner ansichtig und gingen hinauf in das Zimmer der Prinzipalin."

Meine Hand zitterte, als ich mich erhob, ich faßte an meine

Stirn und etwas ungeheuer Entsetzliches stieg vor mir auf. „Die Prinzipalin hat den Brief nicht geschrieben," murmelte ich, „wer hat ihn denn geschrieben?" Mein Blick fiel auf den Lehrling, der erschüttert vor mir stand. Vor meinen Augen tanzten die Fenster im wirren Kreise und ich schnappte mühsam nach Athem, wie man zu thun pflegt, wenn man in ein eiskaltes Wasser hinabsteigt. „Ich danke Ihnen," sagte ich zu dem jungen Menschen, „ich danke Ihnen herzlich, thun Sie mir die Liebe und tragen diesen Brief sobald Sie können zum Doktor Burbus: ich ließe ihn bitten, herzukommen; dann noch eins: gehen Sie insgeheim zu Schilderer und Söhne und sagen dem zweiten Kassierer, ich habe das Bewußte nicht gefunden: ich ließe ihn um Gotteswillen bitten, mir einen Rath zu geben."

Herr Block eilte fort; so oder so, dachte ich, vielleicht hilft mir der Kassierer mit der Summe aus oder der Doktor Burbus, doch überlegte ich nicht, daß ein schrecklicher Verdacht alsdann auf mir ruhen blieb und die Prinzipalin glauben konnte, ich hätte das Geld entwendet und behalten wollen, wenn ich nicht durch die Umsicht des Buchhalters entdeckt worden wäre; o nein, an so etwas Fürchterliches dachte ich im gegenwärtigen Augenblick nicht. —

So langsam ich mich anzog, so wurde ich doch am Ende fertig und zauderte immer, hinabzugehen. So verstrich eine Stunde. Der Herr Block kam zurück und brachte mir keine tröstlichen Nachrichten; es hatte sich alles gegen mich verschworen: der Doktor war über Land, und mein Freund, der Kassierer lag zu Hause unwohl im Bett. Bei der Abwesenheit desselben hatte man in dem Banquierhause die große Kasse nicht geöffnet und ein anderer Commis besorgte die Auszahlungen aus der Handkasse. „Sei ruhig," schrieb mir der Kassierer mit Bleistift auf einen kleinen Zettel, „ich werde Nachmittags aufstehen und auf's Comptoir gehen, vielleicht läßt sich da was machen."

Der entscheidende Moment war gekommen, ich nahm meinen

Hut und ging langsam die Treppe hinunter nach dem Zimmer der Prinzipalin; unten begegnete mir Emma. Diese sah geisterhaft bleich aus und ihre großen Augen sahen mich wahrhaft gespenstig an, sie wollte mich aufhalten und mit mir sprechen, doch winkte ich ihr mit der Hand, denn ich hatte meine ganze Fassung nothwendig. Sie eilte fort und ich klopfte an die Zimmerthüre der Prinzipalin.

„Herein!"

Ich holte tief Athem, ehe ich eintrat. —

Madame Stieglitz hatte die Hand auf den Tisch gestützt und sah mich ernst, aber eher traurig als zornig an. Der Buchhalter lehnte mit gefalteten Händen an dem Fenster und schaute hinauf an den grauen Novemberhimmel. Es trat eine ziemliche Pause ein, die ich zuerst unterbrach, indem ich sagte: „Madame, es ist mir gestern ein großes Unglück passirt, allerdings ein sehr großes Unglück, das ich wieder gut zu machen hoffe."

Die Prinzipalin zuckte die Achseln und der Buchhalter stand bewegungslos.

„Ich habe vorgestern," fuhr ich ruhig fort, „auf ein Privatschreiben von Ihnen ein Incasso gemacht im Betrag von fünfhundert Thalern, welche Summe ich empfing und welche Summe ich in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag — — verlor."

Madame Stieglitz fuhr kaum merklich zusammen, als sie mein Geständniß vernahm, und wiederholte, mit ungläubigem Tone fragend, mein letztes Wort: „verlor?"

„Im Spiele vielleicht," ergänzte der Buchhalter.

Ich warf ihm dafür einen verächtlichen Blick zu und fuhr fort: „ja, Madame, verlor, aber nicht in dem Sinn, wie der Herr Specht meint."

„Und in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag?" fragte die ernste Frau.

„Ja, Madame; ich will offenherzig sein: ich war in einer lustigen Gesellschaft, wir hielten ein letztes Souper, womit wir Alle

unser etwas leichtsinniges Leben zu beschließen gedachten. Dort oder beim Nachhausegehen oder, der Himmel mag wissen, wo? verlor ich das Paket mit den Kassenanweisungen, das ich hier in meiner Brusttasche verwahrt hatte."

Der Buchhalter wandte sich mit einem vielsagenden Blick zur Prinzipalin, welche langsam und feierlich den bewußten Brief vom Tische nahm, ihn mir entgegen hielt und mit dem tiefen Ton, der so eigenthümlich klang, wenn sie heftig erschüttert war, fragte: „und wer hat diesen Brief geschrieben?"

Ich sah ihn flüchtig an und entgegnete: „wenn sie ihn nicht geschrieben haben, Madame, so mag Gott wissen, wer es gethan hat; ich weiß nichts davon, ich habe ihn nur gesiegelt und fortgetragen."

Hätte der Herr Block mich nicht unterrichtet, daß die Prinzipalin versichert habe, sie hätte diesen Brief nicht geschrieben, so hätte ich diese verfängliche Frage mit viel größerer Bestürzung und Entrüstung beantworten können, als so, und man konnte nach der Ruhe meiner Entgegnung voraussetzen, daß es mich nicht sehr überrasche, zu erfahren, dies Schreiben sei verfälscht; ich mußte mir später gestehen, daß eben dies den Verdacht, den man auf mich geworfen hatte, sehr bestärkte.

„Also Sie siegelten ihn und trugen ihn fort?" sagte der Buchhalter, „warum that dies nicht der Herr Block, wie es Gebrauch ist?"

Ich zuckte die Achseln — „weil der Herr Block nach Hause eilte und ich gerne Jemand einen Gefallen erzeige."

„Auch ist dieser Brief," forschte Madame Stieglitz weiter, „nicht in das Buch eingetragen."

„Das habe ich leider vergessen," sagte ich und mein Zorn regte sich bei diesen sonderbaren Fragen und bei dem höhnischen Lächeln des Buchhalters. „Madame," sprach ich ernst und ruhig, „ich sagte Ihnen schon früher, daß mir das Unglück begegnet sei, das Geld zu

verlieren; ich will es ersetzen, so schnell es in meinen Kräften steht, und ich hätte wirklich geglaubt, daß man das Unglück eines treuen Dieners nicht so streng nehmen sollte, und dann begreife ich nicht, warum der Herr Specht sich nicht entfernt, wenn er sieht, daß ich eine Unterredung mit Ihnen habe."

„Es ist mein Wille, daß er dableibt," versetzte die Frau, und setzte bitter hinzu: „was das Unglück eines getreuen Dieners anbelangt, so —"

„Ließe sich viel darüber denken und sagen," ergänzte der Herr Specht.

„Und was? Herr —"

„Nun," sagte er mit kalter Stimme, „daß die ganze Geschichte sehr sonderbar ist; der Brief ist verfälscht, Sie gestehen ein, daß Sie ihn gesiegelt und fortgebracht haben, das Geld ist verschwunden und es fällt Ihnen erst heute ein, davon zu sprechen, obgleich der ganze gestrige Tag dazwischen liegt."

Meine Hand zuckte und ich hielt mühsam an mich. „Allerdings," sprach ich mit tonloser Stimme, ich hätte gestern Morgen gleich mit Madame Stieglitz über diesen Verlust sprechen sollen, doch hoffte ich immer, das Paket wieder zu finden, und muß gestehen," setzte ich offen hinzu, „daß ich glaubte in einem Hause zu sein, wo ein niedriger, schlechter Verdacht nicht leicht aufkommen könne."

„Aber eben dieser Verdacht," sagte giftig der Buchhalter, „scheint leider begründet."

„Wie begründet, Herr, und wodurch?"

„Durch diesen Brief, den Sie — —"

„Den Sie?"

„Wahrscheinlich selbst verfertigt haben." —

Das war zu viel; die Prinzipalin verhüllte ihr Gesicht mit dem Schnupftuche, ich stand einen Moment wie niedergedonnert, dann erfaßte mich einen Augenblick eine namenlose, unbeschreibliche Wuth,

meine Hand zuckte nach einem zusammengeschlagenen Messer, das auf dem Tisch der Prinzipalin lag; der Buchhalter wurde weiß wie die Wand, als er einen Blick auf dies Messer warf und meine Bewegung sah, und auch ich fuhr bebend zurück, als es meine Hand schon fast erreicht hatte — es war das Messer des Prinzipals, das Madame Stieglitz sich selbst zur Qual dort aufbewahrte.

„Nein, nein," brachte ich mühsam hervor und fuhr mit der Hand über die Augen, die mir, wie ich fühlte, feucht wurden, „nein, nein, das war gewiß nur ein bitterer Scherz, Madame, von Ihnen wenigstens, wenn auch nicht von jenem — von jenem schlechten Subjekte —"

Die Prinzipalin sah mich einen Augenblick schmerzhaft bewegt an, dann sagte sie mit zitternder Stimme, die nach Fassung rang: „es ist leider, leider kein Scherz, ein großer, schwerer Verdacht spricht gegen Sie; Sie sehen, wie die Sache liegt, ist in meinem Hause Ihres Bleibens nicht. Suchen Sie Ihren Freund, den Herrn Doktor Burbus, auf, er solle sich mit mir darüber besprechen, wir wollen die Sache in Ruhe und Frieden beilegen."

Sie streckte mir die Hand entgegen, wie um mir zu sagen, daß ich gehen könne; doch als ich niedergedrückt und tief erschüttert dieselbe ergriff, entzog sie sie mir nicht, mir war, als habe ich zum zweitenmale eine Mutter verloren: ich bedeckte die Hand mit meinen Küssen und meine Thränen zitterten darauf; ich schleuderte dem Buchhalter einen schrecklichen Blick zu und stürzte wie ein Rasender davon.

Die alte Frau warf sich in ihren Sessel, sagte dem Buchhalter in ernstem Tone: „Gehen Sie, lassen Sie mich allein. „Dann sah sie still vor sich hin, und obgleich sie ihr Gesicht nicht verzog, rollten doch die dicken schweren Thränen unaufhaltsam über ihre blassen Wangen herab.

Wohin ich wollte, das wußte ich eigentlich selbst nicht, hinaus in's Freie, rief es in mir, ich konnte in dem Hause nicht mehr

Athem holen, es drückte mir die Brust zusammen, ich glaubte unterliegen zu müssen. In tiefen Zügen athmete ich draußen die kalte Novemberluft ein und rannte eiligen Laufes, aber ohne mir das klar bewußt zu sein, durch die bekannten Straßen nach dem Hause des Doktors. Dicht vor demselben lief ich gerade zwischen ein paar Pferde hinein, und die Stimme meines Freundes selbst, der eben von seiner kleinen Tour zurückkam, rief mir zu: „aber in's Teufels Namen, was treiben Sie denn? ist das Dilirium noch nicht vorüber?“ Ich schaute auf, und als der Doktor auf diese Art in mein Gesicht sah, schrak er heftig zusammen und führte mich, ohne ein Wort zu sprechen, in's Haus und in sein Zimmer; ich setzte mich auf einen Sessel und starrte vor mich hin. Burbus warf seinen Hut, Ueberrock, Handschuhe und Peitsche in einen Winkel, stellte sich vor mich hin und sagte: „ich merk' schon, hier ist Manches in großer Unordnung; was ist vorgefallen? Rasch gesprochen!“ setzte er dringender hinzu, da ich schwieg; „gesprochen! und wenn es etwas außerordentlich Schlimmes wäre, heraus damit!“

„Es ist mehr als schlimm, es ist schrecklich! lieber Doktor,“ entgegnete ich, „aber Sie sollen Alles erfahren;“ und nun erzählte ich ihm die ganze Geschichte von A bis Z, das heißt von dem Moment an, wo ich den Brief gesiegelt, bis vor einer halben Stunde, wo ich das schreckliche Verhör bestanden.

Der Doktor war sichtlich in großer Bewegung und ging erschüttert, die Hände auf dem Rücken, auf und ab, wobei er einigemale vor mir stehen blieb und mir starr in's Gesicht sah.

„So ist die ganze Geschichte,“ sagte ich am Schluß meines Berichtes, „und ich kann mir wahrhaftig nicht denken, was es mit dem verfluchten Brief für eine Bewandtniß hat.“

„Gewiß nicht?“ entgegnete der Doktor, und sah mich feierlich an.

„Gewiß nicht!“ antwortete ich, „bei Gott, ich bin mir keiner

Schuld bewußt, als vielleicht der einzigen, daß ich das Geldpaket nicht vorsichtig genug eingeschoben."

Der Doktor stand vor mir und sah mich mit ernstem festem Blick an, als wollte er durch meine Augen in mein Inneres blicken.

Ich hielt seinen Blick ruhig aus und versicherte nochmals, daß sich die Sache so verhalte, wie ich es ihm gesagt. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, ja, ich schwöre Ihnen feierlich bei der innigen Liebe zu Emma, daß ich Ihnen die volle Wahrheit gesagt und nichts verheimlicht."

„Dann ist Alles gut," entgegnete der Doktor und fuhr mit der Hand wie nachdenkend über seine Stirne; „daß der Herr Specht die Geschichte eingefädelt, daß er den Brief selbst geschrieben oder wenigstens schreiben ließ, ist mir vollkommen klar; auch ist das Ganze so plump angelegt, daß es dem Verstand dieses Menschen und seines Freundes, des saubern Candidaten, alle Ehre macht; ich sage, es ist plump angelegt und würde lächerlich sein, wenn nicht sehr vieler Leichtsinn von Ihrer Seite und Zusammentreffen sonderbarer Umstände diesen beiden Spitzbuben in ihrem Vorhaben geholfen hätte. Warum plagt Sie der Teufel, Unseligster des ganzen Menschengeschlechts, und läßt Sie den Brief selbst besorgen, warum schreiben Sie ihn nicht in das Buch ein, warum verlieren Sie das Geld, und warum zeigten Sie diesen Verlust nicht wenigstens gestern Morgen in aller Früh der Prinzipalin an? Da war viel geändert und," fuhr er ernster fort, „warum thaten Sie Ihr verehrtes Maul nicht auf und sprachen mir gestern Mittag, als Sie hier waren, von der Geschichte? o, das war ein Mangel an Vertrauen, der Strafe verdient."

Ich beschrieb ihm meinen gestrigen Seelenzustand, meine Angst über den Verlust und zugleich meine Hoffnung, das Paket wiederzufinden, und versicherte ihn, ich sei gerade gestern Mittag nur in der Absicht gekommen, ihm Alles zu sagen, hätte aber kein Wort herausgebracht.

„Jetzt helfen keine Vorwürfe," sagte der Doktor; „wollten Sie heute Morgen noch irgendwo hingehen, haben Sie Hoffnung, das Paket wiederfinden zu können?"

„Nein," entgegnete ich, „darauf hoffe ich nicht mehr, ich wollte nur meinen Freund, den Kassierer von Schilderer und Söhne, der heute Morgen krank zu Bette lag, aufsuchen, um —"

„Das Geld von ihm zu pumpen," antwortete rasch der Doktor; „dummes Zeug, ein Zechbruder wird Ihnen keine fünfhundert Thaler leihen, doch das ist das Wenigste; aber jetzt hören Sie meinen Rath: gehen Sie ruhig nach Haus, setzen Sie sich auf Ihrem Zimmer fest, und thun Sie im Gefühle Ihrer Unschuld keinen Schritt. Da Madame Stieglitz mich sprechen will, so werde ich später hinkommen, mich aber vorher zu Schilderer und Söhne begeben, mich mit dem Chef des Hauses, dessen Arzt und Freund ich bin, über die Sache besprechen und mir auch dort auf dem Comptoir einige Briefe des Herrn Specht ausbitten; es kann vielleicht nichts schaden, die Handschriften ein bischen zu vergleichen. Nun adieu, ich werde der Sibylle nichts von der Geschichte sagen, bis dieselbe, wie ich zu Gott hoffe, geordnet ist."

Ich verließ den Doktor, ging nach Haus und erreichte mein Zimmer, ohne von irgend Jemand gesehen worden zu sein, ich schloß die Thüre ab und begann auf's Neue zu suchen; Alles vergebens, ich fand keine Spur von dem Paket, ich nahm meine Briefe und Papiere vor, ordnete dieselben, las Vieles, was ich vorfand, noch einmal durch, und so verging mir die Zeit. Mittags wurde an meine Thüre geklopft, doch da ich keine Antwort gab, mich auch Niemand nach Haus kommen sah, so nahm man an, ich sei ausgegangen.

Nachmittags hörte ich Emma auf ihr Zimmer gehen und war im Begriff aufzuspringen und mit ihr zu sprechen; ich brauchte nur die Thüre zu öffnen, die zwischen unsern Zimmern war und konnte ungehindert dem geliebten Mädchen Aufklärung über mein Unglück

geben; wenn sie dich auch nicht liebt, dachte ich traurig, so ist sie doch deine Verwandte und wird schon darum Antheil an dir nehmen; ich hatte früher einmal an der Thüre einen Schlüssel gefunden, doch ehe ich ihn hervorsuchen und aufschließen konnte, hatte Emma ihr Zimmer schon wieder verlassen.

Stunde um Stunde verging, wenn auch entsetzlich langsam, aber ich hörte doch die Viertel- und ganzen Stunden schlagen; es fing an zu dunkeln, der Himmel, der sich aufgeklärt hatte, erschien tief blau und das Funkeln der Sterne, die nach und nach sichtbar wurden, zeigten mir an, daß es kalt würde; ich fühlte nichts davon, mir war nicht warm, aber ich fror auch nicht. Mein einziger Wunsch war, der Doktor möge kommen, und ich schaute auf die Straße und blickte sehnsüchtig jeden Menschen an, der sich dem Hause näherte. Jetzt verließ ich das Fenster wieder, ging an die Thür und lauschte, ob Niemand die Treppen herauf käme. Der Doktor konnte ja dicht an den Häusern vorbei und in's Haus gegangen sein, ohne daß ich ihn bemerkt hatte. Eitle Hoffnung! im Hause war es todtenstill, kein Tritt auf der Treppe hörbar, doch jetzt, halt! stieg Jemand hinauf. Ich weiß nicht, warum ich im Augenblick von der Thür wegging und mich auf meinen Koffer setzte, der in einer Ecke zwischen meinem Kleiderschrank und meinem Bett stand. Ohne daß ich gesehen wurde, hatte ich im Spiegel die Thür des Zimmers vor mir, ein Lichtstrahl fiel jetzt durch das Schlüsselloch, ein Hauptschlüssel wurde eingesteckt, die Thüre öffnete sich langsam und der Buchhalter streckte seinen Kopf in's Zimmer, und sah sich flüchtig um, ob ich da sei. Im ersten Augenblick dachte ich, ob ich auf ihn zustürzen solle, ihn in's Zimmer hereinziehen und mit Gewalt das Geständniß abpressen, daß er mich verläumdet habe, doch konnte ich nicht von der Stelle, ich hielt den Athem an und die Thür schloß sich wieder.

Kurze Zeit darauf hörte ich abermals Schritte auf der Treppe — wieder nicht der Doktor. Es war ein leiser Tritt, der herauf-

kam — es war Emma, die in ihr Zimmer ging, sie hatte ein Licht bei sich, denn ich sah deutlich, wie auf dem gegenüberliegenden Hause der Schein ihrer Fenster sichtbar wurde. Jetzt sah ich auch ihren Schatten — dachte sie vielleicht wohl an mein Unglück? ich stand langsam auf und sagte zu mir: „du mußt mit ihr sprechen." Schon hatte ich die Hand nach dem Schlüssel ausgestreckt, den ich in ihrer Abwesenheit in das Schloß gebracht und wollte ihn umdrehen, als ich hörte, wie vom Gange her ihre Stubenthür geöffnet wurde.

„Was wollen Sie?" hörte ich sie sagen; und vernahm die Stimme des Buchhalters, welcher antwortete: „nur in einer wichtigen Angelegenheit einige Worte mit Ihnen sprechen."

„Aber mir scheint," antwortete Emma, „weder diese Stunde noch dieser Ort ist zu einer Unterredung für uns Beide passend."

„Das kann sein, mein Fräulein," entgegnete der Buchhalter, „doch wo die Noth gebeut, kann man Zeit und Umstände nicht so sorgfältig abwägen, ich wollte von Ihrem Vetter sprechen."

„Von meinem Vetter?"

„Ja, Fräulein Emma, Sie haben erfahren, in welche höchst unangenehme Geschichte er sich, gewiß nur durch Unbesonnenheit und etwas Leichtsinn verwickelt, — eine Geschichte, die für seine künftige Existenz von den traurigsten Folgen sein kann und die auch, wenn sie bekannt wird, ein unangenehmes Licht, oder wie soll ich sagen, auf seine Familie und seine Freunde wirft."

„Was das anbelangt, können Sie ruhig sein," antwortete das Mädchen stolz, „Sie haben nicht die Ehre, weder der einen noch den andern anzugehören."

„Sie thun mir Unrecht, mein Fräulein, ich habe dem jungen Menschen gern mit meinem besten Rath zur Seite gestanden, er hat leider nie auf mich gehört, doch nehme ich auch jetzt noch den innigsten Antheil an seinem Schicksal und bin deßhalb hier, um zu

überlegen, was wir thun könnten, um ihn aus dieser verdrießlichen Lage zu ziehen."

„Wie?" antwortete schmerzlich das Mädchen, „ich kann bei Gott nichts thun, aber wenn Sie, Herr Specht, im Stande sind, seine Unschuld zu beweisen, o so thun Sie es ja, mein heißester Dank soll Ihnen lohnen."

„Ihr heißester Dank, nun ja, das wäre schon etwas, aber seine Unschuld zu beweisen, das wird schwer sein."

„Sie halten ihn also für schuldig?"

„Die Umstände sprechen ziemlich klar gegen ihn."

„O mein Gott," sagte das Mädchen mit bewegter Stimme, „dann ist ja alles verloren."

„Nicht so ganz, Fräulein Emma, meine liebe Fräulein Emma: es gäbe vielleicht noch einen Weg, ihm durchzuhelfen."

„Ihn als unschuldig darzustellen?"

„Ja, wenigstens vor den Augen der Welt, und durch einige Aufopferung meinerseits auch vielleicht vor den Augen der Prinzipalin."

„O wenn das möglich wäre, Herr Specht," hörte ich Emma erfreut sagen, „o wenn Sie das könnten, Gott würde Ihnen gewiß lohnen."

„Der Lohn Gottes ist allerdings eine schöne Sache," versetzte der Heuchler, „doch ziehe ich für diesmal einen Lohn vor, den die Erde bietet," hier zitterte seine Stimme, „einen süßen Lohn, Fräulein Emma, den Sie mir im Stande sind zu geben."

„Um Gotteswillen, wie verstehe ich Sie!"

„Es ist nicht das erstemal, Fräulein Emma, daß ich über diesen Punkt mit Ihnen spreche. Sie haben mich freilich kalt abgewiesen, aber Sie sehen, ich komme wieder und komme nicht mit leeren Händen. Mit der einen Hand biete ich Ihnen eine sorgenfreie Existenz, biete ich Ihnen meinen geachteten Namen, mit der andern die Unschuld Ihres Neffen. — Daß er," setzte er hastig hinzu,

„auf jeden Fall das Haus verlassen müßte, versteht sich von selbst, aber ehrenvoll, sehr ehrenvoll.“

Ich stand erschüttert an meiner Thüre, und lauschte angstvoll der Antwort des Mädchens. Es trat eine lange Pause ein, dann fuhr der Buchhalter fort: „entscheiden Sie, Fräulein Emma, entscheiden Sie baldigst, morgen früh wird es zu spät sein.“

„Morgen früh,“ antwortete sie mit gepreßter Stimme, „was kann morgen früh geschehen?“

„Nun, morgen früh wäre es nicht unmöglich, daß die Prinzipalin bei fortgesetztem Läugnen Ihres Vetters die Sache den Gerichten übergeben könnte.“

„Den Gerichten?“ antwortete das Mädchen; und diese zwei Worte klangen wie ein lauter entsetzlicher Wehruf.

Ich knirschte mit den Zähnen und war im Begriff in das Gemach zu stürzen, doch hielt mich die Stimme Emma's zurück, welche nun kalt und ruhig sagte: „und wie, Herr Buchhalter, auf welche Art könnten Sie seine Unschuld beweisen?“

Hier entstand eine neue Pause, und als hätte ich durch die Thür blicken können, so hatte ich vor meinem innern Auge das Gesicht des Buchhalters und sah, wie er bei diesen Worten das Mädchen mißtrauisch anschaute. Doch hörte ich ihn jetzt lachen und er sprach: „Sie könnten die Absicht haben, mein Fräulein, das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, der Prinzipalin zu entdecken, aber ich fürchte das nicht, es wird Ihnen nichts helfen, meinem Wort, dem erprobten, glaubt Madame Stieglitz unbedingt.“

„Ich weiß es,“ seufzte das Mädchen.

„Also hören Sie mich: es fällt mir heute Nacht plötzlich ein, daß jener Brief — er trägt, wie Sie nicht vergessen müssen, kein Datum, Ihr Vetter hat das übersehen, — daß dieser Brief von der Prinzipalin, wenn auch vor längerer Zeit, wirklich geschrieben wurde; die alte Frau hat das vergessen, ich aber versichere, daß dem so sei. Dies Schreiben nun sollte damals nicht abgehen, und wurde

von mir auf die Seite gelegt, kam zufällig auf den Pult unter die andern Papiere und wurde unschuldigerweise expedirt. Ihr Vetter hat das Geld geholt, hat es verloren, aber es findet sich natürlicherweise wieder."

„Und Sie glauben," antwortete Emma rasch, „daß es sich wirklich wieder finden wird?"

„Sie müssen mich verstehen," antwortete der Buchhalter, „das Geld, das Ihr Vetter wahrscheinlich zu seinen Zwecken verbraucht hat, läßt sich allerdings nicht wiederfinden, aber fünfhundert Thaler sind fünfhundert Thaler, und obgleich schon eine bedeutende Summe an und für sich, ist es doch ein geringes Opfer, um in Besitz dieser kleinen Hand zu kommen."

Es trat wieder eine Pause ein, dann sprach das Mädchen, und wie es schien, ängstlich: „Lassen Sie meine Hand, o lassen Sie meine Hand."

„Bedenken Sie, Emma," sagte er zudringlicher, „geben Sie mir eine Antwort."

„O nie, nie," rief das Mädchen in Weinen ausbrechend, „mein Vetter ist unschuldig und Gott im Himmel wird schon dafür sorgen, daß diese Unschuld an den Tag kommt."

„Allerdings," hohnlachte der Buchhalter, „und Sie sehen, daß in diesem Augenblicke der höchste Herr des Himmels mich, seinen Schützling und Begnadigten, zu Ihnen schickt, um Ihren Vetter zu retten, aber weisen Sie diese Hülfe nicht zurück, reichen Sie mir Ihre Hand oder Gott wird die seinige von Ihnen abziehen."

„Das ist ganz unmöglich, ganz unmöglich," entgegnete das Mädchen, „o wie kann das möglich sein, ein ganzes langes verlorenes Leben."

„An meiner Seite," ergänzte der Herr Specht, „nun freilich, es ist viel angenehmer, seinen Anverwandten ein langes Leben, mit Schmach und Unehre beladen, dahin schleppen zu sehen."

„O, wenn Sie ein Mensch sind," sagte das Mädchen laut weinend, „wenn Sie menschlich fühlen, so retten Sie meinen Vetter um der Barmherzigkeit Gottes willen und nicht um Lohn; ich kann nicht thun, was Sie verlangen."

„Weil Sie selbst Ihren Vetter lieben," sagte der schreckliche Mensch kalt. Mein Herz stand still, es sollte nicht mehr schlagen, bevor sie antwortete; doch diese Antwort, ein ängstliches: „nein, nein!" hallte schmerzlich und höhnend in mir wieder. Genug der Qual! dachte ich, hinein in das Zimmer vor sein Angesicht und sagen, daß ich lieber tausendmal jene Schuld auf mir behalten wolle, als das arme Mädchen nur einen Augenblick länger martern zu lassen. Doch kam jetzt ein so schauerliches Wort aus dem Munde des Buchhalters; und als ob er das selbst fühle, sagte er das Folgende mit so leiser Stimme, daß nur die Gewalt, die ich mir anthat, im Stande war seine Rede zu vernehmen. „Wenn also," sagte er in kleinen Pausen, „ein langes Leben an meiner Seite Ihnen schrecklich erscheint, so hören Sie dagegen das Bekenntniß meiner heißen, leidenschaftlichen Liebe zu Ihnen. Ihre Gegenwart, Ihr Anblick reibt mich auf und die Kälte und Gleichgültigkeit, mit der ich Ihnen gegenüber erscheinen muß, bringt mich zum Wahnsinn; ich fühle eine verzehrende Gluth, wenn Sie in's Zimmer treten. Ihr Fußtritt hinterläßt für mich glühende Spuren, die ich küssen möchte, bis sie aufflammen, wie mein glühendes Hirn; das Rauschen Ihres Kleides weckt eine wilde Lust in mir, die ich nicht mehr zu bändigen vermag. Hier liege ich zu Ihren Füßen, Emma, und flehe Sie an, wenn es Ihnen auch unmöglich erscheint, ein langes Leben mit mir vereint zu sein, ich bin ja genügsam, o so schenken Sie mir einen einzigen Augenblick Ihre Liebe, begnadigen Sie mich durch eine kleine Stunde, seien Sie mir einen seligen Augenblick Alles, was ein Wesen dem andern sein kann — heute Nacht —"

Ich riß an dem Schloß der Thüre und da von innen der Nachtriegel vorgeschoben war, so sprengte ich ihn, indem ich mich gegen die Thür warf und stürzte in das Gemach. — — — —

Emma flog auf mich zu und klammerte sich mit einer wilden Angst, welche die rasenden, für sie nicht ganz verständlichen Worte des Heuchlers in ihr erregt; er sprang auf, als er mich bemerkte, seine Augen rollten wie die eines Wahnsinnigen, sein Mund schäumte, und so trat er mir entgegen. Ich ließ das Mädchen auf einen Stuhl niedergleiten, faßte ihn an der Brust und warf ihn mit solcher Kraft von mir, daß er in der Mitte des Zimmers zusammenstürzte,

im gleichen Augenblick öffnete sich die Stubenthür und die Prinzipalin, Madame Stieglitz, stand draußen auf dem Gange. Ich war mit meiner Nichte beschäftigt, tröstete sie, so gut ich konnte, und bemerkte die Frau draußen im ersten Augenblick nicht; als ich aber aufschaute, stand der Buchhalter neben ihr, hatte die Hände gefaltet und sagte: „so geht es den Gerechten in diesem Hause! O Frau Prinzipalin, was hat sich unter diesem christlichen, gottgefälligen Dach ereignet.“

Madame Stieglitz trat einen Schritt vorwärts und die große majestätische Gestalt der alten Frau war, wie sie mit aufgehobener Hand dastand, wahrhaft erschreckend. Ihr Auge blickte zornig auf mich und ihre Lippe bebte.

„Dank sei dem Höchsten,“ fuhr der Heuchler fort, „daß ich das Opfer der Wuth jenes Menschen wurde. Gott, wenn ich mir denke, daß Sie, hochgeehrte Frau, dieses sündhafte Paar überrascht hätten und daß Ihnen vielleicht das Gleiche geschehen wäre. Der Herr verzeihe ihnen,“ sagte er und blickte starr zur Decke, „verzeihen auch Sie!“

Emma hatte sich am Stuhle aufgerichtet und ich hatte sie unterstützt, indem ich meinen Arm um ihren Leib legte. So war die Stellung, in der uns Madame Stieglitz überraschte, — die Thür von meinem Zimmer in das des Mädchens war geöffnet, der Buchhalter klagte uns an — — — —

Es schien, daß die alte Frau etwas sagen wollte, aber die Stimme versagte ihr, sie schlug beide Hände vor's Gesicht, wandte sich um und ging langsam die Treppe hinab.

Es dauerte ein paar Sekunden, ehe Emma das neue Schreckliche begriff, das hier vorgefallen; dann aber riß sie sich von mir los, eilte an ihren Schreibtisch, warf in wilder Hast die Papiere heraus, bis sie gefunden, was sie suchte: es war ein versiegeltes Couvert, sie hob es hoch empor und stürzte mit dem Ausruf: „Gott wird helfen!“ die Treppen hinab. Der Herr Specht und ich standen uns gegenüber und blickten uns ernst und fürchterlich an. Ich glaube, wir haßten uns Beide gleich heftig, und waren Beide im Begriff, über einander herzufallen, um zu versuchen, wer im Stande sei, den andern zu erwürgen. Das dauerte aber nur ein paar Sekunden,

dann zog er sich rückwärtsschreitend langsam zurück, ohne mit seinen Augen meinen Blick fahren zu lassen, ich folgte ihm ebenso, doch als er seine Stube erreicht, sprang er mit einem großen Satze hinein, und verriegelte die Thür hinter sich.

XL.

Ein zweites Verhör und Ende des Buchs.

So stand ich auf dem Gang allein an dem Treppengeländer und schaute lange, lange in das finstre Haus hinab. Unten aus der Küche drang ein Lichtstrahl und ich hörte die Mägde zusammenflüstern, unterschied auch die Stimme des Herrn Block, welcher nach dem Buchhalter fragte. Wer hätte glauben können, daß in diesem sonst so ruhigen Hause so viel Jammer für mich entstehen könnte? Willenlos stieg ich eine Stufe um die andere hinab, ging bei der Wiegkammer vorbei und befand mich bald an dem Zimmer der Prinzipalin, welches durch ein Vorgemach von der Treppenflur getrennt war. Sowohl dieses Vorgemach, als die Zimmerthür waren nicht fest verschlossen, ein Lichtstrahl drang aus den Zimmern der Madame Stieglitz, doch wurde in denselben nichts gesprochen. Ich ging langsam näher, und konnte jetzt das ganze innere Gemach übersehen: da saß die alte Frau in ihrem Lehnstuhl und zu ihren Füßen auf einem niederen Schemel sah ich meine Nichte Emma, welche ihren Kopf auf die Knie der alten Frau gelegt hatte und das Zucken ihres Körpers verrieth, daß sie heftig geweint: ihre Haarflechten waren aufgegangen und lang und golden fielen sie über ihre Schultern herab. Madame Stieglitz hielt mit einer Hand einen Brief hinter das Licht, um ihn deutlich lesen zu können, und das, was sie las, mußte für sie sehr ergreifend sein, denn das Papier zitterte, und während dem Lesen legte sie ihre andere Hand auf das blonde Haar des Mädchens, sie fest an sich drückend. Jetzt ließ sie den Brief fallen, schüttelte finster mit dem Kopf und dann beugte sie sich zu Emma herab, hob ihr Gesicht sanft am Kinn in die Höhe und sagte: „mein gutes armes Kind.“

„Nicht wahr," sagte das Mädchen schluchzend und küßte ihre Hand, „nicht wahr, Sie glauben nicht, daß ich etwas Unrechtes gethan."

„Nein, mein Kind," tröstete sie die alte Frau, „ich hätte schon deiner wahrhaften Erzählung über den Vorfall geglaubt, und nun erst der Brief, den du mir gegeben; — wann hast du ihn von dem Doktor erhalten?"

„Es war nicht lange nachher, als ich in Ihr Haus kam."

„Ganz richtig, ungefähr vier Wochen vorher verließ die unglückliche Therese dasselbe; o das ist ganz entsetzlich, ganz schrecklich!"

„Verzeihen Sie mir eine Frage, eine Bitte," sagte das Mädchen dringend. „Nicht wahr, Sie übergeben — die — Sache meines — Vetters — nicht den — Gerichten, wie der Buchhalter gedroht?"

„Gott soll mich bewahren," sagte die Frau, „das würde ich schon nicht gethan haben, wenn der junge Mensch auch keine so warme und eifrige Fürsprecherin hätte, wie du bist, mein liebes Kind; dies Papier da — sie zeigte auf den Brief — läßt mich sehr Schlimmes ahnen, doch wäre eine solche Schlechtigkeit unerhört. Du bist überzeugt," fuhr sie dringend fort, „daß dein Vetter unschuldig ist?"

Das Mädchen richtete sich halb in die Höhe und hob die rechte Hand empor: „so wahr ich an einen Gott glaube," sagte sie feierlich, „und eine Vergeltung für alles, was wir Böses thun und denken, so wahr glaube ich, daß er nichts Böses und nichts Schlechtes gethan."

„Ei, ei, Mädchen," sagte Madame Stieglitz freundlicher und küßte sie wiederholt auf die Stirne, „du bist eine eifrige Vertheidigerin und nimmst großen, großen Antheil an deinem Vetter; ist das vielleicht mehr, als verwandtschaftliche Liebe?"

Es entstand eine kleine Pause, Emma drückte ihr Gesicht auf die Hand der würdigen Frau, dann erhob sie es wieder und sagte schüchtern und leise: „warum soll ich ein Geheimniß vor Ihnen haben, vor Ihnen, die mir wohl will, und die mich liebt, wie meine Mutter; ja, es ist mehr als verwandtschaftliche Liebe; verzeihen Sie mir, ich habe dies noch gegen Niemand, Gott ist mein Zeuge, ge-

gen Niemand ausgesprochen; aber ich liebe meinen Vetter mehr, als alles auf der Welt, mehr als meine Mutter, mehr als Sie, meine mütterliche Freundin! Alles, alles würde ich verlassen, und ihm folgen, und würde ihm um so bereitwilliger folgen, wenn er, mit Verdacht beladen, in's Unglück ginge."

Einen Augenblick sah die Prinzipalin die Sprecherin gerührt an, dann legte sie ihr beide Hände auf das Haupt, und sagte feierlich mit erhobenem Blick: „Gott segne dich, mein Kind, ich hoffe auf Licht von oben, und will zu Gott bitten, daß er ihn nicht in's Unglück gehen lasse."

Meine Gefühle, der ich alles hörte und sah, sind nicht zu beschreiben; ich wollte in's Zimmer, wollte zu den Füßen der alten Frau stürzen und ihr in feurigsten beredtsten Worten von meiner Unschuld sprechen; doch faßte mich in demselben Augenblick eine Hand und drückte herzlich die meinige, und ich vernahm die Stimme des Doktors, welcher unbemerkt an meine Seite gekommen war. „Nicht immer hört der Horcher an der Wand seine eigne Schand," sagte er, „wir wollen sehen, was zu thun ist; noch weiß ich freilich nicht viel mehr, als heute Morgen."

Bei unserm Eintritt blickte Madame Stieglitz erstaunt auf und Emma eilte mit einem leisen Schrei an das andere Ende des Zimmers. Ich hielt mich an der Thür, der Doktor setzte sich auf einen Sessel, den ihm die Prinzipalin mit einer Handbewegung anbot.

„Bei uns sind heute merkwürdige Dinge vorgefallen," sagte sie, „Dinge, die mir ein schauerliches Licht in meine Seele geworfen; wo ist das arme Mädchen, die Therese?" setzte sie mit leiser Stimme hinzu.

Ebenso leis antwortete der Doktor: „sie ist gut aufgehoben und es geht ihr leidlich."

„Und glauben Sie, daß das Mädchen die reine Wahrheit gesagt hat, daß mein Buchhalter wirklich — ?" sie sah ohne ihren Satz zu beendigen, den Doktor fragend an.

„Ohne Zweifel," entgegnete dieser, „in solchen Momenten pflegt man nicht zu lügen, auch hat sie mir Briefe des saubern Herrn Specht vorgezeigt, welche keinen Zweifel übrig ließen."

„Gott schütze die arme Person, es war im Grunde ein braves

Mädchen; doch jetzt zu der andern Angelegenheit. Sie wissen, wie die Sachen stehen, was kann man thun, wie kann es uns gelingen, die Wahrheit an den Tag zu bringen?“

Der Doktor zuckte die Achsel, stützte den Kopf auf seinen Stock, — eine Lieblingsattitüde aller Aerzte — und entgegnete: „Madame, verzeihen Sie mir den Ausdruck, aber wir haben es mit einem verstockten Sünder zu thun; daß der Brief an das Banquierhaus falsch ist, daß er untergeschoben wurde, um unsern Freund in's Unglück zu bringen, ist für mich vollkommen klar, doch ist es sehr schwer, dies zu beweisen.“

Auf der Straße ließ sich jetzt das Rollen eines Wagens vernehmen und gleich darauf das Klirren der Hufe von Pferden auf dem Pflaster, die vor dem Hause scharf parirt wurden; wenige Sekunden nachher sprang der Herr Block in's Zimmer und meldete die Ankunft des Herrn Commerzienrathes Schilderer, welcher die Prinzipalin zu sprechen wünschte.

Der Herr Commerzienrath Schilderer war ein sehr gewichtiger und bedeutender Mann in der Handelswelt; als Chef des ersten Bankhauses des ganzen Landes hatte er das Wohl und Wehe einer großen Menge Kaufleute in der Hand, und da er zugleich Präses der Handelskammer und des Fabrikgerichts war, so entschied er zu gleicher Zeit über das Schicksal von Tausenden von Arbeitern, die ihn aber als einen unparteiischen Richter verehrten, liebten und fürchteten.

Im Geschäft strenge und unnachsichtlich, war er doch im gewöhnlichen Leben wohlwollend und freundlich, half den Bedrängten und übte Wohlthaten an rechter Stelle, wo er nur konnte. Im Aeußern war der Commerzienrath groß und schlank, hoch in den Fünfzigen, durch eine geschmackvolle und sorgfältig auserwählte Toilette, sowie durch eine glänzend schwarze Perrücke in den Augen der Welt als gut konservirt dastehend. Etwas Blendenderes und Frischeres, als die weiße Halsbinde war, die er trug, konnte man nicht leicht sehen; aus derselben hervor streckten sich unendlich steife und sehr lange Vatermörder, welche ihm nicht erlaubten, den Kopf schnell auf die Seite zu drehen. Er mußte diese Bewegung durch eine halbe Wendung des Oberkörpers hervorbringen, was seiner

ganzen Erscheinung etwas Steifes, aber zugleich etwas Feierliches verlieh. Sein Kleid war vom feinsten schwarzen Tuch, und im Knopfloch bemerkte man ein farbiges Bändchen.

So kam er die Treppen herauf, im Vorgemach stand der Herr Block und nahm seinen Paletot in Empfang und leistete diesen Dienst mit der Absicht, hiedurch etwas von dem Gespräch vernehmen zu können. Ich unterstützte dies Vorhaben des jungen Herrn Block, indem ich an der Thüre stehen blieb und dieselbe hinter mir offen ließ.

Der Commerzienrath drohte mir leicht, aber nicht unfreundlich mit dem Finger und mir war, als müsse durch sein Erscheinen meine Sache eine plötzliche und sehr günstige Wendung nehmen. „Guten Abend, Madame Stieglitz, sieh da! Doktor," sagte der Banquier beim Hereintreten und ließ sich gravitätisch auf einen Sessel nieder, den der letztere hinschob. „Sie werden erstaunen, mich so spät zu sehen, doch hat mir der Doktor da, natürlich im Vertrauen, eine Geschichte erzählt, die ich mir, da ich jenen Leichtsinn wohl kenne, zu Herzen nahm." Er versuchte bei diesen Worten mich anzusehen, was ihm aber seine Kravatte nicht erlaubte, da ich ganz in seinem Rücken stand. „Mein Kassierer," fuhr er fort, „im Geschäft ein sehr brauchbarer Mensch, aber außerhalb ebenfalls etwas lustiger Natur, kam heute Abend, nachdem sie eben fort waren, Doktor, in einem fürchterlichen Katzenjammer — Madame, Sie verzeihen mir dies Wort — auf die Kasse geschlichen, um noch einige nothwendige Zahlungen zu besorgen; ich habe ihm natürlich einigermaßen den Text gelesen, doch als der die große Kasse öffnet, — sie war seit Samstag verschlossen, denn ich lasse nur in der äußersten Noth einen meiner andern Leute für den Kassierer eintreten — siehe da! unter dem Deckel derselben lag das Paket mit den fünfhundert Thalern Kassen-Anweisungen, um welches es sich handelt."

„Gelobt sei Gott!" rief ich laut auf, eilte auf den Banquier zu und empfing mit zitternden Händen das verloren geglaubte Geld.

„Die jungen leichtsinnigen Menschen," fuhr der Banquier ernst fort, „dachten am Samstag Abend, wie mir scheint, mehr an ihre Vergnügungen, als an das Geschäft, und statt das Paket einzu-

schieben, ließen sie es in der Kasse liegen." Der Doktor reichte mir gerührt die Hand, die Prinzipalin winkte mir freundlich zu und aus der Ecke des Zimmers glaubte ich einen frohen Ausruf zu vernehmen.

„Es schiene mir jetzt das Räthlichste," sagte Herr Schilderer, „wenn man Ihren Buchhalter, den Herrn Specht, hier erscheinen ließe und ihn veranlaßte, seine Klagpunkte, die mir, aufrichtig gesagt, unbegründet erscheinen, nochmals zu wiederholen."

Die Prinzipalin sagte eifrig: „ja, ja," und zog an der Klingeschnur, die in's Comptoir führte; doch hatte der junge Herr Block draußen in der Freude seines Herzens den Paletot des Commerzienraths in einen Winkel geworfen und sprang eiligst die Treppen hinauf. Daß er in diesem Augenblick nicht ein lautes Hurrah ausstieß, war eine Mäßigung, die ich ihm nicht zugetraut hätte.

Wenige Augenblicke darauf trat der Herr Specht in's Zimmer, sein Gesicht war etwas blaß, und der Ton, mit dem er guten Abend wünschte, war weniger fest und salbungsvoll als sonst. Ich sah diesem zweiten Verhör mit mehr Ruhe entgegen, als dem gestrigen, und zog mich in's Vorzimmer zurück, um dem Doktor vollkommen Spielraum zu lassen, seine Fragen gegen den Buchhalter zu stellen. Mich überwältigten tausend frohe Gedanken; den Namen Emma wiederholte ich unzähligemal, und einmal um's anderemal herzlicher und inniger. Stand ich doch jetzt schon von dem schlimmen Verdacht gerechtfertigt da, hatte ich doch ihr süßes Geständniß gehört; nur wie sich das Dunkel hinsichtlich des untergeschobenen Briefes aufklären würde, war ich begierig zu erfahren. Daß die Unterschrift sehr ähnlich war, konnte man nicht läugnen — die Unterschrift der Prinzipalin — ich dachte nach, dachte eifrigst nach und auf einmal dämmerte mir ein Licht auf, wohl erschreckend für mich, aber wohl hell genug, um vielleicht Manches aufzuklären. Ja so war es, so mußte es sein. Ich trat wieder in's Zimmer in dem Augenblick, wo der Doktor sagte: „Sie werden jetzt deutlich einsehen, Herr Specht, daß Ihr College das bewußte Geld in keiner böswilligen Absicht erhob, denn wenn man sich unrechtes Gut aneignen will, so läßt man dies Gut nicht leichtsinniger Weise liegen, sondern nimmt es mit sich; sagen Sie mir deßwegen offen Ihre

Meinung: was glauben Sie, wie konnte jener Brief auf den Pult kommen, wer ist wohl im Stande, diese Unterschrift so täuschend nachzumachen?"

Der Buchhalter zuckte die Achseln und hob die Augen gen Himmel; doch ich trat festen Schritts an den Tisch und entgegnete, die Frage des Doktors beantwortend: „ich glaube zu wissen, wer jene Unterschrift gemacht, und glaube ebenfalls sagen zu können, wer den Brief darüber schrieb, den man auf meinen Pult legte." Alles sah mich erstaunt an, und der Buchhalter zuckte unmerklich zusammen, als ich einen festen Blick auf ihn warf; doch verwandelte sich dieses Erstaunen in Schrecken, als ich ruhig fortfuhr: „ich selbst habe jene Unterschrift gemacht, ja ich selbst, aber im Beisein des Herrn Buchhalters."

Sein triumphirender Blick verwandelte sich plötzlich und er stotterte: „in meinem Beisein?"

„Ja, Herr, in Ihrem Beisein! Sie werden sich jenes Abends erinnern, wo wir von der Schrift der Madame Stieglitz sprachen, wo Sie behaupteten, die Schrift sei sehr schwer nachzumachen, und wo Sie mich scherzend ersuchten, den Namen der Prinzipalin auf ein Blatt Papier zu schreiben."

„Das ist eine häßliche, verabscheuungswürdige Erfindung," sagte der Buchhalter mit gefalteten Händen, „so wahr mir Gott helfe, eine verbrecherische Lüge."

„Wenn sich das beweisen ließe," sagte der Commerzienrath, „so wäre freilich viel gewonnen."

„Beweise, um Gotteswillen, Beweise!" rief der Doktor.

„Dies Papier mit der Unterschrift," fuhr ich fort, „dort auf dem Tisch liegt es und ich erkenne es jetzt wieder, warf der Buchhalter nachläßig in eine Mappe, in eine Mappe von grünem Saffian mit einem Stahlschloß, und zugleich ein anderes Papier, worauf ich mehreremal vergeblich versucht, die Unterschrift nachzubilden, ehe es mir vollkommen gelang; vielleicht, wenn man jene Mappe untersucht, fände sich auch das zweite Papier darin."

„Allerdings, allerdings," entgegnete der Doktor, und der Buchhalter rief hastig: „o, diese Mappe kann ich vorzeigen, ich werde sie im Augenblick von meinem Zimmer holen." Er wollte davon-

eilen, doch sagte der Commerzienrath lächelnd: „ich glaube, ohne den Herrn Buchhalter verdächtigen zu wollen, es wäre nicht unzweckmäßig, wenn vielleicht der Doktor den Buchhalter auf dessen Zimmer begleitete; die Sache handelt sich um Ehre und guten Namen eines Andern und da muß man schon vorsichtig sein."

„Ich werde den Herrn begleiten," sagte der Doktor und sprang auf, doch hielt ihn die Prinzipalin beim Arm zurück und sprach: „verzeihen Sie, meine Herren, ich bin hier vollkommen Ihrer Ansicht, doch glaube ich, es wird besser sein, wenn ich meinen Buchhalter begleite, mir wird derselbe aus dem Inhalt seiner Mappe gewiß kein Geheimniß machen."

Der Buchhalter stand bei diesem Vorschlage da: ein Bild des Jammers und Entsetzens, die stieren Augen traten ihm fast aus dem Kopfe, er schnappte mühsam nach Athem und seine zitternde Hand knöpfte den Rock, welchen er trug, auf und zu.

Die Prinzipalin hatte einen Leuchter ergriffen, sagte ernst und befehlend: „folgen Sie mir," und stieg dem Buchhalter voraus die Treppen hinan.

„Ich gehe auch mit," flüsterte mir der Herr Block zu, „dieser Kerl ist zu Allem fähig, ich will für alle Fälle bei der Hand sein."

Wir blieben unten in gespannter Erwartung und sahen erschüttert der Dinge entgegen, die da kommen würden; uns Alle beschlich ein eigenes, unheimliches Gefühl, und als wir nach einiger Zeit droben den festen Schritt der Prinzipalin vernahmen, welche langsam die Treppe herabkam, so schnürte mir jeder Schritt die Brust zusammen, so daß ich kaum im Stande war, zu athmen. Sie mochte eine starke Viertelstunde ausgeblieben sein, und Emma sagte mir später, sie habe während dieser Zeit auf ihren Knieen gelegen und eifrig gebetet.

Endlich trat die alte Frau wieder in's Zimmer und man sah, daß sie sich Mühe gab, den Leuchter fest in der einen Hand zu halten, in der andern Hand trug sie einige Papiere, die sie mit allen Zeichen des Abscheu's auf den Tisch warf. Obgleich sie heftig ergriffen schien, obgleich ihr erstes Gesicht von einer erschreckenden Blässe bedeckt war, ging sie doch stolz und festen Schrittes auf ihren

Sessel zu; doch als sie sich niedergelassen, rückte sie ihren Lichtschirm so, daß ihre Züge von tiefem Schatten bedeckt waren.

„Die Sache ist aus und entschieden," sprach sie, „mein bisheriger Buchhalter, der Herr Specht, hat mir die Wahrheit dessen, was Sie," sie wandte sich zu mir, „was Sie vorhin ausgesagt, eingestanden, er habe Sie fälschlich angeklagt, er hat Sie absichtlich in's Unglück stürzen wollen. Der Buchhalter verläßt morgen mein Haus für immer; Sie sind von dem Verdacht, der auf Ihnen geruht, vollkommen gereinigt, und ich sage es offen, daß es mir sehr leid thut, und daß ich bedaure, etwas Uebels von Ihnen geglaubt zu haben; geben Sie mir Ihre Hand und ich bin Ihnen geneigter, als zuvor."

„Gott sei Dank!" sagte der Commerzienrath und erhob sich von seinem Sitz; „die Angst, die Sie ausgestanden, haben Sie einigermaßen verdient. Ihr habt eine Zeit lang, wie ich wohl erfahren, ein ziemlich lockeres Leben geführt, und Sie haben diesem Treiben die Krone aufgesetzt, indem Sie das Geld, das Sie in meiner Kasse erhoben, leichtsinnigerweise liegen ließen."

„Ja, ja," fügte der Doktor bei, „allverehrter Fabrikant, und wenn zufällig das Geld auf der Straße verloren ging, so kam Ihre Unschuld nicht sobald an den Tag; lassen Sie sich das eine große Lehre sein.'

Ich dankte dem Commerzienrath herzlich für seine Freundlichkeit und seine Worte; der junge Herr Block half ihm ganz entzückt den Paletot anziehen, und der Banquier empfahl sich mit einigen freundlichen Worten. Der Wagen rollte fort und der Doktor nahm seinen Hut. „Ich muß meiner Frau," sagte er, „die glückliche Entwicklung dieser Geschichte anzeigen, sie hat sich sehr um diesen jungen leichtsinnigen Menschen gegrämt;" dann setzte er leise zu mir gewandt hinzu: „ich laß' Sie hier allein in der besten Gesellschaft, kommen Sie morgen früh zu mir und erzählen, was Sie heute Abend hier noch Neues und Liebes erfahren. Gute Nacht!" Er ging davon, und der junge Herr Block, dem von der Prinzipalin ein freier Abend bewilligt wurde, folgte ihm. Wie ich nachher erfuhr, nahm ihn der Doktor mit nach Haus und hängte ihm in der Freude seines Herzens einen kleinen Rausch an.

Wir blieben allein in dem Zimmer, die Prinzipalin, Emma und ich; das Mädchen eilte vor Freude laut schluchzend aus ihrem Winkel hervor und ließ sich, wie früher, zu den Füßen der Prinzipalin nieder; auch ich eilte herbei und dankte mit herzlichen Worten für alle Liebe und Güte, die sie mir erwiesen.

„Meine Kinder," sagte die alte Frau, und während sie mir ihre rechte Hand gab, legte sie ihre linke auf das Haupt des Mädchens, „meine Kinder, Gott hat euch in seinen Schutz genommen und Alles wohlgemacht; ihr liebt einander, ich freue mich darüber, laßt mich für euer Schicksal sorgen; ich habe Niemand auf der Welt, ihr Beide steht ebenfalls allein da, und so, glaube ich, könnte es gelingen, daß wir unsere Tage in Frieden zusammen genießen können: ich will euch Mutter sein, seid ihr meine Kinder — ja, meine Kinder mit allen Rechten, die ich euch einräumen kann."

Das war ein höchst seliger Moment, der sich nicht beschreiben läßt, und wer einen ähnlichen schon erlebt hat, denke an seine glücklichste Zeit zurück; wer ihn noch vor sich hat, hoffe darauf als auf das Seligste, was ihm diese arme Erde bieten kann.

„Jetzt geht, Kinder," sagte nach einer langen, langen Pause, nicht mehr die Prinzipalin, jetzt unsere Mutter; „jetzt geht, es ist spät und ich fühle mich sehr ergriffen. Du, Emma, wirst schon heute Nacht die Zimmer neben mir beziehen, und du," sagte die Prinzipalin zu mir und fügte lächelnd hinzu, indem sie auf Emma zeigte: „sieht Er, Er ist durch sie zum du gekommen — du gehst auf dein Zimmer und morgen sprechen wir weiter." Ich begab mich voll Glück und Seligkeit hinweg, und da es mir als ganz nothwendig erschien, daß Emma noch von ihrem Zimmer einiges ganz Nothwendiges holen mußte, so wartete ich auf der Treppe auf meine kleine Geliebte. Vor zwei Stunden stand ich ebenfalls hier, aber mit welch' ganz anderen Gefühlen, in welch' ganz anderer Lage. Endlich kam Emma, und ich mußte gestehen, daß der lange, lange Kuß, den ich jetzt bekam, andere Empfindungen erweckte, als die Küsse, welche früher dem Vetter bewilligt wurden.

Am andern Morgen verließ der Buchhalter das Haus, nicht ohne daß vorher der Pfarrer Sproßer den Versuch gemacht hätte,

zu Gunsten seines Glaubensgenossen den Entschluß der Madame Stieglitz umzustimmen, doch dauerte die Unterredung, die der Geistliche deßwegen mit ihr hatte, nur sehr kurze Zeit; er kam mit einem sehr langen Gesicht, von welchem die gewöhnliche Sicherheit und das ewige lächelnde Behagen gewichen war. Er verhüllte sein Haupt, als er mich sah, und machte vor der Hausthüre eine Bewegung, als schüttle er den Staub von seinen Füßen. Sein Reich in diesem Hause war zu Ende. — Den Herrn Specht aber sah ich nie wieder.

Der Doktor freute sich innigst und herzlichst über mein Glück, und hatte noch an demselben Tage eine lange Unterredung mit der Prinzipalin, deren Resultat war, daß ich mit Empfehlungs- und Creditbriefen wohl ausgerüstet ein Jahr lang die Seidenfabriken Südfrankreichs besuchen sollte, mittlerweile aber wollte die Prinzipalin das Ladengeschäft verkaufen und die daraus zu erlösenden Fonds sollten nach meiner Rückkehr zur Vergrößerung des Fabrikgeschäfts benutzt werden. Die Nutzung ihres ansehnlichen Privatvermögens, welches in Staatsobligationen und sonst angelegt war, behielt sich Madame Stieglitz bis zu ihrem Tode vor; doch traf sie auch für den Fall ihre Verfügungen, und der Doktor, der als Testamentszeuge zugegen war, sagte nachher: „ich versichere Sie, Sie haben ein unverdientes Glück."

Die gute alte Frau hatte Emma und mich zu ihren Erben eingesetzt unter zwei Bedingungen: die eine war, daß die Fonds des Hauses Stieglitz und Comp. in Amsterdam ihrem dortigen Vetter verblieben, und die andere war, daß wir erst in den Besitz des übrigen Vermögens kommen sollten, wenn ich das Fabrik-Geschäft, das sie mir übergeben, durch Fleiß und Umsicht zu einer gewissen Höhe gebracht haben würde. Unverdiente Unglücksfälle wurden mir nicht angerechnet, doch wurde dies Geschäft durch den Verkauf des beträchtlichen Ladengeschäfts schon so dotirt, daß wohl dies als die alleinige Ursache anzusehen ist, weßhalb es in einigen Jahren eines der besten und glänzendsten wurde.

Bald darauf reiste ich meiner neuen Bestimmung entgegen. Es war ein klarer kalter Winterabend, und nachdem ich zu Haus einen herzlichen, aber schweren Abschied sowohl von meiner zweiten Mutter,

wie von Emma genommen, ging ich in Begleitung des Doktors auf die Post, vorher aber nahm ich bei Sibylle die zahlreichen Grüße in Empfang, welche sie mir für sämmtliche Familien-Mitglieder, die ich der Reihe nach besuchen sollte, mitgab. Der junge Herr Block ließ sich nicht nehmen, meine Geldtasche zu tragen und bald stand ich wieder auf dem Posthofe, wie an jenem unvergeßlichen Abend, und reiste mit demselben Eilwagen ab, welchen damals der dicke, alte, höfliche Herr mit der grauen Reisemütze bestiegen. Der Doktor händigte mir eine kleine Summe ein und bat mich, damit einige seiner kleinen Schulden in B. zu bezahlen. „Vergessen Sie nicht," sagte er lachend, „meine Hauswirthin zu besuchen und sehen Sie nach, ob die Freskogemälde auf meinem Zimmer noch existiren. Apropos! grüßen Sie Jungfer Barbara, jetzige Madame Philipp, und wenn mein Skelett zufällig noch in ihrem Besitz ist, so kaufen Sie es ihr um jeden Preis ab. Auf baldiges fröhliches Wiedersehen!"

Der Wagen eilte davon und bei Tagesanbruch war ich noch eine kleine Stunde von der Mühle entfernt. Beinahe um dieselbe Stunde wie damals stand ich wieder beim alten Kreuz und so licht und hell, wie meine Zukunft, so war auch heute meine Aussicht auf das Thal unter mir; da wogte kein trüber Nebel und Alles war mit des Winters Festkleid, dem weißen Schnee, aufgeputzt. Die kahlen Aeste der Bäume und Sträuche ließen mich tief unten die freundliche Mühle sehen, kerzengerade stieg aus dem Schornstein der blaue Dampf und wurde oben vergoldet durch den ersten Strahl der Morgensonne, der über die Berge brach. Das Wasser rauschte über das angeschwollene Wehr, das Mühlrad lief lustig und geschwind herum, als wollte es sich in der Kälte warm machen, und zerbrach dabei die kostbaren, schön geformten Eiszapfen, die sich über Nacht angehängt hatten, und stäubte sie in tausend funkelnden Brillanten in die klare Luft.

Jetzt hatte ich das Gehege erreicht, das den Hof umschloß; jetzt erblickte mich der Baas, der eben im Begriff war, den schweren Rappen in seinen Schlitten zu spannen. Alles war wohl auf und freute sich, mich wieder zu sehen; ich mußte der Müllerin von ihrer Tochter der Doktorin erzählen und that es auch zu ihrer größten

Befriedigung. Elsbeth war noch unverheirathet, Caspar dagegen hatte sich noch ein paar dicke Kinder zugelegt, und den guten Franz konnte ich leider nicht sehen, da er über Feld war. Nach einer Stunde verließ ich mit dem Vetter auf dessen Schlitten die Mühle wieder, und auf der glatten Schneebahn flogen wir pfeilgeschwind gegen B. An all' den Orten kam ich vorbei, wo ich damals mit dem Doktor Burbus gerastet; in dem Wirthshaus, wo er die Gensdarmerie geneckt, hielten wir eine halbe Stunde an. Wenige Stunden darauf erreichten wir die Stadt und mit einbrechender Nacht trat ich in das Zimmer meiner Großmutter.

Die Freude der alten Frau war unbeschreiblich, als ich ihr, so stattlich angethan, unter die Augen trat; sie setzte die Brille des alten General auf die Nase und nachdem sie mich von allen Seiten betrachtet, wurde ich der großen Ehre theilhaftig, eine Prise aus der goldenen Dose der verstorbenen Gräfin nehmen zu dürfen.

Wir plauderten über dies und das; ich erfuhr unter Anderm, daß die Haushälterin des Vormunds vor einigen Tagen gestorben und daß die älteste Tochter sich nächstens verheirathen werde. Die alte Katze der Großmutter hatte ebenfalls das Zeitliche gesegnet, sowie auch der Schuster im Hinterhause — seine Wittwe setzte das Geschäft fort.

Ein lautes Schluchzen vor der Thür verkündigte mir die Ankunft der Schmiedin. „Wo ist das Kind?" sagte die gute Person, und als ich ihr entgegentrat und die Hand gab, liefen ihr die hellen Thränen über die alten eingefallenen Backen. Ich mußte meine Schicksale umständlich erzählen, und das dauerte bis tief in die Nacht.

Am andern Morgen steckte ich eine Cigarre an und besuchte mit seltsamen Gefühlen die Orte, wo ich während meines hiesigen Aufenthaltes Leid und Freud genossen: dort war die Kirche, wo ich meine geliebte Emma zum erstenmale gesehen, jetzt betrat ich mit klopfendem Herzen die Straße, wo das Reißmehl'sche Haus stand.

In der Wohnung des Doktors war man vergnügt über die paar Thaler, die ich in seinem Namen bezahlte; sein Zimmer mochte ich nicht sehen, es sei nun geweißt und frisch herausgeputzt, sagte die Wirthin. Vor dem Zwischenraume der beiden Häuser blieb ich einen Augenblick stehen: ich sah die beiden Fensteröffnungen, welche

wir durch die Bretterplanke verbunden hatten. Dieser Winkel hatte sich in seiner grauen Trübseligkeit in gar nichts geändert; unten lagen große Haufen Kehricht, an den Fenstern flatterten, wie damals, die Schnüre zum Wäschetrocknen. Mir war, als sei meine Flucht aus dem Reißmehl'schen Hause erst gestern vor sich gegangen; dort hing auch die bewußte Laterne, auf ihrem Deckel lag eine zierliche Schneekappe. Auch an dem Reißmehl'schen Hause hatte sich gar nichts geändert: vor der Thür wankte der getrocknete Stockfisch hin und her, da standen die Fässer mit Mehl und Butter und neben ihnen der alte steinerne Kriegsknecht, an seiner langen Nase hing ein schwerer Eiszapfen. Ich trat in den Laden, da saß Philipp, jetzt der Prinzipal, auf dem Stuhle des seligen Herrn Reißmehl, es war noch dieselbe trübselige Gestalt, doch hatte er sich eine Brille zugelegt; er erkannte mich nicht wieder, und als ich Cigarren verlangte, pries er mir geschäftig verschiedene Blätter. Als ich darauf meinen Namen nannte, rückte er die Brille in die Höhe und seine Züge überflog ein melancholisches Lächeln; das Wiedersehen machte aber wenig Eindruck auf ihn, er sagte, seine Frau sei abwesend und ich empfahl mich bald wieder.

So hatte ich denn auch das hinter mir, ich nahm einen herzlichen Abschied von der Großmutter, sowie von der Schmiedin und meiner Tante, und Mittags saß ich im Coupé des Eilwagens; vor mir trabten die vier Pferde lustig auf dem gefrornen, steinharten Boden und ich nahm für kurze Zeit Abschied von der heimathlichen Erde, wie ich auch jetzt von dir, geliebter Leser, einen freundlichen Abschied nehme.

Wen übrigens die kleinen Abenteuer meines Lebens so sehr interessirten, daß er erfahren möchte, ob ich auch von meiner Reise nach Südfrankreich glücklich heimgekehrt sei, dem will ich anvertrauen, daß in diesem Augenblick Emma, meine Frau, in's Zimmer tritt, — es ist Abend, die große Lampe brennt und das Kaminfeuer knistert — und mich ersucht, endlich einmal die lange Geschichte von „Handel und Wandel," die ich in meinen Freistunden, wenn Wiegkammer und Comptoir geschlossen ist, niederschrieb, zu beendigen, was denn auch hiermit geschieht.

F. W. Hackländer's Werke.

VIII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Reise in den Orient.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Fahrt auf der Donau von Regensburg bis Giorgewo.

Abreise von Stuttgart. — Regensburg. — Linz. — Wien. — Preßburg. — Pesth. — Bunda und Gostel. — Lord L., Oberstlieutenant von B. — Emir Pascha. — Ungarische Nationallieder. — Semlin. — Eine Jagdpartie in Drenkowa. — Die Mordmücken. — Alt-Orsowa. — Neu-Orsowa. — Das eiserne Thor. — Giorgewo.

Es war am Abende des letzten September 1840, eines unfreundlichen regnerischen Herbsttages, als ich von meinen Bekannten und Freunden Abschied nahm, um meine Reise in den Orient anzutreten. Von wichtigen Momenten meines Lebens erinnere ich mich gern kleiner Umstände, die mir in den Augenblicken bemerkenswerth schienen. So wurde an demselben Abend im königlichen Schauspielhause Calderon's „Leben ein Traum“ gegeben. Mir kam mein eigenes Leben in dem letzten Jahre, besonders der Augenblick meiner Abreise, so zauberhaft, fast wie ein schöner Traum vor. Meinem Freunde Moritz sagte ich in der Garderobe des Theaters ein herzliches Lebewohl in dem Augenblicke, wo er sich aus dem ärmlichen Costüm des unglücklichen Verstoßenen in das glänzende des Königssohnes warf. Lachend reichte er mir die Hand, diese Metamorphose auch mir prophezeiend. Und er hatte Recht. Wenn ich mich auch seit jenem dunklen traurigen Herbstabend nicht

zum Glanz eines Königssohnes erhob, so gingen mir doch schöne freundliche Tage auf, Tage, die gewiß mit den herrlichsten Edelsteinen wetteifern konnten.

Von den Leiden in unsern deutschen Eilwägen will ich nicht reden, nur versichere ich, daß wir, wie immer, auch heute Nacht fast gerädert auf unserer Station ankamen. Dies war Göppingen; wir verließen die große Straße, um den Weg nach Heidenheim zu nehmen, wo seine Hoheit, der Herzog Paul von Württemberg, dem Baron von Taubenheim ein Rendezvous gegeben hatte. Der Herzog war, wie bekannt, eben erst von seiner großen Tour nach der Türkei und Aegypten zurückgekehrt, und da wir fast denselben Weg nehmen wollten, den er gemacht, konnte er uns über Zeitverwendung und Reisemittel die besten Rathschläge geben.

Nachdem wir uns in Göppingen sehr lange um einen Wagen bemüht, fuhren wir gegen zwei Uhr in der Nacht weiter. Der dunkle Himmel hatte sich etwas aufgeklärt und der Mond, der zuweilen durchblickte, ließ uns in eine weite Ebene sehen, durch die wir fuhren und welche rings von Bergen umgrenzt ist. Als ich um fünf Uhr aus einem kleinen Schlummer erwachte, schaute uns zur linken Seite der Rechberg und der Hohenstaufen ernst und traurig durch den Nebel entgegen.

Gegen Mittag kamen wir nach Heidenheim, wo wir einige Stunden in der Gesellschaft des Herzogs Paul äußerst interessant und lehrreich für uns verbrachten. Er sprach von manchen Schwierigkeiten, die uns auf der Reise treffen könnten, und gab uns Rathschläge dagegen, deren Befolgung uns später vielen Verlegenheiten entriß. Die freundliche Aufnahme, die uns durch seine Empfehlungsbriefe an einigen Orten der Türkei und Aegyptens zu Theil wurde, zeigte uns, wie sehr es der Herzog auch dort verstanden, sich die Hochachtung und Liebe seiner Bekannten zu erwerben.

Von Heidenheim reisten wir über Augsburg nach Regensburg.

wo wir gegen Morgen ankamen und das Glück hatten, noch das Dampfboot benützen zu können, welches ein paar Stunden später nach Linz abging. Bis jetzt war unsere Reisegesellschaft noch nicht ganz beisammen gewesen, hier aber traf der Maler F. bei uns ein, so daß nun unsere Caravane vier Mann zählte und vollständig war, nämlich unser lieber Reisechef, der Baron von T., der Doktor Bopp, ein junger Mediciner, der eben die Universität verlassen, der Maler Frisch und ich.

Bis Linz hatten wir ziemlich gutes Wetter und wenig Passagiere; doch die ganze Tour von Linz nach Wien, es war am fünften Oktober, mußten wir bei immerwährendem Regen in den überfüllten Kajüten zubringen. Endlich gegen fünf Uhr Abends sahen wir den Kahlenberg, und das Schiff legte bei Nußdorf, eine kleine Stunde von Wien, an. Gegen sechs ein halb Uhr fuhren wir in's Gasthaus zum goldenen Lamm in der Leopoldsvorstadt und waren in der Kaiserstadt, waren in Wien.

Wollte ich mir einreden, in den acht Tagen, die wir in Wien waren, diese Stadt kennen gelernt zu haben und mir anmaßen, ein Urtheil über dieselbe zu fällen, so wäre dies in der That lächerlich. Aber daß ich hinschreibe, wie dem unbefangenen Zuschauer das rege Treiben und Leben erschien, wird mir vielleicht Mancher, der nicht Gelegenheit hatte, es selbst zu sehen, Dank wissen.

Nach einem festen Schlaf auf die Mühseligkeiten des vergangenen Tages betrat ich die Straßen und glaubte fortzuträumen. Ein ähnliches Leben und Treiben hatte ich bisher nie gesehen. Jede Straße war ein Strom, welchen Wellen von Menschen, Wagen und Karren hinabfluthen, dem man folgen oder sich an's Ufer, die Häuser, retten muß.

„Man glaubt zu schieben und man wird geschoben."

Ein betäubendes Gemurmel, ein Drängen und Anstoßen; man könnte wenigstens zwei Dutzend Augen gebrauchen, wollte man

neben dem Ausweichen der einem stets begegnenden Wagen und Menschen auch etwas sehen. Obgleich ich gerade in keinem Dorfe, sondern in einer ziemlich bedeutenden Stadt gewohnt, erging es mir dennoch wie dem Landmann, wenn er zum Jahrmarkt in die Stadt kommt und mit offenem Munde den prächtigen Waarenausstellungen und verwundert der auf- und abwandelnden Menschenmasse zuschaut. Ich stand und sah zu, bis ich fortgeschoben wurde und blieb wieder vor einem andern reichen Gewölbe stehen, bis mich auch da ein unsanfter Rippenstoß verscheuchte. Dabei ist das gellende Geschrei der Lohnkutscher und Lastträger, ihr ewiges Hoe! Hoe! — ein Zeichen, daß man ihnen ausweichen soll — so verwirrend, und klingt so in den Ohren nach, daß man stets glaubt, angerufen zu werden und in beständiger Unruhe bald rechts, bald links springt.

Wie sich der ermattete Schwimmer mit einem behaglichen Rettungsgefühl zwischen die Felsen birgt, die ihm aus den schäumenden Wellen entgegen treten, so schöpfte ich auch leichter Athem, als die Menschenmasse, die mich von der Leopoldvorstadt durch die Kärnthnerthorstraße geführt, ihren unaufhaltsamen Lauf nach dem Graben fortsetzte und mich auf den Stephansplatz warf an den herrlichen Dom, meinen Hafen.

Von der Stephanskirche schlenderte ich über den Platz zum Stock am Eisen, welcher seinen Namen einem Baumstamme verdankt, der da in einer Nische zu sehen und über und über so mit Nägeln beschlagen ist, daß er auf diese Art eine vollständige eiserne Rinde erhalten hat. Die Sage, die um alle dergleichen Gegenstände ihre poetischen Fäden schlingt, erzählt von ihm: Ein Schlossergeselle liebte die Tochter seines Meisters, der sie ihm jedoch nur unter der Bedingung zur Frau geben wollte, wenn der Geselle die Geschicklichkeit besäße, zu einem überaus künstlichen Schlosse, das der Meister hatte, einen Schlüssel anzufertigen. Nach vielen mißlungenen Versuchen und als er die Unmöglichkeit einsieht, das Mei-

sterwerk zu Stande zu bringen, wandert der Geselle in den Wald hinaus und beklagt da laut die Hartherzigkeit des Vaters. Plötzlich erscheint ihm ein Kobold und verspricht bei der Anfertigung des Schlüssels behülflich zu sein, wenn der Geselle dafür in einen bezeichneten Baum einen Nagel einschlagen und denselben auf diese Art von einem bösen Zauber befreien wolle. Mit Freuden erfüllt der Geselle diese Bedingung, erhält seinen Schlüssel und heirathet. Seit der Zeit lief Jeder, der einen Wunsch auf dem Herzen hatte, in den Wald zu dem Baum, schlug einen Nagel ein und wartete, ob nicht ein Kobold erscheine, welcher ihm helfen wolle. Ob dies Mittel den Geist auf's Neue hervorgerufen hat, kann ich nicht sagen. Doch war der Baum in kurzer Zeit so über und über mit Nägeln beschlagen, wie er jetzt auf dem Platz nahe bei der Stephanskirche zu sehen ist.

Dies erzählte mir ein freundlicher Wiener, den ich um Auskunft gebeten, während er mich nach dem Casino begleitete, wo ich mir mit meinen Reisegefährten ein Rendezvous gegeben hatte.

Die Sitte in Wien, auch Mittags nach der Karte, anstatt wie bei uns an einer oft langweiligen Table d'Hôte zu speisen und da verzehren zu müssen, was einem vorgesetzt wird, ist besonders für den Fremden sehr angenehm. Man sucht sich auf dem reichhaltigen Speisezettel aus, was einem schmeckt oder was man zu kennen lernen wünscht, braucht sich dabei an keine Zeit zu binden, sondern kann von Vormittags eilf Uhr bis Abends zu jeder beliebigen Stunde diniren. Nur kommt das Essen nach der Karte etwas theurer zu stehen, als die Wirthstafel. Was die Güte und Billigkeit der Speisen betrifft, sowie die elegante Ausstattung des Lokals, kann ich jedem Fremden das Casino auf dem Mehlmarkt empfehlen.

Eine Unbequemlichkeit für den Fremden, welche uns beständig bei dem Bezahlen belästigte, ist das Rechnen mit sogenannten Scheingulden. Jede Zeche im Gasthof, jede Waare, die man kauft, wird

darnach berechnet, was man dann in Conventionsmünze reduciren und so auszahlen muß. Ein Gulden Schein beträgt vierundzwanzig Kreuzer Conventionsmünze, oder fünf G. Sch. sind gleich zwei G. M. Das Umsetzen ist mir besonders bei kleinen Summen sehr beschwerlich geworden und ich habe mich dabei meistens auf die Ehrlichkeit der Wiener verlassen, wobei ich nie zu kurz gekommen bin.

Ein sehr elegantes Kaffeehaus ist auf dem Josephsplatz. Man bekommt dort zum Kaffee gestopfte Pfeifen, ein Anflug von türkischer Sitte und äußerst angenehm. Wir saßen oft an den Fenstern dieses Kaffeehauses und schauten auf den schönen Platz hinaus, wo die Reiterstatue Josephs II. steht.

Dieser Platz ist auf drei Seiten von Gebäuden der kaiserlichen Burg eingeschlossen, links ist das Naturalienkabinet und die kaiserlichen Redoutensäle, rechts das Burgtheater und die Bibliothek. Mit vieler Muße konnten wir uns hier das kaiserliche Militär ansehen, das in den verschiedensten Waffengattungen jeden Augenblick bei uns vorbeispazierte. Abgesehen von den verdächtigen Haselstöcken, womit die Korporale paradirten, gefielen uns Uniform, Waffen und Haltung der Leute sehr wohl; vor Allen die Ungarischen Garderegimenter, welche hier liegen. Sie haben enganliegende blaue, mit gelben Litzen besetzte Hosen, ein Ueberbleibsel ihrer Nationaltracht. Ein Bekannter erzählte uns von diesen Ungarn, man habe ihnen, wie den andern Truppen, weite leinene Beinkleider gegeben, um ihnen während der Sommerhitze einen leichtern Anzug zu verschaffen; doch hätten sie sich lange geweigert, dieselben zu gebrauchen, und als sie endlich doch in ihren neuen weißen Hosen so während der Hundstage auf die Wache ziehen mußten, hätten sie dennoch unter denselben ihre engen blauen Hosen getragen. Indeß ist dies Geschichtchen ohne Zweifel nur ein Wiener bon mot.

Wenn das Militär die Wache in der Burg bezieht, so muß es zu demselben Thore wieder hinaus, wo es einmarschirt ist. Es darf

nicht durch die Burg ziehen, mit Ausnahme des Graf Ignaz Hardegg'schen Regiments, früher Dampierre Cürassiere. Dies hat sich durch seine besondere Anhänglichkeit an das Kaiserhaus bei dem Aufstande im Jahre 1618 das Recht erworben, sein Hauptquartier im Schloßhofe aufzuschlagen, und durfte auch drei Tage dort öffentliche Werbung anstellen. Der jedesmalige Oberst dieses Regiments geht noch heute unangemeldet zum Kaiser.

Eines Abends hatte Johann Strauß, der Walzerkönig, eine musikalische Unterhaltung im Volksgarten angekündigt. Wir gingen hin und ich wunderte mich nicht wenig, nur 10 Kreuzer Entree zahlen zu müssen, denn ich erinnerte mich noch lebhaft der zwei Thaler preußisch Courant, die ich einstens in Köln für denselben Genuß gezahlt hatte. Strauß dirigirte selbst und man kennt den blassen, hagern Mann hinlänglich, sowie auch seine entzückende Musik. Ich glaube, beim Klange derselben hätte es keines der hier versammelten sehr eleganten Männer- und Damenwelt ausgehalten, ruhig sitzen zu bleiben, weßhalb auch Alle auf und ab gingen, genau nach dem Takte der Musik, eine wohl gesetzte glänzende Polonaise ausführend. Wie verschwand uns die Zeit! Ich sprach noch M. G. Saphir, dem ich brieflich empfohlen war, und welcher mich auf den folgenden Tag zu sich einlud. Ehe wir's uns versahen, war es sieben Uhr geworden; also rasch in's Burgtheater. So hat man in Wien jede Sekunde nöthig und könnte noch zwölf Stunden zu den uns täglich vergönnten brauchen, um dies bewegte, lustige Leben in kurzer Zeit zu schmecken und nur einigermaßen zu genießen.

Außer dem Burgtheater besuchten wir die kleineren Bühnen der Vorstädte und vor allen das Theater an der Wien, unter der Leitung des Direktors Carl, das dieser, sowie die beiden trefflichen Komiker Scholz und Nestroy, täglich durch neue Possen zu füllen wissen.

Von den Bilderschätzen, die Wien besitzt, ließ uns theils eigene

Schuld, theils Zeitumstände, fast nichts sehen. Die schöne Esterhazy'sche Gallerie stand in Kisten gepackt und war deßhalb nicht zu sehen, und um die k. k. Gemäldesammlung im Belvedere zu besuchen, hatten wir den dazu bestimmten Tag — es ist der Dienstag — versäumt. Doch hätten wir bei der wenigen Zeit, die wir zum Aufenthalt in Wien bestimmt hatten, und bei den vielen Schönheiten, die man, wenn auch nur oberflächlich ansehen mußte, diese Bildersammlungen doch nur flüchtig beschauen und wenig davon genießen können. Ein guter Zwanziger Conventions-Münze verschaffte uns dagegen Eintritt in das k. k. Zeughaus, wo seltene und kostbare Waffenschätze wirklich sinnreich und geschmackvoll aufgestellt sind. Im Hof, wo einige hundert Feld- und Belagerungs-Geschütze aus alten Zeiten auf Balken liegen, sahen wir an den Mauern, die ungeheure, 160,000 Pfund schwere Kette aufgehängt, mit welcher die Türken im Jahr 1529 bei Ofen den wahnsinnigen Versuch machten, die Donau zu sperren. Wir erstiegen eine Treppe und fanden oben im ersten Saal eine große Gesellschaft Herren und Damen um einen der Aufseher versammelt, welcher die Erklärung der aufgestellten Waffen und Rüstungen auswendig und gedankenlos herplapperte. Die ersten Säle enthielten Flinten und Säbel der neuern Zeit, welche in Pyramiden und Wandverzierungen aufgestellt und arrangirt waren. In einem der folgenden Säle waren alte Waffen, als Gewehre mit Radschlössern, Sensen, Kolben, Streitäxte, und hier fiel mir besonders die Deckenverzierung auf. Es war der österreichische Doppeladler, aus Säbeln, Messern, Flintenläufen, Bajonetten, kupfernen Beschlägern, ungemein künstlich und schön zusammengesetzt. Ferner sahen wir bei unserer Wanderung durch zwölf Säle die Rüstungen vieler deutscher Kaiser, sowie des Königs Ludwigs II. von Ungarn, der bei Mohacs von den Türken verfolgt in einen Sumpf versank und umkam. Der arme kleine König war 21 Jahre alt und hatte die Gestalt eines zehnjährigen Knaben. Von allen diesen alten eisernen Figuren, welche drohend von ihren

Gestellen schauten, haben keine einen größeren Eindruck auf mich gemacht, als die Rüstungen der beiden Böhminnen Libussa und Wlaska, die einander in einem der letzten Säle gegenüber standen. Das Visir der letztern war herabgelassen und zeigte eine fratzenhafte menschliche Gesichtsbildung, zwei runde Löcher bildeten die Augen und unten war eine Reihe spitzer Zähne eingeschnitten. Das ganze Waffenzeug zeigte, daß die böhmische Magd eine kolossale Figur gehabt haben muß. Libussa, die schöne Herzogin, stand schmächtig und zierlich gebaut da; an ihren eisernen Stiefeln fielen mir die ungefähr einen Fuß langen scharfen Spitzen auf, mit denen sie, wie unser Mentor unbefangen erzählte, im Bade ihren Liebhaber ermordet hätte. Mit einem eigenen Gefühl legte ich meine Hand auf das zerschossene Koller Gustav Adolphs, lauschte an Wallensteins Harnisch, ob nicht das heftige Klopfen seines ehrgeizigen Herzens vielleicht noch unter dem Eisen nachklinge, und summte, als ich ein altes ledernes Wamms berührt, das zerfetzt und bestaubt an der Wand hing, ein bekanntes Lied vor mich hin, welches anfängt:

„Prinz Eugen, der edle Ritter rc."

denn sein Kleid war es, was uns der Aufseher mit vieler Ehrerbietnng zeigte.

Eine längst vergangene großartige Zeit umgab uns hier, und wem das Herz nur einigermaßen warm in der Brust schlug, mußte diesen Friedhof feierlich gestimmt verlassen.

So vergingen die acht Tage, welche wir in Wien zubrachten, wie eben so viele Stunden. Im Fluge besahen wir Schönbrunn mit seinen schnurgeraden Alleen und winkelrecht verschnittenen Hecken in alt-französischem Geschmack, sowie die Menagerie, die sich jedoch nicht im besten Zustande befindet. Ehe wir's uns versahen, saßen wir eines Morgens mit unserer Masse von Koffern und Nachtsäcken in einem Fiaker und fuhren durch den Prater, wo wir

uns besonders an den zahlreichen Hirschen, die da herumspringen, manche Stunde amüsirt hatten.

An den sogenannten Kaisermühlen lag das Dampfboot Galathea, auf welchem wir unsere Plätze bis Pesth genommen hatten. Für die späte Jahreszeit trafen wir auf dem Schiffe noch eine zahlreiche Gesellschaft; man hörte deutsch, englisch, französisch, ungarisch, lateinisch, italienisch, und die Eigenthümer dieser verschiedenen Sprachen hatten auch eben so viele verschiedene Physiognomien. Vor Allem gefiel mir der Ungar mit seinem edlen stolzen Gesicht von dunkler Farbe und mit den schwarzen Haaren, besonders durch seine zuvorkommende, freundliche Zuneigung gegen uns Fremde. Ich muß gestehen, ich habe von keiner andern Nation, besonders von meinen Landsleuten, wenn sie mir unbekannt waren, so viel Artigkeit erfahren.

Die Gegend hier ist wenig interessant; die ganz flachen Ufer erheben sich erst bei Fischament an der rechten Seite wieder mehrere Fuß über dem Wasserspiegel; bei Petronell sieht man den Triumphbogen des Tiberius, dann später die Ruinen des römischen Carnuntum. Eine Strecke weiter hinab bildet der Strom eine Art See, an dessen Ende man Hainburg (Hunnenburg) erblickt. Man sieht vor diesem Orte einen sechzig Fuß hohen Hügel mit einer Ruine König Etzels — unter dem Volk als Attilas Reste bekannt, und erinnert sich des Nibelungenliedes. Am linken Ufer des Stroms steigen nicht weit von Preßburg die Ruinen des Schlosses Theben (Deven) empor. Sie liegen auf den Ausläufen der kleinen Karpathen, die hier bis in die Donau treten. Swatopolk, der Gründer des großmährischen Reiches und der Erbauer des Preßburger Schlosses soll im neunten Jahrhundert hier gehaust haben. Der Weg von Wien nach Preßburg beträgt zu Lande zwölf Stunden, die wir in drei gemacht hatten. Wir waren um zwei Uhr abgefahren und erreichten Preßburg gegen fünf. Wir machten einen Gang durch die Stadt; doch hinderte uns die eintretende Dunkelheit viel zu sehen.

Der Mond aber, der an dem klaren Himmel emporstieg, lockte uns in's Freie, weßhalb wir auf sehr holperigem und schlechtem Wege zu dem alten Schlosse Preßburgs emporstiegen, das, auf einem steilen Felsen der Donau gelegen, weit das Land beherrscht und uns von seinen verfallenen Mauern auf die vom Vollmond beleuchtete Gegend und den schönen Strom eine herrliche Aussicht gewährte. Die Schloß-Ruine zeigt noch ein regelmäßiges Viereck mit Thürmen versehen und hat in seiner Lage über der Stadt der lustigen Preßburger und mit den hinten überragenden Bergen Aehnlichkeit mit den unvergleichlichen Ruinen des Heidelberger Schlosses. Sie ist nur von einem armen Hirten bewohnt, der an einer der mächtigen Mauern ein hölzernes Häuschen gebaut hat. Er hatte sein Stübchen beleuchtet und saß, aus einer kurzen Pfeife rauchend, vor seiner Hütte, wie wir den wundervollen Abend genießend. Seine Schafe liefen in dem Gemäuer herum und wir hörten das Läuten der Glöckchen, die einige von ihnen am Halse trugen.

Am folgenden Morgen fuhren wir gegen halb sechs Uhr von Preßburg ab, waren aber kaum eine Stunde gefahren, so brachte unser Conducteur die untröstliche Nachricht, daß wegen des kleinen Wassers gestern im Herauffahren das Schiff Nador auf einer seichten Stelle, an welche wir gleich kämen, beinahe sitzen geblieben sei und da man befürchtete, uns könnte ein ähnliches Schicksal bevorstehen, haben die Capitäns beider Schiffe gegenseitig die Uebereinkunft getroffen, ihre Passagiere zu wechseln. Wir warfen, eine Viertelstunde von dem Nador entfernt, die Anker und unsere Passagiere, vielleicht 130 an der Zahl, betraten vermittelst eines Gangbordes das Ufer, an dem wir eine Strecke aufwärts gingen und dann in einer großen Schaluppe an das andere Schiff gebracht wurden. Diese Uebersiedlung hielt uns an zwei Stunden auf und es war noch ein Glück zu nennen, daß wir wenigstens gutes Wetter hatten. Gegen Mittag kamen wir nach Comorn, der jungfräulichen Festung, wo wir an der Donau viele Getreidemühlen und auch

einige Goldwäschereien sahen, welche letztere jedoch hier wenig abwerfen, denn ein recht geschickter, fleißiger Wäscher kann den Tag höchstens dreißig Kreuzer verdienen, obgleich er von dem Ertrag gewisse Prozente bekommt. Das Ufer hier ist mit Reben und Obstbäumen bepflanzt und wird unterhalb Comorn wieder sehr hügelig. Bei Gran wird auf einem steilen Felsen eine schöne Kirche erbaut; Das mit Gerüst umgebene Gebäude hatte mit der Walhalla bei Regensburg einige Aehnlichkeit. Wir sahen die Bergveste Vissegrad, die Plentenburg, wo Matthias Corvinus einige Zeit wohnte, in der schönsten Abendbeleuchtung. Als wir bei Weizen vorüberschifften, ging der Mond auf, und sein weißes Licht, womit er die Ufer fast taghell erleuchtete, versprach uns einen prächtigen Anblick der beiden großartigen Städte Ofen und Pesth. Nachdem wir schon eine Stunde vorher den hohen Blocksberg mit seiner Sternwarte in dunkeln Umrissen gesehen, lagen die gewaltigen Häusermassen dieser Städte vor uns. Das Schiff begrüßte das Ziel seiner heutigen Fahrt mit drei Kanonenschüssen, welche mit lautem Donner in den Bergen wiederhallten. Rechts lag die an den Berg hinan gebaute Festung Ofen mit der Stadt, welche in einer Ausdehnung von ungefähr einer Stunde längs der Donau gebaut ist, und auf der Krone der Festungswerke das Schloß, in welchem der Palatin von Ungarn wohnt, lings Pesth mit tausend erleuchteten Fenstern und den Ufern voll Menschen, welche der Ankunft des Dampfbootes entgegensahen.

Wir stiegen in dem Gasthof zu der Königin von England ab; er liegt an dem Quai und seine Fenster gewähren eine Ansicht auf Ofen, auf den schönen Strom und das rege Treiben an den Ufern und auf der großen Schiffbrücke. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt und die ersten Gläser feurigen Türkenblutes zu uns genommen, als plötzlich in Ofen die Glocken zu läuten begannen und ein Kellner die versammelten Gäste durch die Botschaft in Aufruhr brachte, es sei drüben Feuer ausgebrochen. Wir gingen hinaus

und hatten einen großartigen Anblick. An dem einen Ende Ofens stand ein großes Haus in vollen Flammen, die sich in den Wellen der Donau glühendroth wiederspiegelten.

Wir nahmen ein Boot und fuhren an's jenseitige Ufer gegen die Brandstätte. Das Fahrzeug schien in purer Flamme zu tanzen und es war entzückend zu sehen, wie die rothen Wellen, durch die Ruderschläge zertheilt, rechts und links neben uns, wo das Mondlicht den Glanz des Feuers bewältigte, in tausend silberne Sternchen aufflogen. So schön der Anblick für uns, um so trauriger war er für die armen Leute, deren Häuser — es brannten zwei nieder — ein Raub des gefräßigen Elementes wurden. Doch sind die Lösch- und Rettungs-Anstalten in Pesth sehr gut und die Abgebrannten sollen wenig verloren haben. Trotz der Flamme des Brandes, die meine Phantasie, und des feurigen Ungarweins, der mein Blut durchglühte, schlief ich sehr gut und träumte von der Heimath.

Nur zwei Tage brachten wir in Pesth zu, die wir dazu anwandten, einige Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen, sowie unser Reisegeräthe so viel wie möglich zu vervollkommnen. Vor allem bestiegen wir den Blocksberg, auf dem rechten Ufer der Donau, von welchem man eine herrliche Aussicht auf die weite ungarische Ebene, sowie auf die beiden schönen Städte genießt, die mit dem dazwischen fließenden Strome einen imposanten Anblick gewähren. Neben der langen Schiffbrücke, die Ofen und Pesth bis jetzt verband, wird ungefähr zweihundert Schritte abwärts von ihr eine neue Kettenbrücke gebaut, von der wir die ersten Pfeiler schon eingerammt sahen. Viele Stunden brachten wir auf dem Quai zu, wo uns die sonderbaren Costüme und das rege Treiben der Ungarn sehr anzog. Meistens sind es schlanke magere Gestalten mit gebräunter Gesichtsfarbe und schwarzen Augen und Bart. Die Kleidung der niedern Volksklassen, besonders der Bauern und Schiffszieher, besteht in weiten Hosen, mit einer langen Jacke von Schafspelzen. Die Leute, welche das Ziehen der

Schiffe mittelst ihrer Pferde besorgen, gaben unserm Maler mannigfaltigen Stoff zu sehr interessanten Skizzen. Ihre kleinen mageren, aber sehr starken Pferdchen sahen wir, von der Arbeit ermüdet, oft in großen Gruppen um ein ausgebreitetes Tuch liegen, von dem sie ihr geringes Futter verzehrten, und die Treiber lagen daneben, aus kleinen Pfeifen rauchend.

Es lag im Plan unserer Reise, die Donau-Dampfboote bis gegen Rustschuk zu gebrauchen und von dort über den Balkan nach Konstantinopel zu reiten, zu welcher Tour wir uns hier in Pesth und nach unsern Begriffen auf's Beste einrichteten. Doch würden wir von all' den Artikeln, die wir hiezu kauften, wenn wir noch einmal in den Fall kämen, die Reise zu machen, den größten Theil zurücklassen und uns dafür ganz andere anschaffen. Das Erste, wozu ich jedem, der nach uns diesen Ritt machen will, rathe, ist, sich einen guten englischen Sattel zu kaufen, denn ein solcher ist in jenen Gegenden unbezahlbar. Ferner kaufe man sich ein Bunda, mit welchem Namen die Ungarn einen sehr weiten Mantel bezeichnen, der aus schwarzen oder weißen Schaffellen besteht. Die Narbenseite des Leders, die bunt ausgenäht ist, wird bei trockenem Wetter nach Außen getragen und bei schlechtem Wetter macht man es umgekehrt, damit der Regen und Schnee an dem dicken Pelz herabfällt. Die Bunda ist das gewöhnliche Kleidungsstück der Ungarn, und man kann ganz geringe von zehn Gulden, sowie feine von zweihundert Gulden W. W. kaufen. Zu einer ähnlichen Reise wie die unsrige thut aber eine von zwanzig bis fünfundzwanzig Gulden die besten Dienste. Diese sind schon sehr weit, von dickem Pelz und hartem Leder und bald kann man sie als Mantel, bald als Bett und Bettdecke zugleich gebrauchen. An Kleinigkeiten, die man sich zum Andenken aus Pesth mitnimmt, findet man unter Anderem lederne Tabacksbeutel, die mit bunter Seide zierlich ausgenäht sind, Costek genannt, die ihrem Zweck vollkommen entsprechen. Die ungarischen, unzubereiteten Tabacke sind berühmt, sowie

die kleinen, braunen Pfeifenköpfe aus Erde. Wir nahmen mehrere mit, sowie Lettinger Taback und Weißkirchner Cigarren.

Den Abend vor unserer Abreise besuchten wir das ungarische Nationaltheater und hörten den Barbier von Sevilla in der Landessprache. Das Gebäude, besonders sein Inneres, ist sehr geschmackvoll eingerichtet und wird durch Gas erleuchtet, war aber heut Abend erstaunlich leer.

Am 18. Oktober Sonntag Morgens um sechs Uhr bestiegen wir auf's Neue das Dampfboot, das sich mit drei Kanonenschüssen von Ungarns Hauptstadt verabschiedete und mit sechs Flaggen versehen, worunter die großbrittanische und die türkische, brausend die Donau hinabfuhr. Es war der Zriny, der, ebenso wie der Nador, auf dem wir die Fahrt bis Pesth gemacht, vor ein paar Jahren den hochverehrten Herrn von Schubert, dessen Reisebeschreibung wir bei uns hatten, auf der gleichen Reise nach dem Orient durch Oesterreichs und Ungarns Fluren führte. Bald war Ofen, Pesth und der hohe Blocksberg unsern Augen entschwunden und das große schöne Schiff, den Helden Zriny mit dem Buszogan, eine Art Morgenstern bewaffnet, in weißer Rüstung vorn am Kiel, flog rasch durch die grüne Wasserstraße. Rechts und links sanken die Ufer fast bis auf den Wasserspiegel und schienen den Helden zu grüßen, dessen Name aus den unübersehbaren Ebenen, durch welche wir nun fuhren, bis zu den fernsten Enden Europa's gedrungen war. Zriny und Sigeth hallte es in meiner Brust wieder, als ich vorn am Schiffe stand und seinem Brustbilde zuschaute, das die Wellen zertheilte, wie vordem sein Arm die Türkenschwärme.

Die felsigen Ufer des Stroms, welche uns mit kurzen Unterbrechungen bis Pesth so ziemlich zur Seite geblieben waren, verschwanden gänzlich, und sehr langweilige Flächen, bald mit Gras und Haide, bald mit niederem Laubwerk bewachsen, traten an ihre Stelle. Wir blieben noch eine Zeitlang auf dem Verdeck und sahen dem Treiben einiger für uns fremdartigen Vögel zu; über uns

flogen wilde Gänse, schwarze Pelikane und Löffelgänse hielten in dem Strom ihr Frühstück. Auch erblickte ich einen Seeadler, der dem Laufe des Schiffes, wie mit stolzer Verachtung zuschaute und sich alsdann hoch in die Luft aufschwang. Obgleich der Morgen sehr schön gewesen war, überzog sich der Himmel doch wenige Stunden nach unserer Abfahrt, und ein sehr scharfer Wind nöthigte uns zum Rückzug in die Kajüte, wo uns ein starker Regen, der gleich darauf vom Himmel stürzte, Muße genug ließ, unsere Reisegesellschaft anzusehen, die wirklich heute äußerst interessant zusammengesetzt war. Die beiden Kabinen auf dem Verdeck hatte Lord Londonderry mit seiner Gemahlin eingenommen, weßhalb das Schiff oben ganz englisch aussah; die achtzehn Leute seines Gefolges, Kammerdiener und Kammerfrauen, Kutscher, Köche, überrannten sich und die übrigen Gäste beinahe mit ihren Theekannen und Beefsteakpfannen und hatten gegen die frischen regsamen Physiognomieen der Ungarn ganz entsetzlich langweilige Gesichter. Seine Herrlichkeit war ein mittelgroßer Mann mit grauen Haaren, der den Hut beständig auf dem Hinterkopf hängend trug; dabei aber sah er jedem, der ihm auf dem Verdeck begegnete, freundlich und sehr aufmerksam in's Gesicht. Die Lady, die schon hoch in den Vierzigen war, mußte in ihrer Jugend eine große Schönheit gewesen sein, von der man noch jetzt an ihr gut erhaltene Ruinen entdeckte. Uebrigens brauchte sie auch wahrscheinlich alle möglichen Mittel, ihren Teint zu erhalten: sie kam fast gar nicht an die Luft, denn in den fünf Tagen, wo wir mit ihr zusammen auf dem Schiffe waren, hatte man sie nur dreimal auf dem Verdeck gesehen. Doch saß sie schon vom frühen Morgen an in großer Toilette in ihrer Kajüte, nahm Besuche an, oder ließ sich von dem Herrn Gemahl und ihrem Guide sagen, wo sie sich gerade befand, ohne der Gegend selbst einen Blick zu schenken. Unten in der großen Kajüte war der bekannte Emin Pascha; ein junger, sehr liebenswürdiger Mann, der außer seiner Landessprache französisch und englisch verstand und sich sehr gerne

mit uns unterhielt. Er reiste in Begleitung seines Arztes, eines Italieners, nach Konstantinopel zurück. In Paris, London und Wien war er gewesen, und hatte in diesen Städten Kriegswissenschaften studirt.

Für und gegen das Reisen mit dem Dampfboot oder dem Wagen ist schon viel gesprochen worden. Der Wagen hat etwas Heimliches, etwas sehr Angenehmes, wenn man genießbare Reisegesellschaft trifft; im Gegentheil aber, und ich will nichts darüber sagen, weiß jeder wohl, welche Qualen ein unangenehmes Gegenüber in dem engen Wagen verursachen kann. Auf dem Schiffe ist das ganz anders; den Passagieren, die uns nicht gefallen, geht man aus dem Wege und braucht in keine Berührung mit ihnen zu treten; woher es aber auch kommt, daß man sich auf dem Schiffe leicht isolirt, und wenn man allein reist, oft sehr langweilt.

Wir hatten das Glück, gleich in Pesth mit einer äußerst angenehmen Reisegesellschaft zusammen zu kommen, mit welcher wir, bis zu unserem Abgange bei Rustschuk, ich möchte sagen, eine große Familie ausmachten. Zu ihr gehörte der Pascha mit seinem Arzt, eine Baronin von B. aus Berlin, die Mutter des Grafen Königsmark, preußischen Gesandten in Konstantinopel, eine liebenswürdige alte Dame, die sich aber auf der ganzen Reise unwohl befand, und das traurige Schicksal hatte, ihre Heimath nicht wieder zu sehen, denn sie starb in Bujukdere; ferner der österreichische Oberstlieutenant von Philippowich, der mit Einwilligung seiner Regierung provisorisch in türkische Dienste getreten war; ein gebildeter Offizier und praktischer Geschäftsmann. Schon früher hatte er sich das Verdienst erworben, eine Postroute von Belgrad nach Konstantinopel einzurichten. Ihm gelang es, den Fürsten Milosch und den Pascha's die Vortheile einer bleibenden sichern Straße durch ihre Provinzen begreiflich zu machen. Er veranlaßte das Aushauen von Wäldern und verstand es, selbst die Einwohner zur Einsicht zu bringen, daß erst durch unverletzliche Heiligkeit des Postwesens Verkehr

und Handel belebt, und dadurch der Wohlstand der Bewohner verbürgt werden könne. Man folgte seinem Rath und von der Thätigkeit dieses Mannes zeugt die gegenwärtig geordnete Einrichtung, die eine regelmäßige Verbindung zwischen Wien und Konstantinopel möglich macht. Jetzt wollte er den Feldzug gegen Ibrahim Pascha mitmachen, und war uns noch lange durch die Türkei und Syrien ein lieber Reisegesellschafter. Ein ungarischer Husaren-Offizier, der mit seiner Schwester nach Galacz reiste, ein junger Engländer, Namens Napier, ein Verwandter des englischen Commodore, der Arzt des Lord L., ein artiger alter Engländer, waren die Hauptbestandtheile unserer Familie.

Wir hielten uns sehr viel in der zweiten Kajüte auf, wo ein viel fremdartigeres Leben herrschte; denn da waren Serbier, Wallachen, Ungarn, Italiener, kurz eine ganze Musterkarte von verschiedenen Menschenarten. In einer Ecke kauerten unbeweglich auf ihren Teppichen ein paar Juden aus Salonich, Vater und Sohn, die ersten Leute, die wir in türkischem Costüm sahen. Sie trugen lange, sehr schmutzige Kaftans und einen eben solchen Turban. Der Vater, schon ein sehr alter Mann, hatte einen langen schneeweißen Bart, war aber äußerst munter und sah recht gesund aus, wogegen des Sohnes bleiche Gesichtsfarbe, durch den kohlschwarzen Bart, der sein Kinn umgab, noch schärfer hervorgehoben wurde. Sie waren Handelsleute und kamen aus Wien. Eine Jüdin aus Bucharest, die ebenfalls hier war, hatte ihre neunjährige Tochter bei sich, ein wunderschönes Mädchen; feurigere braune Augen, als die kleine Stella besaß, hatte ich in meinem Leben nicht gesehen. Die meisten übrigen Passagiere waren Ungarn, die sich, wie ich auch schon früher sagte, durch Zuvorkommenheit gegen uns Fremde musterhaft auszeichneten. Von allen Seiten boten sie uns Taback und Cigarren an, und es machte ihnen viel Spaß, wenn wir für diese und jene Sachen das bezeichnende Wort ihrer Landessprache hören wollten. Eine niedliche schlanke Ungarin lehrte mich unter Anderem

— szép léany heiße ein hübsches Mädchen und szeretlek ich liebe dich; czók bedeute einen Kuß, und den Unterschied eines ungarischen czók gegen einen deutschen brachte sie mir später praktisch bei, und ich muß gestehen, er schmeckte wie Tokaier gegen Rheinwein.

In einer Ecke der Kajüte saß ein alter, ärmlich gekleideter ungarischer Edelmann, der erschrecklich aus seiner kurzen Pfeife rauchte, oder Volkslieder sang mit sehr traurigen Melodieen. Eine Strophe eines seiner magyarischen Lieder, das er oft sang, lauschte ihm meine hübsche Lehrerin ab und übersetzte sie mir folgendermaßen:

Gebe Gott, daß der Ungar
Die halbe Welt besäße,
Und die mit seinem Blute gewonnene Freiheit
Nie gestehen müsse, daß sie geschmälert sei.

Der alte Herr merkte aber gleich, daß das Mädchen uns etwas von seinen Liedern verrathen habe, denn er gab mir einen Wink, ich möchte zu ihm kommen, worauf er mir lächelnd in einem sehr holprichten Deutsch den bekannten Rath gab, ich solle mich vor den Mädchen, besonders vor den ungarischen, in Acht nehmen, und zum Beleg theilte er mir folgende Strophen mit, ein altes Volkslied, das vielleicht seinen größten Werth durch die eigenthümliche, ergreifend traurige Melodie hatte, mit der er es mir später sang.

Es reift schon die rothe Zwetschge von Bistritz,
Mein wirst du sein, meine süße Babi, nach zwei Wochen,
Schon reift der wilde Apfel; die Braune ist wohl falscher:
Schon blüht die weiße Rose; die Blonde ist mehr heimlich.

Ich gehe bis ans Ende im Hofe einer schönen Frau,
Unwillkührlich blicke ich in ein Fenster hinein,
Ich sehe meine Liebste in eines Andern Armen,
Nun träfe mich schon Alles — Gott, wie bedaur' ich.

Und sie sagte mir doch, sie sei meine treue Geliebte,
Es war aber nur ein eitles Geschwätz;
Ich glaube ihren Worten nicht mehr; o könnt' ich beide vergessen:
Falsch ist ihr Leib und Seele, der Blonden wie der Braunen.

Der alte Ungar und ich wurden später gute Freunde und rauchten manche Pfeife zusammen. Den ganzen Tag über hatte sich das Wetter nicht gebessert. Bald stürmte der Wind heftig und machte den Aufenthalt auf dem Verdeck unangenehm, dann regnete es wieder und trieb uns vollends in die Kajüten. Doch abgesehen davon, daß die freie Luft oben viel angenehmer ist, als die Atmosphäre unter dem Deck, verloren wir heute an der Aussicht nicht viel; denn im Allgemeinen sind die einförmigen Ebenen, durch welche sich von Pesth bis Apatin der Strom hinzieht, ohne Reiz für das Auge; erst wenn man sich den Grenzen des Banats und Serbiens nähert, gewinnt die Landschaft ein großartigeres Ansehen durch die Gebirge Bosniens und Serbiens, welche bei heiterem Wetter von Zeit zu Zeit sichtbar werden. Abends gegen neun Uhr kamen wir nach Baja, wo wir dicht am Ufer Anker warfen, um, da die Dunkelheit der Nacht es nicht erlaubte, weiter zu fahren, hier den Morgen zu erwarten. Wir richteten uns in den Kajüten so gut wie möglich ein. Die älteren Herren aus der Gesellschaft nahmen die Betten in Beschlag, die da waren, und wir jüngern mußten uns mit den gepolsterten Bänken begnügen. Doch nahm ich meinen Reisesack unter den Kopf, deckte meinen Mantel über mich, und man kann denken, daß ich bald einschlief; denn war ich nicht gesund, jung und glücklich, indem ich die schöne Reise in das gelobte Land vor mir hatte.

Den folgenden Tag hatte sich das Wetter noch nicht gebessert, es stürmte und regnete in Einem fort. Ich hatte mich sehr auf die Ufer gefreut, bei denen wir heute vorbeifuhren; doch erlaubte uns das Wettter nicht viel mehr, als das Land durch die Kajütenfenster

zu betrachten. Wir kamen Abends nach Neusatz und Peterwardein, dem Grabe des tapfern Savoyenfürsten Eugen, der riesigen Festung, deren Bastionen sich, mit zahllosen Feuerschlünden besetzt, hoch übereinander erheben. Die Großartigkeit dieser Festung tritt aber dem Vorüberziehenden erst recht in's Auge, wenn er die Landzunge umschifft, welche völlig und eben so riesenhaft befestigt ist. Eine Militärschiffbrücke, die aber Morgens und Abends nach gegebenem Signalschuß gesperrt wird, verbindet Neusatz mit Peterwardein. Wir brachten die Nacht am Ufer zu und verlebten den folgenden Tag, den 20. Oktober, fast wieder beständig in den Kajüten. Heute behandelte uns aber auch der Himmel auf die betrübendste Weise. Der Regen strömte vom frühen Morgen herab, und als wir gegen Mittag eilf Uhr bei Semlin anlangten, war es nur der alte bekannte Name dieser Stadt, der mich bewog, das Schiff zu verlassen, um den Platz zu sehen, von dem das Lied sagt:

Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen.

Ich kaufte mir zum Andenken an diesen Ort einen Pfeifenkopf, den ich noch heute aufbewahre. Nach einigen Stunden lichteten wir auf's Neue die Anker und sahen bald Belgrad vor uns liegen. Hier befindet man sich schon halb in der Türkei; nur das linke Ufer gehört noch zu Oesterreich, daher auch die Schiffe demselben möglichst nahe bleiben, indem durch die Berührung der rechten Seite man die Pest oder nach der Rückkehr in's österreichische Gebiet die Quarantaine zu fürchten hat. Ich kleidete mich gerade etwas um, da mich die Tour nach Semlin sehr durchnäßt hatte, als ich bemerkte, daß unser Schiff nach einem gelinden Stoße plötzlich festsaß. Alles lief auf's Verdeck, wo wir bald gewahr wurden, daß wir auf einer Sandbank mitten in der Donau festsaßen. Im dichtesten Regen ließ man die Boote in's Wasser, um seitwärts einen Anker zu werfen, an dem man das Schiff vermittelst der Winde drehen

und von der Bank herunterbringen könne. Doch mußte dies Manöver mehrmals wiederholt werden, ehe sich das Schiff von der Stelle bewegte, und auf diese Art dauerte es mehrere Stunden, bis wir wieder flott wurden.

Das beständig trübe Wetter und die dichten Nebel, die jede Aussicht sperrten und uns den Morgen erst spät abfahren, den Abend früh anhalten ließen, hemmten sehr den Fortgang unserer Reise, und ließen uns die Station, bis zu welcher unser Dampfboot, der Zriny, ging, statt heute, erst morgen erreichen. Schon früh am Abend zwang uns die Dunkelheit, diesmal mitten in der Donau anzuhalten, und wir kamen erst am 21. gegen Abend nach Drenkowa, eine Station der Dampfschiffe, welche aus zwei Häusern, wovon das eine ein Kohlenmagazin, das andere ein Gasthaus für Fremde ist, oder vielmehr sein soll, besteht. Doch fanden wir es so ärmlich eingerichtet, ohne Betten, daß es keinem von uns auch nur in den Sinn kam, das wohleingerichtete Dampfboot die Nacht über zu verlassen.

Wir hatten hier ein sonderbares Abenteuer. Der Maler F., Doktor B. und ich gingen, als der Regen etwas nachgelassen hatte, an den Strand, wo wir kleine Kiesel und Muscheln auflasen. Plötzlich deutete F. in die Berge hinauf, die hier mit dichtem Wald bewachsen, an's Ufer der Donau treten, und behauptete, da oben einen Bären gesehen zu haben. Ich muß gestehen, es kam mir auch so vor, als habe ich im Augenblick ein großes Thier zwischen den Gebüschen verschwinden gesehen. Wir eilten in's Schiff zurück, nahmen unsere Gewehre und stiegen, in Begleitung von einigen Andern aus der Gesellschaft, die Höhen hinan. Wirklich fanden wir auch oben auf der Höhe die Spuren eines großen Raubthieres. Doch war der Boden sehr ungünstig mit dickem Laub bedeckt, weßhalb wir die Fährte nicht genau unterscheiden und verfolgen konnten. Ein paar Stunden liefen wir so in den Bergen herum, ohne jenes Thier wiederzusehen. Doch schoß der Maler

einen Fuchs und der Baron v. T. und ich einen Reiher, der, als wir wieder zur Donau hinabstiegen, vor uns aufging.

Am folgenden Morgen spähten wir, ängstlicher als die vorhergehenden Tage nach dem Wetter; denn heute mußten wir das Dampfboot verlassen und uns einem kleinen flachen Fahrzeug anvertrauen, denn nur auf einem solchen gelangt man über die vielen Untiefen.

Nachmittags kamen wir an eine der prächtigsten Stellen der Donau, wo dieselbe an zweitausend Schritte Breite hat, und mit ihren wilden Felsufern den schönsten See bildet. Vor uns sahen wir ein altes Schloß mit hohen Thürmen und Mauern, Columbacs, dessen Werke sich auf einen spitzen Felskegel hinauf- und hinabziehen. Dies Schloß hat ein wunderbares, geheimnißvolles Aussehen, und gewährt, in der gewaltigen wilden Natur allein stehend, einen der schönsten Anblicke. Der Sage nach war der Thurm dieses Schlosses, der am höchsten liegt, das Gefängniß der schönen griechischen Kaiserin Helene.

Am Fuße dieses seltsamen Gebäudes verengt sich der mächtige Strom auf einmal bis auf eine Breite von vierhundert Schritt und fließt zwischen senkrechten himmelhohen Felswänden, wie in einer düstern Schlucht in rascherem Laufe weiter. Auf der linken Seite des Stromes, dem Columbascer Schlosse gegenüber, befindet sich ein hoher kegelförmiger Felsen, Babekage, von dem man erzählt, daß ein Fischer, der eine sehr böse Frau gehabt habe, sie unter dem Vorwande, dort unter dem Felsen Netze auszustellen, mit hinaufgenommen und gleich einer zweiten Ariadne verlassen, wo sie aber elend um's Leben gekommen. Nicht weit davon sieht man aus dem Strom zwei kleinere Felsen emporragen, wegen ihrer seltsamen Gestalt, nach der man sie, aus der Ferne gesehen, für zwei schwimmende Büffel halten könnte, Bivoli genannt.

So schön diese Gegend ist, so schön diese malerischen Felsenwände, mit dem saftigsten Grün bedeckt und mit Quellen verziert

sind, die hie und da kleine Wasserfälle bilden, so erzeugt doch diese herrliche Gegend, besonders die Höhlen und Schlünde um das Columbascer Schloß, eine der größten Plagen für das umliegende Land, die sogenannten Mordmücken. Im Anfange des Sommers dringen nämlich von hier aus unermeßliche Schwärme dieser kleinen Mückenart (Similium reptans), die auch bei uns, oder in geringer Anzahl, vorkommt, über die Ebene, überfallen ganze Heerden Vieh, dem sie durch die Nase und den Mund in die Luftröhre und die Eingeweide kriechen und tödten es plötzlich oder bringen es wenigstens in große Lebensgefahr.

Eine kurze Strecke weiter unten sieht man zu beiden Seiten zwei großartige Werke der ältesten und neuesten Zeit. Auf der rechten Seite der Donau, ungefähr dem Dorfe Jeschelnitza gegenüber, befindet sich eine Inschrift an der Felsenwand, deren Charakter man jedoch vom Boot aus nicht entziffern kann, da sie von dem Feuer der Hirten fast ganz mit Ruß überzogen sind. Sie bezieht sich auf einen Leinpfad, den die Römer zu Trajans Zeiten anlegten, um ihre Schiffe aufwärts zu ziehen. Es muß ein wahres Riesenwerk gewesen sein, denn die Ufer fallen hier in senkrechten Felswänden bis in die Donau. An einigen Stellen ist der schmale Gang dicht über dem Niveau des höchsten Wasserstandes in den Stein hineingemeißelt, an andern, wo diese Arbeit gar zu mühselig gewesen wäre, sieht man noch kleine viereckige Löcher in die Felsen gehauen, worin Balken steckten, auf welche Bretter gelegt wurden, die eine Brücke bildeten.

Da dies rechte Ufer wegen der Pest als „compromittirt" für den Verkehr geschlossen ist, so hat sich der Graf Szechenyi für sein Vaterland sehr verdient gemacht, indem er dagegen auf dem linken Ufer eine neue Straße von Ogradina bis Kaszan baute. Diese zieht sich, breite, hohe Gallerien bildend, durch senkrechte Felswände hin, die gegen den Strom zu geöffnet sind, wobei sich durch die mannigfachen Krümmungen, welche die Straße macht, überraschende

und prachtvolle Gebirgspartien entfalten, welche den Blick des Reisenden bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer fesseln. Es gewährt ein besonderes Vergnügen, auf dem brausenden Strome zwischen den kolossalen Felsmassen wie auf einer bequemen Straße hinzuziehen, und ist besonders reizend für den, welcher Berge und Thäler auf unwegsamen Pfaden zu durchstreifen gewohnt ist. Am Fuße des Berges Schukuru, der Blutberg, von einer Niederlage, die die Türken hier erlitten, so genannt, legte unser Boot an, und wir erstiegen den Berg, um die von alten Schanzen umgebene und durch die überhängende Felswand geschützte Höhle zu betreten, aus welcher im Jahr 1592 der General Veterani mit dreihundert Deutschen und einer kleinen Anzahl serbischer Soldaten die Schifffahrt der Türken auf der Donau und selbst ihre Bewegungen auf dem Lande fast gänzlich hemmte. Die Höhle, die in alter Zeit Romanaz hieß, wird jetzt allgemein die Veteranische genannt. Sie besteht aus einem einzelnen größeren Gewölbe und ist so geräumig, daß sie wohl siebenhundert Mann Besatzung fassen könnte.

Bald erweiterte sich die Schlucht, und wir sahen auf dem linken Ufer Alt-Orsowa liegen, das mit freundlichen Häusern, die hie und da zwischen Gärten vertheilt sind, bei heiterem Wetter einen ganz andern Eindruck auf uns hervorbrachte, als gestern Drenkowa. Alt-Orsowa sprach mich besonders an: in diesem Städtchen, dessen Handel und Gewerbe zur Zeit der Continentalsperre, wo der Weg von der Levante hier durchging, sehr blühend war, später aber ganz in Verfall gerieth, zeigt sich wieder frisch aufblühendes Leben. Die Schifffahrt ist hier der Untiefen wegen nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich, daher die Waaren umgeladen und aufgespeichert werden müssen. Indem man den Ort zum Hauptstapelplatz dieser Gegend wählte, zog man eine gute Zahl Menschen an, deren kräftige Hände bei den nöthigen Bauten zum Felsensprengen rc. verwendet werden. So fanden Viele Erwerb und bevölkerten die neue Stadt. Die Dampfschifffahrts-Gesellschaft ließ hier ein schönes

Haus an einer reizenden Stelle des Ufers erbauen, in welchem sie ihre Reisenden unentgeldlich beherbergt, damit sie nicht genöthigt sind, sich den schlechten Wirthshäusern anzuvertrauen. Wir fanden hier freundliche Zimmer, gute Betten und ließen uns den trefflichen Kaffee schmecken. Aus unserem Zimmer hatten wir die herrlichste Aussicht; auf einer Insel der Donau, welche hier von hohen Gebirgen eingeschlossen, wieder einem kleineren See gleicht, erblickt man die türkische Festung Neu-Orsowa, deren Lage an Isola bella im Lago Maggiore erinnert. Behaglich in meiner gastlichen Wohnung überließ ich mich den Träumen, die in solcher von der Natur ausgezeichneten Oertlichkeit sich ungesucht einfinden. Im Angesicht der Türken denkt man gern an die Wohlthaten, welche eine verständige Verwaltung hier verbreiten könnte. Die Völker sind kräftig und gut, das Land fruchtbar und durch seine Lage an der Grenze zweier Welttheile begünstigt. Es wäre nicht nöthig, die Türken auszurotten oder zu verjagen, man sollte ihnen nur zu Hülfe kommen durch Einführung einer geordneten civilisirten Regierung. Wird die nächste Zukunft den Beweis höherer europäischer Gesittung liefern, indem sie die Barbarei aus diesen schönen Ländern entfernt? Wir wollen es hoffen.

Der Abend war gar schön. Die Sonne ging freundlich hinter den Bergen unter und füllte das Thal mit einem blauen Duft, und ich verließ mein Zimmer, um die Geschäftigkeit des Orts in Augenschein zu nehmen. Mit Interesse war ich Zeuge des hier bedeutenden Fischfangs, durch welchen unzählige Störe und Hausen gewonnen werden. Man bereitet aus ihnen Caviar, der jedoch an Güte dem russischen nicht gleichkommen soll. Zu Gunsten der Feinschmecker wird man vielleicht künftig für kunstreichere Bereitung sorgen.

Auch die hiesigen Goldwäschereien in der Donau lernte ich kennen. Sie sind weit einträglicher, als die auf dem obern Theile der Donau. Man erzählte mir von einem Manne, der binnen vier

Wochen für sich allein Gold, achtzig Gulden Conventions-Münze an Werth, durch die Wäsche gewonnen hatte. Das Metall soll vorzüglich durch Flüsse, die aus den türkischen Gebirgen kommen, herbeigeführt werden.

Die wichtigste, belebendste Thätigkeit geht jedoch hier von der Dampfschifffahrtsgesellschaft aus. Sie ließ damals kleine eiserne Dampfboote von zwanzig Pferdekraft bauen, mit denen der Engpaß Islatz und das eiserne Thor befahren werden sollten.

Am andern Morgen verließen wir in zwei kleinen Schiffen Alt-Orsowa; im ersten waren wir, im zweiten der Lord Londonderry mit seinem Gefolge. Wir nannten letzteres nur das Herrenschiff aus Uri. Nach einer Stunde fuhren wir bei der türkischen Festung Neu-Orsowa vorbei. Die Oestreicher bauten sie unter Leopold I. Die Türken eroberten aber später den Platz, und obgleich seitdem ihre Grenzen von den Karpathen bis zu dem Balkan zurückgedrängt wurden, blieb ihnen doch noch dies Eiland und bis heute haust noch ein Pascha in Neu-Orsowa, das von den Türken Ada-Kalessi, die Insel-Festung genannt wird. Sie hat viel Mauerwerk, sogar zwei detaschirte Forts, aber Alles ist im kleinsten Maßstab gebaut. Ihre Geschütze beherrschen die Fahrt auf der Donau vollkommen; doch sah mir das kleine, schmutzige, zerfallene Nest so aus, als würde man bei näherer Besichtigung alles Andere eher finden, als Geschütze und Munition in brauchbarem Zustand.

Ada-Kalessi gegenüber liegt an dem schroff abfallenden Ufer das Fort Elisabeth, das mit seinen massiven Bastionen und seinem schön gebauten Thurm einen bessern Anblick gewährt.

Näher und näher kamen wir indessen dem eisernen Thor, diesem Engpaß der Donau, über den man nur auf kleinen Kähnen setzen kann, hörten sein gewaltiges Brausen und Rauschen und sahen das Wasser auf einer langen Strecke wallend aufsprudeln, als würde es durch unterirdische Feuer erhitzt. Die Donau fließt hier in einer Länge von fünfzehnhundert Schritt über mehrere niedrige Felsbänke,

die das Bette quer durchsetzen. Obgleich nur bei ganz niedrigem Wasserstande die Klippen sichtbar sind, so entsteht doch durch das starke Gefälle des Stromes, der hier acht- bis neunhundert Fuß breit ist, ein heftiger Strudel und Wirbel, an dem man die Fahrzeuge nur mit der größten Umsicht vorbeisteuern kann.

Unsere beiden Schiffe gelangten ohne Gefahr und glücklich durch das eiserne Thor, unterhalb welchem das Dampfboot Panonia, das zu unserer Weiterbeförderung bestimmt war, bei Szkella Gladowa lag.

Das Wetter war heute wieder recht günstig und gewährte uns eine entzückende Aussicht auf die Karpathen, welche sich in der Ferne mit ihren beschneiten Gipfeln ausbreiteten.

Da wir am andern Tage das Dampfboot verlassen wollten, um unsern Weg zu Land durch die Türkei fortzusetzen, so beschäftigten wir uns heute damit, unser Gepäck zu theilen, um das Nöthigste, was wir an Wäsche und sonstigen Sachen brauchten, mit uns zu nehmen, und die schweren Koffer auf dem Dampfboote nach Konstantinopel gehen zu lassen. Wir hatten in Wien kleine lederne Koffer gekauft, die dazu eingerichtet waren, um sie wie Tragkörbe rechts und links an ein Pferd hängen zu können. Diese, sowie unsere leichteren Nachtsäcke, wurden mit den nöthigsten Sachen angefüllt.

Früher einmal hatte die Lady L. den Wunsch geäußert, die Reise durch die Wallachei und Rumelien ebenfalls zu machen und erst unsern dringenden Vorstellungen, sowie denen des Herrn Gemahls und der Schiffsoffiziere, daß dort oft nicht einmal an gute Wege für Saumthiere, geschweige an einen Wagen zu denken sei, und daß die Pässe im Balkan in dieser Jahreszeit mit Schnee und Eis bedeckt und von Räubern unsicher gemacht seien, gab sie endlich nach und ihr Vorhaben, mit uns zu reiten, auf. Ihr junger Landsmann dagegen schloß sich als ein sehr willkommener Reisegesellschafter uns an.

Die Sonne, welche heute freundlich untergehend, auf Morgen

einen guten Tag versprach, hielt uns nicht Wort; denn als ich am folgenden Morgen von meiner Bank, auf der ich die Nacht über gelegen, durch's Fenster sah, war der Himmel mit dunkeln Wolken überzogen, die uns eine Stunde darauf einen anhaltenden Regen herabsandten, der bis zur Nacht, wo wir bei Giorgewo anlegten, fortdauerte.

Der Abend vereinigte unsere ganze Gesellschaft noch einmal in der großen Kajüte, wo wir bei einem Glase Punsch die vergnügten Stunden durchgingen, welche wir in den Tagen, die wir zusammen auf dem Boote zugebracht, genossen hatten. Es that uns leid, von so angenehmer Gesellschaft scheiden zu müssen, von so guten Menschen, die wir vielleicht nie wieder sehen werden.

Zweites Kapitel.

Ritt durch die europäische Türkei.

Türkische Posteinrichtung. — Giorgewo: Schmutz auf den Straßen. Quarantaine. Kleidung der Türken. — Rustschuk. Tartaren. Das Paßbureau. Bulgarische Fußbekleidung. Unsere Pferde. — Der Ramasan. — Rasgrad. — Schumla. — Ritt über den Balkan. — Dobrol. — Fakí. — Adrianopel: Quarantaine. Das alte Serail. Selims Moschee. Eine Soirée beim Pascha. Illumination. Tanzende Knaben. Schatal Burgas. Silivri. Das Meer. — Ankunft in Konstantinopel.

Wenn man in civilisirten Ländern über Reisebeschwerden klagt, so versteht man darunter ein paar Nächte, die man vielleicht im bequemen, dicht verschlossenen Wagen zubringen mußte, oder eine holperichte Straße, eine Station, auf der man unbeschreiblich schlecht zu Mittag gespeist, oder wo der knausernde Wirth so boshaft lang-

sam servirt, daß einen das zur Abfahrt mahnende Horn des Schwagers schon aus den angenehmen Rindfleischträumen reißt und man die Herrlichkeiten des Bratens u. s. w. nur in Gedanken genießt. Das Schlimmste, was passiren kann, ist das Umschlagen des Wagens, oder ein überfüllter Gasthof, wo nur die Barmherzigkeit des Oberkellners dem unglücklichen Ankömmling irgend ein Winkelchen anweist. Wem schon solche Kleinigkeiten überlästig vorgekommen sind, der unterstehe sich ja nicht, zu Lande nach Konstantinopel zu gehen, oder auch nur eine kurze Strecke im Innern der Türkei zu reisen, sondern bleibe von Wien auf dem Dampfboote, wo er eine reinliche Kajüte, ziemlich gutes Essen und am Abend weiche Matrazen hat.

Die türkische Posteinrichtung befindet sich noch in der unmündigsten Kindheit. Man kann zu Wagen reisen, was etwas bequemer, indeß nur im hohen Sommer überhaupt möglich ist, wo die Haiden, über welche meistens der Weg geht, von der Sonnenhitze fest getrocknet sind. Das Fuhrwerk ist ein Leiterwagen, mit Matten bedeckt und mit Stroh gefüllt, auf dem sich der Reisende ausstreckt, und es dann der Vorsehung und dem in vollem Galopp dahinbrausenden Postillon überlassen muß, ob er überhaupt und mit ganzen Gliedern nach dem Orte seiner Bestimmung kommt.

Die auch beim heißesten Wetter in ihre dicken Pelze gehüllten Bursche — ich spreche jetzt hauptsächlich von der Wallachei, da in Bulgarien und Rumelien das Reisen im Wagen fast unerhört ist — jagen dahin, ohne sich viel umzusehen, und wenn der Reisende durch einen starken Stoß von seinem Sitz auf die Straße geschleudert wird und sein Geschrei nicht zu den Ohren des Postillons gelangt, so ist es schon gekommen, daß die Rosselenker auf der Station angelangt sind und nachher wieder umkehren mußten, ihren Passagier zu suchen.

Wir zogen es vor, zu Pferde zu reisen, da man so schneller fortkommt, und wir zudem das Balkangebirge zu übersteigen hatten,

wo an kein Fahren zu denken ist. Auf dem Dampfschiffe hatten uns fast alle des Landes und des Weges Kundige abgerathen, überhaupt in dieser Jahreszeit die Türkei zu Lande zu bereisen, wobei man uns fast unüberwindliche Hindernisse vormalte. Da wir aber einiges Ungemach zu ertragen bereit waren, um ein Land wie das Innere der Türkei kennen zu lernen, wir auch alle kräftige junge Leute waren, so brachte keine Vorstellung uns von unserem Vorhaben ab.

Schon in Orsowa hatten wir das Vergnügen, den ersten wallachischen Postzug zu sehen, jedoch nicht vollständig, indem die Pferde vor eine Wiener Kalesche gespannt waren. Sie erwartete hier einen Herrn Floresco, Polizeidirector in Bucharest, der mit uns von Pesth an auf dem Dampfschiff gewesen war. Der Wagen war mit acht Pferden bespannt, welche von zwei baumlangen, in zottige Schafpelze gehüllten Burschen gelenkt wurden, deren Füße bei der Kleinheit der Thiere beinahe den Boden berührten, was äußerst drollig aussah. Hinterdrein ritt eine Escorte von vier Gensdarmen, in weiten Hosen, blauen runden Jacken, das Feß auf dem Kopfe, Pistolen und Dolch im Gürtel und den Kantschuh an der Faust. Sie sausten im Carrière dahin und waren in wenigen Minuten aus unserem Gesichtskreise.

Am 25. Oktober Abends kamen wir bei der türkischen Stadt Rustschuk vorüber, welche unser Schiff mit drei Kanonenschüssen salutirte, weil wir, dem strömenden Regen zum Trotze, zwei Flaggen am Mast führten, an der Spitze die großbrittanische, zu Ehren des Lord Londonderry, und darunter die türkische, den goldenen Halbmond im rothen Felde, für den Emin Pascha. Wir legten am linken Donauufer an, bei Giorgewo, welcher Ort jedoch eine halbe Stunde vom Fluß abliegt. Da der Regen über Nacht aufgehört hatte und der heitere Himmel einen angenehmen Tag versprach, verließen wir am folgenden Morgen das Schiff und gingen zu Fuß nach Giorgewo, wo unsere Päße visirt werden mußten, worauf wir

nach Rustschuk auf's rechte Donauufer überfahren wollten, um von da unsere Reise zu Pferd fortzusetzen.

Giorgewo oder Gjurgew war die erste wallachische Stadt, die wir betraten. Wenn ich mir auch nach Allem, was ich über den türkischen Schmutz gelesen, keine große Vorstellung von diesem Ort gemacht hatte, so ging doch das, was ich hier in der Wirklichkeit vor mir sah, völlig über meine Begriffe. Wären nicht aus den mit Zweigen durchflochtenen und mit Mist bedeckten vier Pfählen schmutzig braune, menschliche Gestalten hervorgekrochen, so hätte ich geglaubt, die Erdhöhlen, an denen wir vorbeikamen, seien Stallungen für Büffel und Schweine, d. h. für türkisches Vieh, denn ein ordentlicher deutscher Ochse würde sich geweigert haben, in diese Schmutzlöcher zu kriechen. Die kleinen wallachischen Kinder saßen auf der Erde, plätscherten mit den Händen in der Mistjauche und sahen uns verwundert an; wohin man blickte, nichts als Elend und eine Unreinlichkeit über alle Vorstellung. Die meisten Wohnungen hatten nicht einmal vier Pfähle, sondern bestanden nur aus einem in die Erde gegrabenen Loch, mit Zweigen und Rasen bedeckt; Männer und Weiber waren in braune oder schwarze Schafpelze gehüllt und fast nicht von einander zu unterscheiden. Indessen bot nicht der ganze Ort einen so betrübenden Anblick dar; bald erschienen rechts und links Häuser aus Ziegelsteinen, deren Fenster aber meistens aus Papier bestanden, und endlich befanden wir uns in einer bessern Region, wo um die Kirche mit ihren byzantinischen Kuppelthürmen etwa zwanzig ziemlich gut aussehende Häuser lagen.

Mit leichterem Herzen, denn was wir vorhin gesehen, hatte uns ernstlich für unsere nächste Zukunft besorgt gemacht, steuerten wir einem der Häuser zu, an welchem in russischer und französischer Sprache zu lesen war, daß hier der Agent der östreichischen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft wohne. Sein Name ist Staude; ein sehr artiger Mann, der uns auf's Zuvorkommendste empfing und

für unser schnelles Fortkommen auf's Beste sorgte. Bald begaben wir uns in Begleitung dieses Mannes mit unserm wenigen Gepäck, unsern Mänteln, Pelzen und Waffen nach der Quarantaine von Giorgewo, wo uns ein türkisches Schiff, welches Früchte herübergebracht hatte, aufnehmen und übersetzen sollte. An der Quarantaine herrschte reges Leben. Es wurde eben zwischen doppelten Barrièren Markt gehalten. Weil die Türken des rechten Ufers sich nicht mit den Wallachen vermischen dürfen, so legen die erstern ihre Trauben, ihren Honig u. s. w. zwischen die Barrièren, wo sie von den letztern weggenommen und auf dieselbe Art bezahlt werden. Es ist ein unheimliches Gefühl, wenn man sieht, wie ein Mensch den andern meidet wie ein giftiges Thier, und stets den langen Stock vor sich hinstreckt, um ja nicht berührt zu werden.

Zum ersten Male sahen wir uns hier mitten in das für uns fremdartige Treiben der Türken versetzt, sahen uns umgeben von Turbanen und langen Bärten. Mir schwebten die Mährchen der tausend und einen Nacht lebhaft vor, als ich sie in ihren weiten Pantoffeln sich träg daher schleppen sah, wobei sie mit halbgeschlossenen Augen in langen Zügen den Tabacksrauch einschlürften, um ihn wieder ebenso langsam von sich zu blasen. Ihre Kleidung besteht hier in sehr weiten Beinkleidern, meistens von dunkler Farbe, grau, blau, grün, aus weißen wollenen Strümpfen mit Pantoffeln, einer farbigen Jacke und dem unentbehrlichen Gürtel, einer Schärpe von ungeheurer Länge, die sie viermal um den Leib wickeln, und in welcher sie ihre Waffen, lange Pistolen und Dolche und eine eiserne Feuerzange tragen, die ungefähr anderthalb Fuß lang ist und zum Auflegen der Kohlen auf die Pfeife dient.

In diesem Gürtel steckt ferner die Pfeife, Taback, Brod, ein Taschentuch, das selbst beim geringsten Bootsknecht mit Gold und Seide gestickt ist, und noch so viele andere Gegenstände, daß er nicht selten mehrere Schuh dick aufschwillt und sich äußerst lächerlich ausnimmt. Der Türke aber sieht mit Wohlgefallen auf dieses

Vorgebirge und drückt die langen Hälse seiner Pistolen vor, so weit immer möglich.

Nachdem wir für zwanzig Kreuzer beinahe eine halbe Schiffsladung der schönsten und süßesten Trauben gekauft, um sie während der Ueberfahrt zu verzehren, traten wir zu den Türken hinter die Barrière, und durften nun die Wallachei nicht mehr betreten, ohne fünf Tage Quarantaine zu halten, deren strenge Hand uns auf diese Art unwiderruflich von der Heimath schied. Wir setzten in einem ziemlich geräumigen Boote nach Rustschuk über. Da dieses oberhalb Giorgewo liegt, mußten wir stromaufwärts fahren und blieben so zwei Stunden auf der Donau, welche hier sehr breit ist. An's Land gestiegen, wurden wir von einem Haufen Türken umringt, welche neugierig unsere Sachen musterten, hauptsächlich die Percussionsschlösser unserer Gewehre und Pistolen; denn ihre Feuerwaffen sind noch alle mit äußerst dünnen, scharfen Steinen versehen. Der Steuermann des Boots brachte uns zum Agenten der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft, an den der Baron empfohlen war, und mit dem er die Mittel zu unserm fernern Fortkommen besprach. Die Post in der Türkei ist keine von der Regierung geleitete oder unterstützte Anstalt. Jeder Pascha hält sich zuverlässige, des Weges kundige Leute, sogenannte Tartaren. Diese bringen als reitende Boten die Depeschen aus den verschiedenen Distrikten nach der Hauptstadt, begleiten aber auch Reisende. Die Transportmittel, Pferde und Wagen, werden von Privaten geliefert, welche dafür eine vom Staat festgesetzte Bezahlung erhalten. Wir ließen den Chef der Rustschuk'schen Tartaren kommen, um ihm alle Kosten unserer Reise zu verdingen; denn meistens sorgt der Tartar außer den Pferden auch für Nahrung und Nachtquartier. Für uns brauchten wir fünf Pferde, ferner eines für den Tartaren, eines für das Gepäcke und zwei für die Sürüdschi — so heißen die Reitknechte, welche die Pferde zur Station zurückbringen — im Ganzen neun; wofür wir bis Konstantinopel, mit Einschluß aller Lebensmittel und

Quartierkosten, 7000 Piaster, also 700 Gulden C. M. bezahlen mußten. Die Taxe, welche schwankt, war im Augenblick drei Piaster für jedes Pferd und jede Stunde. Die Hälfte obiger Summe wurde mit 350 Gulden dem Chef der Tartaren eingehändigt; die andere Hälfte bekam unser Führer bei unserer Ankunft in Konstantinopel.

Jetzt mußten unsere Pässe bei der türkischen Behörde visirt werden, und ich ging unter Begleitung des Apothekers des Orts, welcher etwas Italienisch verstand, nach der Burg des Pascha.

Der Theil der Stadt, den wir durchschritten, um zur Residenz zu gelangen, sah nicht sehr erbaulich aus. Drei ziemlich lange Straßen, zu beiden Seiten mit Kramläden oder offenen Gewölben besetzt, in welchen Handwerker aller Art saßen, führten dahin. Keine war gepflastert oder auch nur geebnet. Die Türken, welche uns, meistens in ziemlich schmutzigen Anzügen, begegneten, traten auf große platte Steine, welche hie und da an den Häusern lagen und die Trottoirs vorstellten, und nur so war es möglich, durch die Stadt zu kommen, ohne mit jedem Schritt bis an die Knöchel einzusinken. Dabei herrschte überall ein abscheulicher Knoblauchgeruch.

Die Weiber, denen ich begegnete, waren durchgängig alt und dick, trotzdem aber sorgsam in ihre Schleier gewickelt, aus denen nur Auge und Nase vorsahen.

Die Burg des Pascha gleicht dem Wohnhaus eines wohlhabenden deutschen Landmanns, diverse Mistpfützen eingerechnet, in welchen sich Enten und ein paar langbeinige Störche herumtrieben, welch' letztere mich vornehm über die Achsel anschauten. Das Schloß hatte eine Art Terrasse, auf der ein Dutzend Türken lagen, nichts thaten und Taback dazu rauchten. Im Hof stand das reich gezäumte und mit einer rothsammtenen Decke versehene Pferd des Pascha, der im Begriff war, auszureiten, umgeben von drei, vier

großen schmutzigen Burschen, mit langen Stöcken bewaffnet. Ich dachte lebhaft an die Bastonade.

Mein Apotheker führte mich in ein Zimmer zu ebener Erde, wo sämmtliche Beamte des Pascha beschäftigt waren. Links in der Ecke des Gemachs, an dessen vier Wänden sich breite Divans befanden, lag ein alter Mann mit langem, schneeweißen Barte und zählte aus einer eisernen Geldkiste die Münzen in kleinen Häufchen vor sich hin; es war der Finanzminister. Neben ihm siegelte ein noch ziemlich junger Mann einige Briefe zu, wahrscheinlich der Mann der auswärtigen Angelegenheiten. Zu einem Dritten, der mit halb geschlossenen Augen dalag und äußerst langsam und bedächtig schrieb, brachte mich mein Führer und händigte ihm unsere Pässe ein. Er durchsah sie, und ich mußte ihm unsere Namen vorsagen, die er dann in den gräßlichsten Verrenkungen wieder von sich gab, wobei auf dem äußerst langweiligen Gesichte ein kleines Lächeln emporstieg. Auch mußte ich ihm das Signalement eines jeden von uns vorsagen, wobei er sich den Spaß machte und mich fragen ließ, ab alle meine Reisegefährten so große Bärte hätten, wie ich.

Die Feder eines Reihers, den F. den Tag vorher an der Donau geschossen und die ich auf meine Mütze gesteckt, erregte seine Aufmerksamkeit. Er ließ mich fragen, ob sie vielleicht ein Zeichen meines Standes und meiner Würde sei, und als ich dies verneinte, bat mich der Apotheker, sie abzunehmen. Auf dem Rückwege nöthigte mich dieser in seine Wohnung, wo etwa zwanzig Töpfe und Gläser auf einem Gestelle die ganze Offizin ausmachten. Er stopfte mir eine Pfeife (Tschibuk), auf welche sein Diener — ein langer Schlingel, der in einem weißleinenen Kittel und mit herzlich dummem Gesichte dem Pierrot der italienischen Komödie vollkommen ähnlich sah — eine feurige Kohle legte. Nachdem ich einige Züge geraucht, führte er mich zum Hause des Agenten zurück, wo unsere Pferde schon bereit standen, daß heißt, mit einem Halfter aus Stricken gezäumt, und auf dem Rücken eine schmutzige Decke. So

werden sie in der Türkei geliefert, und der Reisende muß sich Sattel und Zeug selbst anschaffen. Wir kauften drei alte türkische und zwei nene tartarische Sättel, die nebst Zaum und Kantschuh fünfundfünfzig Gulden kosteten.

So gut und zweckmäßig wir auch für unser Reitcostüm schon in der Heimath gesorgt hatten, so fanden wir es doch hier für nöthig und äußerst geschickt, unsere Fußbekleidung auf bulgarische Art einzurichten, und ich rathe jedem Reisenden, in gleichem Falle die Auslage einiger Gulden nicht zu scheuen. Man kauft nämlich ein Paar ganz dünne ziegenlederne Schuhe, die man über die gewöhnlichen Strümpfe zieht; sie kosten an zwölf Piaster; über diese ein Paar sogenannte bulgarische Strümpfe, die bis über's Knie hinaufreichen, von Tuch und mit buntem Garn ausgenäht sind, im Preis von dreißig Piaster. Dann kommen ein Paar schwere Lederstiefeln, welche bis über die Waden gehen, vierzig Piaster — und man hat die Füße auf's Sorgfältigste geschützt. Die ganze Anschaffung kostet also zweiundachtzig Piaster = zehn Gulden rheinisch, und gewährt dem Reisenden, wie ich aus Erfahrung weiß, viel Angenehmes. Abends, wenn man in den schlechten Chan kommt, wirft man mit Leichtigkeit die schweren Stiefeln von sich, uud streckt sich mit warmem Fuß und Beinen, die der erwähnte lange Strumpf geschützt, natürlich in voller Kleidung auf's Lager. Auch kauften wir für jeden von uns eine lange Peitsche mit kurzem Stiel — den Kantschuh.

Durch das Aufschirren war es spät geworden, und als wir auf den äußerst kleinen und schlecht aussehenden Pferden durch die kothigen Straßen zur Stadt hinaustrabten, dunkelte es bereits. Unsere Caravane sah recht abenteuerlich aus. Den Zug führte einer der Sürüdschi, ein alter Türke mit langem Barte, Pistolen und Handschar (Dolch) im Gürtel. Er saß ganz krumm, die Kniee an den Hals heraufgezogen, auf seinem Rosse und führte das Packpferd an der Hand. Hinter ihm ritt unser Tartar in seinem ma-

lerischen Costüme, weite blaue Beinkleider, auf denen ein goldener Stern als Zeichen seiner Würde gestickt war, und den er nie mit dem Mantel bedeckte; an den Füßen weiße, blau ausgenähte bulgarische Stiefel, ein rother Gürtel um den Leib, darüber eine grüne schwarz ausgenähte Jacke, und auf dem Kopf ein rothes Feß, mit langer, wallender blauseidener Quaste. Ueber der Schulter hing an einer seidenen Schnur ein schwarzledernes, goldgesticktes Täschchen, worin er den Ferman des Pascha mit unsern Namen und der Reiseroute aufbewahrte. Er hieß Hamsa und zeigte sich auf der ganzen Tour als ein ehrlicher, umsichtiger und gefälliger Mensch. Ihm folgten wir fünf, in unsere Pelze gehüllt, eine leichte Reisemütze auf dem Kopfe, Gewehre, Pistolen, Säbel an uns und am Sattel hängend. Unser Engländer machte die Reise im runden Hute und Makintosh, was gegen die faltigen Turbane und weiten Kleider der Türken sehr abstach. Die Arrieregarde bildete der zweite Reitknecht. Als wir an das Stadtthor kamen, war dasselbe bereits geschlossen, und wir mußten eine gute halbe Stunde warten, bis einer der Sürüdschi, der im Galopp zurückkehrte, um die Schlüssel zu holen, wieder kam. Doch hatten wir während der Zeit einen bezaubernd schönen Anblick, als wir uns nach der Stadt umwandten. Der Ramasan hatte vor wenigen Tagen begonnen; sobald während dieser heiligen Zeit Sonnenuntergang durch einen Kanonenschuß verkündigt ist, entzünden sich auf allen Moscheen und Minarets hunderte von Lampen und bilden eine glänzende Beleuchtung. Wir zählten nicht weniger als neunundzwanzig dieser Thürme, welche bis an die Spitze beleuchtet waren. Endlich kehrten wir diesem Glanze den Rücken und zogen durch das knarrende Thor in die finstere Nacht hinaus — ein Bild unserer Reise. Hinter uns ließen wir die friedliche Heimath mit ihren hellen, reinlichen Straßen und munteren Bewohnern, und traten in ein unfreundliches, schmutziges, uns gänzlich fremdes Land, dessen Sprache keiner von uns verstand. Unter allen Tartaren in Rustschuk war auch

nicht einer zu finden, der nur ein Wort italienisch oder französisch verstanden hätte, von deutsch gar nicht zu reden. Unser Hamsa war wohl ein ganz brauchbarer Tartar, da er aber keineswegs das Pulver erfunden hatte, wurde es uns unsäglich schwer, ihm durch Pantomimen etwas verständlich zu machen, und hätten wir nicht die nothwendigsten Ausdrücke, wie: „Halt, fort, langsam, schnell“ 2c. gewußt, so wären wir ganz verlassen gewesen. Trotzdem ritten wir munter in der Dunkelheit fort, wünschten den Lieben zu Haus eine gute Nacht, zündeten unsere Pfeifen an, und sangen ein deutsches Lied:

Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht 2c.

Die Pferde, wie man sie in der Türkei zum Reiten bekommt, sind, wie schon gesagt, von kleiner, unansehnlicher Gestalt und dieselben, welche bei uns unter dem Namen Wallachen und Moldauer vorkommen, nur daß die hiesigen bei kleinerer Figur etwas mehr Race haben. Ihr Gang ist fortwährend ein kurzer, höchst unbequemer Trab, der den Ungewohnten ungemein ermüdet. Man kommt indessen damit sehr schnell von der Stelle, und thut am besten, sich so bald als möglich in diese Gangart zu finden; denn läßt man sein Pferd im Schritt gehen, um später in Trab oder Galopp aufzurücken, so ist dies noch schlimmer, und man kommt, wie ich selbst empfunden habe, halbtodt auf die Station. Aber die Ausdauer der Pferde ist erstaunlich. Sie laufen mit kurzen Pausen der Rast des Tags zwanzig deutsche Stunden, ohne ein Korn Hafer oder Heu oder auch nur Wasser zu bekommen, und am Abend merkt man ihnen nicht einmal große Ermüdung an.

Es war heute Nacht sehr finster; und trotzdem an keine Landstraße zu denken war, verirrte sich unser Führer nie; der Weg lief bergauf, bergab über unbekannte Haiden. Der Tartar ritt zuweilen zu uns heran und präsentirte uns seine brennende lange Pfeife,

eine große Freundschaftsbezeugung bei den Türken, die wir nicht ausschlagen durften. Jeder that einige Züge daraus, dann nahm er sie wieder und sprengte vor an die Spitze des Zuges. Hie und da zeigte sich in einer Schlucht ein Feuer bei Büffelheerden. Jedesmal ritt unser Führer hin, wechselte einige Worte und kam laut rufend zu uns zurück. Einigemal passirten wir Brücken, die aber so baufällig und unsicher waren, daß Hamsa beinahe immer abstieg und unsere Pferde einzeln hinüberführte. Um eilf Uhr wurde Halt gemacht. Wir stiegen ab und ließen die Pferde eine halbe Stunde herumführen; dann ging es wieder fort.

Nachdem wir gegen drei Uhr Morgens die Pferde durch einen Waldbach, der auf unserm Wege lag, hinabgeführt hatten, kamen wir an eine alte, halbzerfallene Erdhütte, die der Tartar mit einem lauten Hurrah begrüßte. Die Knechte machten ein großes Feuer, er holte aus einer Satteltasche sehr fein geriebenen, stark duftenden Kaffee und Zucker, setzte ein kleines Pfännchen zum Feuer, warf Kaffee und Zucker in das kochende Wasser und reichte uns das Gemisch, eine ziemlich dicke braune Brühe, in kleinen porzellanenen Tassen. Es schmeckt nicht übel, nur fand ich kein Behagen am Kaffeesatz, den die Türken stets hinunterschluckten.

Unser Vorsatz war, die ganze Nacht zu reiten, um den folgenden Tag zeitig in Schumla einzutreffen. Als wir aber um fünf Uhr Morgens auf der ersten Station, einer kleinen türkischen Stadt, Rasgrad, anlangten, waren die meisten von uns so ermüdet — wir hatten von Rustschuk hieher sechzehn deutsche Stunden zurückgelegt — daß wir uns vom Tartaren gleich in ein Wirthshaus (Chan) führen ließen. Als wir in den Ort hineinritten, stimmten unsere drei Begleiter ein über alle Beschreibung unangenehmes, wahrhaft ohrzerreißendes Geheul an. Wir hatten dies in der Folge auf jeder Station zu genießen. Es ist das Zeichen, daß eine großherrliche Post kommt, für welche Pferde in Bereitschaft zu setzen sind. Die Bereitwilligkeit und Geschwindigkeit,

womit die sonst so faulen Türken uns immer bedienten, sobald der Tartar mit lautem Hurrah in den Hof ritt, zeigte, in welchem Ansehen er bei ihnen stand. Nicht selten traktirte er aber auch, wenn es nicht rasch genug ging, das dienende Personal des Chans mit Kantschuhhieben.

Das Zimmer, in welches man uns führte, hatte vier Kalkwände, und das ganze Mobiliar und Bettwerk bestand aus einem Wasserkruge und einigen Binsenmatten, die an den Wänden umherlagen. Durch die hölzernen Gitter strich unangenehm die scharfe Morgenluft. Doch Dank unserer Müdigkeit: wir schliefen bald und der Tartar mußte uns nach zwei Stunden sein: „Heide! Heide!“ (fort! fort!) öfters in die Ohren schreien, ehe wir munter wurden. Um sieben Uhr ritten wir weiter, stiegen, nachdem wir die kothigen Straßen des Dorfes hinter uns hatten, in die Höhe und befanden uns bald wieder auf weiter Haide. Die Landschaft bietet bis Schumla wenig Interesse: abwechselnd kahle Höhen und Thäler, hie und da einige verkrüppelte Bäume, kleine Eichen und wildes Obst. An Landstraßen ist überall nicht zu denken, und unsere Caravane ging anfangs, wie gestern, im gewöhnlichen Zotteltrab vorwärts. Sobald aber der Baron dem Tartaren begreiflich machte, daß er, wenn es so fortgehe, in Stambul nicht viel Bakschis (Trinkgeld) zu gewärtigen habe, nahm die Sache eine ganz andere Gestalt an. Hamsa klopfte seine lange Pfeife aus und steckte sie hinten in den Nacken, so daß der Kopf derselben einen Fuß hoch über sein Feß emporragte, stieß ein lautes Geschrei aus, und dahin sausten wir unter immerwährendem Rufen und Schreien der Führer, daß die Mäntel der Türken und unsere Pelze im Winde flatterten.

Es war einige Stunden, als hetzten wir ein Wild durch Gräben, Hecken, bergauf und ab, bald im scharfen Trab, bald im Galopp. Zuweilen stürzte ein Pferd, sprang aber sogleich wieder

auf, und wir bewunderten das Feuer und die Ausdauer der kleinen Thiere.

Bergauf geht es meistens im Schritt, in der Ebene den kurzen Trab, von dem ich vorhin sprach; aber bergab, und sind die Wege noch so holpricht und schlecht, im Galopp. Sobald der Tartar das Nachtquartier in der Ferne wittert, ist er nicht mehr zu halten, und es geht im Carrière unter beständigem Allah-Rufe, die schlechtesten Wege, die engsten Steinpflaster, bis in den Hof des Chans.

Abends gegen vier Uhr kamen wir in die Nähe von Schumla. Die Höhen, welche uns noch den Anblick der Stadt entzogen, waren mit alten zerfallenen Batterien und Erdschanzen bedeckt. Beim Näherreiten sahen wir, daß dieselben gegen die Stadt gerichtet waren, sowie auch tief im Thal ein anderes Werk, das mir eine Brechbatterie zu sein schien — wahrscheinlich Ueberbleibsel der Angriffslinie der Russen aus dem Kriege im Jahr 1829. Die Straße wandte sich rechts um einen Felsenvorsprung, und jetzt machten wir wie angefesselt Halt: unten im Thale lag Schumla vor uns und bot, von der sinkenden Abendsonne beleuchtet, einen wunderherrlichen Anblick. Rings war die Stadt umgeben, ich möchte sagen, durchflochten mit Weingärten voll reifer Trauben, aus denen die vergoldeten Minarets und weißen Häuser auf's Freundlichste herausſahen.

Es war die erste große türkische Stadt, die wir sahen. Das Eigenthümlichste derselben gegen unsere Städte sind die schlanken hohen Thürme der Moscheen, die Minarets, von denen herab der Iman — türkische Geistliche — zu gewissen Stunden den Gläubigen verkündigt, daß es Zeit sei, das Gebet zu beginnen.

Hinter Schumla erhebt sich der majestätische Balkan, mit seinen blauen zackigen Kuppen den herrlichsten Hintergrund bildend. Es that mir fast leid, daß ich diese Stadt betreten mußte, daß ich nicht mit diesem großartigen Bilde in der Erinnerung vorbeiziehen

konnte; es war ja eine türkische Stadt, eine goldene Frucht, die innen fault.

Kaum hatten unsere Pferde die Außenwerke der Festung betreten, schlechte Erdaufwürfe, mit verfaulten und zerschossenen Pallisaden besetzt, so sanken sie auch schon bis an die Knöchel in den Morast, der die Straßen bedeckte. Beim Chan angelangt, wurden wir sofort in das Loch geführt, wo wir die Nacht zubringen sollten: Lehmwände, der nackte Dachstuhl als Plafond, gestampfter Koth als Fußboden. Der Tartar machte uns auf die finstere Miene, welche wir ihm zeigten, begreiflich, es sei das beste Wirthshaus in Schumla, und man werde das Zimmer gehörig einrichten, wenn wir uns ein wenig in der Stadt umsehen wollten.

Wir folgten seinem Rathe, kletterten einige Straßen hinauf, die sich an den Berg lehnen, und fanden denselben Schmutz, wie in Rustschuk und Rasgrad. Welches Leben könnte sich hier entwickeln, in reizender Gegend, auf dem fruchtbarsten Boden, wollte der Türke seine grenzenlose Faulheit ablegen und sich aus dem Schmutz, in den er versunken, erheben!

Schumla, von Ferne so entzückend schön, macht auf den Fremden, der es betritt, den unheimlichsten Eindruck, und man kann erst draußen, in der freien Natur, wieder ruhig athmen. Wir besahen mehrere Kirchhöfe, fanden sie aber nicht so schön und poetisch, wie sie uns gerühmt werden. Es sind große Plätze, mit Unkraut bewachsen, und vielen langen schmalen Steinen besetzt. Hie und da zeigt auf einem der ausgehauene Turban, daß er die Gebeine eines vornehmen Türken deckt. Von Lustwandelnden habe ich nichts bemerkt; die Plätze lagen, einige ausgehungerte Hunde abgerechnet, die sich darauf herumtrieben, ganz einsam da.

Sehr schön und angenehm sind dagegen die vielen Brunnen mit klarem, herrlichem Wasser, die man hier zu Lande auf allen Wegen und Plätzen findet. Wir sind auf unserem Ritt nach Stambul wenigstens alle zwei Stunden an einem solchen vorbeigekommen.

Es sind vier Fuß hohe steinerne Nischen, mit eisernen Röhren, auch fehlt nie der hölzerne Becher, der bei uns den ersten Tag gestohlen oder verdorben wäre. Ehrlichkeit ist überhaupt ein schöner Zug im Charakter des Türken. Trotz der überall sichtbaren Armuth reist man nirgends so sicher wie hier. Man kann bei Nacht seine Sachen auspacken und wird auch keine Stecknadel vermissen. Raub und Mord kommt selten oder nie vor.

Als wir in unsern Gasthof zurückkamen, sah der Stall etwas wohnlicher aus. Man hatte den Boden mit Matten und Kissen bedeckt, ein Feuer loderte im Kamin, und kaum hatten wir uns gelagert, so brachte der Tartar einen großen Topf mit gekochtem Reis (dem berühmten Pillau) und zwei Hühner, welche er herausnahm, mit den Fingern zerriß und vorlegte. Daß uns dies Abendbrod nach einem Ritt von fünfzehn Stunden und einer durchwachten Nacht herrlich schmeckte, brauche ich nicht zu sagen; auch schliefen wir gut und setzten am andern Morgen um fünf Uhr unsere Reise fort.

Heute hatten wir eine Tour vor uns; welche man uns in Wien und auf dem Dampfboot, als mit fast unüberwindlichen Hindernissen besäet, geschildert hatte — den Uebergang über den Balkan. Außer Schnee und Eis, womit in dieser Jahreszeit das Gebirge bedeckt sein sollte, hatte man uns fürchterliche Winde angekündigt, welche Mann und Roß in den Abgrund schleudern könnten, Räuber und Mörder heraufbeschworen, und uns deßhalb beim Abschiede die Hand geschüttelt, wie zum Nimmerwiedersehen. Von alle dem bemerkten wir nichts, als wir auf den kleinen sichern Pferden die steilen Abhänge emporkletterten.

Es war ein schöner Tag, der Nebel sank, ein herrlicher blauer Himmel, dunkler als in Deutschland, wölbte sich über uns. Wir überstiegen den Balkan in drei Absätzen. Der erste Abhang war schon ziemlich steil, doch konnte man das Steingerölle, in dem sich unsere Pferde hinaufarbeiteten, ebenfalls auch eine Straße nennen.

Wir trafen dann und wann zwei- bis dreihundert Fuß lange Strecken einer Römerstraße, welche an manchen Stellen noch ziemlich gut erhalten war. Von der Faulheit und Sorglosigkeit der Türken sahen wir wieder ausgezeichnete Beispiele. Um sich auf ihren Streifzügen Feuer zum Kochen zu verschaffen, hatten sie hie und da die schönsten Eichen niedergebrannt, ohne sie umzuhauen; sie legen dabei unten an den Stamm Feuer, und wenn der königliche Baum hinstürzt, lassen sie ihn ruhig verbrennen bis zur Krone, kochen dabei ihren Pillau und rauchen ihre Pfeifen.

Man kennt sieben Hauptpässe über den Hämus, welche durch die alte Kriegsgeschichte mehr oder minder merkwürdig geworden sind. Die bedeutendsten waren der westliche, der in der ältern Römerzeit Succi, in der spätern Trajanspforte hieß, und der östliche, der von Adrianopel nach Schumla und Parawadi führte. Diesen letzten zogen auch wir theilweise. Ihn hat Theophylactus poetisch beschrieben. Er sagt von ihm: die unten liegenden Ebenen sind wie mit blumigten Teppichen bedeckt, grünende Wiesen sind Fest und Weide den Augen, dichte Schattenzelte des Waldes verbergen den heraufsteigenden Wanderer und viele Hitze gibt ihm dort die Mittagsstunde, wenn von den Sonnenstrahlen die Eingeweide der Erde erwarmen. Schön zu sehen, schwer zu beschreiben. Den Ort umströmt Ueberfluß der Wasser, welche den Trinkenden weder durch zu große Kälte beschweren, noch dem sich Abkühlenden durch ihre Weichheit beschwerlich fallen. Vögel, von frisch sprossenden Zweigen emporgetragen, bewirthen die Zuschauer gastfrei mit wohlthuendem Gesang, ohne Gram und Zorn der Uebel aller vergessend, so gewähren sie den Wanderern Schmerzlosigkeit durch ihre Gesänge. Epheu, Myrthe und Eiben mit allen andern Blumen führen in der schönsten Harmonie dem eingeweihten Geruchsinne ätherische Wollust im reichsten Maße zu und beräuchern mit süßen Düften den Fremdling, als ob sie nach dem

besten Brauche der Gastfreundschaft Zubereitungen der Fröhlichkeit träfen. *)

Den Fluß Camozik, der sich reißend durch ein Thal des Balkan windet, durchritten wir, sahen an seinen Ufern das malerisch gelegene Dorf Camazikmala und kamen zum zweiten Absatz des Gebirges, den wir größtentheils mittels des ausgetrockneten Bettes eines Waldstroms erstiegen. Derselbe wand sich an manchen Stellen sehr steil zwischen himmelhohen Felsen durch, wobei sich die Kraft und Gelenkigkeit der kleinen Pferde erst recht erprobte. Wie Ziegen kletterten sie empor, ohne je stehen zu bleiben, eines dem andern nach. Es war sonderbar anzusehen, wie sich die Caravane zwischen den grauen Steinen und verkrüppelten Eichen schlangenartig durchwand.

Als es Abend wurde, befanden wir uns nicht weit mehr von der Spitze des Gebirges. Der Himmel war den ganzen Tag über klar und rein geblieben, was uns einen herrlichen Sonnenuntergang versprach. Aus dem Thal erhob sich der bläuliche Nebel, mit dem wir zu den von der Abendsonne beleuchteten Felsenkronen emporstiegen. Endlich erreichten wir die Höhe. Da lag das Gebirge rings um uns, ruhig und groß, in den schönsten Farben vom Schwarz der Nacht, das den Fuß der Berge umgab, in hundert Tönen zum hellen Gold ihrer Spitzen; ein wunderschöner Anblick! darüber der sternbesäete Himmel mit der jungfräulichen Mondsichel, die schüchtern hinter einigen Tannen hervorlugte. Ueber unsern Häuptern kreiste ein mächtiger Adler und stieg höher und immer höher; wir sahen ihn noch von der Sonne beleuchtet, als sie unsern Blicken längst entschwunden war.

Was mich aber an dieser Stelle besonders freundlich, ja rührend ansprach, war ein einsamer Kiosk, eine Laube von wilden Reben, die auf der äußersten Ecke eines Felsen stand. Wer mochte sie ge-

---

*) Hammer, Geschichte d. o. R. I.

baut haben? Alles war roh gearbeitet, und doch lag ein eigener Reiz auf dem Ganzen. Sie stand auf der schönsten Stelle des Bergrückens und gewährte eine Aussicht weithin über die Ausläufer des Gebirges. Was mochte das Herz gefühlt haben, das sie errichtet? War es vielleicht Balsam für seine Schmerzen, so hinaussehen zu können in die Welt? war ihm vielleicht dorthin ein geliebtes Wesen entschwunden und der gefesselte Körper konnte der enteilenden Staubwolke nur den freien Blick nachsenden?

Unsere Station wäre für heute Karnabat gewesen; indessen hielt es der Tartar wegen der Dunkelheit und des wirklich gefährlichen, steinigten Weges für zweckmäßig, in einem kleinen Dorfe, Dobrol, welches wir in einer Stunde erreichten, zu übernachten. Wir kehrten bei einem griechischen Bauern ein. Hamsa, der edle Tartar, bereitete ein Pillau, und F., der treffliche Maler, schlachtete eigenhändig zwei Hühner. Unsere Wirthin rückte einen hölzernen Trog in die Mitte des Zimmers, rührte Mehl mit Wasser an und knetete hieraus einen ziemlichen Kuchen, der in die Holzasche gelegt wurde und unser Brod geben sollte.

Nach einer halben Stunde wurde er herausgezogen, mit einer eisernen Schaufel gereinigt, und ich für meine Person muß gestehen, daß er äußerst schlecht schmeckte. Nach einem Ritt von vierzehn Stunden, den wir heute, und an den steilen Stellen des Gebirges meistens zu Fuß gemacht, schliefen wir auf dem harten Lehmboden, den uns Frau Wirthin zum Bette anwies, recht gut.

Um fünf Uhr verließen wir Dobrol und kamen um neun nach Karnabat, wo wir Pferde wechselten, Trauben und Kaffee genoßen und zum erstenmal ein Nargileh (Wasserpfeife) dazu rauchten. Hier erhielten wir gute Pferde, die wir aber auch brauchen konnten; denn heute waren unsere beiden Reitknechte so lustig und munter, daß wir fast beständig scharfen Trapp ritten.

Unser Weg ging durch sehr coupirtes Terrain, Ausläufer des Balkan, meistens mit niedrigem Gesträuch bewachsene Halden, bergauf

und ab. Zuweilen kamen wir über Wiesen, auf denen zahlreiche Krokus blühten. In meinem Leben habe ich keinen wildern Ritt gemacht. Wir jagten durch Schluchten und über Gräben weg, unsere Führer mit ihrem sonderbaren Geschrei stets an der Spitze. Bald ging's durch einen Bach, daß das Wasser über unserm Kopf zusammenschlug, bald unter alten Eichen hinweg, wo man sich auf den Hals des Pferdes legen mußte, um nicht die Mütze zu verlieren oder sich gar die Stirne blutig zu stoßen, was mir indessen doch begegnete. Unsere Pferde sind Abhänge hinabgelaufen, an denen ein Fußgänger einen Augenblick fragen würde: soll ich oder soll ich nicht?" Aber wir mußten nach, unser Tartar war wie besessen und schrie in einem fort: „Heide! Heide!" während er auf seinem kleinen Pferdchen dahin sprengte.

Als es dunkel wurde, wuchsen die Gefahren; aber die Führer kümmerten sich um nichts und ritten durch Dick und Dünn, und hätte nicht der Baron die Spitze genommen und stets gerufen: Achtung! ein Stein! ein Loch! ein Baumast! u. s. f., so wären wir sicher nicht unverletzt auf der Station angelangt. Wir kamen indessen glücklich nach Faki, und brachen den folgenden Morgen sehr zeitig auf; wir hatten bis Adrianopel neunzehn Stunden und wollten es noch bei guter Zeit erreichen.

Den ganzen Tag ritten wir scharf durch sehr uninteressantes Terrain, bis Nachmittags, wo eine unabsehbare Ebene sich vor uns ausbreitete, in welcher einige von uns, obgleich sehr undeutlich, vier Minarets fern am Horizont sahen — Adrianopel. Wie jubelten wir beim Anblick der zweiten Hauptstadt des Reichs! Dort wollten wir einen Tag rasten, und dann auf's neue

Immer zu, immer zu,
Ohne Rast und Ruh.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Bei einbrechender Nacht kamen wir in die Nähe der Stadt, nachdem wir in der

Dämmerung eine Stunde lang gegen die vielen glänzend beleuchteten Minarets geritten waren, von denen wir bei ihrem ersten Anblick sieben Stunden entfernt gewesen, so weit und flach ist das Thal, in welchem Adrianopel liegt.

Wir hatten noch einiges Wasser zu passiren, das sich in kleinen Seen auf der Straße gesammelt hatte, und trabten dann auf einem ungemein holperigen, ganz vernachläßigten Pflaster bis an das Thor der Stadt, aus zwei armseligen Häusern bestehend, von denen eines eine Wache vorstellte und mit dem andern durch eine Brücke zusammen hing. Dieses städtische Gebäude wurde durch eine kleine Ampel beleuchtet, die sich über unsern Köpfen an einer eisernen Stange ächzend wiegte, als fühle sie ihre Jämmerlichkeit.

Hier stockte auf einmal unser Zug. Wir hinten wußten nicht warum und verstanden auch zu wenig türkisch, um zu errathen, was zwischen unserem Führer Hamsa und der Wache verhandelt wurde. So hielten wir eine halbe Stunde, müde, fröstelnd, da wir uns warm geritten hatten, und nun in der kalten Abendluft still hielten, murrend über die fehlgeschlagene Hoffnung, bald in ein Quartier zu kommen und unsere erstarrten Glieder auf weichen Kissen ausstrecken zu können.

Der Tartar hatte den Paß des Barons genommen und war damit in die Wachtstube gegangen. Er kam endlich wieder und bedeutete uns abzusteigen und ihm dahin zu folgen, da unsere Pässe erst dem Pascha vorgelegt werden müssen, ehe wir hier einreiten dürften. Wir traten in das niedrige, von einem an der Wand hängenden Lichte spärlich beleuchtete Zimmer, und warfen uns gleich auf die Binsenmatten und Polster, die an den Seiten lagen. So viel der dicke Tabacksqualm erkennen ließ, hatte das Zimmer blos vier nackte Wände, einen Kamin und ein einziges Fenster von einem Fuß im Quadrat. Die edeln Stadtwächter, junge Türken, kauerten an den Wänden, Pistolen und Dolch im Gürtel, die Pfeife im Munde.

Ich war vor Ermüdung beinahe eingeschlafen, als Hamsa erschien und uns, die wir jetzt hofften, erlöst zu sein und unsern Chan aufsuchen zu dürfen, in einen schmutzigen Winkel der Straße führte mit dem Bedeuten, uns ruhig zu verhalten und nicht von der Stelle zu gehen. Auch gelang es uns, aus seinen Worten und Geberden endlich so viel abzunehmen, wir möchten, wenn wir gefragt würden, sagen, unsere Caravane habe Schumla nicht berührt, sondern sei um die Stadt herumgegangen. Was sollte Alles dies bedeuten? warum hielt man uns hier auf? Zuweilen hörten wir ein verhängnißvolles Wort neben uns flüstern: Calendur, was Quarantaine bedeutet. Aber der Gedanke war zu neu und schrecklich, um ihm nachhängen zu können. Hatte man doch nie gehört, daß die Türken ihr Land mit einer Quarantaine umzogen; wozu auch? und brachten wir ihnen doch gewiß keine Pest.

Unserer Ungewißheit wurde auf einmal ein Ende gemacht; ein Türke mit dem Feß auf dem Kopfe kam auf uns zu, stellte den langen Stock abwehrend vor sich hin und deutete auf ein höchstens zwei Fuß hohes Loch in der alten Stadtmauer, das man öffnete und durch welches wir in einen rings mit hohen Mauern umgebenen Hof kriechen mußten. Mehrere der Wachen umgaben uns mit den finstern bärtigen Gesichtern, und ihre Dolche und Pistolen leuchteten recht unheimlich bei der düstern Flamme einer beinahe abgebrannten Pechfackel, die einer vor uns hertrug, bis zu einem größern Thor, das nach mehrmaligem Klopfen geöffnet wurde. Wir traten in einen zweiten Hof, und hinter uns riegelte man das Thor wieder zu.

Das Terrain, auf welchem wir uns befanden, schien ein Garten oder eine Baumanlage; wir waren wenigstens von Bäumen umgeben und unsere Füße traten auf lockern Grund. Ein kolossales Schöpfrad hob sich neben uns aus einer Wassergrube und goß langsam das gesammelte Wasser aus seinem morschen Eimer, worauf

dieser mit melancholischer Klage in die Tiefe zurücksank. Wir schleppten unsere müden Glieder noch einige Schritte weiter und wurden dann mit langen Stöcken in ein einsam stehendes Haus beinahe hineingeschoben. Durch einen schmutzigen Gang gelangten wir in ein Zimmer; zugleich mit uns setzte man eine Kohlenpfanne und ein brennendes Talglicht hinein und schloß die Thüre ab. Hamsa, unser Tartar, kauerte an die Wand und schien über unsere Lage nachzudenken, wenigstens sprach er nichts, sondern sah uns sehr wehmüthig an. Auch wir betrachteten unsern Aufenthalt und uns gegenseitig. Der Baron zog in stiller Resignation ein kleines türkisches Wörterbuch aus der Tasche, um mit Hülfe desselben den Tartaren zu befragen, was man eigentlich mit uns vorhabe.

Kaum sah Hamsa das Buch in den Händen des Barons, als er gleich zu ihm hinrutschte und zu seinen Füßen gelagert ihm aufmerksam in die Augen sah. Ueberhaupt kam Hamsa, so oft T. dieses Büchlein zur Hand nahm, eilend herbei und merkte genau auf jedes Wort, das er ihm allenfalls sagen wollte, wogegen wir Andern lange schreien mußten, bis er unsern Befehlen oder Bitten Gehör gab. Diesmal wartete aber der Tartar die Frage nicht ab, sondern wohl merkend, um was es sich handle, sagte er: „Schumla Gümurtochak, burda Calendur," d. h.: „Schumla Pest, hier Quarantaine." Dies erfüllte uns mit nicht geringem Schrecken, und wir sahen auf einmal unsere trostlose Lage. Deßhalb auch früher seine Bitte, wir möchten versichern, Schumla nicht berührt zu haben.

So saßen wir also fest, mit der nächsten Aussicht, die Nacht in diesem Loche zuzubringen, das nichts enthielt, als einige schlechte Binsenmatten und an den Wänden Erhöhungen von Holz, Divans vorstellend; auch hatten wir weder gefrühstückt noch zu Mittag gegessen, und unsere Reisesäcke enthielten außer Thee und Chokolade nichts Genießbares. Von den Türken, unsern Wächtern, war auch

nichts zu hoffen, denn nachdem sie uns ein Kohlenbecken hineingeschoben und jedem eine kleine Tasse Kaffee verabreicht hatten, schlossen sie die Thüre, sowie das ganze Haus, und kein noch so heftiges Klopfen und Schreien bewog einen, nach unsern Bedürfnissen zu sehen. So waren wir denn förmlich gefangen und fügten uns in dieses traurige Geschick so gut wie möglich, legten uns auf den harten Boden und schliefen, in die Pelze gewickelt, ziemlich fest, um den folgenden Morgen wie gerädert aufzustehen.

Morgens erschien der Arzt der Quarantaine, ein junger Italiener, um uns in Augenschein zu nehmen; ein sehr höflicher Mann, der uns in der Folge mit großer Artigkeit behandelte, und es ungemein bedauerte, daß wir die Nacht so schlecht zugebracht. Der Baron bemerkte ihm ziemlich ernst, es sei doch unverantwortlich, Reisende einzusperren, ohne sich um ihre nothwendigsten Bedürfnisse im Geringsten zu bekümmern. Der Arzt entschuldigte diese Anstalt, weil sie noch so jung sei, und gab uns dabei eine kurze Geschichte ihrer Entstehung. Die Gesandten der auswärtigen Mächte haben die Quarantaine eingesetzt, damit die Pest so viel möglich von der Hauptstadt abgehalten würde und so sie selbst gesichert wären. Obgleich noch sehr mangelhaft, habe sie doch schon sehr schöne Resultate geliefert, denn seit zwei Jahren wäre von der fürchterlichen Seuche Konstantinopel und Pera nicht verheert worden. Letzteres hörten wir später dort bestätigen. Dann zuckte der Arzt die Achseln und meinte in Betreff der schlechten Behandlung der Reisenden, müsse man nicht vergessen, daß man in der Türkei sei. Dies hatten wir in den letzten Tagen auch sattsam erfahren.

Wir waren also in der Quarantaine und suchten uns diesen Aufenthalt so erträglich und angenehm zu machen als möglich. Die deutschen Consuln und der englische, die wir von unserm Unglück in Kenntniß gesetzt hatten, bemühten sich, besonders der letztere, uns nach ihren Kräften mit dem Nothwendigsten zu versehen. Nachmittags erschien ein Wagen, der zwei freilich sehr defekte Tische, einige Stühle,

blecherne Pfannen, Wein, Butter, Reis und einen Schatz, nämlich einen Sack mit Kartoffeln brachte.

Die Quarantaineanstalt stellte uns einen Mohren als Kammerdiener und Koch, der aber mit immenser Körpermasse eine unbeschreibliche Faulheit verband; auch bestand seine ganze Kochkunst in der Bereitung eines sehr mittelmäßigen Pillau, so daß wir uns genöthigt sahen, unsere Küche eigenhändig zu versehen. Ein Jude, der jeden Tag zweimal eingelassen wurde, brachte Alles, was wir verlangten, nur ließ er sich sehr theuer bezahlen, und so konnten wir unsern Tisch gleich am ersten Tage mit einer vaterländischen Fleischsuppe und Kartoffeln versehen. B. und ich verstiegen uns den zweiten Tag sogar zu einem Schöpsenbraten und einem Huhn, das ich in Ermanglung von etwas Besserem mit Trauben und Brod stopfte. So lebten wir ziemlich anständig, tranken Morgens unsern selbst bereiteten Kaffee und Abends einen selbstgebrauten Punsch und spielten darauf bis in die späte Nacht Whist, ehe wir unsere Schlafstätten aufsuchten, d. h. die Tische und Stühle in eine Ecke rückten und uns auf den Boden legten.

Unser Kislar-Aga, ich meine unsern Quarantainewächter, der den ersten Tag jeden unserer Schritte und Tritte mit der größten Malice bewacht und stets mit seinem langen Stock in der Luft gefuchtelt hatte, wurde mit der Zeit ganz geschmeidig und unser bester Freund. Er hieß Mustapha und suchte neben seinen Trabanten jede Communication nach außen zu verhindern, wobei sie aber selbst in unser Zimmer kamen, unsere Sachen anfaßten und sich als ächte Muselmänner und Fatalisten aus der Ansteckung nichts zu machen schienen, es sei denn, daß sie unsern Worten, wir seien nicht in Schumla gewesen, Glauben beimaßen. Kurz, sie spielten mit uns, so zu sagen, Quarantaine, und ließen uns im Innern alle Freiheit. Unser Mohr, er hieß Mertschan, auf deutsch Koralle, der den Tag über mit uns eingeschlossen war, verließ sogar das Haus zuweilen

Abends, um einer Dame seiner Bekanntschaft eine Visite zu machen.

Ein großer, mit Maulbeerbäumen bepflanzter Garten, der an unser Gefängniß stieß, diente uns als Spazierplatz und Jagdgehege; wir schoßen hier jeden Morgen oder Abend einige Rebhühner, von denen sich große Ketten stets dort aufhielten.

Ein anderer Zeitvertreib bestand darin, daß wir mit unsern Gewehren und Pistolen nach irdenen Gefäßen schoßen; kurz wir amüsirten uns, so gut es ging, um die uns bestimmten zehn Tage zu tödten. Man hatte uns mit dieser Frist sehr gnädig behandelt, denn die Vorschrift ist eine vierzehntägige Quarantaine.

Während der ganzen Zeit hatten wir unbeschreiblich schönes und warmes Wetter, der Himmel hing blau und rein über uns, und das Laub der Bäume, sowie das Gras zu unsern Füßen, war saftig und grün, wie bei uns im Frühjahr, und doch hatten wir schon beinahe die Mitte Novembers erreicht. Den Untergang der Sonne und den Eintritt der Nacht, die hier fast ganz ohne Dämmerung einbricht, genoßen wir meistens vor der Thüre, auf einer Binsenmatte sitzend, und sahen, wie die Minarets des Ramasan wegen allmälig beleuchtet wurden und in kurzer Zeit mit tausenden von Lichtern durch die Nacht glänzten. — Wahrhaft lächerlich war in diesen Augenblicken das Benehmen unserer Türken. Sie, die während dieser Zeit den ganzen Tag sich aller Speisen und Getränke, sogar des Rauchens enthalten müssen, faßten schon geraume Zeit vor Sonnenuntergang ihre Löffel und Pfeifen und fielen beim Knallen des Kanonenschusses, der das Ende des Tages anzeigt, mit wahrer Wuth über Speisen und Taback her.

Von Adrianopel selbst bekamen wir während unserer Gefangenschaft nicht viel zu sehen; aus unserm Bodenfenster, dem höchsten Punkte des Hauses, übersahen wir nur einige Reihen türkischer Häuser, an einen kleinen Berg hingebaut, sowie ausgebreitete Rosenpflanzungen, aus denen das vortreffliche Rosenöl gewonnen

wird, womit Adrianopel den Orient und Occident versorgt. In der Ferne erhob sich die Moschee Sultan Selims, nach der Aja Sophia in Konstantinopel die schönste des ganzen türkischen Reichs. Rechts sahen wir aus dunkeln Platanen einige halb zerfallene Mauern und Kioske herabblicken, deren großartige Formen und reiche Verzierungen von früheren glänzenden Zeiten sprachen — das alte Serail.

Nachdem wir so neun Tage verlebt, trat Abends der Arzt in unser Zimmer und kündigte uns für den folgenden Tag die Freiheit an; zugleich donnerten an allen Punkten der Stadt die Kanonen und die Illumination des Minarets war großartiger und reicher, als gewöhnlich. Aber alles dies geschah nicht unsrer Befreiung zu Ehren; ein Courier hatte am Abend die Nachricht gebracht, daß dem Großherrn in Stambul die fünfte Tochter geboren sei.

Am andern Morgen erschien der Oberaufseher der Quarantaine und führte uns durch einen Handschlag wieder in die allgemeine menschliche Gesellschaft ein.

Unser erster Ausflug war nach dem alten Serail gerichtet, das in seiner verfallenen Herrlichkeit, öde und einsam zwischen den dunklen Bäumen, mich schon lange geheimnißvoll angelockt hatte. Wir gelangten über eine große, gepflasterte Esplanade zum äußersten Thor, vor dem man uns zwei runde große Steine zeigte, auf welche die Köpfe der Hingerichteten gesteckt wurden. Rechts und links lagen in Schuppen alte Kanonen auf ihren Lafetten. Durch dieses Thor traten wir in den ersten Hof, der ziemlich groß ist und mit kleinen Steinen gepflastert, zwischen denen das Gras hervorwuchert.

Alles war still um uns, jeder Fußtritt hallte in den unbewohnten Räumen wieder und die Treppen zu den Gebäuden waren zerfallen. Ein Springbrunnen im Hofe war mit Schlingkraut bewachsen, und um die abgebrochenen Wasserröhren spielten kleine Eidechsen; es kam mir vor wie ein verzaubertes Schloß, urplötzlich von seinen Bewohnern verlassen. In einem Ziehbrunnen hing noch der Eimer; wir

zogen ihn herauf und genossen das eiskalte Wasser. Unter dem ersten Thorwege stand eine vergoldete Damensänfte mit ihren dünnen Gitterstäben, einem großen Vogelbauer ähnlich. Der zweite Hof war mit Gebäuden umgeben, in denen die Dienerschaft gewohnt und führte durch eine Art Kiosk in den dritten und letzten, zum Sitz der Glückseligkeit und der Geheimnisse des Harems.

Vor hundert Jahren wäre der Eintritt in dieses Thor der Eintritt in unser Grab gewesen; jetzt erhoben sich nur rechts und links einige Raubvögel und wilde Tauben, ängstlich flatternd, als wollten sie uns abmahnen, weiter vorzudringen. Auf diesem Hofe und vor den Gebäuden dieselbe Verödung, wie im ersten und zweiten: unsere Vorstellungen von orientalischem Luxus und der geträumten Pracht eines Serails wurden hier sehr herabgestimmt; alte Gebäude von Holz, mit gemalten geschmacklosen Zierrathen überladen. Wir besahen jetzt das Selamlik, oder Haus der Männer, sowie den Haremlik, das Haus der Weiber. Ersteres besteht vorzüglich aus einem thurmähnlichen, ziemlich hohen Gebäude, von dessen Plattform wir nach Ersteigung einer halsbrechenden Treppe, einer schönen Aussicht auf die Stadt und Umgegend genossen.

Im Innern ist dieser Bau in drei Stockwerke getheilt, von denen die untern drei, das obere zwei Zimmer enthalten. Hier ruhten die alten Sultane und sahen dem Plätschern der Springbrunnen zu; hier überdachten sie, welchen Vezier oder Pascha sie mit der seidenen Schnur beglücken sollten. Dort in der Ecke lag der Großherr und machte mit der Hand eine horizontale Bewegung, wenn ihm der Großvezier die Namen von Gefangenen oder Verdächtigen, vielleicht auch nur von Reichen, deren Besitzungen ihn lockten, vorlas, und diese Handbewegung fiel als schrecklicher Blitzstrahl über's ganze Land hin, rüttelte hundertfachen Jammer auf und fraß das Glück ganzer Familien.

In jenen Vorzimmern standen die Großen des Reichs und

warfen sich nieder vor dem Beherrscher der Gläubigen, wenn er hindurch ging nach dem dahinterliegenden, auf's Köstlichste eingerichteten Gemach, wo ihm der Kislar-Aga die frischangekommene weiße Sklavin triumphirend zeigte. Wie viel Thränen und Flüche mögen diesen Boden benetzt haben! mehr als er zu tragen vermochte, denn er ist jetzt durchfressen und eingestürzt. Die Wandbekleidungen sind meistens herabgefallen und bedecken die Erhöhungen, auf welchen die prächtigen Polster lagen. Die Springbrunnen sind trocken und verstaubt, das Ganze eine Ruine von Gespenstern bewohnt, die sich an meine Brust hängten und mich erst losließen, als ich wieder den freien blauen Himmel über mir hatte.

Der Harem ist freundlicher und besser erhalten, als alle andern Gebäude. Der Aufseher weigerte sich anfangs, uns das Kiosk der Sultaninnen aufzuschließen und konnte nur durch ein bedeutendes Trinkgeld dazu bewogen werden. Dieses Gebäude bildet ein regelmäßiges Viereck mit zwei Thüren, zwischen denen ein Vorsprung oder Erker sich befindet, von dessen Fenstern aus man dieselben genau bewachen konnte. Hier wohnten die Eunuchen, um die Eingänge zu den Zimmern ihrer armen Gefangenen stets im Auge zu haben. Wir traten zuerst in eine Art Vorsaal, mit Marmor schön ausgelegt und ziemlich gut erhalten; in der Mitte der unentbehrliche Springbrunnen, aber auch hier ohne Wasser. Dieser Saal diente als gemeinschaftlicher Spielplatz; er hat rings Erhöhungen zu Divans und eine Wand von geschnitztem Holze. Die Fenster bestehen zum Theil aus farbigem Glase mit grotesken Blumen und sind mit doppelten Gittern versehen. Weit reicher noch und mehr orientalisch sind die inneren Zimmer, die Wände belegt mit Ziegeln, deren bunte Bemalung in lebhaften Farben Blumenguirlanden vorstellt. Es war ein eigenes Gefühl, hier zu wandeln, wo früher außer dem Großherrn und den Eunuchen kein männliches Wesen geduldet wurde, sich hinzustrecken auf die Erhöhungen, auf deren Polstern die Sultaninnen gelegen, und die kleinen, noch gut erhaltenen Wandschränke von ver-

goldetem Holze zu öffnen, worin die Odalisken Kleider und Geschmeide sorgsam verwahren.

Ich weiß nicht warum, aber wir sprachen Alles leise zusammen, als fürchteten wir, draußen schlafende Wächter zu erwecken; auch hielten wir uns nicht sehr lange hier auf, denn unser Führer schien seine Vollmacht überschritten zu haben, indem er uns diese Gemächer zeigte; er trieb beständig zur Eile an und blickte stets nach dem Hofthor, als fürchte er dort einen Verräther erscheinen zu sehen. Einer unserer Begleiter, der Dragoman des englischen Consuls, erklärte uns noch einige Sprüche des Koran, die an die Wände geschrieben waren und zeigte uns die Nam'en der sechs Propheten Mahomed, Osman, Omar, Ali, Abubekr und Hassan, die fast in allen türkischen Häusern irgendwo in großen Schriftzügen zu lesen sind. Hier waren sie in die Fayence der Wandbekleidung eingebrannt.

Wir verließen den Harem; ich brach mir eine wilde Blume, die in einem der Zimmer aus dem Fußboden hervorwucherte, und legte sie als Andenken in die Brieftasche. Ein großer Hirsch, der sich auf dem Hofe zu langweilen schien, begleitete uns in zierlichen Courbetten bis zum Thore der Glückseligkeit, wo er uns stolz verließ und in die Gemächer zurückkehrte. Wir wanderten der Stadt zu, die, obgleich eng und winklicht gebaut, wie alle türkischen Städte, doch etwas reinlicher schien als Schumla.

Wir begaben uns zunächst zu der großen Moschee Sultan Selims, die mit ihren vier Minarets und großartigen Kuppeln eines der schönsten Gebäude ist, die ich je gesehen.

Das Innere des Tempels betraten wir nicht, weil es uns, die wir zur morgigen Abreise im Reitcostüm waren, zu beschwerlich gewesen wäre, die Stiefeln auszuziehen. Beinahe hätte man uns so, wie wir waren, hineingelassen. Da wir indessen den Muselmännern kein Aergerniß geben wollten, bestiegen wir nur eines der Minarets von eigenthümlicher Bauart, indem sich bis zum ersten Absatz drei

Treppen zugleich aufwinden. Um in die Spitze des Thurms zu gelangen, mußten wir dreihundert und fünfzig Stufen ersteigen, genossen dann aber einer herrlichen Aussicht.

Nun durchstrichen wir die Bazars, welche hier schon bedeutend reicher sind, als in Rustschuk und Schumla, und gingen durch die Stadt zum Flusse Maritza, um dort eine neue, noch im Bau begriffene Brücke zu sehen, welche schon dreimal, nachdem sie beinahe vollendet, eingestürzt war. Uns wunderte das gar nicht. Wie wir unter besondern Feierlichkeiten den Grundstein eines Gebäudes legen, so ist es ein Fest bei den Türken, den Schlußstein zu legen. Daher schließen sie die Gewölbe der Brückenbogen nicht, sondern stecken hölzerne Keile hinein, bis der Pascha Zeit und Laune hat, die Schlußsteinlegung vorzunehmen. Der hiesige hatte das einigemal versäumt, weßhalb das sonst gar nicht üble Gebäude, wie schon gesagt, mehrmal zusammengestürzt war.

Der englische Consul, der uns in der Quarantaine mit Gefälligkeiten überhäuft, hatte uns heute zu Tische geladen, was uns Allen in Ermangelung eines guten Gasthofs und nach zehn Quarantainetagen, die uns im eigentlichen Sinne des Worts im Magen lagen, äußerst erwünscht war. Seine Küche, halb englisch, halb nach der Sitte des Landes, war vortrefflich. Nach dem Essen nahmen wir mit Vergnügen seinen Vorschlag an, durch die Stadt zu wandern und die Illumination anzusehen, die schon wegen des Ramasan, aber zu Ehren der neugeborenen Prinzessin heute doppelt glänzend war; auch versprach er uns wo möglich noch diesen Abend dem Pascha vorzustellen.

Wir zogen aus, vor und hinter uns Kawaschen (Wachen) und Diener mit großen Laternen und Stöcken, fanden aber, nachdem wir durch ein paar Straßen gegangen, die Illumination äußerst armselig. Außer farbigen Laternen und Blechlämpchen, die einzeln an den Häusern hingen, sahen wir hie und da auf einem kleinen Platze eine Pechfackel, bei deren rothem Scheine die Türken lärmend irgend ein Back-

werk verzehrten. Nur bei dem Palast des Pascha, zu dem wir bald gelangten, war es lebhafter.

Das Gebäude hatten wir schon diesen Morgen vom Minaret der Moschee aus gesehen, von wo aus es einer deutschen großen Kaserne glich: ein beinahe viereckiger Bau, der einen Hof umschließt, mit regelmäßigen Fenstern ohne die vielen Erker und Schnörkel der übrigen türkischen Häuser. Die Façade war mit Lämpchen auf's Beste herausgeputzt; sie stellten Sterne und Halbmonde, auch Namenschiffern vor, nur lief Alles bunt, ohne Symmetrie, durcheinander. Am Thor standen mehrere zerlumpte Bursche mit großen Pechpfannen, und hier wogte eine große Menschenmasse aus und ein.

Auch wir folgten dem Strome mit Hülfe unserer Kawaschen, welche uns mit ihren Säbeln überall Luft machten, und fanden im Hofe ein seltsames Treiben und Leben. Auf dem ganzen Platze waren Pechpfannen in die Erde gesteckt, welche die Menschenmassen ringsum ziemlich beleuchteten. In der Mitte saß eine Musikbande auf dem Boden und machte mit einigen Violinen, Zithern, Querpfeifen und Trommeln einen heillosen Lärm. Indessen hielten sie bei aller Disharmonie vortrefflich Takt, zu dem in der Mitte des großen Kreises, den das Volk bildete, zehn bis fünfzehn Tänzer die groteskesten Sprünge machten und eine sich immer wiederholende Melodie mit näselndem Tone sangen. Das Ganze gab beim flackernden Lichte ein eigenthümliches Bild: die zerlumpten Tänzer, die gellende Musik, das Jauchzen der Menge, die Häuser umher, die bei den vielen Lampen und Pechpfannen im Feuer zu stehen schienen.

Der Consul führte uns in das Wohngebäude des Pascha und vorerst in die Zimmer des Muazil, des Ministers oder ersten Beamten, die sehr reich mit Divans und Teppichen geschmückt waren. Man setzte eine Menge Wachslichter auf den Boden hin und brachte uns eiskaltes Wasser in Glasgefäßen, sowie unendlich lange Pfeifen. Bald waren wir und einige andere Herren, die sich eingefunden

hatten, wie der griechische, sardinische und preußische Consul und einige angesehene Beamte und Kaufleute Adrianopels in voller Arbeit und erfüllten das Zimmer mit dem Dampfe des sehr guten Tabacks. Da erschien der Muazil, ein wohlbeleibter, freundlicher Mann von etwa vierzig Jahren. Er ging gegen die Gewohnheit der Türken äußerst schnell, reichte rechts und links seine Hände zur Begrüßung hin, dann hüpfte er in die Ecke des Divans, schlug die Beine unter und fing durch den Dolmetscher an, sich mit uns zu unterhalten. Unter Anderem sagte er, der Pascha lasse sich für den Augenblick entschuldigen, weil er in seinem Harem sei. Endlich erschien ein Diener des Pascha. Der Muazil erhob sich und wir folgten ihm durch mehrere Gänge, durch eine Unzahl Diener und Wachen, die in allen Zimmern standen, bis zu einem sehr reichen Gemache, in welchem der Pascha saß, ein schon ältlicher Mann mit ergrautem Barte, aber von äußerst einnehmendem, freundlichem Aeußern.

Wir lagerten uns auf den Divans umher; der Baron mußte sich neben den Pascha setzen, und dieser ließ ihm durch den Dragoman erklären, er habe wegen des zweifelhaften Wetters für heute die Feierlichkeiten draußen abbestellt, uns zu Ehren aber wollte er Feuerwerk und Lustbarkeit in doppeltem Glanze auflodern lassen. Er sprach leise zu einem der Diener, der sofort, die Hand auf der Brust tief sich neigend, rückwärts hinaus ging.

Der Pascha klatschte darauf dreimal in die Hände, und eine ganze Reihe von Dienern erschien, jeder mit einer Pfeife in der Hand. Vor jedem der Gäste blieb ein solcher Pfeifenträger stehen, und auf einen Wink des Pascha drehten alle die Röhren, welche sie bisher über die rechte Schulter gelehnt, und steckten uns die Spitzen in den Mund.

Dies gleichförmige Präsentiren der Pfeifen geschieht dann, wenn der Wirth den Rang seiner Gäste nicht genau kennt. Jetzt brachte man auch des Pascha's Nargileh, woran er mächtig zog und es

dann dem Nebensitzenden bot, was für eine große Freundschaftsbezeugung gilt. Man brachte uns schwarzen Kaffee in kleinen türkischen Tassen ohne Henkel, die man mittelst eines metallenen Tellers (Zarfe) hält, und wir schlürften den beliebten Sorbeth aus halbkugligten Krystallgefäßen. Mehrere Male wurden hiebei die Pfeifen gewechselt, mit denen der Pascha, wie es schien, reichlich versehen war.

Der sardinische Consul, welcher neben mir saß, erzählte mir, welch' unglaublicher Luxus hier zu Lande mit Pfeifen, besonders mit Mundstücken, getrieben wird. So wie ein Großer eine bedeutende Anstellung erhält, schafft er sich Pfeifen zu Hunderten an, was, wenn man bedenkt, daß schöne Bernsteinspitzen mit mehreren hundert, ja tausend Gulden bezahlt werden, keine kleine Auslage ist. Ich rauchte unter andern diesen Abend eine, die man mit den Edelsteinen, womit sie besetzt war, auf dreihundert Gulden C. M. schätzte.

Um diesem thörichten Aufwand zu steuern, hatte bekanntlich Sultan Mahmud einige Jahre vor seinem Tode den Befehl gegeben, jeder Türke solle, wenn er einen Besuch abstatte, seine Pfeife mitnehmen, damit kein Hausherr nöthig habe, für seine sämmtlichen, oft zahlreichen Gäste Pfeifen herbeizuschaffen.

Plötzlich verkündigte draußen ein Kanonenschlag den Beginn des Feuerwerks. Auf dem Hofe hatte sich die Volksmasse außerordentlich vermehrt; in der Mitte stand aber nur ein Türke, der einzelne Raketen abbrannte, welche ziemlich gerade stiegen und blaue und rothe Sterne warfen. Ein Kerl, der schon früher durch bizarre Sprünge die Menge belustigt hatte, ergriff eine Stange, steckte sie zwischen die Beine und jagte so im Kreise herum, während vorne und hinten befestigte Schwärmer und Frösche feuersprühend in die Haufen fuhren, was ungemeinen Jubel verursachte. Den Beschluß machte ein Feuerkasten, der vor die Fenster gestellt wurde, in welchem wir lagen, und mit einem ungeheuren Knall abbrannte, Sonnen, Schwärmer, Raketen, Sterne warf und zuletzt den Hof mit einer bengalischen

Flamme erleuchtete. Das Ganze dauerte ungefähr eine halbe Stunde und war eine Lumperei mit viel Spectakel; erstere dedicirte uns die Regierung, für letztern sorgte der Pöbel.

Indessen dankten wir dem freundlichen Pascha für seinen guten Willen herzlich und folgten abermals dem Muazil in sein Zimmer, wo ein türkisches Nachtessen unser wartete. Eine runde silberne Platte, etwa drei Fuß im Durchmesser, die auf einem zwei Fuß hohen messingenen Fuße stand, war mit kleinen Tellern und Gläsern bedeckt.

Erstere enthielten kleingeschnittene Aepfel, Birnen, Mandeln, Nußkerne, Melonen, Rosinen, Feigen und Zuckerwerk; in den Gläsern war Sorbeth von allen möglichen Farben und dem verschiedenartigsten Geschmack. Jeder langte mit den Fingern in die Schüssel und holte sich heraus, was ihm beliebte.

Kaum hatten wir abgespeist und uns in die Divans zurückgelegt, so steckte man uns gleich wieder eine Pfeife in den Mund. Der Muazil klatschte in die Hände und ließ uns durch den Dragoman sagen, die Tänzer würden sogleich erscheinen, um uns ihre Künste in der Nähe zu zeigen. Die Thüre ging auf und herein schritt die Musikbande, zwei Violinen, zwei Zithern und ein mir unbekanntes Instrument, das nur mit einer Saite bespannt war, und nur einen einzigen schnarrenden Ton hören ließ. Die Tänzer waren vier griechische Knaben in weiten weißen Beinkleidern, rothen Schuhen, rothem Gürtel und einer eng anliegenden blauen Jacke, mit Castagnetten in den Händen. Zwei stellten die Tänzerinnen vor, und hatten zu dem Ende das Haar lang wachsen lassen, daß es ihnen ungeflochten um die Hüften wehte. Sie gingen im Zimmer umher, machten dem Muazil und uns eine Verbeugung, dann zogen sie sich in eine Ecke zurück. Die Musikanten kauerten auf dem Boden und begannen in sehr schnellem Tempo eine unangenehme, eintönige Musik. Die Tänzer stellten sich einander gegenüber, fielen mit

ihren Castagnetten ungemein taktfest in die Musik ein und der Tanz begann.

Ein richtiges Bild desselben zu entwerfen, ist schwer. Die Füße, denen bei unsern Tänzern das Hauptgeschäft obliegt, haben hier am allerwenigsten zu thun. Die Tänzer brauchen sie nur zum Stehen und Springen und werfen sie willkürlich plump und unbeholfen herum. Dagegen sind die Hüften und Schulterblätter in einer unbeschreiblichen stets zitternden Bewegung. Dabei stoßen sie einen eigenen Gesang aus, und obgleich der Schweiß ihnen vom Gesicht und vom Leibe floß, obgleich dieses beständige Zittern und Springen ungemein ermüdend sein muß, tanzten sie eine volle Stunde ohne Aufhören, ohne mit ihren Castagnetten ein einziges Mal aus dem raschen Takt der Musik zu fallen.

Nach diesem Tanze, den uns der Muazil als einen asiatischen bezeichnete, kam noch ein bulgarischer mit ähnlichen Bewegungen, und vom ersten hauptsächlich nur durch eine Figur unterschieden, bei welcher sich alle vier Tänzer an den Gürteln faßten und wie toll im Kreise herumsprangen. Endlich schwieg die Musik, die Tänzer traten in den Hintergrund, und nur einer von ihnen, mit langen Haaren, kniete auf einen Wink des Muazil vor ihm auf den Boden, doch so, daß er dem Minister den Rücken zuwandte. Dann bog er den Kopf hintenüber und Se. Excellenz beklebte ihm beide Backen mit kleinen Geldstücken, die er mit Speichel benetzt hatte, worauf sich der Tänzer wieder erhob, ein Tuch vor sich hinhielt und singend so lange auf- und niedersprang, bis sämmtliche Münzen herabgefallen waren; dann trat er mit einer Verbeugung zurück und Alle verließen das Zimmer.

Mittlerweile war es Mitternacht geworden, und da wir frühe abreisen und noch einige Stunden ruhen wollten, beurlaubten wir uns vom Muazil und folgten dem östreichischen Consul, der uns für die Nacht sein Haus angeboten, begleitet von mehreren Fackelträgern und einer großen Menge Volks.

Den andern Morgen brachen wir auf mit der gleichen Anzahl Pferde, wie aus Rustschuk. Hamsa, an der Spitze, jauchzte beständig: Heide Stambul Gidelüm. Land und Weg boten wenig Interessantes; wir zogen über baumlose Hügel und durch dürre Thäler, zuweilen über Brücken, die wir nur einzeln beschreiten konnten, um nicht durchzubrechen; nur war die Straße lebhafter als vor Adrianopel, und man sah, daß man sich der Hauptstadt näherte. Caravanen von vierzig bis fünfzig Pferden begegneten uns, die Reiter mit Säbeln, Gewehr, Pistolen so überladen, daß ihre Waffen gewiß oft mehr werth waren als die Waare, die sie damit zu bewachen hatten. Auch sahen wir kleine Züge türkischer Kavallerie, schlecht ausgerüstet und ebenso schlecht beritten. Die Leute trugen blaue runde Jacken, nach Art unserer Husaren, mit rothen Schnüren besetzt, blaue Hosen und das Feß auf dem Kopf. Abends sechs Uhr gelangten wir nach Schatal-Burgas, wo unser Tartar mit einigen Kantschuhhieben eine Kaffeestube von den dort versammelten Türken reinigte und uns zum Nachtlager einrichten ließ. Am andern Tag, gegen vier Uhr Nachmittags, erblickten wir zum ersten Male das Meer; am fernen Horizont tauchte im Süden die Spitze der Insel Marmora empor, und südöstlich strichen die Gebirge Kleinasiens.

Im Nachtquartier Siliwri angelangt, besahen wir noch im Mondschein die Ruinen eines kolossalen Schlosses, das auf einem schroffen Felsen hart am Meere steht; es ist wahrscheinlich von den Genuesern gebaut. Die Türken untergraben die zwanzig Fuß dicken Mauern, um Steine für ihre armseligen Häuser zu gewinnen. So bereichern sich vom todten Körper eines riesigen Thiers tausend Ameisen und Würmer. Bald wird das stolze Gebäude über den Köpfen dieser Vandalen zusammenbrechen.

Vor Tage brachen wir auf und ritten beständig am Strande hin, so daß die grünen Wellen zu den Füßen unserer Pferde schlugen; das Meer war etwas bewegt. Stets so die schöne See zur Rechten,

kamen wir Mittags nach Kutschukschekmedsche, und gegen drei Uhr sahen wir Konstantinopel in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns liegen.

Drittes Kapitel.

Konstantinopel.

Ansicht der Stadt. — Gasthöfe und Kaffeehäuser. — Straßen und Hunde. — Oeffentliches Leben. — Türkische Bäder. — Der Hippodrom, die sieben Thürme, mehrere Moschee'n und andere alte Bauwerke. — Fahrt nach Bujukdere. Die alten und neuen Wasserleitungen. — Familienleben. — Die Nacht im Ramasan. — Eine Audienz beim Sultan. — Diner bei Redschid Pascha.

Stambul ist einer großen Blume vergleichbar, auf drei Seiten von einem rauhen unscheinbaren Deckblatt umgeben, mit welchen es an den Felsgestaden Rumeliens hängt, während es der aufgehenden Sonne und den großen glänzenden Spiegeln, die zwei Meere vor ihr ausbreiten, das schöne glühende Antlitz zuwendet. Das kleine leichte Boot trägt uns spielend aus dem Hafen nach dem gegenüberliegenden Gestade von Kleinasien; man verläßt Konstantinopel und damit Europa, wie man vor einem Gestade zurücktritt, um es gehörig würdigen zu können, man muß sich auf einem andern Welttheil niederlassen, um das großartige Bild, das sich hier vor den erstaunten Augen entfaltet, mit seiner ganzen Schönheit in's Herz aufzunehmen.

Wie Rom ist Konstantinopel auf sieben Hügeln erbaut, deren Abgrenzung man deutlich erkennen kann. Sie bilden noch jetzt,

wie unter der Herrschaft der Konstantine, ein unregelmäßiges Dreieck, von dem wir zwei Spitzen von hier aus nicht sehen; nur die dritte liegt links vor uns, das sogenannte neue Serail mit seinen buntverzierten, mannigfaltigen Gebäuden, größeren Palästen und kleinen Kiosks. Zwischen denselben sieht man Wälder von Orangen, große Platanen und schlanke Cypressen, welche dieser ungeheuern Wohnung der Sultane, die einer kleinen Stadt mit hohen Ringmauern gleicht, die angenehmste Schattirung geben.

Hinter dem neuen Serail, das tiefer als die Stadt am Ufer des Hafens liegt, erblickt man bunte Häusermassen, die den Wellenlinien der Hügel folgen. Dort tritt eine Gruppe von Cypressen und andern Bäumen über sie hinaus; hier unterbricht ein einsam stehendes halbzerfallenes Mauerwerk die fast nur durch ihre Färbung verschiedenen Dächer der Häuserreihen.

Was aber der Stadt einen so wunderbaren, ich möchte fast sagen feenartigen, Reiz verleiht und dem Munde beim ersten Anblick einen lauten Ausruf entlockt, sind die zierlichen Minarets und die Haufen glänzender Kuppeln auf Moscheen und Grabmälern, die über den gewöhnlichen Wohnungen emporragen. Man kann sie kaum zählen, geschweige alle nennen, und während das Auge gesättigt über der Mehrzahl derselben hinschweift, bleibt es bewundernd an einigen hängen, die durch Größe und schöne Bauart dem Munde die Frage nach ihrem Namen entlocken, bei dessen Nennung in empfänglichen Herzen tausend Bilder und Gedanken erwachen.

Wer denkt nicht beim Anblick jener prachtvollen Kirche, der Aja Sophia, die mit ihrer schönen Kuppel und den vier Minarets für unser Auge beinahe im Mittelpunkte der Stadt liegt, an ihren Erbauer, den prachtliebenden Justinian, der durch sie ein Werk hinstellen wollte, das den Glanz des einst so gepriesenen Tempel Salamonis verdunkeln sollte, was ihm auch gelang. Als die Kirche fertig war und der Kaiser mit den Worten: „Salamon, ich besiegte dich!“ an den Altar eilte, ahnte er nicht, daß einst der

Herrscher der Andersgläubigen auf seinem Streitrosse in diese Hallen reiten, eigenhändig die Symbole des christlichen Glaubens zerschlagen und sprechen werde: „Es ist kein Gott als Gott und Muhamed ist sein Prophet!“ — Das Kreuz verschwand von der Höhe der Kuppel, und jetzt erhebt sich dort ein kolossaler, fünfzig Ellen im Durchmesser haltender Halbmond, der den Reisenden schon von Weitem entgegenglänzt, lange vorher, ehe sie von der Stadt selbst etwas sehen können.

Auf der Höhe des dritten der sieben Hügel liegt die Moschee des großen Soleiman, die Soleimanje, was Symmetrie betrifft, das schönste Gebäude Konstantinopels. Neben ihr sieht man die Moschee Bajazet II. mit zwei Thürmen, weiter rechts die Moschee Muhameds II. auf dem Platze, wo das frühere christliche Byzanz einen seiner schönsten Tempel hatte, die Kirche der heiligen Apostel. Links von der Aja Sophia zeigt sich die Moschee des Sultans Achmed, welche man füglich die Cathedrale Konstantinopels nennen kann. Sie ist eines der prächtigsten Gebäude und hat sechs Minarets.

Ueber alle diese Moscheen hinaus ragt der Thurm der Feuerwache, der Thurm des Seraskiers. Er liegt in der Nähe des alten Serails. Ihn vergleicht der Historiograph Isi mit einem in den Lüften schwebenden Neste des Paradiesvogels.

So liegt Konstantinopel links vor uns und seine Häuserreihen steigen bis zu den Ufern des großen Hafens, des goldenen Horns hinab, das wir mit allen seinen Schönheiten gerade vor uns haben; man verfolgt seinen Lauf von der breiten Einmündung in's Meer von Marmora bis Ejub, wo es sich allmälig zwischen den grünen Wiesen zu verlieren scheint. Auf seinem Wasser von der schönsten grünen Farbe ruhen Schiffe von fast allen Nationen der Erde neben einander. Das alte, sonderbar gebaute Fahrzeug der syrischen Küstenfahrer, dessen hoher spitzer Schnabel an die Bauart der Schiffe im Alterthum erinnert, liegt mit seinem schmutzigen Austrich neben

der zierlich ausgerüsteten Yacht des Engländers, der auf derselben vielleicht seine große Tour nach dem Orient gemacht. Da ankert schwerfällig ein altes türkisches Kriegsschiff, ein zerschossener Invalide, der zu seinem Glück die Fahrt nach Aegypten nicht mitmachen konnte, neben einer leichten englischen Kriegsbrigg, die auf und unter dem Verdeck blank und sauber geputzt ist, mit den hohen Masten hin und her wiegt und ungeduldig an den Ankerketten zu zerren scheint. Langsam bewegt sich dort eines jener plump zusammengezimmerten Gerüste, die einem Floß gleich auf schweren Balken ruhen und dazu dienen, den Hafen, besonders die Landungsplätze für die kleineren Boote, vom Schmutze zu reinigen. Neben ihm stellt so eben ein Dampfschiff seinen muntern Lauf ein, hißt eine Flagge auf und der Wasserdampf, der laut schreiend dem geöffneten Ventil entfährt, zieht die Aufmerksamkeit der Osmanlis auf sich, die faul in ihren Kähnen liegend, dem Meerwunder zusehen.

Zwischen diesen größeren Fahrzeugen bewegen sich die kleineren Boote, Kaik genannt, vermöge ihrer fabelhaft leichten Bauart im wahren Sinne des Worts pfeilgeschwind auf dem Wasser des Hafens hin und her, ja, wagen sich sogar, wie heute das meinige, über den Bosporos nach dem asiatischen Ufer. Diese Fahrzeuge sind gewöhnlich achtzehn bis zwanzig Fuß lang, aber kaum drei Fuß breit, und da sie, wie alle Seefahrzeuge, auf dem Kiel gebaut sind, sehr zum Umschlagen geneigt, wozu noch die äußerst dünnen Wände das Ihrige beitragen. Diese, kaum einen halben Zoll dick, bestehen, wie das ganze Boot, aus hartem Holz und sind gewöhnlich zierlich geschnitzt. Durch ihre Leichtigkeit und den langen spitzen Schnabel, in welchen das Boot ausläuft, wird ihre ungemeine Schnelligkeit bedingt, aber auch, besonders für den Europäer, das Einsteigen erschwert; denn man muß bei diesem Manöver gleich vom Landungsplatze aus die Mitte des Boots gewinnen und sich ruhig niedersetzen, um das Gleichgewicht zu erhalten und nicht umzuschlagen, was dennoch sehr häufig vorkommt.

Wir Europäer, die neben dem Platz, auf dem wir sitzen, noch großen Raum für unsere Beine brauchen, konnten nur zu drei, höchstens vier eine solche Wasserschachtel besteigen; aber die Türken, die ihrer Geschäfte wegen häufig über den Hafen setzen müssen, finden zu acht bis zehn in einem solchen Boote Platz, da sie sich auf ihre untergeschlagenen Beine an den Boden setzen. Meist bewegt nur ein einzelner Mann ein solches Boot vorwärts, aber mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit, wobei er beständig ein lautes: „Johe!" ausstößt, um ein anderes Boot, das vielleicht um die Ecke eines Kriegsschiffs herum ihm in die Seite fahren würde, frühzeitig zu benachrichtigen.

Bei diesem Ausweichen kommt die Leichtigkeit der Fahrzeuge wieder sehr zu Statten, da stets mehrere Hundert den Hafen bedecken und manches Unglück durch Anprallen vorfallen müßte, wenn der Schiffer nicht mit einem einzigen Ruderschlag seinem Boot eine andere Richtung geben könnte. —

Das reizende Bild des Hafens, der sich zwischen Konstantinopel und den auf dem andern Ufer liegenden Vorstädten wie ein klarer Bach hinzieht, wird durch die Menge dieser kleinen Fahrzeuge sehr belebt. Einen äußerst komischen Anblick gewährt ein solches Kaik, mit einer Menschenladung, von der man nur die Köpfe über dem Bord emporragen sieht. Hin und wieder arbeitet sich auch die Schaluppe eines Kriegsschiffs schwerfällig zwischen den Kaiks durch, doch nicht minder hübsch. Diese Fahrzeuge sind von dunklerer Farbe als die Schiffe, mit einem einzigen blauen, rothen oder weißen Streifen um den Rand. Auf den Bänken sitzen die Matrosen, bei den größern in zwei, bei den kleineren nur in einer Reihe in ihren Jacken von dunkler Leinwand, worüber sie einen saubern, breiten Hemdkragen herauslegen, der meist von blauer Farbe ist. Er rahmt in Verbindung mit dem schwarzen, betheerten keck aufgestutzten Hute die frischen runden Köpfe der Matrosen recht angenehm ein. Am Hintertheil der Schaluppe steckt die Flagge und

unter derselben sitzt auf einem mit der Landesfarbe eingefaßten blauen Tuch der Offizier, der sie befehligt, in seinen Händen zwei Schnüre, mit denen er das Steuerruder leitet. Mich hat das An- und Abfahren dieser Kriegsschaluppen stets ergötzt, die Matrosen sitzen auf ihren Bänken, die Ruderstange gerade in die Höhe gestreckt, den Augenblick erwartend, wo der Offizier einsteigt. Dann pfeift der Bootsmann, die Matrosen stoßen vom Schiffe ab und lassen ihre Ruder alle zugleich in's Wasser fallen.

Eine für uns Ausländer besonders merkwürdige Erscheinung, die uns bei unsern Spazierfahrten auf dem Hafen öfters aufstieß, war ein großes weißes Kaik, reich vergoldet, dessen sauber geschnitzter, bunt bemalter Schnabel sehr lang und spitz war. Auf demselben, beinahe am Ende, stand ein goldener Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, der einen Ring im Schnabel hielt, von welchem zwei dicke seidene Schnüre bis an die Spitze des Boots gingen und es zu leiten schienen. In der Mitte des Fahrzeugs trugen vier oder sechs vergoldete Säulen ein Dach von rothem Sammt mit Goldstickerei, unter dem ein reich gekleideter junger Mann saß, der etwas bleich aussah. Er trug ein Feß, welches ein großer Stern von Diamanten schmückte. Es war der Sultan Abdul Medschid, auf deutsch: Diener der Andacht.

Vorn im Schiffe neben dem Vogel war ein etwas erhöhter Sitz angebracht, auf dem einige vom Gefolge des Sultans saßen. Im Hintertheil befand sich die Dienerschaft. Der Sultan hat zu seinem Privatgebrauche drei solcher Kaiks, eins mit vierzehn, ein anderes mit achtundzwanzig, das größte mit sechsundfünfzig Ruderknechten, die weiße Jacken und Beinkleider tragen und auf dem Kopf ein rothes Feß; ihre Ruderstangen sind ebenfalls weiß, mit goldenen Blumen verziert. Man sagte uns, in der Anzahl dieser Bootsknechte sei absichtlich die Zahl sieben als eine heilige enthalten. Diesem Boote des Padischa folgt ein ähnliches, leeres, denn

die Etikette will nicht, daß der Großherr die Rückfahrt im gleichen Boote mache.

Sobald das Boot des Sultans auf dem Wasser erscheint, müssen alle übrigen Fahrzeuge in ihrem Lauf einhalten; jeder darin Sitzende muß seine Pfeife bei Seite legen, und wehe dem, der sich unterstände, in diesem Augenblicke ins Wasser zu spucken oder etwas hinein zu werfen. Sind die, welche gegen dieses Gesetz handeln, Muselmänner, so werden sie mit Geldstrafen oder einer gewissen Anzahl Hiebe auf die Fußsohlen bestraft, sind es Fremde, die sich mit Unkenntniß dieser Gebote entschuldigen können, so fällt die Strafe auf den Kaikschi oder Bootführer. Einem andern Boote, dunkel bemalt, das zuweilen auf dem goldenen Horn erscheint, weichen alle Kaik ängstlich aus und fliehen es, wie die kleinen Fische den gefräßigen Hai. Sogar der Osmanli, den selten etwas aus seiner Ruhe zu stören vermag, verläßt den Strand des Meeres, wo er seine Pfeife rauchte, und zieht sich zurück, sobald dieses Boot mit sieben Paar Rudern bemannt, dem Ufer nahe kommt. Ein alter, finsterer Türke mit langem Bart sitzt darin und späht aufmerksam umher. — Es ist der Bostandschi Baschi, General der Garden (Leibwachen). Er sorgt für die Sicherheit und Ruhe des Hafens, hat, wie der Janitscharen Aga, Gewalt über Leben und Tod und macht gewöhnlich kurzen Prozeß. Seine Kawaschen binden den Schuldigen und ertränken ihn ohne Weiteres im Meer.

Wollte man von der Schönheit und dem regen Leben des goldenen Horns mit der Feder einen anschaulichen Begriff geben, so würde man nicht fertig; denn der prächtige Hafen ist es hauptsächlich, der dem Anblick der ganzen Stadt einen so wunderbaren Reiz verleiht. Ungefähr in der Mitte seiner Länge ist er durch die neue schöne Brücke gesperrt, welche Achmed, der frühere Kapudan Pascha, im Jahr 1835 bauen ließ. Sie ist sechshundert siebenunddreißig Schritte lang und fünfundzwanzig breit. Statt wie unsere Schiffbrücken auf Pontons ruhend, wird sie durch

einen Wald der längsten und schönsten Mastbäume, die aufrecht stehend eingesenkt sind, getragen. Sie führt von Konstantinopel nach dem andern Ufer des Hafens, wo sich die Vorstädte Pera, Galata und Top-Chana erheben.

Von Scutary aus gesehen, liegen diese zur Rechten vor uns; ihre Häuser sind ebenso an den Hügeln hinangebaut, wie die Stambuls; doch bieten sie dem Auge einen weniger glänzenden Anblick, da sich über der dunklen Häusermasse — der Türke erlaubt nämlich dem Ungläubigen keinen bunten Anstrich derselben — fast gar keine schlanken Thürme erheben.

Pera ist bekanntlich das Frankenviertel, das gar keine Moscheen hat. In Galata, dessen sehr schmutzige und holperige Gassen sich bis zum Hafen hinabziehen, haben ebenfalls Franken, doch mehr noch Armenier, Juden und ärmere Türken ihr Werkstätten und Laden aufgeschlagen. Das einzige hervorragende Bauwerk in Galata ist der auf der Höhe thronende, massive Thurm, der Thurm von Galata genannt. Er wurde von den Genuesern im Jahr 1348 erbaut. Man hat hier eine der schönsten Aussichten über die Stadt und die sie umgebenden Meere. An Galata grenzend, dicht am Ufer des Hafens, liegt Top-Chana (Kanonen-Werkstatt). Schon Mohamed II. ließ eine christliche Kirche, die sich da befand, zur Stückgießerei umwandeln, und noch jetzt, wie schon der Name anzeigt, werden die groben Geschütze hier gegossen.

Einige Abwechslung in die schmutzige Einförmlichkeit der Häusermassen dieser drei Stadttheile bringt eine auf der Höhe von Pera liegende neue Kaserne, die mit ihrem weißen Anstrich freundlich hervortritt, sowie die vielen Cypressen des großen und kleinen türkischen Kirchhofs zu Pera, die man sonst nirgends in solcher Anzahl und Schönheit trifft. Der Engländer Walsh nimmt die Zahl der Seelen Stambuls zu fünfmalhunderttausend, die der Halbinsel Pera mit Galata und Top-Chana zu zweimalhundert-

tausend an, und die äußere Ansicht der Häusermassen widerspricht diesem Verhältniß nicht.

Neben Top-Chana, dicht am Ufer des Hafens, sieht man die Sommerwohnung des Sultans, ein langes, einstöckiges und sehr bunt bemaltes Gebäude, das, auf einer hellen mit Orangenbäumen besetzten Terrasse stehend, einen recht freundlichen Anblick gewährt; doch ist dieser Palast der Beherrscher der Gläubigen nur von Holz.

So lag Stambul in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns, und ich fühlte die Wahrheit der Worte Hammers, wenn er sagt: „Sie ist die Herrin zweier Erdtheile und zweier Meere, die geborene Beherrscherin Asiens und Europas, an beider Grenze auf sieben Bergen thronend. Von drei Seiten fluthenumgürtet, schaut sie von den sieben Gipfeln ihres Throns gegen Mittag auf die Propontis und den Ausfluß derselben, den fischreichen Hellespontos, gegen Osten auf den schlangengewundenen Bosporus und den als stürmisch übelberüchtigten Pontos hin.“ — Ja, es ist ein Gemälde, wie ich es nie gesehen, voll Lieblichkeit und Zauber. Und ganz zur Rechten ist das Bild begrenzt von der alten Veste Rumili Hissiari, deren Wälle und Thürme keck am Gestade des Bosporus hinaufklettern und mit ihrem grauen Gemäuer eine dunkle Einfassung des lustigen, glänzenden Bildes vorstellen. Links ist der Rahmen zerfließender und großartiger. Da beginnt fast zu den Füßen des neuen Serails das Meer von Marmora, das mit seinen blauen Fluthen am äußersten Ende einige kleine Eilande umspült, die Prinzeninseln.

Als ich Konstantinopel zum ersten Mal in seiner ganzen Ausdehnung sah, war im Hafen und an seinen Ufern außer dem gewöhnlichen Leben, das die hin- und herfahrenden Boote verursachen, außer dem Geschrei der zahllosen Möven, die so zahm sind, daß man sie beinahe mit den Händen greifen kann, ehe sie kreischend davonfliegen, ein außerordentlicher Lärm. Seiner Hoheit war wieder eine neue Prinzessin geboren worden und die Türken bemühten

sich, die Freude ihres Herzens durch zahlreiche Kanonensalven kundzugeben. Von sechs Seiten knallte es oft zugleich. Am neuen Serail standen zwei Batterien, ebenso an der Residenz des Sultans und die Artilleristen in Top-Chana suchten zwei türkische Fregatten zu überdonnern, die, in der Mitte des Hafens liegend, den meisten Lärm machten. Die ganze Wassermasse war in solchen Augenblicken mit Dampf bedeckt, der sich wie ein Nebel vor unser kleines Kaik lagerte. Als wir zurückfuhren, begrüßten wir noch den Leanderthurm, der einsam auf dem Felsen Damalis steht, eine Schildwache des goldenen Horus. Von ihm wurden in Kriegszeiten eiserne Ketten nach dem Thurme an der Spitze des neuen Serails gezogen, die den Paß zwischen dem Bosporus und der Propontis sperren sollten. Hätte ich damals, als ich die Schöne des ganzen Bildes in mein Herz aufgenommen, ebenfalls Ketten vor dasselbe ziehen können, die nichts hinausließen, so könnte ich Manches wiedergeben, was mir der Drang späterer Ereignisse entführt hat.

Gasthöfe und Kaffeehäuser.

Wer, wie wir, die wohl eingerichteten Donau-Dampfschiffe verläßt, um einen Ritt durch die Türkei zu machen, der, an sich schon ungefähr acht Tage dauernd, noch durch eine zehntägige Quarantaine unangenehm gemacht wurde, eine Quarantaine, worin es weder Betten, Tische, noch sonst irgend ein Möbel gab, wo wir unsern Pillau mit Hühnern selbst kochen und unsere schmutzige Wäsche eigenhändig waschen mußten, kann denken, daß wir mit größtem Verlangen einer Anstalt, Pension oder Gasthaus, wie man es nennen will, entgegensahen, die uns in Konstantinopel aufnehmen sollte und die, von einer liebenswürdigen Landsmännin geführt, gewiß Alles darbot, was zur Erquickung ermüdeter Reiter dient. Pera, das, wie schon gesagt, nur von Franken bewohnt wird, hat mehrere dergleichen Anstalten, unter denen uns die der Madame

Balbiani, einer Elsäßerin, als besonders gut und angenehm gepriesen worden war. Obgleich Hamsa, unser edler Tartar, die Genüsse der großen Caravanserei sehr lockend schilderte, brachte er uns doch bereitwillig durch die engen steilen Gassen Pera's nach einem kleinen freundlichaussehenden Hause, das, wenn es auch kein gemaltes Aushängeschild hatte, uns doch gleich mächtig anzog; denn beim Pferdegetrappel auf der Straße erschien die Besitzerin und bewillkommte uns herzlich in deutscher Sprache.

Unsere Pferde wurden abgepackt, Sättel und unsere Effekten in das Haus niedergelegt und Hamsa durch Auszahlung der ihm noch zukommenden Summe verabschiedet. Dem Tartaren liefen die Thränen in den Bart, als er uns einzeln die Hand drückte und dem Baron versicherte: er habe noch nie einen so freundlichen guten Herrn gehabt, wie ihn, und würde auch schwerlich wieder einen solchen begleiten.

Fast hätten wir noch einmal eine kleine Quarantaine oder wenigstens eine Beräucherung aushalten müssen. Da es bekannt war, daß sich die Pest bei Adrianopel gezeigt hatte, so konnten nur die heiligsten Versicherungen, daß wir dort Quarantaine gehalten, die Wirthin vermögen, uns sofort in ihre Zimmer treten zu lassen, ohne zuvor in einen großen Schrank zu kriechen, der vorne ein großes Loch hat, zu welchem man den Kopf herausstreckt, und am Boden eine Vorrichtung, wo Wachholder und anderes Räucherwerk einen gewaltigen Dampf hervorbringt, der von unten herauf alle Kleidungsstücke durchdringt. Diese Pension ist ziemlich auf dem Fuß europäischer Gasthöfe eingerichtet, hat einen Speisesaal und Zimmer mit einem oder zwei Betten, die alle mit Vorhängen von feiner Gaze versehen sind, um während der heißen Jahreszeit die dem Schläfer sehr lästigen Insekten abzuhalten. Die übrige Einrichtung ist halb türkisch, halb fränkisch. Auf dem Boden liegen Teppiche, und nirgends fehlt der breite Divan an der Seite, wo die Fenster sind.

Die größte Unbequemlichkeit in der kältern Jahreszeit ist der Mangel an Oefen, deren man bei der schlechten Bauart der Häuser, Feuersbrünste fürchtend, so wenige wie möglich aufstellt, und das sehr verkehrter Weise; denn das Surrogat dafür, das Mangahl, ein kupfernes Gefäß, in Form einer großen Vase, das mit glühenden Kohlen angefüllt und im Zimmer aufgestellt wird, kann bei der geringsten Nachläßigkeit viel eher ein Haus anzünden, als ein verschlossener Ofen, besonders bei den Orientalen, denen der Mangahl schon deßhalb fast unentbehrlich ist, da sie nur hineinzulangen brauchen, um ihre Pfeifen anzuzünden. Fast jede Woche brennen einige Häuser ab, was auch während unseres Aufenthaltes der Fall war; aber bei der gränzeulosen Nachläßigkeit, womit der Türke die noch heiße Kohle von der Pfeife auf die Strohmatte wirft, ohne sich ferner darum zu bekümmern, erscheint dies noch sehr wenig.

In Pera gibt es drei solcher Pensionen, von denen die der Madame Balbiani die vorzüglichste ist, weßhalb man selten bei ihr Platz findet. Auch unsere Gesellschaft, aus vier Personen bestehend, — unser englischer Freund R. hatte uns nämlich verlassen, um eine Privatwohnung bei der englischen Gesandtschaft zu beziehen — konnte im Hause selbst nicht ganz untergebracht werden, sondern zwei mußten sich entschließen, ein von der Madame Balbiani gemiethetes Zimmer in einem Nebenhause zu beziehen.

Die Preise in diesen Gasthöfen sind nicht außerordentlich hoch. Man bezahlt täglich für ein Zimmer mit Kaffee, Frühstück und Mittagessen gegen vierzig Piaster, was an vier Gulden Conventionsmünze macht. Eine andere dieser Pensionen, deren Besitzerin eine Französin ist, hat einen Tanzsaal, worin sich zuweilen die Bevölkerung Pera's vergnügt, sowie ein kleines Theater, in dem damals eine französische Schauspielergesellschaft kleine Lustspiele und Vaudevilles gab.

Die übrigen Restaurations-Anstalten Pera's haben für den Reisenden kein weiteres Interesse und nichts Originelles. Es gibt

ein griechisches, ein italienisches und ein französisches Kaffeehaus, in welchem man ein oder zwei sehr alte Exemplare unbedeutender Journale findet. Diese Café's sind mit Tischen und Stühlen versehen, kurz, so gut es sich thun läßt, wie die unsrigen eingerichtet. Wir besuchten sie höchst selten, da man nicht immer gewiß ist, welche Gesellschaften man dort antrifft, und auch weil man dort nur Sachen bekommt, die man viel besser zu Hause hat; französischen Liqueur in kleinen Gläsern und Kaffee und Thee in großen Tassen.

Ueberhaupt haben alle Café's in Pera, Galata und Top-Chana durch den häufigen Besuch der Franken fast ihre ganze Originalität verloren; sie vereinigen auf die wunderlichste Art den Orient und den Occident.

Um sich die Genüsse eines ächt türkischen Kaffeehauses zu verschaffen, muß man über den Hafen setzen. Nicht immer war der Kaffee und der Taback bei den Orientalen so allgemein verbreitet und beliebt, wie jetzt. Es gab eine Zeit, wo die Tavernen, in denen Wein geschenkt wurde, geduldet und häufig besucht, dagegen Kaffeehäuser und Tabagien geschlossen und strenge verboten waren. Doch da der Buchstabe des mohamedanischen Gesetzes den Genuß des Weins strenge verbietet, ein Verbot, das keine weltliche Obrigkeit aufzuheben im Stande ist, so ist in diesem Punkte der Koran wieder in seine Rechte eingetreten, der Wein verdrängt worden und der Genuß des Kaffee's und Tabacks verbreitete sich reißend und allgemein, ja, ist jetzt das unentbehrlichste Bedürfniß geworden.

Schon ein älterer türkischer Dichter singt von ihnen:

„Schwarz, doch lieblich ist der Kaffee, wie das Mädchen, das braune;
Das bei Tage erheitert den Sinn, und den Schlaf bei der Nacht raubt,
Und der Taback ist ein sicheres Beschwörungsmittel dem Manne,
Der mit den Wolken des Rauchs die Wolken der Sorgen hinwegbläst."

Wie man sich von den meisten Sachen, die uns sehr fern liegen und öfters besprochen werden, einen viel glänzenderen Begriff macht, sie viel herrlicher ausmalt, als sie in der Wirklichkeit sind, so ist es uns besonders mit den Kaffeehäusern ergangen. Die Ansichten, die man uns von diesen Lokalen gibt, in letzterer Zeit besonders die Werke mit Stahlstichen, die Alles so fein und sauber erscheinen lassen, überreden uns, ein türkisches Kaffeehaus sei meistens eine Halle, von Säulen getragen, alle Wände mit schönem bunt gemaltem Schnitzwerk bedeckt, und die größte Reinlichkeit gehe daselbst mit der Zierlichkeit der Ausstattung Hand in Hand.

Und doch ist nichts von allem dem wahr. Wir haben fast alle Kaffeehäuser Stambuls durchsucht und hofften endlich einmal auf eins zu stoßen, wie man es uns beschreibt und zeichnet. Aber vergebens; wohl gab uns unser Führer mit Mienen und Worten zu verstehen, jetzt wären wir zu einem gelangt, das der Inbegriff alles Schönen sei. Wir traten ein und befanden uns in einer gewölbten Halle, an deren Wänden man gewisse Linien und Schattirungen bei näherer Betrachtung für Bildhauerarbeit erkannte, die einstens sehr schön gewesen sein mochten, jetzt aber durch Zeit und Schmutz ganz verwittert waren. Längs den Wänden befinden sich Divans oder vielmehr hölzerne Erhöhungen ohne Kissen, nur mit einer Strohmatte bedeckt, auf denen die Gäste mit untergeschlagenen Beinen in gedankenlosem Hinstarren sitzen und aus den Tschibuk oder Nargileh große Rauchwolken vor sich hinblasen. In einer Ecke ist unter einem Kamin mit spitzem Dach ein kleiner Herd angebracht, auf dem der Kaffeetschi den Kaffee zubereitet. Nachdem man sich den reinlichsten Platz ausgesucht, verlangt man einige Tassen Kaffee, sowie die Pfeife, und nach vielem Rufen erheben sich ein paar Negerbuben, die sich auf dem Boden herumraufen, fahren in ihre bereitstehenden großen Pantoffeln und rutschen vom Kaffeetschi (Kaffeewirth) zum Gast, um ihn zu bedienen.

Hiebei ist nun noch als eigenthümlich zu bemerken, daß, ob-

gleich man im Orient kleine Kaffeemühlen findet, welche die Form eines Cylinders haben und in den Gürtel gesteckt werden können, doch die meisten großen Städte eine allgemeine Kaffeestampfe (Tachmisshane) haben. Hammer sagt hierüber: die Anstalt der Tachmis ist eine, den morgenländischen Städten ganz eigene. Es wird darin der für den Bedarf der ganzen Stadt nöthige Kaffee gestampft und gesiebt. Das Sieben — tachmis heißt wörtlich: das Fünftel ausziehen und ist hiervon wohl das französische Wort tamis — Sieb — herzuleiten. Eine solche Kaffee-Stampf- und Sieb-Anstalt befindet sich in Konstantinopel in der Nähe der Moschee Sultan Mahomed IV. Die hiebei verwendeten Leute sind Armenier, denen die geistige Atmosphäre des Kaffeedunstes, in der sie beständig leben, ein aufgewecktes geistreiches Ansehen gibt, das mit den schwerfälligen geistlosen Grundzügen der armenischen Gesichtsbildung in sonderbarem Widerspruche steht.

Meistens trinkt der Orientale seinen Kaffee ohne Zucker und in den Café's muß man ihn besonders verlangen. Das Getränk an sich ist sehr stark und übt auch auf uns die Kraft, die ihm der Orientale zuschreibt. Es macht aufgeweckt, lustig und der Türke sagt: es mache nüchtern, weßhalb er es, nachdem er sich durch Opium und Taback berauscht, zum Niederschlagen genießt.

Die gewöhnliche Pfeife in den Café's, die man dem Gast, ohne daß er sie fordert, hinstellt, ist das Nargileh, die Wasserpfeife, mit langem Schlauche. Es besteht aus einer Flasche, in der sich Wasser befindet; auf dem Halse sitzt der kupferne Pfeifenkopf, der entweder mit Meerschaum ausgefüttert oder so weit ist, daß man einen andern von Ziegelerde, der unten das Zugloch hat, hinein stecken kann. Von diesem kupfernen Aufsatz oder Kopf geht eine gerade Röhre nach unten, die in einer hohlen durchlöcherten Kugel endigt, welche bis unter das Wasser reicht. Eine andere Röhre am Aufsatz führt ebenfalls mit einem Ende in die Flasche, jedoch so, daß ihre Oeffnung mehrere Zoll über dem Wasserspiegel bleibt, und biegt

sich mit dem andern Ende, das sich erweitert, nach außen, wo dann das lange gewundene Rohr hineingesteckt wird.

Der Taback, der zu diesen Pfeifen geraucht wird, ist vom gewöhnlichen Rauchtaback verschieden und heißt deßhalb ausschließlich Nargileh-Taback. Es sind große, hellgelbe Blätter, die an der Sonne so stark getrocknet werden, daß man sie mit den Händen zu einem Pulver zerreiben kann. Dies wird dann mit Wasser zu einem Brei gemacht, den man mehrmals ausdrückt und wieder begießt, um den Schmutz und Staub fort zu schwemmen. Den Teig, den man auf diese Art erhält, stopft man in den Kopf, legt eine glühende Kohle auf und beginnt die Arbeit des Rauchens, bei dieser Pfeife eine wirkliche Arbeit; denn es gehört eine gute Lunge und viel Geduld dazu, um den Taback durch lange Züge in Brand zu bringen, daher auch der vornehme Türke dies Geschäft seinem Sklaven überläßt. In den Café's besorgt das Anrauchen der Pfeifen auf Verlangen der Wirth oder die aufwartenden Buben. Der Tschibuk oder die lange Pfeife wird hier seltener geraucht, ist aber auch zu haben.

Ein anderes Attribut der türkischen Kaffeehäuser, von dem man uns so viel erzählt, sind die Springbrunnen, die man in den meisten antreffen soll, und die, wenn sie wirklich noch da wären, mit ihrem einfachen, aber melodischen Geplätscher eine gute Folie abgäben, auf der die Träume und Gedanken des ruhig dasitzenden Kaffeetrinkers recht lebendig hervortreten könnten. Wie man aber in der Türkei so viele zerbrochene Denkmale findet, die einst schön und herrlich waren, so ist es auch mit den Springbrunnen.

Ich gestehe, fast in jeder, auch der ärmlichsten Kaffeestube erhebt sich in der Mitte des mit Schmutz bedeckten Bodens, der hie und da, wo zufällig Wasser hinfällt, bunte, schön gefügte Marmorsteine sehen läßt, ein zierliches, aus Stein gehauenes Bassin, das oft mit den herrlichsten Sculpturen bedeckt ist. Aber die Röhre, aus denen früher der Wasserstrahl gegen die Decke stieg, ist zerbrochen

oder verstopft, das Bassin ist leer und dient zum Behältniß für zerbrochene Tassen und Tabacksasche.

Das Einzige, was vielleicht von früher diesen Häusern geblieben ist und den Fremden interessirt, ist das rege Leben, das hier beständig herrscht; ich sage Leben, insofern man das Gehen und Kommen der Gäste so nennen kann; denn von Plaudern und Lachen ist keine Rede. Der Orientale tritt ein, wirft seine Blicke ruhig umher, bis er einen Platz gefunden, der ihm behagt, setzt sich dann mit untergeschlagenen Beinen, gibt dem Kaffeetschi einen Wink und nimmt Kaffee und Pfeife, ohne ein Wort zu sprechen. Findet er zufällig Bekannte auf derselben Bank, so grüßt er sie durch Auflegen der Hände an die Brust und Stirn, ohne sich weiter um sie zu kümmern.

Da der Türke, der es bestreiten kann, fast stündlich seinen Kaffee trinkt, und es dem Aermeren erlaubt ist, am Feuer des Wirthes mit seinem eigenen Geschirr den mitgebrachten Kaffee zu kochen, so sind die Kaffeehäuser stets mit einer bunten Menge befüllt, die um so größer ist, da der Orientale zum Sitzen nur einen sehr kleinen Platz braucht. Die Gäste, die zuletzt kommen und auf den Bänken keinen Platz mehr finden, lehnen sich an die Thüre, und sie waren es, die uns die meiste Unterhaltung gewährten. Wenn sie auch noch so dicht beisammen standen, so sprach selten Einer mit dem Andern, und da sie, ruhig vor sich hinsehend, fast keine Bewegung machten, so konnte man sie eher für Wachsfiguren, als für Menschen halten.

Ein anderer Genuß, den sich die Türken in den Kaffeehäusern verschaffen, ist das ruhige Anhören der Balladen und Gedichte, welche ihnen die Meddah (Lobredner und Declamatoren) der Kaffeehäuser zum Besten geben. Der Maddah sitzt in einer Ecke und trägt meistens in sehr unangenehmem näselnden Tone Erzählungen aus tausend und eine Nacht vor, oder aus den Rittergeschichten

Antar's oder Dulhalma's. Bald erzählt er von den Zügen Alexanders, bald preist er Sid-al-battal, den Kampfhelden.

Oft sind diese Meddah vom Kaffeetschi gemiethet und müssen vom Morgen bis in die Nacht, es mögen viel oder wenig Gäste da sein, ihre Geschichten ableiern, und es ist gewiß merkwürdig, daß der Türke, wenn er von seinen Geschäften ausruhen will, vorzugsweise die Kaffeehäuser besucht, wo sich die Meddah aufhalten, um zu seinem Kaffee irgend eine Erzählung anzuhören, von der er das Ende nicht erwarten kann, welches sofort ein Anderer, der nach ihm kommt, ebenso begierig vernimmt, ohne den Anfang gehört zu haben. An manchen Orten warten aber die Erzähler, bis sich mehrere Gäste versammelt haben. Besonders lebhaft sind diese Unterhaltungen in den Nächten des Ramasan, wo eine Violine, wohl auch eine Flöte die Erzählungen begleitet und zu einem Melodrama macht.

In Konstantinopel, sowie auch in Pera, Galata und den andern Vorstädten, gibt es eine Unzahl Kaffeehäuser der beschriebenen Art. Dazu kommen noch die für das ärmere Volk, welche in einem Winkel der Straße etablirt sind. Hier hat der Kaffeetschi einige Steine zusammengetragen, zwischen denen er sein Feuer anmacht und das er durch einen ausgebreiteten Teppich gegen den Wind schützt. Große Steine oder kleine Stühlchen aus Palmenholz dienen den Gästen zum Sitzen. Auch hier fehlt der Meddah nicht, besonders an schönen Abenden, wo ihn die Handwerker und Taglöhner nach beendigtem Tagwerk in dichten Gruppen umstehen und aufmerksam seinen Worten lauschen. Die größten und schönsten Café's sind in der Nähe der großen Moscheen, besonders der Suleimanje, und hier ist auch der Sammelplatz der Teriaki oder Opiumesser, die jedoch hauptsächlich Abends ihr Wesen treiben. Wir hatten in den Nächten des Ramasan mehrere Male Gelegenheit, sie zu beobachten.

Aehnlichkeit mit den Kaffeehäusern haben die Laden der Sorbet-

oder Scherbetbereiter, deren Fabrikat kein berauschendes Getränk ist, sondern Gelée von Früchten, in eiskaltem Wasser aufgelöst. Ihre Gewölbe, in welchen weniger geraucht wird, haben ein viel hübscheres, gefälligeres Aussehen als die Kaffeehäuser. Die mannigfaltigsten Gläser mit Gelêen und Confituren sind an den Wänden in bunt bemalten Fächern aufgestellt, der Boden meist mit Matten belegt, und wenn man auch wirkliche Springbrunnen nur in einigen der größten findet, so ist doch in den meisten irgendwo an der Wand ein Fäßchen mit frischem eiskaltem Wasser angebracht, das man nach Belieben in die dabei stehenden Krystallgläser füllen und genießen kann. Viele dieser Sorbethändler haben nur einen kleinen Laden, in dem kaum ihre Waaren Platz finden, weßhalb sie zum Aufenthalt der Gäste vor dem Hause eine Laube von bunt angestrichenen Latten aufführen, über welches sie Reben und anderes Schlinggewächse ziehen. Ist es möglich, so lehnen sie eine solche Laube mit einer Ecke an einen der vielen öffentlichen Brunnen und haben so auf öffentliche Kosten eine eigene Fontaine. Dieses Verfahren ist freilich etwas egoistisch; aber die Stambuler Polizei findet es unter ihrer Würde, sich um dergleichen Kleinigkeiten zu bekümmern.

Wenn wir den Tag über in den Gassen Konstantinopels herumgelaufen waren und uns Abends, vom vielen Sehen ermüdet, auf den Weg nach Pera machten, so zogen uns nicht selten die kleinen Lichtchen, welche die Sorbetbereiter in ihren Lauben aufstellen, durch ihr heimliches, freundliches Glitzern zwischen dem grünen Gesträuche von der schmutzigen Gasse in das meist reinliche Lokal, und wir beschloßen unser Tagewerk mit einem Glas Sorbet.

Dem Wirth und den Gästen schien unsere Ankunft immer eine große Ehre zu sein. Ersterer bemühte sich, uns auf's Schnellste und Beste zu bedienen, und die Andern rückten uns näher, boten uns ihre Pfeifen an und richteten eine unendliche Menge Fragen an uns, von denen wir freilich keine einzige beantworten konnten.

Durch unsere Forschung nach den gepriesenen Schönheiten der türkischen Kaffeehäuser dauerte es nur wenige Tage, und wir hatten gleich den Eingebornen die Gewohnheit des vielen Kaffeetrinkens angenommen und machten bei unsern Touren durch Konstantinopel öfters Halt, um in ein Café zu treten, das uns gerade im Wege lag.

Außerdem besuchten wir einige, die uns durch ihre Gäste interessant waren. So fanden wir am Seraskierplatz nicht selten die höchsten Würdenträger des Reiches, unter Andern Reschid Pascha und Rifad Bei. Bei den Bazars ergötzten wir uns an der Gravität, mit der die Kaufleute, den langen Bart streichend, ein- und ausgingen. Ein anderes Café war fast nur mit Arnauten angefüllt, an deren unangenehmen, trotzigen Physiognomien, kräftigen Gestalten und schönem Costüme unser Maler seine Studien machte, und so oft wir in die Gegend der Suleimanje kamen, traten wir in eines der Kaffeehäuser dort, dessen Wirth, ein kleines Männchen, mit ungeheurem Turban und Pantoffeln, die für einen Riesen groß genug gewesen wären, jedesmal durch groteske Sprünge seine Freude an den Tag legte, uns wieder zu sehen. Er trieb es so arg, daß er seine gewöhnlichen Gäste veranlaßte, uns ihre Plätze einzuräumen, was diese auch meist gutwillig thaten, worauf er uns eigenhändig bediente, den Kaffee sehr süß machte und uns die Nargileh's mit den längsten Schläuchen aussuchte.

Straßen und Hunde.

Wie sich Konstantinopel mit seinen glänzenden Moscheen und stattlichen Palästen als die schönste der türkischen Städte zeigte, so ist auch die Hauptstadt des Reichs die erste in Betreff des Schmutzes, der die Straßen fast aller türkischen Städte bedeckt. So glänzend sie von außen anzusehen sind, und so sehr sie den Blick des Reisenden locken, daß er sich beeilt, baldmöglichst unter jene Hallen und unter die Schatten der grünen Baumgruppen zu gelangen, die

malerisch zwischen den Gebäuden hervorsehen, um so mehr bedauert er, sobald er in der Stadt angelangt ist, sich nicht mit dem bloßen Anblick derselben begnügt zu haben. Uns erging es wenigstens mehrere Male so, z. B. in Schumla, Adrianopel, welche, besonders die erstere Stadt, so ungemein lieblich am Fuße des Balkans gelagert ist, und von Weitem so rein nnd freundlich aussieht, und in deren Straßen unsere armen Pferde fast bis über die Kniee im Morast versanken.

Da wir bei unserem Ritt durch die Türkei, wie schon oft bemerkt, so unendlich großartigen Schmutz gesehen hatten, so überraschten uns in dieser Hinsicht die nicht reinlichern Straßen der Hauptstadt nur, weil manche Reisebeschreiber dieselbe als reinlich, schön und angenehm darstellen.

Fast alle Gassen Stambuls — Straßen kann man sie nicht nennen — sind sehr enge und zu beiden Seiten mit hohen Häusern eingefaßt, eigentlich die meisten nur mit Mauern, da nach türkischer Sitte das Wohnhaus mit dem hintern Theile, wo keine Fenster sind, die Straße berührt, der, wenn auch hie und da ein Fenster, dasselbe doch immer stark vergittert hat, eine melancholische Verschleierung. Obgleich die meisten dieser Gassen ehemals mit Steinen gepflastert waren., so sind dieselben durch den starken Verkehr in der Mitte ganz zusammengetreten, und bilden bei nur etwas feuchter Witterung einen einzigen Kothbach, der sich fast durch die ganze Stadt zieht. Zu beiden Seiten der Gasse, wo der Strom der Menschen und Thiere nicht so verderbend hinfließt, blieben hie und da Pflastersteine stehen, die jetzt eine Art Trottoir bilden, das jedoch nur für den zu passiren ist, der es versteht, von einem der glatten Steine auf den andern zu springen, ohne sich durch die Aussicht in den unendlichen Koth irre machen zu lassen.

Die Gassen, von denen ich eben sprach, an welche sich die Rücken der türkischen Wohnhäuser lehnen, sind, wenn auch hiedurch die finstersten, doch nicht die schmutzigsten der Stadt, da in ihnen

nicht der starke Verkehr herrscht, wie in andern Stadtvierteln, wo sich die unendliche Menge der größeren und kleineren Bazars befindet.

Diese liegen meistens auf der Hafenseite. Sie fangen schon bei den Landungs- und Ladeplätzen an, und von da bis zu den Thoren der Stadt sieht man die Händler, eine Gasse bildend, in zwei Reihen aufgestellt. Das ganze Waarenmagazin dieser Leute besteht aus einem Tische, auf dem sie ihre Produkte: Früchte, Brod, Confituren rc. aufgestellt haben. Andere bieten ihre Waaren in großen Körben aus. Es sind die Anfäuge des Bazars.

Innerhalb der Thore der Stadt sind in allen Häusern zu beiden Seiten offene Buden, in denen, wie es im Orient Sitte ist, nicht nur fertige Waaren verkauft werden, sondern auch Handwerker aller Art vor den Augen der Vorübergehenden sitzen und ihr Geschäft treiben. Schon in kleineren Städten halten sich die verschiedenen Arten der Handwerker so viel wie möglich zusammen. Auf eine Reihe Schuhmacher folgt eine Reihe Tischler oder Waffenschmiede u. s. f. Einzeln liegen fast nur die Apotheken und die kleinen Schulen.

Andere Gassen der großen Stadt führen ihren Namen, die jedoch nicht wie bei uns an den Ecken angeschlagen sind, meistens von Palästen und eigenthümlichen Gebäuden, die in denselben liegen, oder von Thoren und Thürmen, zu welchen sie führen. So gibt es eine Gasse des Mehlmagazins, des weißen Palastes, des süßen Brunnens, des Kanonenthors, sogar eine des verschlossenen Backofens, ferner die Gasse Ali Pascha, des Doktorsohns. Wirklich sonderbare Namen findet man in deu Vorstädten; so heißt eine in Pera: die Halsabschneidergasse; neben ihr liegt die Welteroberergasse und in Top-Chana ist die Gasse: „Frag' nicht, geh' hinein!"

Unzertrennlich von den Gassen Konstantinopels ist der Gedanke an ihre permanenten Bewohner, die herrenlosen Hunde, die man in zahlloser Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man sich von Dingen, von denen man oft liest, eine große Idee, nnd findet

sich getäuscht. Nicht so bei diesen Hunden. Obgleich alle Reisenden darüber einig sind, sie als eine Plage der Menschen darzustellen, so sind doch die meisten bei der Beschreibung dieses Unwesens zu gelinde verfahren.

Diese Thiere sind von einer ganz eigenen Race; sie kommen in der äußern Gestalt wohl am nächsten unsern Schäferhunden, doch haben sie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von schmutzig gelber Farbe. Wenn sie faul und träge umherschleichen oder in der Sonne liegen, muß man gestehen, daß kein Thier frecher, ich möchte sagen, pöbelhafter aussieht. Alle Gassen, alle Plätze sind mit ihnen bedeckt; sie stehen entweder an den Häusern gereiht und warten auf einen Bissen, der ihnen zufällig hingeworfen wird, oder sie liegen mitten in der Straße, und der Türke, der sich äußerst in Acht nimmt, einem lebenden Geschöpfe etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie gesehen, daß ein Muselmann eins dieser Thiere getreten oder geschlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus seinem Laden die Ueberreste seiner Mahlzeit zu. Nur die türkischen Kaikschi und die Matrosen der Marine haben nicht die Pietät, weßhalb mancher Hund im goldenen Horn sein Leben endet.

Jede Gasse hat ihre eigenen Hunde, die sie nicht verlassen, wie in unsern großen Städten die Bettler ihre gewissen Standorte haben, und wehe dem Hund, der es wagt, ein fremdes Revier zu besuchen. Oft habe ich gesehen, wie über einen solchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er sich nicht durch schleunige Flucht zu retten, förmlich zerrissen. Ich möchte sie mit den Straßenjungen in civilisirten Ländern vergleichen; wie diese wissen sie ganz gut den Fremden vom Einheimischen zu unterscheiden; denn wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, so folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbeikamen, und verließen uns erst wieder, wenn wir in eine andere Gasse traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde.

So ruhig bei Tag diese Ablösung, nur von einigem Zähneblöcken begleitet, vor sich geht, so gefährlich werden zuweilen die Hunde dem einzelnen Franken, der sich bei der Nacht in den Gassen Stambuls verirrt, besonders wenn er keine Laterne trägt. Wir haben oftmals gehört, daß ein solcher, den die Bestien förmlich anfielen, nur durch Muselmänner gerettet wurde, die sein Hülferuf herbeizog; und obgleich wir stets in ziemlicher Gesellschaft und Abends nie ohne Laterne ausgingen, hatten wir es doch oft nur unsern guten Stöcken zu danken, mit denen wir kräftig drein schlugen, daß wir nicht mit zerrissenen Kleidern heimkamen.

Sultan Mahmud ließ vor mehreren Jahren einige Tausend dieser Hunde auf einen bei den Prinzeninseln liegenden kahlen Fels bringen, wo sie einander auffraßen. Diese Verminderung hat aber nichts genützt; denn die Fruchtbarkeit dieser Geschöpfe ist großartig; fast bei jedem Schritt findet man auf der Straße runde Löcher in den Koth gemacht, worin eine kleine Hundefamilie liegt, die hungernd den Zeitpunkt erwartet, wo sie selbstständig wird, um gleich ihren Vorfahren die Gassen Konstantinopels unangenehm und unsicher zu machen.

Oeffentliches Leben.

Um von Pera nach Konstantinopel zu gelangen, ein Weg, den der Reisende, welcher die Hauptstadt kennen lernen will, fast täglich macht, steigt man entweder durch den großen Kirchhof Pera's auf einer breiten, nicht zu steilen Straße zur großen Brücke hinab, die über das goldene Horn führt, und kommt dann in den nördlichen Theil der Stadt. Will man in den südlichen, wo die meisten Moscheen, großen Bazars, überhaupt die merkwürdigsten Gebäude Stambuls sich befinden, geht man über den kleinen Kirchhof durch die Gassen Galata's an den Landungsplatz des Kaiks in Top-Chana, um sich auf den kleinen Booten übersetzen zu lassen. Dieser Weg

ist, obgleich der beschwerlichste, auch zugleich durch seine große Frequenz der interessanteste. Die Gassen, die von der Höhe Pera's zum Hafen hinabführen, sind ungemein steil, dabei sehr enge und mit einem furchtbar schlechten Pflaster versehen, das, besonders zu der Zeit, wo wir uns gerade da befanden, vom Nebel und dem häufigen Regen stets glatt und schlüpfrig und dadurch nicht ohne Gefahr war.

Obendrein herrscht in diesen Gassen ein merkwürdiges Gewühl von Geschäftsleuten aller Art. Die kleineren Boutiken sind oft weit in die Straße hineingebaut und versperren den Weg noch mehr. Vom frühesten Morgen laufen Verkäufer, die ihr ganzes Waarenmagazin in einem großen Korb auf dem Rücken tragen, hin und her und überbieten sich im lärmenden Anpreisen ihrer Waaren. Dies sind jedoch nur meist Dinge des täglichen Lebensbedürfnisses: Eier (Gumurta, dessen letzte Sylbe der Ausrufer so lange aushält, als sein Athem reicht), Brod (Jäkmäk, ein Wort, das die Verkäufer gellend herausstoßen) und dergleichen.

Eine andere Menschenklasse, die man beständig auf den Straßen sieht, sind die Wasserträger, die entweder das frische Wasser, welches sie aus den Brunnen bei Top-Chana schöpfen, in großen ledernen Schläuchen auf dem Rücken tragen, oder einen beladenen Esel, auch ein Pferd, vor sich hertreiben.

Da keine Wagen durch die Gassen Pera's fahren können, so wird alle Ladung der Schiffe, die bei Top-Chana landen, durch Packträger in die Magazine geschafft, und bei dem steilen schlechten Weg ist es erstaunlich, welche ungeheure Lasten diese Menschen zu tragen im Stande sind. Sie haben an zwei Riemen von der Schulter auf den Rücken hinab ein gepolstertes Kissen hängen, gegen welches sie die Last stützen; sie beugen ihren Oberleib ganz nach vorn, wodurch ihr Rücken eine breite, fast horizontale Fläche bildet, worauf zwei Andere oft einen so unverhältnißmäßig großen

Ballen heben, daß er dem Träger weit über den Kopf hinausreicht und hinten von dem erwähnten Kissen gehalten wird.

Andere vereinigen sich zu vier oder sechs, von denen immer zwei und zwei eine große Stange tragen, so daß oft ein einzelner Ballen an drei oder vier solcher Stangen hält, den sie dann dicht hinter einander, in gleichem Schritt vorwärtsgehend, an den Lagerplatz bringen.

Zwischen diesen Leuten, die zur beständigen Staffage der Straßen Pera's gehören, wandeln Türken, Armenier und Franken, ihren Geschäften nachgehend. Fast an jeder Ecke sitzen türkische Bettler, meistens alte Weiber, und strecken den Vorübergehenden ihre Hände entgegen, halten ihn auch nicht selten am Kleide fest. Auch trifft man hie und da den Matrosen irgend eines türkischen Schiffes, der in einem schmutzigen Korbe Austern feil bietet.

In Pera werden viele Läden, ganz wie die türkischen an den Straßen gelegen und offen, von Franken gehalten, hauptsächlich Schneider, Schuster, Hutmacher; doch ist mit diesen Leuten nicht gut verkehren, denn sie machen besonders den Landsleuten sehr oft unverschämte Preise.

Weiter unten in Galata und Top-Chana nehmen die Buden einen andern Charakter an, der sich sogleich der Nase des Herumwandelnden bemerkbar macht. Hier sind Fische und alle Arten von Seethieren zum Verkauf ausgestellt. Nur ein kleiner Platz bei der Moschee Abdul Medschids, wo früher die aus Persien nach Konstantinopel gekommenen Fayencefabriken waren, führt einen andern Artikel; hier werden vergoldete und rothe Pfeifenköpfe in ungeheurer Masse fabricirt und zum Verkauf ausgestellt.

Ehe wir uns von Top-Chana nach Konstantinopel übersetzen ließen, traten wir gewöhnlich in ein türkisches Kaffeehaus, das am Ufer des goldenen Horns liegt, und setzten uns unter eine Laube vor der Thür, wo wir eine herrliche Aussicht auf den Hafen selbst, auf Stambul und das Marmormeer hatten. Hier genossen wir eine Tasse

Kaffee, beiläufig im Preise von sechs Para, und eine Wasserpfeife, für die wir das Doppelte bezahlten, was dann eine Summe von etwa drei Kreuzern ausmachte. Die Ueberfahrt nach der Hauptstadt kostet gewöhnlich einen halben Piaster, drei Kreuzer.

So angenehm und rasch man hinüberkommt, so unangenehm und langsam geht das Einschiffen von Statten. Wie ich schon früher sagte, muß man, um das Umschlagen zu verhüten, langsam und vorsichtig in die kleinen Boote steigen. Die meiste Zeit jedoch geht darauf, bis man einen Bootführer hat, nicht weil ihrer zu wenige, sondern weil zu viele da sind, die sich den Rang streitig machen. Sobald wir uns am Ufer sehen ließen, schossen die Kaiks von allen Seiten herbei in gedrängten Schaaren, wie die Karpfen in einem Teich, wenn man Brod hineinwirft. Der zeigt schreiend auf den hübschen Anstrich seines Boots, jener auf die sauber aussehenden Teppiche, womit es inwendig belegt ist; ein dritter führt mit seinem Ruder einen kräftigen Schlag in die Luft, um zu zeigen, daß er der Mann sei, der es mit Kraft zu führen wisse und weist spottend auf jenen alten Graukopf neben sich, der ruhig dasitzt und nur seine Hände einigemal auf und zumacht, um die große Zahl der Jahre anzuzeigen, welche er schon als Kaikschi diene. Hat man endlich ein sauber aussehendes Boot gefunden und will mit einem Fuße ruhig hineintreten, so kommt nicht selten ein Anderer, der diesen Zeitpunkt abpaßt, drängt mit seinem Boot das erstere fort und erschnappt so im wahren Sinne des Worts seine Beute, ein Auftritt, der nicht selten zu Prügeleien Veranlassung gibt.

Ist man endlich glücklich in das Kaik gelangt, so dauert es wenige Minuten und das pfeilschnell dahin schießende Boot hat das andere Ufer erreicht. Hier sind gleich wieder eine Masse Hände beschäftigt, die besonders dem Fremden, den man gleich erkennt, aus dem Boote helfen wollen, um einen geringen Bakschis (Trinkgeld) davonzutragen. Doch gefällig und freundlich, wie der Türke im

Allgemeinen ist, reichten uns auch nicht selten Offiziere und andere gut gekleidete Leute die Hand zum Aussteigen.

Wir gingen gewöhnlich durch das Holzthor, Adun Kapussi, weil es uns am nächsten lag, und dann, weil erst vor wenigen Tagen dort eine Reihe Häuser niedergebrannt war, und wir von Tag zu Tag bewunderten, wie schnell die Leute mit dem Aufbau der neuen fertig wurden.

In der Nähe des Thors liegt das Mehl- und Holzmagazin, und vielleicht ist es der Anhäufung dieser brennenden Stoffe zuzuschreiben, daß von jeher die größten Feuerbrünste in diesem Revier gewüthet haben. Im Jahre 1682 unserer Zeitrechnung, sowie 1693 brannten hier mehrere hundert Häuser ab. Das letzte Unglück dieser Art vor wenigen Tagen hatte nur vierzig oder fünfzig Häuser zerstört, deren Einwohner unter großen grünen Zelten, die ihnen das Militärgouvernement gegeben, bivouakirten. Hier setzten sie auch ihre Arbeiten unverdrossen fort, Schuster und Schneider arbeiteten wie in ihren Boutiken, die Kaffeetschi und Sorbetbereiter hatten nach wie vor ihre Gäste, die sie auch im Unglück nicht verließen und unter dem Zelte auf einem halb verbrannten Balken sitzend recht gemüthlich ihre Pfeifen rauchten.

Von der Brandstätte wandten wir uns rechts gegen die Hügel zu, auf welchen der alte und neue Besestane liegt, durch Gassen voll Boutiken und Handwerkstätten. Diese sind, wie die Häuser selbst, fast nur aus Holz gebaut, liegen ungefähr drei Fuß höher als die Gasse und bilden eine nach vorne geöffnete Halle, auf deren Boden die verschiedenen Waaren ausgestellt sind. Der Eigenthümer sitzt entweder hinter den Körben mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Teppich, oder, da oft ein Kaufmann zwei bis drei Laden hat, steht er davor und geht hin und her. Da er so auf die einzelnen Sachen nicht genau Acht geben kann, sollte man glauben, er müsse oft bestohlen werden; dieß ist aber nicht der Fall, denn alle Kaufleute bewachen ohne Brodneid ihre Laden gegenseitig und die Ehrlichkeit ist

ein Grundzug im Charakter des Türken, so daß man fast nie von Diebstählen hört.

Obschon das Leben in den Gassen Stambuls durch die vielen nach europäischer Art gemachten Kleidungsstücke, die man sieht, sehr an orientalischem Charakter verliert, so konnten wir doch stundenlang dem Treiben in den Gassen zuschauen. Obgleich wir von Schumla und Adrianopel her schon an die großen Turbane, die langen Bärte und das ganze türkische Costüm gewöhnt waren, so gewährte doch die große Menge hier in Stambul durch die Mannigfaltigkeit ihres Aeußeren dem Auge des Fremden einen interessanten Anblick.

Im Orient schieden sich von jeher die Nationen und in ihnen die verschiedenen Kasten nach Sitten und Kleidung strenge von einander ab. Die Andeutungen hieran haben sich bis jetzt erhalten, und hat man sich etwas darüber belehren lassen, so ist es sehr leicht, den Juden vom Türken und Armenier, sowie den Kaufmann vom Gelehrten oder Derwisch u. s. w. zu unterscheiden.

Wie schon gesagt, die vielen europäischen Einrichtungen, die sich nach und nach in alle Zweige des türkischen Lebens eindringen, haben, wenn ich es so sagen darf, auch die Kleidung cultivirt und ihr manches von ihrer Eigenthümlichkeit abgeschwatzt. So ist, wie bekannt, die ganze türkische Armee, nach unserer Art gekleidet, indessen hat man dabei auf türkische Sitten und Gewohnheiten Rücksicht nehmen und an der Tracht manches abändern müssen, wodurch das ganze Kostüm beinahe lächerlich wird. Der türkische Soldat trägt eine blaue Hose, die, beiläufig gesagt, von dem gröbsten Stoffe ist, den ich je gesehen, unten und oben gleich weit, fast auf unsere Art geschnitten, jedoch hinten mit einer Art von Sack versehen, der bei jedem Schritte des Kriegers sich lächerlich hin- und herbewegt und zu den sonderbarsten Muthmaßungen Anlaß gäbe, wenn man nicht wüßte, daß die ungeheure Weite des Kleidungsstücks an dieser Stelle dazu dient, um ihm das Sitzen auf den untergeschlagenen Beinen möglich

zu machen. Aehnlich verhält es sich mit der Kopfbedeckung. Da man wohl eingesehen hat, daß zu der höchst unpoetisch geschnittenen Jacke von grobem blauen Tuch der malerische Turban nicht recht passen würde, und man den Soldaten auch keine Tschako's auf unsere Art geben konnte, indem eine Vorschrift des Korans besagt: „der Muselmann soll keine Kopfbedeckung tragen, die ihn hindere, den Kopf beim Gebet gegen die Erde zu drücken," so hat man ihm das Feß gegeben, das ungefähr in der Gestalt unserer Hüte, jedoch geschmeidig ist und von rother Farbe, die den Türken, welche das Bunte lieben, wohl gefällt.

Im Verhältniß zu der Menge, die sich auf den Gassen herumtreibt, sieht man Wenige im altmorgenländischen Costüme. Hiezu gehört die weite Hose, darüber der lange Kaftan, den der Gürtel zusammenhält; den Kopf bedeckt der Turban, der bei den Muhamedanern aus einem rothen Mützchen besteht, um welches man ein unendlich langes Stück von weißem Mousselin, das zuerst wurstähnlich zusammengedreht wird, herumwindet. Keine Kopfbedeckung gibt dem Gesicht ein majestätischeres edleres Ansehen, als der Turban; er putzt die ganze Gestalt des Muselmanns, die sich im langen Kaftan gerade nicht zum Vortheilhaftesten ausnimmt, auf's Beste heraus. So schöne Gestalten man unter den älteren Türken findet, so unerquicklich ist dagegen der Anblick der ganzen jüngeren Generation. Diese ist ebenso mager und sieht so kränklich aus wie ihr Sultan, von dessen baldigem Absterben man daher auch so viel in den Zeitungen liest, woran ich jedoch keineswegs glaube; denn sonst müßte in einigen Jahren die ganze junge türkische Männerwelt Konstantinopels ausgestorben sein. Man kennt wohl die Ursachen, warum sie so elend aussehen; doch wird es ihnen wahrscheinlich ergehen, wie ihren Vätern; sie werden in spätern Jahren ebenso wohlbeleibt, wie diese, wenn sie auch die bleiche Gesichtsfarbe, die allen Orientalen eigen ist, behalten, und man wird ihren stattlichen Figuren nichts Schwindsüchtiges mehr ansehen.

Die Armenier, deren es eine große Anzahl hier gibt, tragen einen Kaftan von dunkelblauer Farbe, und zur Unterscheidung von den Türken anstatt gelbe, rothe Pantoffeln. Ihre Kopfbedeckung ist von schwarzem Filz und von origineller Form. Sie gleicht einem großen Kürbis, den man unten abgeschnitten und auf den Kopf gestülpt hat. Was ich eben von den jungen Türken sagte, ist auf die Armenier nicht anwendbar; ihr Gesicht, obgleich etwas plump und ausdruckslos, ist, wie ihr ganzer Körper, frisch und gesund. Es ist wirklich schade, daß aus ihnen keine Soldaten genommen werden; ich glaube, sie müßten eine vorzügliche Infanterie abgeben. Die meisten sind Handwerker oder Künstler, besonders Steinschneider und Goldschmiede.

Die Juden, die auch hier, wie überall, zerstreut leben, haben keine eigentlichen Gewerbe; sie treiben sich zwischen der Menge herum, bald einen kleinen Handel führend, bald den Dolmetscher oder Cicerone machend. Ihre Kopfbedeckung besteht in einer dunkeln steifen Mütze, um welche ein Stück Zeug, nicht wie bei den Türken lose gewunden, sondern fest genäht ist, ganz wie man auf unsern Theatern den Turban erscheinen sieht. Ihr Kaftan hat denselben Schnitt, wie der des Türken, besteht jedoch aus gewürfeltem, dunklem Kattun.

Ein Stand, der in allen orientalischen Erzählungen und Mährchen eine große Rolle spielt, sind die Derwische, die türkischen Mönche, deren verschiedene Sekten sich durch die Farbe der Kleidung unterscheiden. Ihre langen Kaftans flattern ohne Gürtel frei um die Hüfte und sind bald hellbraun, bald weiß, und bei einem Orden, der für den ehrwürdigsten gehalten wird und dessen Mitglieder am Grabe des Propheten in Mekka dienen, grün. Auf dem Kopfe haben sie einen Hut von weißem Filz, einen Fuß hoch in Form eines abgekürzten Kegels.

Der Anzug des Volkes, der Wasser- und anderer Lastträger, der Taglöhner und herumziehenden Obsthändler läßt sich nicht wohl

beschreiben; jeder zieht an, was ihm geschenkt wurde, oder was er wohlfeil gekauft hat. Einige tragen Kaftans, die dann ungemein schmutzig sind; die meisten kurz abgeschnittene runde Jacken, welche bei den Wasserträgern von Leder sind. Die Beinkleider, vom Gürtel bis zum Knie sehr weit, umschließen eng die Wade bis zum Fuß. Fast alle tragen einen Turban von beliebiger Farbe, viele von grünem Zeug, was diese als Nachkommen des Propheten bezeichnet; eine Ehre, die ihnen weiter nichts als den Titel Emir verschafft. Emir bedeutet Herr oder Fürst, und es ist traurig, daß man die meisten dieser Fürsten gerade unter den Taglöhnern und Bettlern findet.

Unzertrennlich von den Sitten und Gebräuchen des Orients ist für uns die Idee, die durch alle morgenländischen Erzählungen angeregt wird, daß die Weiber, gänzlich vom öffentlichen Leben getrennt, ihre Tage in beständiger Einsamkeit hinter vergitterten Fenstern verbringen müßten. Ich hatte geglaubt, noch in unsern Tagen begegne man selten einer türkischen Frau auf der Straße und knüpfte daran allerlei Poesieen. Stundenlang würde ich mich der Merkwürdigkeit halber vor ein Haus gestellt haben, um endlich einmal eine dieser Perlen zu gewahren, deren Antlitz, wie der Koran sagt, unter der schwarzen Nacht der Locken hervorglänzt, wie die weißen Eier unter dem dunkeln Flügel des brütenden Straußes. Doch war dies selbst dem Fremden so schwer nicht gemacht. Schon in Adrianopel sahen wir viele Weiber auf der Straße; aber unter ihnen auch nicht ein einziges frisches Gesicht. Es begegneten uns nur alte Weiber mit unangenehmen schlaffen Zügen, und ich glaubte schon, nur den Duennen und Ammen sei es allenfalls erlaubt, ihre Käfige zu verlassen. Doch verschwand auch dieser Irrthum, als wir nach Stambul kamen. Denn die Cultur,

„die alle Welt beleckt,"

hat ihre ausgleichende Hand auch an die verschlossenen Zimmer der

türkischen Damen gelegt und sie hinausgeführt auf die Straßen und Märkte. Sie mochten dieselben anfangs schüchtern genug betreten, aber nach und nach behagte ihnen die neue Freiheit ungemein. Zur Zeit, wo wir in der Hauptstadt der Gläubigen waren, konnte man auf gewissen Plätzen mehr Weiber antreffen als Männer. Besonders war dies in den Besestanes, den bedekten Märkten der Fall, bei den Gewölben, wo fränkische Kattune und gesticktes Weißzeug zu haben sind. Da standen sie meistens in Gruppen von fünf bis sechs, die bunten Farben eines Stückes bewundernd und sich wie die Kinder darüber freuend.

Von ihrem Anzug auf der Straße ist nicht viel zu sagen, da ihr ganzer Körper in ein großes Stück Zeug gewickelt ist, das bei den Geringern aus dunkler Leinwand, bei den Reichern aus Seide besteht. Sie nehmen es in der Art einer großen Mantille um die Schultern und wissen obendrein eines der Enden noch um den Kopf zu schlingen. Dieser ist ohnehin sorgfältig verhüllt; denn sie wickeln ihn in ein Stück weißen Mousselin ein, das Stirne, Mund und Ohren verbirgt und nur Nase und Augen sehen läßt; eine Verschleierung, die von dem Gesetze vorgeschrieben, bei den Türkinnen gewiß sehr beliebt ist; denn dieser Mousselin verbirgt einen Theil ihres Gesichts, den wir Franken für den von der Natur bei ihnen am meisten vernachläßigten halten, den Mund. Höchst selten, selbst bei jungen Weibern, deren Augen mit ihrem blitzenden Brillantfeuer das kälteste Herz zu versengen drohen, sind die Lippen frisch und roth. Man kann öfters einen spähenden Blick bis zum Munde gelangen lassen, besonders auf der Promenade, wo die Damen fast beständig beschäftigt sind, Confituren und dergleichen zu sich zu nehmen, und findet bei den interessantesten Zügen einen welken Mund, dessen Unterlippe schlaff herabhängt.

Am schönsten sind wohl ihre breiten gewölbten Augenbrauen, und sie selbst halten diejenigen für die reizendsten, die über der Nase zusammenstoßen, und türkische Frauen, denen dieser Reiz mangelt,

ersetzen ihn meist, indem sie sich einen Halbmond oder einen Stern von schwarzer Farbe zwischen die Augenbrauen malen. Der Schwärze der Wimpern wird durch einen gefärbten Zwirnsfaden nachgeholfen, den sie zwischen den Augenlidern durchziehen. Für uns Europäer sind ihre Hände, deren Nägel und Inneres sie mit Khennah roth färben, eher abstoßend als angenehm.

Im Allgemeinen habe ich unter den türkischen Weibern, deren wir sehr viele gesehen, wenige von eigentlich schöner Bildung bemerkt und fast gar keine, um welche ich mein Leben gewagt hätte und in den Harem eines eifersüchtigen Türken gedrungen wäre, wie es uns Romane und Balladen so schön erzählen.

Der Muselmann sieht es als eine große Schönheit seiner Frau an, wenn sie sehr stark, ja fett ist, eine Eigenschaft, die sie sich auch durch ihre faule Lebensart beizubringen wissen. Doch theilen wir diesen Geschmack nicht mit ihnen, da für unsere Augen Grazie und Leichtigkeit in der Bewegung des weiblichen Geschlechts schöner ist, als das träge Umherwatscheln der Türkinnen, wozu ihre Fußbekleidung, die weiten Pantoffeln, das ihrige beiträgt.

Mit dem Menschenstrom, von dessen Bestandtheilen ich ein möglichst getreues Bild zu geben gesucht habe, wandelten wir täglich langsam durch die Bazars, häufig stehen bleibend, denn beinahe an jedem Gewölbe sieht man bald eine merkwürdige Figur, bald eine Scene aus dem Leben, die das Auge des Fremden fesselt. Da ist eine Boutike, in welcher man Zuckerwerk und Confituren aller Art findet; doch sind die meisten Sachen, besonders Kuchen und Torten, für unsern Geschmack zu süß und oft widerlich fett; besser sind andere Leckereien, namentlich gebrannte Mandeln und was wir unter dem Namen Gerstenzucker verstehen. Da sitzt der Eigenthümer hinter den Körben voll Leckereien, die lange Pfeife im Munde, und, wenn man seinen geschlossenen Augen glauben soll, sanft schlafend. Dies ist aber nicht der Fall; er beobachtet blinzelnd den Franken, dem er, so wie er sich seinem Stand nähert, ohne dabei die Augen zu öffnen,

mit der langen Pfeife einen Wink gibt, näher zu treten, dann macht er eine Pantomime, die den Türken eigen ist, wenn sie etwas Delikates bezeichnen wollen. Er legt seine fünf Finger zusammengedrückt einen Augenblick an den gespitzten Mund und öffnet sie wieder mit einem behaglichen Schnalzen der Zunge, wobei sein Gesicht einen Ausdruck annimmt, als genösse er etwas unbeschreiblich Angenehmes. Läßt man sich hierdurch nicht verführen, so gibt er sich weiter keine Mühe, sondern benutzt die Hand, da sie einmal in Bewegung ist, um den langen Bart zu streichen und raucht ruhig fort.

An jener Seite dort ist gerade einer beschäftigt, sein Gebet zu verrichten. Er hat sich mit dem Angesicht nach Mekka gewendet und macht die üblichen Bewegungen, die uns sehr lächerlich vorkamen. Bald kniet er auf seinen Teppich nieder und hebt die Hände über den Kopf, bald kreuzt er sie über die Brust, und drückt sein Haupt bis auf den Boden. In solchen Augenblicken glaube ich, könnte sich die Welt um seinen Laden versammeln, er würde um keinen Preis etwas ablassen. Fast in jeder Gasse gibt es fromme Muselmänner, die man so den Tag über ihr Gebet mehrere Male öffentlich verrichten sieht.

So geschäftig der Armenier ist, wenn man ihm etwas abkaufen will und unaufgefordert seine Waaren auspackt und sich durch Anpreisen derselben bemüht, den Käufer zu locken, so indolent geberdet sich oft der Türke, wenn man an sein Gewölbe tritt und er vielleicht eben seine faule Stunde hat. Kaum erhält man auf die Nachfrage nach diesem oder jenem Artikel Antwort und höchst selten mehr als Ja oder Nein. Ersteres bezeichnet er durch Schütteln des Kopfes, das Letztere durch Nicken, also gerade umgekehrt, wie bei uns, was häufig zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Man kann indessen versichert sein, daß man von dem Türken viel reeller bedient und nicht überfordert wird. Dieser verlangt einen bestimmten Preis und läßt selten etwas davon ab, wogegen man dem Franken und dem Ar-

menier beständig ein Drittel abhandeln muß, um nicht betrogen zu werden.

Hie und da zwischen den Buden zerstreut liegen die Schulen, von denen ich schon gesprochen, d. h. man sieht, wie ein alter Türke acht bis zehn Kindern, die auf ihren untergeschlagenen Beinen um ihn her sitzen, aus dem Koran Leseunterricht ertheilt. Da sie alle durch einander schreien und der Lehrer aufmerksam zuhörend, dem, der ein falsches Wort sagt, über den Köpfen der Andern hinweg einen Schlag mit seinem langen Pfeifenrohre gibt, worüber der Getroffene einen Schmerzensschrei ausstößt, der das Geplapper der Andern gellend durchdringt, so kann man sich denken, daß eine solche öffentliche Schule ziemlichen Lärm auf der Gasse macht. Hie und da sitzen noch an den Straßenecken meistens unter dem vorstehenden Dach einer Bude, das sie gegen Regen und Sonne schützt, die öffentlichen Schreiber mit der Brille auf der Nase, eine Papierrolle auf den Knieen und das Dintenfaß im Gürtel, ihre Clienten erwartend, die einen Contract, eine Bittschrift und dergleichen aufsetzen zu lassen haben.

Was mich bei den Spaziergängen durch die Gassen stets besonders interessirte, das waren die Barbierstuben, die überall zu finden sind. Sie bestehen aus einem einzigen Gemach, an dessen Wänden ein hölzerner Divan sich befindet, auf dem die Kunden Platz nehmen. Ueber ihren Köpfen, mit dem Divan gleich laufend, befindet sich ein starker, eiserner Draht, an dem, nach der Größe der Anstalt, zwei oder drei blechene Wasserkessel hängen, die man hin- und herschieben kann.

Der Barbier ist, wie die meisten bei uns', ein beweglicher Mensch, der viel plaudert und seine Gäste zu unterhalten weiß, er fängt sein Geschäft bei dem der Thür zunächst Sitzenden an, indem er einen der Kessel, der mit lauem Wasser angefüllt ist, über den zu Scheerenden richtet. Unten am Gefäß befindet sich eine dünne Röhre, deren feine Spitze beinahe auf den Schädel des Kunden

reicht. Der Barbier macht aus einer Art feinen Hanf einen Wisch, den er mit weicher Seife beschmiert und stellt sich mit gespreizten Beinen vor seinem Gast auf eine Erhöhung, so daß er den Kopf desselben unter sich hat. Dann öffnet er einen kleinen Hahn an der Röhre des Gefäßes, und wie das warme Wasser herausströmt, bearbeitet er den nackten Schädel auf's Eifrigste so lange, bis er ihn mit einer Wolke von weißem Seifenschaum umgeben hat. So bleibt das Schlachtopfer sitzen; der Barbier rückt den Kessel über den Zweiten und nimmt mit ihm dieselbe Manipulation vor, ebenso mit dem Dritten u. s. f.

In dieser Zeit ist der Schaum auf dem Haupte des Ersten allmälig verschwunden, hat die seit dem letzten Scheeren wieder gewachsenen Haare erweicht und zum Rasiren fähig gemacht. Der Barbier kehrt zu ihm zurück, drückt den Kopf an sich, wendet und dreht ihn nach Gefallen, und in fünf bis sechs Minuten ist die Operation glücklich vollbracht.

Wenn man sieht, wie rauh bei diesem Geschäft zu Werke gegangen wird, um jedes Haar sorgfältig zu vertilgen, so daß dem Gast nicht selten die Thränen aus den Augen gepreßt werden, so können wir uns glücklich schätzen, daß die Sitte, das Haar glatt abzuscheeren, bei uns nicht herrscht. Ich selbst habe mich oft der Merkwürdigkeit halber in einer dieser Buden rasiren lassen, und man ist stets viel säuberlicher mit meinem Kinne verfahren, als mit den Häuptern der Gläubigen.

Man hielt mir eine große zinnerne Schüssel, die einen Einschnitt für den Hals hat, unter das Kinn, und der Barbier bearbeitete mich mit der äußersten Pünktlichkeit; er jagte jedem einzelnen Haare nach, was er auf den Wangen entdeckte, brachte die des Schnurrbarts alle in gehörige Länge und verstieg sich in seinem Diensteifer mit einer langen spitzen Scheere sogar bis in die Nasenlöcher. Es dauerte etwas lang. Dafür konnte man sich aber auch, wenn er sein Geschäft beendigt hatte, als ein wohl rasirter Mensch sehen

lassen, was man bei uns nicht immer kann. Der Barbier schien ebenfalls Freude an seinem Werk zu haben, und entließ mich mit einem lauten „Ei w' Alla! — Gott ist groß!“ was von den Türken mit einem unnachahmlichen Zungenanstoß ausgesprochen wird.

Neben diesen Barbierstuben befinden sich meist kleinere Kaffeehäuser, wo die Geschorenen sich nach vollbrachtem Geschäft mit einer Tasse Kaffee und einer Pfeife regaliren. Doch gehören diese Häuser zu den gemeinsten; der Boden besteht aus gestampfter Erde, und es finden sich kaum hölzerne Divans, meistens nur Steine oder kleine Stühlchen zum Sitzen.

Besonders zahlreich sind in Konstantinopel die Gewölbe des Parfumeurs und der Essenzen-Verkäufer. Bei ihnen findet man unverfälscht die feinen Oele, die der Orient erzeugt: als Rosenöl, das meistens aus Adrianopel kommt, Jasminöl u. dgl. Auch verkaufen sie die verschiedensten Arten von Pastillen, kleine vergoldete Kügelchen, die auf die Pfeife gelegt werden und einen Wohlgeruch verbreiten, sowie auch zu demselben Zwecke das sogenannte Aloeholz. Ferner findet man bei ihnen wohlriechende gold- und silbergestickte Börsen, Beutelchen von sogenannten schwarzen Rosenperlen u. dgl.

Der Fürst Pückler erzählt von einem dieser Handelsleute, einem alten Türken, der sich stets freundlich gegen ihn benommen und bei dem er auf seinen Wanderungen durch die Bazars häufig bei Pfeife und Kaffee ausgeruht habe. Einer unserer hiesigen Bekannten, der Dragoman der preußischen Gesandtschaft, zeigte uns seinen Laden; wir gingen hin, einige Kleinigkeiten zu kaufen und fanden wirklich einen sehr freundlichen alten Mann. Er bot uns Pfeifen an und wir mußten uns niedersetzen, um mit ihm zu plaudern. Als er im Verlauf des Gesprächs durch den Dolmetscher erfuhr, daß wir Nimbtsche, Deutsche, seien, erkundigte er sich nach dem Fürsten, der oft bei ihm gewesen sei, und besonders nach dessen Abyssinierin,

Makuba, die er uns beschrieb, und sehr lobte. Wir hatten bald die Freundschaft des alten Türken erworben, und er freute sich später jedesmal, wenn wir vorbeikamen und einen Augenblick bei ihm einsprachen.

Fast ebenso oft stößt man auf die Laden der Tabakshändler, die geschnittenen Tabak von allen Sorten in großen Haufen vor sich liegen haben. Man muß aber bei diesen Leuten keine Einkäufe machen, ohne einen Sachkundigen bei sich zu haben; sie verstehen es, ihre Waare recht lockend auszulegen, die schon zum Gebrauche geschnitten und gewöhnlich mit einer Beize versehen ist, die dem schlechten Tabak das Parfum des guten gibt. Wer sich überhaupt in der Türkei mit Tabak versehen will, um eine größere Quantität mitzunehmen, muß seine Einkäufe in Syrien machen; der dortige Tabak ist unstreitig der beste und gilt auch in Konstantinopel dafür. Die gewöhnlichen Tabake, wie man sie hier kauft, wachsen in Adrianopel, sowie um die Hauptstadt selbst und sind von gelber Farbe, wogegen der syrische etwas dunkler ist.

Der Tabak zu den Wasserpfeifen ist nicht geschnitten, sondern wird in ganzen hellgelben Blättern verkauft. Unter den vielen kleineren Laden, worin Spezerei-Waaren und dergleichen verkauft werden, sind die der Laternen-Fabrikanten hervorzuheben, die dieses nothwendige Geräth aus Papier in allen möglichen Preisen und Größen verfertigen. Da es in Konstantinopel noch keine Straßenbeleuchtung gibt und es allgemein verboten ist, bei eingetretener Dunkelheit ohne Laterne zu gehen, so findet diese Waare großen Absatz, und kann daher auch zu beispiellos billigen Preisen geliefert werden. Diese Laternen sind cylinderförmig, oben mit einem Henkel versehen. Man kann sie zusammenschlagen und bequem in die Tasche stecken. Für einen halben Piaster, drei Kreuzer, erhält man eine recht hübsche.

Außer den bisher erwähnten Gassen, die zu beiden Seiten mit Buden besetzt sind, vor denen ein immerwährender Handelsverkehr

stattfindet, gibt es viele offene Märkte, Tscharschu, die entweder nur an bestimmten Wochentagen oder zu gewissen Artikeln benutzt werden. So gibt es einen Pferdemarkt, Laus- oder Tändelmarkt, Sklavenmarkt, Mittwochsmarkt ꝛc.

Das ewige Gewühl in den Gassen, das Schreien der Verkäufer und Ausrufer, sowie die warnende Stimme der Pferdetreiber, die auf ihren Thieren das Wasser in alle Theile der Stadt bringen und deren Ruf das allgemeine Gesumme gellend unterbricht, das Schreien der Armenier oder Juden, die wegen einer Kleinigkeit in Streit gerathen, betäuben das Ohr; die mannigfaltige Ausstellung der Waaren, die vielerlei Costüme, die einem bunten Strome gleich vorüberschwimmen, blenden das Auge, und man betritt mit behaglichem Gefühl die gedeckten Märkte, Besestane, um dem tollen Lärmen und dem gewaltigen Schmutze draußen zu entgehen.

Wenn es auch den Besestanes keineswegs an Besuchern fehlt, so treibt sich hier doch das geringe Volk nicht so herum; es herrscht daselbst, besonders in einigen Theilen, gegen den ungeheuren Spektakel draußen, eine gewisse Ruhe, die vornehmlich das Auge empfindet, das langsam forschend die großen Gewölbe durchirrt, die mit den kostbarsten Stoffen und Geräthen angefüllt sind.

Schon seit dem Jahre 1461 gab es in Konstantinopel ein Besestan; ein anderes wurde später unter Sultan Soliman erbaut; beide waren jedoch nur aus Holz und brannten bei den schon erwähnten Feuersbrünsten mehrere Male ab. Nach der letzten, im Jahre 1701, wurden beide Besestane, wie sie jetzt noch bestehen, massiv von Stein aufgebaut.

Jedes bildet ein großes Viereck gewölbter Hallen, oben mit kleinen Kuppeln versehen, was dem Ganzen von der Höhe, z. B. dem Seraskierthurme herab gesehen, einen eigenthümlichen Anblick gibt. In diesen Besestanes findet man nun alle mögliche Artikel des Luxus, und wie in den Straßen sind auch hier die gleichartigen Artikel nebeneinander, aufgespeichert, was die Auswahl erleichtert

und auch die einzelnen Kaufleute hindert, die Käufer, besonders Fremde, zu überfordern, da der Nachbar gleich um einige Piaster billiger verkaufen würde.

Hier findet man ganze Gänge voll Waffen, Shawls, geschnittener und ungeschnittener Steine, Tücher, sowie Reihen von Gold- und Silberarbeitern, Buchhändlern, Wechslern rc. Zwar hat jetzt die ungeheure Pracht, die früher in Kleidungsstücken herrschte, bedeutend abgenommen, und die vornehmen Türken in Konstantinopel, besonders Offiziere und Beamte, bis zum Sultan hinauf, gehen im einfachen blauen Rocke, mit einem Säbel bewaffnet, der meist nicht reicher verziert ist, als wie ihn auch unsere Militärs tragen, statt daß früher, zur Zeit der Janitscharen, jeder dieser Menschen mit schönen Waffen prunkte, deren Reichthum sich nach Maßgabe des Vermögens vom einfachen Silberbeschläge bis zum reichen Besatz mit Rubinen und Diamanten steigerte.

Diese Revolution im Costüm äußert nun bereits bedeutenden Einfluß auf die Waarenausstellungen des Bazars, und wenn auch die Laden in den Besestans gegen unsere Gewölbe mit weit glänzenderen Dingen ausgestattet erscheinen, so findet man im Allgemeinen doch bei Weitem nicht mehr die alte Pracht.

So schildert Hammer die Waaren, die in früherer Zeit hier ausgebreitet lagen; er zählt auf: Damascenische Säbel, tartarische Bögen, arabische Lanzen, persische Dolche, Türkisse aus Nischabur und Rubinen aus Bedaschan, Perlen von Bahrein, Diamanten von Golkonda, Shwals aus Angora, aus Persien und Kaschemir, indische Mousseline und Kalikos, englische und französische Tücher, deutsche Leinwand und schwedisches Eisen, geschnittenen Sammet aus Bussa, Scheiks (Beduinenmäntel) aus der Barbarei; kurz, alle Herrlichkeiten, so die Sonne vom Aufgang bis zum Niedergang schaut, finden sich hier zum Kauf und Verkauf ausgestellt. Wenn man freilich alle

diese Artikel auch jetzt noch findet, so sind doch nicht mehr, wie damals, ganze Reihen damit angefüllt.

Der Reisende, der die türkischen Bazars besucht, verläßt sie selten, ohne hie und da etwas gekauft zu haben, wozu sich artige Kleinigkeiten genug finden, besonders in den Gewölben, wo Stickereien feil sind. Man findet hier Pantoffeln, Spiegelsutterale, Mützen, Tabakbeutel von Seide oder Sammet, zierlich mit Gold, Silber oder Perlen gestickt, die sehr hübsch und reich aussehen und sehr billig sind, was daher kommen mag, daß sie meistens von den Weibern in den Harems gemacht werden.

Ein anderer Artikel, den man am Besten in den Bazars selbst kauft, sind die geschnittenen Steine, meistens Karneole, Talismane genannt, die sich ebenfalls zu kleinen Andenken und Geschenken sehr eignen. Auf ihnen ist der Namenszug eines der Propheten oder auch ein Vers aus dem Koran eingeschnitten. Die gewöhnlichen, die dann natürlich nicht mit großem Fleiß gearbeitet sind, kosten nicht viel, wogegen schöne Talismane mit erhaben geschnittenen arabischen Buchstaben theuer bezahlt werden.

Lange Pfeifenrohre, bei uns unter dem Namen Weichselrohre bekannt, findet man auch in reicher Auswahl und oft zu guten Preisen, wogegen Keinem zu rathen ist, die nöthigen Spitzen aus Bernstein, die man bis zu dem ungeheuren Preise von tausend Gulden findet, ebenfalls hier zu kaufen.

Wer aber in Konstantinopel bedeutende Einkäufe in den erwähnten Talismans, in Kaschemirshawls, feinen Gold- und Silberarbeiten oder alten kostbaren Waffen machen will, thut nicht wohl, wenn er diese Artikel in den Gewölben selbst auswählt: er findet, besonders in Pera, Unterhändler, die sich eigens hiemit beschäftigen und die besten Quellen wissen. Diese Leute sehen für den kleinen Vortheil, den man ihnen zukommen läßt, sehr auf den Nutzen des Reisenden und können vielfach Betrügereien verhüten, denen man sonst ausgesetzt wäre. Dies ist hauptsächlich beim Ein-

kauf von schönen Shawls der Fall, ein Handel, der jetzt fast durchgängig unter der Hand abgemacht wird. Schöne, ganz neue Kaschemirshawls sind noch immer sehr theuer; doch werden viele zu uns gebracht, die schon eine Zeit lang in den Harems getragen wurden, wodurch der Stoff nicht verliert, vielmehr an Weiche gewinnt.

Wenn wir durch die Bazars wandelten, ohne den Gedanken, etwas zu kaufen, wurden wir doch zuweilen wider Willen verführt. So blieben wir an einem Gewölbe mit prächtigen Waffen stehen, und der unermüdliche Armenier zeigte sie Stück für Stück, wobei er dem Fremden den Preis gewöhnlich durch Auf- und Zumachen der Hände angibt. Hatten wir nichts gefunden, was schön oder wohlfeil genug war, um es zu kaufen, und wollten uns entfernen, so hielt uns der Kaufmann durch die oben beschriebene Bewegung mit der Hand zum Mund fest, zog aus seinem Kaftan ein kleines Paketchen und wickelte aus der schmutzigen Leinwand einige Talismane, die er, wer weiß wo, erhandelt hatte, und in solchen Fällen machten wir oft die besten Einkäufe. Umgekehrt holte nicht selten ein Steinschneider, wenn wir unter seinen Artikeln nichts Anständiges fanden, eine alte Waffe hervor, die er uns sehr billig anbot.

Viel Unterhaltung gewährten uns auf unsern Gängen die türkischen Weiber, die halbverschleiert zahlreich hin- und herziehen und vor den Gewölben stehen bleiben. Selten liefen sie fort, wenn wir uns neben sie stellten und ihrem Handeln zusahen, und erst, wenn wir ihnen zu tief in die schwarzen Augen blickten, oder sie durch Pantomimen befragten, wie ihnen dies oder jenes gefalle, warfen sie ihre Tücher vor's Gesicht und empfahlen sich. Doch geschah dies meistens nur, nachdem ihnen der Herr des Ladens, dem dies unschicklicher als ihnen selbst vorkommen mochte, einige zornige Worte zugerufen hatte, wahrscheinlich die Weisung, sich von den Giaurs nicht so ansehen zu lassen. Einmal jedoch, wo ich mit unserem Doktor allein durch die Straßen zog und es uns sehr amüsirte,

einer Negerin, mit einer wahren Riesenfigur, zuzusehen, wie sie aus ihrem Wagen kletterte, schien dieser Dame unsere Aufmerksamkeit sehr zu mißfallen; mit erstaunlicher Geläufigkeit der Zunge überschüttete sie uns mit einer Masse zornig ausgestoßener Worte, von denen ich nichts verstand, als: „Giaur sek-ter Bessewenk!" was, auf's Gelindeste übersetzt, doch so viel heißt, als: „Ungläubiger Kuppler, geh zum Teufel!"

Neben diesen beiden Besestanes gibt es noch einen dritten, den sogenannten ägyptischen Marktplatz, wie die beiden andern aus gewölbten Hallen bestehend, doch bildet er nur einen rechten Winkel, die Hälfte eines Vierecks. Hier findet man alle Wohlgerüche Arabiens aufgestapelt, und all' diese Gewürze, die der Orient hervorbringt, verbreiten einen herrlichen Duft, wodurch sich dieser Markt schon in der Ferne der Nase des Herumwandelnden bemerklich macht. Treffend sagt Hammer von ihm: „Wie sich die Molucken dem Seefahrer schon weit im Meere verkünden, verkündet dem Wanderer in Konstantinopel der würzige Geruch dieses Markts schon von ferne sein Dasein, und erinnert an die beiden schönen Gedanken Sardi's: daß Moschus und Liebe sich vor der Welt nicht geheim halten lassen, und daß das wahre Verdienst, wie die Auslage des Gewürzhändlers, prunklos schweigt und herrlich duftet. Endlich an das von einem arabischen Dichter ausgebildete Wort Muhamed's:

Mädchen sind Blüthen, die Blüthen gewähren süße Gerüche,
Und ein süßer Geruch ist vor dem Herrn das Gebet.
Mädchen sind irdische Kost und Gebet ist himmlische Nahrung.
Wohlgerüche genießt Himmel und Erde zugleich.

Ehe wir die Bazare verlassen, muß ich noch der Chane oder Karavanseraien, als zu ihnen gehörig, gedenken. Eigentlich ist Chan oder Karavanserai nicht gleichbedeutend; erstere sind Gebäude, in welchen sich nur große Waarenlager oder große Werkstätten, auch Fabriken befinden; letztere sind Herbergen für Reisende. Doch gibt

es auch dergleichen öffentliche Anstalten, in denen sich der Begriff beider Worte vereinigt, wo nämlich fremde Kaufleute während ihres Aufenthalts in Konstantinopel wohnen und ihre Waaren auslegen oder auch nur ihre Wechselstuben haben. Hierher gehört der große Chodscha-Chan, wo sich gewöhnlich persische Kaufleute aufhalten. Es gibt einen Chan der Gefangenen in der Nähe des Sklavenmarkts, und einen Chan der Gesandten bei der verbrannten Porphyrsäule, wo früher die Gesandten aller europäischen Mächte einquartiert oder vielmehr eingesperrt wurden, denn man behandelte sie hier wie Staatsgefangene.

Will man alle diese Bazare, Besestane und Chane, oder auch nur die vorzüglichsten genau durchmustern, so braucht man Monate. Man kann diesem Geschäft doch nur wenige Stunden widmen, da das allzugroße Gewühl und die unendliche Mannigfaltigkeit der Waaren die Sinne abstumpft und sie nach kurzer Zeit unfähig macht, Alles mit Ruhe zu betrachten. Wir waren fast täglich ein paar Stunden in den Bazars und verließen dann das Gewühl, um uns auf einem einsameren Platze durch Betrachtung irgend eines der alten ehrwürdigen Bauwerke wieder zu erholen. Freitags jedoch, wo der Sultan eine der öffentlichen Moscheen besucht, machten wir uns, nachdem wir unsere Einkäufe besorgt, eine andere Zerstreuung.

An diesem Tage, Morgens zwischen zehn und zwölf Uhr, versammelt sich beim Seraskierthurm, auf dem Seraskierplatz, oder wie ihn die Türken nennen, Tauk-Bassari oder Hühnermarkt, Alles, was von der türkischen nobeln Damenwelt eine Equipage besitzt oder eine miethen kann, um daselbst eine Spazierfahrt zu machen. Die Wagen sind von ganz eigenthümlicher Bauart und erschienen uns anfangs sehr lächerlich. Die meisten, besonders die älteren, haben Aehnlichkeit mit unsern Leiterwagen; nur sind sie leicht und zierlich geschnitzt, mit bunten Farben bemalt und theilweise vergoldet. Hölzerne Reifen tragen ein Dach von grüner oder rother

Leinwand, unter dem auf Kissen und Teppichen oft ein ganzer türkischer Harem liegt: ein paar Weiber, einige Sklavinnen und mehrere Kinder von verschiedenem Alter. Vor diese Equipagen sind zwei schwere Ochsen gespannt, mit buntem, vergoldeten Riemenzeug angeschirrt und mit allerlei Bändern aufgeputzt. Zur Verzierung dieses Gespanns, vielleicht auch um die Fliegen abzuwehren, gehen von der Bracke des Fahrzeugs aus zwei ungefähr sechs Fuß lange geschweifte Hölzer, die so gleichsam über den Thieren schweben. Von denselben herab hängen bunte wollene Quasten, die sich bei jedem Schritt hin- und herbewegen. Andere Fahrzeuge nähern sich etwas unsern Kaleschen, sind jedoch mit Schnitzwerk versehen und schwer vergoldet, wie sie bei uns im verflossenen Jahrhundert gebräuchlich waren. Auch sieht man wohl hie und da einen Wagenkasten nach unserer jetzigen Façon, der aber dann auf schweren altmodischen Rädern ruht.

In langen Reihen bewegen sich diese Wagen vorwärts, von einer Masse Weiber und Kinder der ärmeren Klasse angestaunt, die nebenher laufen. Auch erblickt man zuweilen einen jungen türkischen Elegant, der selbstgefällig umherreitet, ohne sich jedoch um die Damen zu bekümmern. Aeltere Türken sitzen in den Kaffeehäusern, die sich auf dem Platze befinden, und schauen dem Gewühle zu. Den vornehmen Harems, die oft aus Zügen von fünf bis sechs Wagen bestehen, folgen auf schönen reichgeschirrten Pferden schwarze oder weiße Eunuchen, meistens Menschen von widerlichem Aeußern, mit unförmlich dickem Oberkörper, auf dem der Kopf fest in den Schultern steckt. Ihre fetten schlaffen Gesichter werden durch einen lauernden boshaften Zug um Mund und Auge noch unangenehmer. Auch bei den einzelnen Wagen fehlen die Aufpasser nicht, die hier entweder zu Fuß nebenher gehen oder hintenauf sitzen.

Auf diesem Corso haben wir uns manche Stunde sehr gut unterhalten. Die Damen nahmen es in der Regel gar nicht übel auf, wenn wir sie genau betrachteten, besonders die jungen und

hübschen, die oft ihr Möglichstes thaten, unsere Augen auf sich zu ziehen. Obgleich, wie schon gesagt, das Gesetz ihnen vorschreibt, den Mund zu verschleiern, so wissen sich die türkischen Schönheiten in diesem Fall doch zu helfen, indem sie sich hiezu eines ganz dünnen feinen Mousselins bedienen, welcher die Formen ihres Gesichts sehr gut errathen läßt. In ihre Kissen zurückgelehnt, verstehen sie es vortrefflich, im rechten Augenblick die schwarzbewimperten Augenlider aufzuschlagen, und dem, der sie betrachtet, eine volle Ladung aus ihren blitzenden Augenbatterien zu geben. Die Mantille, die beim Gehen stets fest um die Schultern gezogen wird, lassen die Türkinnen im Wagen nachlässig herunterfallen, wodurch die vollen Formen ihres Oberkörpers sichtbar werden, und da die kleinen gestickten Jäckchen, die sie tragen, sehr tief ausgeschnitten sind, und die Regel des Anstandes ihnen nur gebietet, das Gesicht zu verschleiern, so hatten wir bei der nachlässigen Lage dieser Damen in ihrem Wagen häufig Gelegenheit, tiefe Blicke unter die Mantille zu thun.

In steter Bewegung sind ihre weißen runden Arme, an denen sie die goldenen Spangen zeigen wollen, und wenn man sie betrachtet, fahren sie gleich mit ihren Händen an's Gesicht, um die Aufmerksamkeit auf ihre Ringe zu lenken, mit denen sie nach Maßgabe ihres Vermögens alle Finger bedecken. Doch, wie ich schon früher sagte, findet man unter diesen Weibern sehr selten ausgezeichnete Schönheiten, und nur einige Male sahen wir Mädchen, deren Mund und untere Gesichtsbildung mit den schönen Augen, die man häufig findet, im Einklange standen. Die Sklavinnen sind meistens Schwarze, mit wolligtem Haar und platter Nase. Eine Ausnahme machen die Abyssinierinnen, die man auch zuweilen sieht. Sie sind von sehr schöner Bildung, und fast bei Allen wird das edle Gesicht durch eine tiefe Melancholie, die sich über ihre Züge lagert, noch anziehender. Sie gehören meist zum dienenden Personal; doch habe ich auf dem türkischen Corso häufig einen halb

verschlossenen Wagen gesehen, worin eine reich gekleidete, sehr schöne Abyssinierin saß. Oft, wenn der Zug der Wagen irgendwo stockte, trat ich nah an den Schlag ihrer Equipage und gewöhnlich sah sie mich erstaunt, doch nicht unfreundlich an. Gern hätte ich etwas Näheres über sie erfahren, doch einige Mal, als ich ihr folgte, wenn sie den Corso verließ, mochte ich mich aus Furcht, den Weg zu verlieren, nicht zu weit in die Stadt wagen, und einmal, als ein der Stadt kundiger Freund mich in gleicher Absicht zum Scherz begleitete, erregten wir die Aufmerksamkeit ihrer schwarzen Wächter, die uns so drohend ansahen, daß mein Begleiter es gerathener hielt, umzukehren. Was half uns auch unsere Neugierde? Die schwere Thür ihres Käfigs schloß sich hinter dem Mädchen und wir hätten es nicht einmal wagen können, nachher auffallend zu den vergitterten Fenstern emporzuschauen; denn so viel auch die Türken schon von unsern Sitten und Gebräuchen angenommen haben, sind sie doch in diesem Punkte unverbesserliche Egoisten.

Türkische Bäder.

Schon in Adrianopel hatte der Baron die Genüsse eines türkischen Bades versucht und sie als sehr sonderbar und im ersten Augenblick anstrengend, aber auch so dargestellt, daß sie dem Körper nach einiger Zeit eine ungemeine Behaglichkeit geben und die Glieder ganz geschmeidig machen. Auch Hamsa, unser Tartar, wenn er auf der Reise von den Genüssen sprach, die ihn bei seiner Ankunft in Stambul erwarteten, erwähnte den Genuß eines Bades als etwas, das alle Müdigkeit der Reise hinwegnehme und den Körper neugeboren mache. Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Pera erkundigten wir uns nach einem der besten Bäder, und einer unserer neuen Bekannten, Herr von C. bei der preußischen Gesandtschaft, war so gütig, sich unser, wie in vielen Punkten, auch hierin anzunehmen. Er führte uns nach Stambul, damit wir die Leiden und Freuden eines türkischen Bades kennen lernen möchten.

Es kann nicht schaden, wenn der Reisende, der ein türkisches Bad nehmen will, es dem Inhaber vorher anzeigen läßt, damit dieser für reine Wäsche sowohl, als auch dafür sorge, daß die Badhallen nicht so sehr überfüllt sind, was uns unangenehm gewesen wäre. Da alle Bäder öffentlich sind, so kann man nicht immer wissen, wessen Hand der Striegel, mit dem man bedient wird, kurz vorher berührt hat. Auch hiefür sorgte Herr v. C., und nahm für einen Morgen das am Hippodrom gelegene Atmeidan-Hamami, d. h. „das Bad der Pferdeliebhaber,“ in Beschlag. Jedes Bad hat seinen eigenen, oft sehr sonderbaren Namen, worauf ich später zurückkommen werde. Ueber die Wahl unseres Führers, uns in das Bad für Pferdeliebhaber zu führen, lachten wir herzlich und schickten uns in der heitersten Stimmung an, die heiligen Hallen zu betreten.

Von außen sah das Bad wie ein altes, halb verfallenes Gemäuer aus. Hie und da war ein schön gehauener Fries auf einigen Säulenschaften eingemauert, was uns vermuthen ließ, daß auch hier früher ein prächtiges Bad gestanden, aus dessen Trümmer man das jetzige erbaut. An diese Mauern war ein Haus nenerer Bauart angeklebt, durch dessen Thor wir in die mäßig erwärmte Vorhalle des Hamani oder Bades traten. In der Mitte dieses ziemlich geräumigen Gemaches war ein Springbrunnen. An allen Wänden befanden sich Divans, von den gewöhnlichen sehr verschieden. Sie waren etwa vier Fuß hoch, nnd zehn bis zwölf breit, so daß man sich ausgestreckt darauf legen konnte, die Füße nach dem inneren Raum gekehrt.

Bei unserer Ankunft mußten wir uns auf kleine Rohrstühle setzen, die am Springbrunnen standen, und der Hamamschi, Bader, brachte uns Kaffee und lange Pfeifen, während einige seiner Knechte auf den Divans für jeden von uns ein Lager zubereiteten, aus einer Matratze mit Kopfkissen bestehend, über das ein weißes Leintuch gebreitet wurde.

Nachdem wir unsern Kaffee getrunken, wurden wir zu dem Lager geführt und ein Tuch als Vorhang vor uns ausgebreitet. Wir mußten uns jetzt ganz entkleiden, und nachdem uns der Bader ein großes Leintuch als Schürze umgeschlagen, auch jedem von weißem Zeug einen Turban gemacht hatte, legten wir uns einen Augenblick auf das Lager, um schon etwas durchwärmt in die zweite Abtheilung des Bades eingehen zu können.

Hier herrschte bereits ziemliche Hitze, so daß wir schon in wenigen Augenblicken ganz mit Schweiß bedeckt waren. Ein neues Lager, ähnlich den ersten, war hier bereitet, und darauf ausgestreckt, wurden wir abermals mit Pfeifen und Kaffee bedient. Wohl eine Viertelstunde blieben wir in diesem Gemach, worauf uns die Badewärter unter den Armen faßten, um uns in das eigentliche Badgewölbe zu führen. Daß man sich in diesen Gewölben beim Gehen unterstützen läßt, ist sehr nöthig, denn der Boden ist zu heiß, um mit nackten Füßen darauf gehen zu können, weßhalb man Pantoffeln erhält, deren Sohle auf zwei, drei Zoll hohen Klötzchen steht, die das Gehen ungemein erschweren. Ich habe darin den Fuß nie aufheben können, sondern bin stets über den Boden hingerutscht.

Zum dritten Gewölbe führte eine schmale eiserne Thüre, die hinter uns gleich wieder verschlossen wurde. In diesem, dem eigentlichen Bad herrschte eine solche Hitze, daß sie uns in den ersten Augenblicken den Athem benahm. Es war dasselbe beklemmende Gefühl, wie wenn man allmählig in ein kaltes Bad hinabsteigt, wo man glaubt, Herz und Lunge drängten sich nach oben, um sich da gewaltsam einen Ausweg zu verschaffen. Das Gemach war rund, mit einer großen Kuppel bedeckt, die kleine, mit buntem Glas geschlossene Oeffnungen hatte, welche symmetrische Figuren bildeten. Das spärliche Tageslicht, welches einzig durch sie in die Halle fiel, wurde noch durch die vom Boden aufsteigenden Wasserdämpfe getrübt. Die Wände bestanden aus gewöhnlichen Steinen und waren

hie und da mit Sculpturen versehen; der Boden aber war sehr schön aus farbigem Marmor zusammengesetzt und hatte in der Mitte eine fußhohe runde Erhöhung, etwa zwanzig Fuß im Durchmesser, an deren Seiten die heißen Dämpfe vermittelst kleiner Löcher ausströmten.

Ferner hatte das Gemach vier Nischen von etwa zehn Fuß Tiefe, in deren jeder sich ein zierlich aus Stein gehauener Brunnen mit zwei Röhren befand, die mit einem Hahnen verschlossen waren und kaltes und warmes Wasser gaben. Diese Nischen konnten mit Teppichen verhängt werden, die zu dem Zweck über der Oeffnung zusammengebunden waren.

Bei unserem Eintritt in dies Gemach legte man in eine Ecke für jeden ein Kissen, auf das wir uns abermals ausstrecken mußten, um die dritte Pfeife mit Kaffee zu genießen und uns dabei allmählig an die entsetzliche Temperatur zu gewöhnen. Aber nicht lange, so waren wir vollkommen durchglüht, und der Hamamschi erklärte uns für fähig, die Operation des Badens vornehmen zu können, eine wirkliche und ziemlich schmerzhafte Operation.

Die Erhöhung in der Mitte des Gemachs, von der ich oben sprach, war im wahren Sinne des Wortes unsere Schlachtbank. Dort mußten wir uns ausgestreckt hinlegen, was anfangs einigen Schmerz verursachte, denn obgleich uns längst der Schweiß in Strömen vom Körper lief, war uns die Hitze fast unmittelbar über dem Feuer beinahe unerträglich. Neben jedem von uns ließ sich jetzt einer der Badknechte nieder und fing an, mit unserem Körper die seltsamsten Verrenkungen vorzunehmen. Zuerst drehte und wendete er alle Glieder von der Fußspitze bis zum Genick, daß sie knackten; dann hob er die Beine auf und rückte sie so weit nach dem Kopfe zu, als möglich, kurz, er behandelte uns auf eine für uns so komische Weise, daß wir über die Figuren, die einer den Andern machen sah, oftmals laut lachten. War dieses Kneten, denn anders konnte man die Behandlung des Körpers nicht nennen, auf

der vordern Seite beendigt, so mußte man sich auf den Bauch legen, um seinen Rücken ähnlichen Qualen preis zu geben. Zuweilen sprang der Kerl mit seinen nackten Füßen auf mir herum, daß ich nahe daran war, laut aufzuschreien. Am Ende setzte er sich mir oben zwischen die Schulter und glitschte mit seinen Füßen an mir herunter, wobei er, um sich zu halten, mit beiden Händen meine Haut dergestalt zusammenkniff, daß ich, um dem Schmerz zu entgehen, mich eilends aufrichtete und ihn herabwarf. Auch machte ich ihm über dies Kneifen ein zorniges Gesicht, worüber er mich sehr erstaunt ansah und die Hand schmatzend zum Mund brachte, um auszudrücken, daß gerade dieser letzte Coup etwas sehr Köstliches sei. Ich tröstete mich an dem Schicksale meiner Gefährten, denn keiner entging dieser Manipulation.

Jetzt begann der zweite Act, zu welchem die Hamamschi neben jeden ein Gefäß mit warmem Wasser setzten. Sie warfen weiche Seife hinein, schlugen sie mit einem Wisch von gedrehtem Hanf zu Schaum und seiften damit den ganzen Körper. Bis dieser Schaum durch die Wärme des Körpers und des Bades geschmolzen war, hatte man Ruhe und konnte sich über die ausgestandenen Schmerzen unterhalten. Ich habe nie einen stärkeren Klang der Stimme gehört, als in diesen türkischen Bädern. Ein Wort, noch so leise gesprochen, tönte gewaltig wieder, und gab einen Ton, als murmelten es hundert Stimmen nach.

Indeß hatte der Bader seinen Hanfwisch bei Seite gelegt und dafür eine Art Handschuh ohne Finger von grobem Tuche genommen, womit er nun den ganzen Körper sehr stark rieb. Bei all' diesen Manipulationen bemerkte ich, daß der Badwärter beständig das Auge des Badenden ansieht, wie mir Herr v. C. später sagte, aus Vorsicht, um sogleich zu bemerken, wenn einem bei dieser schmerzhaften Behandlung unwohl wird.

Sobald der Körper gehörig eingerieben ist, ein Geschäft, wobei wieder durchaus keine Schonung statt findet, sondern mir fast die

Haut mit heruntergerissen wurde, verläßt der Hamamschi den Badenden und zwei Knaben von zehn bis zwölf Jahren treten an seine Stelle. Diese geleiteten jeden von uns in eine der erwähnten Nischen, wo sie nach dem Belieben des Badenden sich mit ihm durch die erwähnten Teppiche absondern und so den Augen der Andern unsichtbar werden können. Doch wie ich mir sagen ließ, verdecken sie diese Nischen nicht eher, bis ihnen der Badgast ein hierauf bezügliches Zeichen gibt, was bei den meisten darin besteht, daß er ein Geldstück von zehn bis zwanzig Piaster zwischen die Zähne nimmt, welches sich der Knabe durch einen Kuß zueignet.

Vor den beiden Fontainen, deren Wasser vorn in ein kleines Bassin läuft, mußten wir uns niedersetzen, und nachdem einer der Knaben viel warmes Wasser hatte hinein laufen lassen, das er mit etwas kaltem mischte, begann er uns dasselbe mittelst eines blechernen Gefässes über den Kopf und den ganzen Körper zu gießen. Das Wasser war indessen noch sehr warm und benahm uns in den ersten Augenblicken den Athem. Wir befanden uns in einer Lage, als wenn man bei uns das Schlachtvieh abbrüht, auch wehrte ich mich anfangs mit Händen und Füßen dagegen, aber vergebens; so lange ich den kleinen Quälgeistern nicht vollkommen gereinigt schien, hörten sie nicht auf, mir das Wasser aus dem großen Gefäß über den Kopf zu schütten.

Nach dieser letzten Procedur bekamen wir um Hüfte und Schultern ein reines weißes Tuch, um den Kopf drehte man uns ein ähnliches und oben auf den Scheitel legte man uns lose ein anderes zusammengefaltetes. Durch die beiden Vorzimmer wurden wir wieder in das erste Gemach geführt, wo wir uns entkleidet hatten. Man hatte indessen unser Lager mit reinen Tüchern überzogen, und nachdem wir uns wieder auf dasselbe ausgestreckt hatten, brachte man uns Pfeifen, Sorbet und später Kaffee. Die Mühseligkeiten des Bades sind nun vorbei und der Türke fängt jetzt seinen Khef an, d. h. sowie er sich gewöhnlich Nachmittags, ohne ein

Wort zu sprechen oder auch nur zu denken, der Verdauung hingibt, so senkt er auch jetzt seinen Geist in vollkommene Ruhe und überläßt den Körper einigen Knaben, die ihn, aber auf eine sanftere Art als früher durchkneten. Sie fangen dieses Geschäft gewöhnlich bei den Füßen an, welche sie mit ihren beiden Händen leicht drücken und so immer fortstreichend aufwärts fahren, bis sie auf diese Art den ganzen Körper geknetet haben, was mehrere Male von den Füßen zum Kopf und umgekehrt geschieht. Auch werden die Gelenke der Hände und Füße nochmals auseinander gezogen, bis sie knacken. Besonders für Leute mit schwachen Nerven hat dieses leise Kneten etwas Ermattendes, Angreifendes, und selbst ich war fast immer geneigt, dabei in Schlaf zu fallen. Wenn das Kneten vorüber ist, werden neue Pfeifen gebracht, sowie Kaffee und man bleibt nach Belieben so lange liegen, bis das Blut, welches durch die ganze Behandlung sehr aufgeregt ist, wieder ruhiger wird. Dann zieht man sich an, und das türkische Bad ist genommen.

Die Wirkungen dieses Bades, welche die Phantasie des Muselmanns etwas übertreibt und als das heilsamste darstellt, was dem Körper widerfahren könnte, fangen erst nach einigen Stunden an, sich bemerkbar zu machen; ich meine die angenehmen Wirkungen, denn in der ersten Zeit, nachdem man sich wieder angezogen hat und etwas umhergegangen ist, sind die Glieder wie zerschlagen und große Müdigkeit drückt den Körper nieder. Nach einigen Stunden aber schwindet diese Ermattung und man fühlt sich allerdings wie neugeboren. Die Glieder haben eine auffallende Frische und Elasticität erlangt; man fühlt sich durch ein angenehmes Wohlsein, das sich über den ganzen Körper verbreitet, zu den lebhaftesten Bewegungen hingerissen. Es wird behauptet, ein türkisches Bad im Augenblicke genommen, wo man nach einer langwierigen beschwerlichen Reise vom Pferde steigt, oder wenn man sich überhaupt sehr ermüdet hat, erfrische mehr als die beste Nachtruhe.

Man kann zu jeder Stunde des Tages ein Bad nehmen, aus-

genommen in den Zeiten des Ramasans, wo die Hamami den ganzen Tag über geschlossen sind und erst, wie alle andern Anstalten, Kaffeehäuser ꝛc. mit Einbruch der Nacht geöffnet werden. Nur muß man nie nach dem Essen baden, eine Vorschrift, die ja auch bei uns besteht und bei der Gewaltsamkeit der Operation doppelte Berücksichtigung verdient. Ich habe in Konstantinopel ein einzigesmal diese Regel nicht beachtet, und so gesund ich bin, wurde ich nicht nur während des Badens völlig ohnmächtig, sondern war mehrere Tage nachher unwohl.

Die öffentlichen Bäder für das weibliche Geschlecht sollen beinahe ganz so eingerichtet sein, wie das beschriebene, nur daß sie große Wasserbehälter enthalten, worin die Abwaschungen vorgenommen werden. Natürlich sind dort die Hamamschi ebenfalls Frauen. Diese Anstalten dienen aber den Weibern keineswegs bloß zum Baden. Da die türkischen Damen keine Thee- und Kaffeevisiten geben, so versammeln sie sich zu gleichem Zwecke in ihren Bädern, um gegenseitig Neuigkeiten einzutauschen und den lieben Nächsten der schärfsten Kritik zu unterwerfen. Tout comme chez nous!

Etwas Genaueres über die türkischen Frauenbäder zu sagen, ist fast unmöglich, da es dem Muselmann selbst streng verwehrt ist, diese Anstalten zu besuchen, und wenn er auch mit den inneren Einrichtungen bekannt wäre, würde ihm doch der Anstand verbieten, darüber mit einem Fremden zu sprechen. Man erzählte uns, vor einiger Zeit habe sich ein wißbegieriger Europäer in eines dieser Bäder geschlichen; ertappt und vor den Kadi geschleppt, sei er dem Tode nur dadurch entgangen, daß er sich verrückt gestellt. Doch will ich die Wahrheit dieser Geschichte nicht verbürgen.

Von einem der innersten Bäder im Harem des Großsultans findet man bei Hammer eine Beschreibung, die nach der Erzählung eines Itschoglan (Pagen) niedergeschrieben wurde. Nach dieser gehen die Fenster des Bades gegen Osten. Auf der rechten Seite

der Thüre des Entkleidungssaales ist das Singzimmer und links das Schatzgewölbe. Die Pracht desselben soll unbeschreiblich sein. Der vielfarbige Marmor des Pflasters und der Wandbekleidung spiegelt die Silbergestalten der badenden Schönheiten zurück und farbige Gläser, in der Oeffnung der Kuppel eingesetzt, verbreiten in dem Gemach einen heimlichen sanften Lichtschimmer. In der Mitte springt ein Wasserstrahl, dessen Erguß von zwei Becken, einem kleinen und einem großen, aufgefangen wird. Das kleine ist von weißem Marmor mit rothen und schwarzen Adern, aus welchem die Fluth in das untere große, aus mehreren Stücken farbigen Marmors zusammengesetzte Becken stürzt.

Man findet in Konstantinopel nicht nur bestimmte Bäder für die verschiedenen Stände, Künste und Gewerbe, sondern die Muselmänner können sich auch sogar nach ihren verschiedenen Charakteren, Leidenschaften, Tugenden und Lastern zusammenfinden. So ist in Stambul ein Bad für Freigeister, eines für fromme und heilige Männer, ein anderes für Narren, an der Suleimanje eines für Dichter, ein anderes für Pferdeliebhaber, das wir besucht haben, sowie eines für Sänger und für freigebige Leute. Am adrianopolitaner Thor findet man ein viel besuchtes für Frauenliebhaber, sowie dicht neben an eines für alte abgelebte Leute und eines für schöne junge Herren. In der Vorstadt Otakdschilar ist ein Bad für Betrunkene, eines für Knabenliebhaber und ein anderes für unschuldige, eingezogene und sittsame Leute. In der Nähe des Hafens sieht man welche für solche, die das Gebet nicht lieben, für Verliebte, für Spitzbärte und für Diebe.

Der Hippodrom, die sieben Thürme, mehrere Moscheen und andere ältere Bauwerke.

Jedem Reisenden, der Konstantinopel besucht und wie wir nur kurze Zeit verweilen kann, rathe ich, gleich in den ersten Tagen nach

einem Plane, den ihm ein Ortskundiger angelegt, die Stadt zu durchkreuzen und erst wenn er die vielen merkwürdigen Plätze, Gebäude und Denkmäler gesehen hat, seine übrige Zeit anzuwenden, um das bunte Leben auf den Straßen zu beobachten, seine Einkäufe zu besorgen und kleine Ausflüge in die Umgegend zu machen.

An einem schönen Morgen, nachdem wir schon auf obige Art mehrere Tage verschleudert hatten, brachen wir in Begleitung des Herrn v. C. von Pera auf, um einen Theil der Merkwürdigkeiten planmäßig in Augenschein zu nehmen. Da wir hiezu eine weite Tour zu machen hatten, suchten wir uns am Ufer von den dort aufgestellten Miethpferden die besten heraus. Hiebei fallen ähnliche komische Auftritte vor, wie bei den Kaiks. Die Pferdevermiether sind eben so zudringlich, besonders gegen die Franken, die natürlich mehr als die Osmanli bezahlen müssen. Dabei ist das Gedränge, was immer bei unserer Ankunft entstand, nicht ganz ohne Gefahr; sie suchen einem so nahe wie möglich mit ihren Pferden auf den Leib zu rücken, die nicht so geduldig wie ihre Herrn, bisweilen zu schlagen und zu beißen anfangen. Im Augenblick ist man von einem Haufen dieser Menschen umringt und ich war nicht selten gezwungen, das Pferd, an das mich der Zufall gedrängt hatte, zu besteigen, um nur dem Gedränge zu entkommen. Hat man sich auf diese Art beritten gemacht, so hält sich jeder Vermiether an einem Steigbügelriemen seines Pferdes und läuft im Trab oder Galopp nebenher. An der Spitze des Zuges ritt der Herr von C., dessen Sais oder Reitknecht durch lautes Geschrei die Begegnenden zum Ausweichen aufforderte, und so trabten wir auf den kleinen Pferden, die auf dem glatten schlüpfrigen Pflaster fast nie einen Fehltritt machen, ziemlich rasch durch die Gassen.

Unsern ersten Halt machten wir auf dem At Meidan, dem Hippodrom, dem berühmtesten aller Plätze des alten und neuen Konstantinopels. Wir stiegen von unsern Pferden, um die armse-

ligen Ueberbleibsel der früheren prächtigen Monumente und Bauwerke, die auf diesem Platze standen, in der Nähe zu besehen.

Der Hippodrom wurde von Kaiser Severus, nachdem er die zerstörte Stadt erobert, angelegt, und war von da an der Schauplatz der festlichen Spiele, sowie fast aller Aufstände und Revolutionen, welche den Thron der byzantinischen Kaiser so oft erschütterten. Alles, was uns von der früheren Pracht und Herrlichkeit dieses Platzes erzählt wird, könnte man für eine Fabel halten; hier, wo nach den Geschichtschreibern die schönsten Werke der Kunst aufgestellt waren, ist nichts mehr zu sehen als drei verstümmelte Monumente: ein unvollendeter Obelisk in der Mitte des Platzes, dessen geglättete Seiten, besonders die gegen das Meer gekehrten, von der Zeit und der Seeluft schon stark beschädigt sind, ferner ein früher mit Kupfer bekleideter Pfeiler, dessen jetzt verschwundene Inschrift besagte, daß Konstantin, der im Purpur Geborene, ihn so prächtig hergestellt, daß er, gleich dem Coloß zu Rhodus, für ein Weltwunder angesehen worden; und endlich ein dreifaches Schlangengewinde, dessen Köpfe jedoch nicht mehr vorhanden sind, und das der Sage nach den Dreifuß von Delphi getragen haben soll.

Von den marmorenen Stufen, die früher einen großen Theil des Platzes umgaben, und worauf das Volk dem Wettrennen zusah ist keine Spur mehr vorhanden. Schlecht gebaute Häuser haben sich überall herangedrängt und der Platz, der früher vielleicht viermal so groß war, ist heute nur zweihundert und fünfzig Schritte lang und hundert und fünfzig breit. Der Boden ist uneben und schmutzig, und hie und da wächst eine Platane oder Sykomore aus ihm hervor, unter der ein türkischer Kaffeewirth seine elende Bude aufgeschlagen hat. Gelehnt an einen Pfeiler der Moschee Achmeds, die am At Meidan liegt, überdachte ich das Sonst und Jetzt dieses Platzes, ein Contrast, wie die Geschichte fast keinen traurigern aufzuweisen hat.

Dort stand die Statue des Herkules Trihesperus, der ohne Bogen, Köcher und Keule sich mit dem linken Fuß auf das Knie niederließ, in derselben Stellung, wie er als Sternbild am Himmel prangt. Dieses Kunstwerk wurde von den Lateinern bei der Eroberung der Stadt in Stücke zerbrochen, um das Erz zu Kupfergeld einzuschmelzen. Ferner war hier der Esel mit dem Eseltreiber von Actium, den Augustus dort zum Andenken aufrichten ließ, weil, als er eines Nachts hinausging, um die Stellung des Antonius zu erspähen, ihm ein Eselstreiber mit einem Esel begegnete, der ihm auf die Frage, wie er heiße und wohin er gehe, antwortete: „Nikon (siegend), mein Esel Nikander (Siegmann) und ich gehe zu Cäsars Heer." Neben ihm stand die Wölfin, welche den Romulus und Remus gesäugt hatte, ein Nilpferd mit schuppichtem Schweife, fliegende Sphynxe und die zwei Ungeheuer Scylla und Charybdis. Die Statue der Helene, Liebe athmend und einflößend, mit fliegenden Haaren und lächelnden, zum Reden geöffneten Lippen, war hier zu sehen mit aller Anmuth, womit sie der Gürtel Aphroditens ausgestattet. An den Rennzielen standen die Statuen berühmter Wagenlenker, die mit der Hand die Lehren wagenführender Kunst einschärften; zwischen diesen Statuen waren auf einer Seite die Altäre des Zeus, Saturnus und Mars, und auf der andern die der Venus, des Monds und die des Merkurs. Neben dem Thurm des Hippodroms, wo sich die Gitter befanden, hinter welchen die Pferde ungeduldig warteten, war der kaiserliche Thron, von welchem der Kaiser mit einem Tuche das Zeichen zum Auslaufen gab. Die zwölf vierspännigen Wagen, welche nun daherstürmten, mußten den Rennplatz sieben Mal umfahren. Auf dem Thurme des Hippodroms standen die vier berühmten goldenen Pferde, welche von Athen nach Chios und dann nach Konstantinopel gebracht wurden. Nach Eroberung dieser Stadt kamen sie nach Venedig und man stellte sie über dem Eingange der Markuskirche auf. Später wanderten

sie nach Paris auf den Carousselplatz, von wo sie wieder nach Venedig an ihre alte Stelle zurückgeführt wurden. *)

So viel der Boden des Hippodroms von den Herrlichkeiten erzählen könnte, die er einstens getragen und allmählig verschwinden sah, so viel Entsetzliches könnte er uns auch mittheilen von den Metzeleien, die hier geschehen, und dem vergossenen Blute, das er stromweise trinken mußte, und wenn wir eben den Untergang jener Zeiten bedauerten, so können wir uns in diesem Sinne nur darüber freuen, daß sie sich verändert haben. Die meisten großen Revolutionen und Empörungen brachen auf dem Rennplatze aus. Hier wurde Gratianus Augustus durch bestellte Meuchler ermordet; hier dämpfte Kaiser Justinian die berühmteste aller Empörungen: als Hippatius, von einer andern Partei zum Kaiser ausgerufen, sich schon in den Besitz des Haupteingangs zum Hippodrom gesetzt hatte, wo die Rennspiele eben beginnen sollten und er sich dort wollte zum Kaiser ausrufen lassen, drang Belisar von der andern Seite mit den Leibwachen auf den Platz, und Justinian hatte Geistesgegenwart genug, im Augenblicke der größten Gefahr den Anfang der Rennspiele zu befehlen, die nun, von dem Brande der halben Stadt beleuchtet, begannen.

Schon seit den ältesten Zeiten feierten heimkehrende Feldherrn auf dem Hippodrom ihren Triumphzug; so Belisar, als er die Vandalen besiegt. Neben der großen Rolle, die dieser Platz von jeher im äußern Leben der Byzantiner spielte, legte ihm und den Statuen, die auf demselben standen, auch noch der Aberglaube des Volks und der Kaiser andere geistige talismanische Kräfte bei, welche das Reich schirmen und bewahren sollten, so daß der ganze Rennplatz gleichsam ein geweihtes Symbol der Regierung und Herrschaft

---

*) Hammer, C. u. d. B. I.

ward: ein Aberglaube, der für die christliebenden Kaiser, wie sie sich selbst in allen Aufschriften nennen, mehr als unschicklich war.*)

Auch unter der Herrschaft der osmanischen Kaiser blieb der At Meidan der erste Platz der Hauptstadt und die Bühne für die Staatsaktionen und öffentlichen Spektakel. Der Bau der Moschee Achmet I. auf demselben nahm ihm viel von seiner Ausdehnung. Noch heute geht über den At Meidan der große Zug, wenn sich am Beiramfeste der Sultan aus dem Serail nach dieser Moschee begibt. Ebenso versammeln sich hier noch immer die Pilger aus allen Theilen des Landes zu der großen Karawane nach Mekka. Auch die Geburt des Propheten wird auf dem At Meidan und in der Moschee Achmet I. in Gegenwart des Sultans und der Hof- und Staatsbeamten feierlichst begangen. Unter dem letzten Sultan Mahmud II. entfaltete hier der Großwessier die Fahne des Propheten, was alle Rechtgläubigen zum Schutz der Kirche und des Sultans herbeiruft, und führte die zusammengelaufenen Haufen nach der Kaserne der Janitscharen, wo diese bekanntlich bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden.

Doch genug von diesem Platz; die Geschichte desselben ist so mit Greuelscenen geschwängert, daß er bei längerem Verweilen in dem Herzen des Beschauers einen unangenehmen Eindruck zurücklassen muß.

Vom At Meidan betraten wir die Achmedi oder Moschee Sultan Achmet I., von der ich schon oben sprach, um ihre prächtige Einrichtung zu sehen. Sie ist zwar nicht die größte und äußerlich schönste, denn die Aja Sophia, sowie die Sulimanje übertreffen sie an Pracht und Ausdehnung; dagegen hat sie sechs Minarets, mithin zwei mehr als jene beiden und selbst als die heilige Moschee zu Mekka. Sie ist auf einer großen Terrasse gebaut und be-

*) Hammer, C. u. d. B.

steht aus zwei Vierecken, wovon eines die Moschee selbst, das andere den Vorhof bildet. Die innere Einrichtung übertrifft an Pracht und Schönheit der Geschirre alle Beschreibung. Die Kuppel des großen Doms wird von vier Säulen getragen, die, obgleich die Kirche sehr hoch ist, ganz unverhältnißmäßig dick sind. Jede hat sechsunddreißig Ellen im Umfang. Sie durchbrechen die Kuppel und ragen von außen als Thürme empor. Im Innern der Kirche läuft zu beiden Seiten eine doppelte Gallerie hin; unten sind die Bänke der Koranleser, oben die Gewölbe zur Aufbewahrung der Kostbarkeiten, die nach und nach in die Kirche gestiftet worden. Die Kebbellinie wird durch zwei Wachskerzen von so ungeheurer Dicke und Größe bezeichnet, daß wir sie anfangs für Marmorsäulen hielten, und erst beim Nähertreten mit Erstaunen unsern Irrthum erkannten. Ein Meisterstück von Bildhauerarbeit ist die Kanzel für den Feiertagsprediger, nach dem Modell der zu Mekka ausgeführt. Schon der Stifter dieser Moschee, Achmet I., beschenkte sie mit großen Reichthümern und seinem Beispiel folgten anstandshalber alle Großen des Reichs, deren prächtige Gaben man noch sieht: goldene Lampen, mit Edelsteinen besetzt, goldene, mir Perlen besetzte Pulte, worauf schön geschriebene Exemplare des Korans liegen rc. Die Anfertigung dieser Manuscripte beschäftigt noch jetzt eine große Anzahl von Derwischen, da der Koran nicht gedruckt werden darf, weil es dem Muselmann unschicklich erscheint, daß die heiligen Worte den Druck der Presse aushalten sollen.

Wir bestiegen unsere Pferde wieder und ritten durch einen großen Theil der Stadt nach dem westlichen Ende derselben, wo am Meer von Marmora das Schloß der sieben Thürme liegt. Vom Großadmiral Apokaukos, der es in der Absicht anlegte, um einen Nebenbuhler darin einzusperren, aber selbst in die Falle ging und hier ermordet wurde, hieß das Schloß früher der Thurm des Apokaukos. Schon von Weitem erregen die dicken, mit Ephen bewachsenen Thürme und die unheimliche Stille, die um das ungeheure

Gemäuer herrscht, den Gedanken, daß hier kein Aufenthalt für glückliche Menschen sein kann, und man ahnt, auch ohne es zu wissen, wozu diese mächtigen Quader auf einander gethürmt wurden. Vor dem Eingang ist ein kleiner Platz mit jungen Bäumen bewachsen, unter denen ein paar alte Türken, zwei Kiaja's, Unteraufseher des Schlosses, sich mit ihren langen Pfeifen unterhielten und der Ruhe pflegten. Auf mehrmalige Anfrage erhielten wir von ihnen den Bescheid, sie haben keine Erlaubniß, uns einzulassen, und es bedurfte langer Reden von Seiten des Herrn von C., ehe sie sich nach Spendung einiger Piaster entschlossen, ihrem Chef, einem alten pensionirten Bim-Baschi, unser Anliegen vorzutragen. Nach einer Viertelstunde kehrten sie in Begleitung des alten Herrn zurück, der unsern Freund persönlich kannte, und nun weiter keine Schwierigkeit machte, uns den Eintritt zu gestatten. Den Eingang in's Schloß bildet ein großer Thorweg, der unter einem dicken viereckigen Thurm durchführt, mit einem schweren eisernen Thor verschlossen wird, und außerdem noch durch starke Fallgitter geschützt ist. Dieser Eingangsthurm gehört jedoch nicht zu den sieben großen, von welchen das Schloß seinen Namen hat. Das Ganze bildet ein unregelmäßiges Fünfeck mit fünf Thürmen, und hat an der Hauptseite, die nach dem Stadtgraben zuliegt, noch zwei weitere große viereckige Thürme, zwischen denen aber im äußern Walle das sogenannte goldene Thor liegt, das in früheren Zeiten sehr berühmt war. Die Griechen nannten es das schöne oder liebenswürdige Thor und durch dasselbe zogen die Kaiser im Triumph in die Stadt. Doch wurde es schon um das Jahr 900 vermauert aus Furcht, die Lateiner könnten durch dasselbe in die Stadt brechen, und es wurde seitdem nie wieder geöffnet. Die beiden Thürme, die es rechts und links einfassen, sind auf's Sorgfältigste gebaut und bestehen aus Quadern, die ohne Mörtel so schön zusammengefügt sind, daß man fast keine Fugen sieht. In der Mauer, welche sie verbindet, war der Triumphbogen Konstantins, der zum goldenen

Thore führte. Im südlichsten dieser beiden Thürme ist das berüchtigte Gefängniß, der sogenannte Blutbrunnen. Wir betraten es mit seltsamen Gefühlen und betrachteten auf seinem Boden ein rundgemauertes Loch, das der Mündung eines Brunnens gleicht und in die Tiefe führt. Hier wurden die Köpfe der Hingerichteten hinabgeworfen. Doch hat die zerstörende Zeit das Schauerliche dieses Ortes sehr gemildert, die vielen Köpfe, die da unten liegen, sind längst in Staub zerfallen und verderben nicht mehr wie in alten Zeiten die Luft im Thurme. Auch sind die Balken, die die einzelnen Stockwerke bildeten, zusammengestürzt und lassen das Tageslicht von oben in diese schauerliche Gruft fallen, und wenn den Unglücklichen, die hier starben, auch keine liebende Hand ein Denkmal setzte, so haben es die Vögel gethan, indem sie Samenkörner in den Thurm fallen ließen, aus denen bunte Blumen entstanden, die den Blutbrunnen und die Wände des Gefängnisses freundlich bedecken.

Der größte der sieben Thürme ist der links vom Thor, durch das wir hereingekommen. Er ist rund und besteht aus zwei Theilen, von denen der untere an siebzig Schuh, der obere einhundert und zwanzig Schuh hoch ist. Er heißt der Thurm der Janitscharen. Wir bestiegen ihn auf einer halbzertrümmerten steinernen Treppe und hatten nördlich eine schöne Aussicht auf die Stadt und südlich auf die mit Cypressen bewachsenen Begräbnißstätten, auf die schönen Inseln der Propontis und die gegenüberliegenden asiatischen Ufer. Der Hof des ganzen Gebäudes befindet sich in der traurigsten Verfassung. Die mit kleinen Kieseln bepflasterten Wege, die rechts und links durchführen, sind das Einzige, was noch ziemlich erhalten ist. Das Ganze gleicht einem verwüsteten Garten; überall wächst Gras und Unkraut fußhoch und verworren durch einander. Einige Platanen und verkrüppelte Feigenbäume umgeben eine kleine Moschee, die links am Wege steht. Neben ihr ist ein Brunnen, dessen herrliches Wasser wir versuchten. In den andern

Theilen des Hofes zeigen Steinhaufen, sowie auf einander gethürmte verbrannte Balken die Stellen an, wo sich vormals die Gefangenen ihre armseligen Hütten erbaut hatten. Am Eingange links ist das ziemlich erhaltene Haus des Aufsehers mit einem kleinen Gärtchen von Staketen eingefaßt, wo sich nach Hammer die Grabstätten der Märtyrer befinden, d. h. der Moslimen, die in dem Angriff der sieben Thürme die Heiligkeit des Krieges hier mit ihrem Blute bezeugten. Wenn die Leiber dieser gefallenen Kämpfer mit der ungeheuren Größe ihrer Gräber im Verhältniß standen, so müssen es wahre Riesen gewesen sein.

Aus diesem Hofe steigt man auf schmalen, an den Mauern hängenden Treppen, die meist zerfallen und mit Unkraut bewachsen sind, auf die Wälle. Hier liegen Kanonen von allen möglichen Kalibern, jedoch sind die meisten unbrauchbar. Einige haben Zündlöcher von einem halben Zoll Durchmesser. Jetzt werden diese Geschütze nur noch zu Freudenschüssen während des Bairamfestes benutzt, doch war über den meisten Gras und Unkraut zusammengewachsen, und hatten ihnen so ein Nest gebildet, worin sie wohl für ewig unbenützt schlafen werden.

Seit den ältesten Zeiten diente das Schloß der sieben Thürme mehr zum Staatsgefängniß, oder wohl auch zur Citadelle, um die Stadt in Respekt zu halten, als zur Vertheidigung nach Außen. Bei anbrechenden Kriegen mit den europäischen Mächten wurden bekanntlich deren Gesandten unter dem Vorwande, sie vor der Wuth des Pöbels zu schützen, hier eingesperrt. Das Haus, das sie bewohnten, war, wie uns der Aufseher versicherte, an den Thurm der Janitscharen gebaut; vom Gebäude selbst sahen wir keine Spur mehr. Nur bezeugten viele französische und auch deutsche Inschriften, von denen jedoch die meisten durch Zeit und Wetter unleserlich geworden waren, daß manche Europäer traurige Stunden hier verseufzt. Eine lautete:

Prisonniers qui dans la misère
Gémissez dans ce triste lieu,
Offrez le de bon coeur à dieu
Et vous la trouverez legère,

1608.

Etwas weiter unten stand:

Anton Esterhazy bewohnte diesen traurigen Ort 1698 — 1699.

J. von Hammer spricht von einer ähnlichen Inschrift auf dem Steine eines der Quaderthürme, die wir jedoch nicht mehr fanden und welche lautete:

A la mémoire des Français morts dans les fers des Othomans

1801.

Der Aufseher des Schlosses schenkte jedem von uns eine reife Feige, die im Hofe gewachsen, und brachte uns eine Hand voll Blumen von denen, die den Blutbrunnen umstanden, wogegen wir ihn mit einigen Piastern erfreuten. Beim Ausgang zeigte er uns vor dem viereckigen Thurm den Platz, wo der unglückliche Sultan Osman in einer Empörung von den Janitschaaren hingerichtet wurde, sowie links unter dem Thorweg ein kleines Gemach, das mit alten Waffen und Ketten angefüllt war.

Wir bestiegen unsere Pferde wieder, die sich indessen draußen am spärlichen Grase, das unter den Bäumen wuchs, gelabt hatten, und ritten eine Zeit lang an der Stadtmauer hin bis zu Top Kapussi oder dem Kanonenthor, früher das Thor des heiligen Romanus, durch welches wir in's Freie kamen. Dieses Thor ist von allen das merkwürdigste; hier fiel der letzte der Paläologen im Kampf mit den eindringenden Türken. Die ersten jedoch, welche die Stadt erstürmten, ihrer etwa fünfzig, drangen etwas mehr nördlich beim hölzernen Thor, man zeigte uns noch die Bresche, in die Stadt, überfielen den Kaiser und Giustiniani, den Feldherrn der

Genneser, welche beide von jenem Einbruch noch nichts wußten, und so von vorn und hinten zugleich angefallen, hauchte der letzte Konstantin sein Leben an den Mauern aus, die der erste gebaut. Die Türken, welche gerne Alles in's Ueberirdische hinüber spielen, haben eine Sage, nach welcher ihnen Allah und der Prophet beim Sturme auf Konstantinopel dadurch geholfen, daß er an dieser Stelle die Geschütze der Griechen in Stein verwandelt habe. Wirklich zeigte man uns einige steinerne Röhren, an denen eine lebhafte Phantasie einige Aehnlichkeit mit Geschützen finden konnte.

Vor dem Kanonenthor befindet sich ein großer Gottesacker, wo in früheren Jahren hauptsächlich die Janitscharen begraben wurden. Auf den Gräbern sieht man eine große Menge aufrecht stehender schmaler Steine, neben denen der Kopf mit dem Turban, der dieselben früher schmückte, abgehauen an der Erde liegt. Sultan Mahmud ließ, nachdem er die Janitscharen vertilgt, auch an den früher Gestorbenen seine Rache aus, indem er ihnen zum Schimpf den gemeißelten Kopf auf den Steinen herunterschlagen ließ.

Ueber diesen Kirchhof führte unser Weg links auf das Feld, wo auf einer Anhöhe zwischen Bäumen die alte griechische Kirche zu St. Stephan liegt. Einer Tradition verdankt diese Kirche von gewöhnlicher Bauart und kleinem Umfang den Besuch von vielen Fremden. Als nämlich die Türken unter Mahomed II. die Stadt stürmten, drang ein Haufe auch in dieses Kloster, um Alles niederzumachen. Ein frommer Priester, der im Hofe bei einem Brunnen stand, briet gerade auf einem Roste Fische, die, als der Lärm entstand, auf der einen Seite schon gahr und braun waren. Der Priester rettete sich in's Heiligthum, die Fische aber wurden von den eindringenden Türken in den Brunnen geworfen, wo sie, halb gebraten, wie sie waren, wieder lebendig wurden, lustig umherschwammen, und noch heute am Leben sind.

Die griechischen Priester im Kloster empfingen uns sehr artig und führten uns in ihrer kleinen Kirche herum. Im Vorhof wurde

jedem von uns eine brennende Wachskerze in die Hand gegeben, ebenso dem Kawaschen des Herrn v. C., einem Türken; doch schien diesem das dünne Kerzchen nicht anständig genug, und er kaufte sich noch zwei dicke dazu, die er ebenfalls ansteckte, worauf er seine Schuhe auszog und uns gegen die Gewohnheit der Türken überall ehrfurchtsvoll hinbegleitete. Die Andacht des Muselmanns hatte einen sehr natürlichen Grund: er liebte eine Griechin, und was thut die Liebe nicht!

Nachdem wir die Kirche besehen, die nicht viel Merkwürdiges enthielt, gingen wir in den Hof zurück und stiegen auf Marmorstufen zu einem Brunnen hinab, in welchem die gebackenen Fische herumschwimmen sollten. Wirklich sahen wir auch eines dieser Thiere von der Größe und Gestalt einer starken Forelle, das auf der einen Seite weiß, auf der andern dunkelbraun war und sonderbar aussah. Der Priester erzählte uns noch, es seien dieser Fische sieben in den Brunnen geworfen worden, von denen zwei verschwunden, die andern fünf aber noch da seien. Allein wir sollen nicht glauben, daß ihre Religion ihnen gebiete, dies als Wunder zu verehren; es sei dies nur eine alte Ueberlieferung; übrigens könne er aus eigener Erfahrung versichern, daß die fünf Fische in den fünfzig Jahren, seit er hier sei, sich weder vermehrt noch vermindert haben.

Das Kloster ist mit alten dicken Nußbäumen umgeben, unter denen wie fast überall an solchen Orten, ein Kaffeetschi sein Zelt aufgeschlagen hatte, wo wir einen guten Kaffee genossen. Dann bestiegen wir unsere Pferde wieder und ritten fast eine Stunde den Stadtmauern entlang durch das Quartier der Töpfer nach Ejub. Zuerst führte unser Weg nach der von Mahomed, dem großen Eroberer, gebauten Moschee, die, malerisch zwischen hohen Bäumen versteckt, für so heilig gehalten wird, daß es keinem Ungläubigen erlaubt ist, auch nur ihre Vorhallen zu betreten.

Ejub, der Fahnenträger des Propheten, soll hier im Kampf

mit den Arabern gefallen sein, und ihm zur Verehrung baute Mahomed nach seiner Thronbesteigung diese Moschee als Grabmal, und verlegte eine der ersten Cermonien der Krönung dahin, der jedesmalige Sultan empfängt hier durch Umgürtung des Schwertes des Propheten die heilige Weihe. Eine Reliquie, die sich in dieser Moschee befindet, ist ein Fußstapfe des Propheten. Als dieser nämlich in Mekka beim Bau der heiligen Kaaba eifrigst mithalf, drückte sich einer seiner Füße in den Stein, worauf er stand. Dieser Stein wurde nach Aegypten in die Schatzkammer gebracht, und kam so später in den Besitz der osmanischen Sultane, wo ihn dann Sultan Mahmud in silberner Einfassung in die Moschee zu Ejub einmauern ließ.

Von dieser Moschee, die übrigens sehr einfach sein soll, ließ uns der Fanatismus der Türken auch nicht das Geringste sehen; denn kaum hatten wir uns einem der Thore genähert, um wenigstens einen Blick in den Vorhof zu werfen, so kam gleich einer der Derwische auf uns zu, und hieß uns mit ziemlich heftigen Geberden und Worten unseres Weges gehen.

Von schönen Gebäuden in Ejub ist noch ein Palast der Sultanin Valida zu bemerken, der am Hafen liegt, sowie viele kleine Grabkapellen von heiligen und berühmten Männern. Auch ist diese Vorstadt durch die Vorzüglichkeit ihrer Barbiere, sowie durch die Bereitung einer sehr gut schmeckenden Art von Milch, Kaimak genannt, berühmt. Etwas hinter der Stadt, am Ende des goldenen Horns ist die Mündung der beiden Flüsse Barbyses und Cydaris, an denen weiter aufwärts die herrlichen wasserreichen Thäler und Spaziergänge liegen, die bei den Türken zum Gegensatz von den an dem andern Ufer des Bosporus befindlichen Spaziergängen die europäischen himmlischen Wasser heißen, und wo sich an gewissen Tagen die Weiber des Sultans, natürlich durch ausgestellte Wachen vor jedem neugierigen Blicke geschützt, mit Spiel, Gesang und Tanz erfreuen.

Ein anderer berühmter Spaziergang, der nach Edris Köschk, führt ebenfalls gleich hinter Ejub ziemlich steil den Berg hinan, über Begräbnißstätten, welche dicht mit schönen Cypressen bewachsen sind, zu einer verfallenen Moschee des Scheikh Edris, von dem der Spaziergang seinen Namen hat. Auf dieser Höhe ruhten wir, auf einem Grabstein sitzend, einen Augenblick aus und genossen die prächtige Aussicht, die sich bei den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne unserm Blicke darbot. Vor uns lag das goldene Horn in seiner ganzen Fülle und Ausdehnung, rechts Konstantinopel, links Pera, Galata, Top-Chana, und den Hintergrund dieses prächtigen Rundgemäldes bildeten der Leanderthurm und Scutari. Nachdem wir wieder zum Hafen hinabgestiegen waren, ließen wir unsere ermüdeten Pferde mit ihren Führern nach Hause gehen und nahmen ein Kaik, das uns in kurzer Zeit nach Pera brachte.

Am folgenden Morgen nahmen wir unsern Weg wieder nach Stambul, um eine ähnliche Tour wie die gestrige zu beginnen. Doch war unsere Karawane heute ganz anders zusammengesetzt. Der Lord L., der sich mit seiner Gemahlin zu gleicher Zeit mit uns in Pera befand, hatte sich einen Ferman, d. h. eine Einlaßkarte zum Besuch der Aja Sophia und der andern Moscheen verschafft. Ein solcher Ferman kostet tausend Piaster, aber der Besuch der Kirche ist dafür allen gestattet, die sich dem Inhaber desselben anschließen wollen oder können. Da auf solche Gelegenheiten, die nicht häufig vorkommen, viele Reisende und einheimische Franken warten, die nicht gesonnen sind, hundert Gulden auszugeben, so gestattete von jeher der Besitzer des Fermans jedem ordentlich gekleideten Landsmann im weiteren Sinne des Worts den Eintritt, so daß oft mit einem einzigen Ferman einige hundert den Tempel besahen. Dies erlaubten noch vor Kurzem der Herzog Paul von Württemberg und Prinz August von Preußen, welche letztere sogar einen großen Haufen Babuschen, türkischer Pantoffeln, die man, um nicht die Stiefeln ablegen zu müssen, über dieselben anzieht,

aufkaufen und ohne Ansehen der Person unter die Eintretenden vertheilen ließen.

Nicht so machte es the right honourable Lord L., wie auf allen seinen Koffern und Kisten stand, denn obgleich der Baron ihn schon von London her kannte und wir, seine drei Begleiter, auf unserer gemeinschaftlichen Donaureise oft mit ihm gesprochen hatten, trieb er seine englische Eigenheit doch so weit, daß er von uns Dreien nur Zweien eine Karte geben wollte. An alle die nämlich, denen er die Erlaubniß ertheilte, mitzugehen, ließ er, oder vielmehr die Lady, Karten austheilen, und wer beim Eingang der Aja Sophia und anderer Kirchen, die wir besahen, keine Karte aufzuweisen hatte, den sollten nach seiner Absicht die Kawaschen zurückweisen. Diese Türken waren aber freundlicher als Seine Herrlichkeit, und ließen trotz dem Verbot, wie gewöhnlich, ganze Haufen Neugieriger in die Kirche.

Unser erster Gang war natürlich zur Aja Sophia, diesem prächtigen herrlichen Tempel.

Im Jahr 325 baute auf dieser Stelle Konstantin den ersten Tempel der göttlichen Weisheit, den aber schon sein Sohn Konstantius, dreizehn Jahre später, erweiterte. Nachdem im Jahr 404 die Kirche zum ersten Mal abgebrannt war und sie Theodosius 415 zum zweiten Mal aufgebaut hatte, brannte sie unter Justinian 532 im berühmten Aufruhr der Rennparteie zum zweiten Mal ab, worauf sie dieser prachtliebende Kaiser in ihrer jetzigen Größe und herrlicher als je aufführen ließ. Am merkwürdigsten ist die Kuppel des Doms, die aus leichten zu Rhodus verfertigten Ziegeln gebaut wurde, deren jedem man die Inschrift einprägte: „Gott hat sie gegründet und sie wird nicht erschüttert werden; Gott wird ihr beistehen im Morgenroth.“ Schon zu oft und sorgfältig ist die Aja Sophia von ältern und neuern Reisenden beschrieben worden, als daß auch ich eine ausführliche Beschreibung über diese Moschee liefern sollte.

Die Herbeischaffung und Vorbereitung der Baustoffe dauerte sieben und ein halbes, der Bau selbst acht und ein halbes Jahr, wornach das Ganze in sechszehn Jahren vollendet wurde. Die Baumeister, welche dieses Werk leiteten, waren Anthenius von Tralles und Isidorus von Milet. Unter diesen waren hundert Baumeister beschäftigt, von denen jeder wieder hundert Maurer unter sich hatte. Nach dem Plane eines Engels, der dem Kaiser im Traum erschienen war, arbeiteten von diesen fünftausend auf der rechten, und fünftausend auf der linken Seite. Alle Tempel der ältern Religion trugen zu dem Bau dieses Tempels der göttlichen Weisheit bei, denn er stützt sich auf die Säulen der Isis und des Osiris, der Sonnen- und Mondtempel von Heliopolis und Ephesus, auf die der Pallas von Athen, des Phoibos von Delos und auf die der alten Cybele von Cyzikus. *)

Nachdem die Mauern erst zwei Ellen über den Grund erhoben waren, hatte man schon zweihundert und fünfzig Centner Goldes ausgegeben, und der Kaiser, dem es an Geld zur Fortsetzung gebrach, wurde der Sage nach durch einen Engel aus der Verlegenheit gerissen, der eines Nachts viele Arbeiter mit Saumthieren in ein unterirdisches Gewölbe führte, wo er sie mit großen Schätzen belud. Fast bei allen größern Bauwerken der ältern Zeit haben bekanntlich gute und böse Geister die Hand im Spiele gehabt; doch bei keinem zeigte sich das Geisterreich so thätig, wie hier beim Bau der Aja Sophia. Den Plan des ganzen Gebäudes gab der Sage nach ein Engel an, der dem Kaiser erschien, sowie später den Namen Aja Sophia. Und als einst der Kaiser und die Baumeister verschiedener Meinung waren, ob das Licht über dem Altar durch ein oder zwei Fenster einfallen sollte, erschien der Engel abermals und entschied für drei Fenster, zur Ehre des Vaters, des Sohnes

*) Hammer, Gesch. C. u. d. B. B. I.

und des heiligen Geistes. Der Altartisch, zu dessen Anfertigung Gold nicht kostbar genug schien, bestand aus einer Masse, die man aus Gold, Silber, zerstoßenen Perlen und Edelsteinen zusammengeschmolzen hatte, und wurde mit den köstlichsten Steinen ausgelegt. Auf demselben stand ein goldenes Kreuz, fünfundsiebzig Pfund schwer, ebenfalls mit Steinen geschmückt. Ueberhaupt war die ganze innere Einrichtung, sowie die Geräthe, von so übertriebener Pracht, daß man die Beschreibung derselben für Märchen halten könnte, wenn sie nicht geschichtlich von den glaubwürdigsten Männern dokumentirt wäre. So war die Kanzel von einem goldenen Himmelsdach bedeckt, auf dem ein goldenes Kreuz stand, hundert Pfund schwer und dicht mit Rubinen und Perlen besetzt. — Ein anderes und zwar silbernes vergoldetes Kreuz stand in dem Behältniß der heiligen Geschirre im Grunde der Sakristei. Dieses Kreuz, das genau das aus Jerusalem gebrachte Größenmaß des heiligen Kreuzes hatte, heilte Kranke und trieb Teufel aus. Die für die zwölf großen Feste des Jahres bestimmten heiligen Gefäße, als Kelche, Patenen, Schüsseln, Kannen u. s. w. waren aus dem reinsten Golde, und der mit Perlen und Edelsteinen durchwirkten Kelchtücher waren allein zweiundvierzigtausend. Vierundzwanzig große Evangelienbücher, deren jedes durch seine Goldbeschläge zwei Centner wog, traubenförmige Leuchter für den Hochaltar, das Lesepult, die Frauengallerie und die Vorhalle waren sechstausend aus dem reinsten Golde. Außerdem noch besonders zwei goldene Trageleuchter mit Sculpturen verziert, jeder hundert und eilf Pfund im Gewicht und sieben goldene Kreuze, jedes ein Centner schwer. Die Thüren waren theils Elfenbein, theils Bernstein, theils Cedernholz; das Hauptthor silbern und vergoldet und drei derselben von innen sogar mit den Brettern der Arche Noah's ausgetäfelt. Die Einfassung des heiligen Brunnens in der Tiefe war die des berühmten samaritanischen Brunnens und die vier Trompeten, welche über demselben von Engeln geblasen

wurden, waren dieselben, von deren Schall die Mauern von Jericho zusammengestürzt waren. *)

Von dem Platze des neuen Serails her betraten wir den Vorhof dieser Moschee, der, wie alle größeren, mit einem Säulengange umgeben ist und den kleine Kuppeln bedecken. In der Mitte steht eine Fontaine. Man tritt durch eines der Hauptthore in einen langen Gang, der ohne alle architektonische Verzierung ist, den sogenannten Gang der Büßenden. Hier mußten sich alle aufhalten, die ihrer Sünden halber aus dem Schooße der Kirche gestoßen waren. Am Ende dieses Ganges befindet sich eine Stiege ohne Stufen, auf der man bequem hinaufreiten könnte; über sie kommt man auf die große Gallerie, die das Innere umgibt, und von wo man den majestätischen Tempel ganz übersieht. Von der früher beschriebenen Pracht und Herrlichkeit ist indessen nichts mehr vorhanden. Die Wände sind schmucklos, meistens geweißt, und der Boden mit Teppichen belegt, welche das zum Theil noch vorhandene Marmorpflaster bedecken. An Schnüren hängen unzählige kleine Gebetlampen von der Wölbung herunter, und wo sich früher der prächtige Altar befand, bezeichnen jetzt zwei kolossale Wachskerzen die Richtung nach Mekka. Das Auge irrt mit Staunen durch die ungeheuern Räume und bewundert vor Allem die kühne Wölbung der Kuppel. Sie ist so flach, daß die Höhe derselben nur das Sechstel des Durchmessers von hundert und fünfzehn Fuß beträgt. Nach Hammer steht die Länge der Sophienkirche in der Mitte zwischen dem Tempel des olympischen Jupiters (zweihundert und fünfzig Fuß) und der Kirche von St. Denys (zweihundert und fünfundsiebenzig Fuß).

Als wir die Kirche verlassen, erzählte uns Herr von C. noch

*) Hammer, Gesch. C. u. d. B. B. I.

Einiges von der Art, wie Justinan damals die Grundstücke, die er zur Vergrößerung der Kirche brauchte, an sich gebracht habe. Der größte Theil des Platzes gehörte der Sage nach einem Eunuchen und einem Schuster, von denen ersterer sein Grundstück willig hergab, der andere begehrte dagegen einen unmäßigen Preis und obendrein noch, daß bei den Wettrennen ihn bei seinem Erscheinen die vier Rennparteien mit lautem Zuruf begrüßen sollten, eine Ehrenbezeugung, die nur dem Kaiser zukam. Doch bewilligte ihm Justinian des Spaßes halber seine unsinnige Forderung und der Schuster wurde bei seinem Erscheinen jedesmal wie der Kaiser begrüßt, nur mit dem Unterschied, daß ihm die Masse des versammelten Volks höhnende Worte zurief.

Von der Aja Sophia gingen wir zur Suleimanje. Diese ist nach jener unstreitig die schönste, und da sie auf einem freien Platze liegt, gewährt sie mit ihren schlanken, sehr schönen Minarets einen noch großartigeren und prächtigeren Anblick, als selbst der Tempel der göttlichen Weisheit. Die Moschee hat dieselben allgemeinen Verhältnisse, wie fast alle übrigen: ein Vorhof, ein Dom und Gallerien, die um denselben herumlaufen. In ihrer jetzigen Gestalt ist die Suleimanje unter allen Moscheen die schönste und glänzendste, und wenn sich auch bei allen andern Schulen, Spitäler und dergleichen befinden, so hat doch keine so viel mildthätige Anstalten und Stiftungen um sich versammelt, wie die Moschee Suleiman des Großen. Um sie her liegen Schulen, Academien, ein Spital, eine Armenküche, eine Herberge für arme Reisende, eine Bibliothek, eine Brunnenanstalt, ein Versorgungshaus für Fremde, die Mausoleen Suleiman des Großen, mehrerer seiner Prinzen und seiner Favorite, der bekannten Roxelane. Wir besuchten diese Grabmäler, kleine mit einer Kuppel versehene Kapellen, aus kostbarem Marmor erbaut und mit Inschriften aus dem Koran versehen. Die Gräber selbst sind große Sarkophage, deren gegen Mekka gerichtete Kopfenden erhöht und mit einem prächtig mit Edelsteinen ge-

schmückten Turban verziert sind. Im Grabmal Suleimans steht ein kleines hölzernes Modell der Stadt Mekka und der heiligen Kaaba.

Nachdem wir diese Moscheen besehen, trennten wir uns von dem Lord L. und besahen im Fluge noch einige der merkwürdigsten Wasserleitungen und Cisternen. Von den ältesten Zeiten her erbauten die byzantinischen Kaiser aus Mangel an Quellen und Brunnen die großen Cisternen, die man noch jetzt sieht. Fast alle muß man als riesenhafte prächtige Bauten bewundern; doch erfüllten sie ihren Zweck nicht mehr, indem die meisten leer und trocken sind; nur in einer einzigen, der cisterna Basilica, ist noch heute Wasser zu finden. Der merkwürdigste von allen diesen Wasserbehältern ist der Bin bir direk, d. i. der tausend und eine Säule, den wir vor allen besuchten. Er liegt nicht weit vom At Meidan auf einem wüsten Platz. In der Mitte desselben erhebt sich eine Art Kellerlucke und hie und da sahen wir im Boden Löcher, welche in ein Gewölbe hinabführten. Unter dem Boden hörten wir ein eigenes Rauschen, das wir uns anfänglich nicht erklären konnten. Das Geräusch hatte viel Aehnlichkeit mit dem Tosen eines Wasserfalls, und doch sollte kein Wasser unten sein. Wir stiegen durch die Kellerlucke auf einer schmalen steinernen Treppe in die prächtige Cisterne hinab. Sie besteht aus drei Stockwerken, indem die Säulen, welche das Gewölbe tragen, je zu drei aufeinander stehen. Es sind ihrer, wenn auch nicht, wie der Name besagt, tausend und eine, doch sechshundert zweiundsiebenzig, von denen die obersten vierundzwanzig Fuß Länge haben; die mittleren dagegen ragen aus dem Schutt und Schmutz, der den Boden bedeckt, nur sieben Fuß hervor, und von den untersten ist gar nichts mehr zu sehen. Jetzt dient die Cisterne einem Armenier zur Werkstatt, welcher hier Seide haspeln läßt, wodurch jenes Geräusch entstand, von dem ich oben sprach.

Neben diesen Cisternen besahen wir auch noch oberflächlich die

beiden großen Wasserleitnngen, die unter dem Namen der des Justinian und der des Valens bekannt sind. Doch werde ich später darauf zurückkommen. Durch dieses Hin- und Herziehen in den langen hügeligen Straßen der Stadt war es indessen Nachmittag geworden und da wir auf morgen eine Tour nach Bujukdere verabredet hatten, verließen wir Stambul zeitiger als gewöhnlich und stiegen zum Hafen hinab, um zur morgigen Fahrt ein größeres Kaik mit drei Ruderern zu miethen.

Fahrt nach Bujukdere. Die alten und neuen Wasserleitungen.

Das Kaik, das Herr v. C. für uns in Beschlag genommen hatte, um durch die herrliche Wasserstraße, den Bosporus, nach Bujukdere zu fahren, unterschied sich von den gewöhnlichen Booten, womit man den Hafen durchkreuzt, nur durch seine Größe. Wir hatten vier Ruderer und einen Steuermann, und außerdem noch einen kleinen Mast, mit Segelwerk im Kaik, der ebenfalls aufgerichtet werden konnte. Wir waren mit dem Herrn v. C. zu vier, da unser Maler sich in Konstantinopel beschäftigte, um einige Bauwerke aufzunehmen. Vorn an der Spitze des Boots saß ein Janißair in scharlachrothem goldgesticktem Costüme, und hinten am Steuerruder prangte eine kleine Flagge mit den preußischen Farben. Bei Top-Chana fuhren wir ab und waren in kurzer Zeit gegen Beschiktasch gekommen, dem Sommerpalaste des Sultans, diesem seltsamen bunten Gebäude, das auf seinen Terrassen liegt, wie eine verkörperte schöne Phantasie. Es ist freilich nur von Holz, aber eben dies gibt dem Gebäude etwas Luftiges, Leichtes, ja Feenhaftes. Hohe Cypressen und weitästige Platanen umgeben es und blicken noch darüber hinweg, und die Hügel, woran sich die Gebäude lehnen, sind zu Terrassen umgewandelt, die eine über die

andere emporragend. Auf allen befinden sich Gärten, mit den schönsten Blumen besetzt, welche ein dichtes Laubdach von Platanen, Orangen und Cypressen vor der glühenden Sonne schützt.

Das Auge schweift begierig bis zur höchsten Spitze des Berges, wo ein kleines glänzendes Kiosk, von riesenhaften Platanen umgeben, einer Krone gleich, das Ganze schmückt. Doch einsam sind diese Gärten; man sieht keine Menschen, die sich über all das Schöne freuen; nur hie und da wandelt ein vermummtes Weib durch die Laubgänge, das mit seinen weißen Schleiern unter den schwarzen Cypressen eher einem Gespenste gleicht, als einem Wesen, das die Fülle von Pracht genösse, die hier ausgebreitet liegt. Gern senkt man deßhalb den Blick wieder hinab zu den Palästen selbst, die an dem bewegten Hafen mit ihren dicht vergitterten Fenstern wie schlafend und träumend liegen. Wo jetzt die Sommerpaläste von Dolmabahdsche und Beschiktasch, war früher ein Palast Mahmud I., von dem der Historiograph Isi in seiner poetischen Weise sagt: „Die leichten Schwingungen des Frieses sind dem Schweben des Vogels der Freude vergleichbar. Die Fenster der Erker öffnen und schließen sich lächelnd, wie die Augen des Liebenden, und die hohen Bogen umgrenzen das Ganze, wie treue Freunde Hand in Hand gehen."

Zurückblickend hatten wir wieder das prächtige lebendige Bild des Hafens mit seinen Schiffen von allen Größen, mit den zahllosen Kaiks, diesen Fiakern Konstantinopels, und den weißen Möven, die sich auf der spiegelklaren Flut schaukeln und sich den Menschen so zutraulich nähern, daß man sie fast mit den Händen fangen könnte. Bald fuhren wir bei dem zwischen der Serailspitze und Scutari in einiger Entfernung vom Ufer liegenden Leanderthurm vorbei, der auf einem einzelnen Felsen gebaut ist und als Leuchtthurm dient. Er hat übrigens mit der Sage von Hero und Leander nichts zu thun. Sein älterer türkischer Name ist Kis Kullessi, der Thurm des Mädchens. Da sowohl hier wie überall jedes alte Mauerwerk seine Sage hat, so kann es nicht fehlen, daß

man auch von diesem Thurm, auf den sich jeder Blick des Vorbeifahrenden richtet, mehrere Geschichten erzählt.

Ein griechischer Fürst, von dem Orakelspruch gewarnt, seiner Tochter stehe durch Schlangen ein großes Unglück bevor, sperrte das Mädchen in einen Thurm, welches sich in seiner Einsamkeit um so unglücklicher fühlte, da sie einen Geliebten hatte, von dem sie getrennt wurde. Dieser Geliebte war der berühmte arabische Sid (Sid-al-Battal), der Kampfheld. Er lebte dreihundert Jahre vor dem spanischen Cid Campeador, dem übrigens die Araber denselben Ehrentitel wie ihrem eigenen zuerkannten. Der Sid wußte trotz der scharfen Bewachung des Thurms sich mit seiner Geliebten durch Taubenpost und Blumensprache zu unterhalten, und fand endlich Gelegenheit, sich als Gärtner gekleidet mit einem Blumenkorbe zu ihr zu schleichen. Doch eine Natter, die sich unter den Blumen versteckt hatte, schießt an die Brust der Prinzessin, welche ohnmächtig dahin sinkt. Der Sid fängt sie in seinen Armen auf, saugt das Gift aus der Wunde und rettet sie so dem Vater, der sie, da nun der Orakelspruch erfüllt ist, dem Helden zur Gemahlin gibt.

Diese Geschichte erzählte uns Herr v. C., während wir aus dem Hafen in den Bosporus einfuhren, und so auf den klaren Wellen zwischen zwei Welttheilen dahinschwammen. Jedes Oertchen, jeder Platz, ja fast jeder Stein, der aus den Wellen ragt, hat seine eigene Geschichte.

Wegen der heftigen Strömung halten sich bald hinter den Sommerpalästen des Sultans die Nachen an der europäischen Küste, und dicht unter den Fenstern verschiedener Landhäuser und kleiner Kiosks vorbeifahrend, betrachtet man mit Vergnügen die Einrichtung dieser Sommerhäuser, deren Fundamente von den klaren Wellen bespült sind. Die Fenster sind mit Rohrstäben vergittert, durch welche von Außen kein Blick dringen kann, doch bin ich überzeugt, daß die türkischen Damen die vorüberfahrenden Franken oft genug

betrachten. Kein Geräusch, keine Bewegung verräth, daß diese Gebäude bewohnt sind. Nur zuweilen, wenn man in der Nacht beim Mondschein vorbeifährt, zittert der leise Klang einer Zither über die Wellen, zu welcher mit leiser Stimme eins jener orientalischen Lieder, die fast immer eine melancholische Melodie haben, gesungen wird.

Vor und neben diesen Gebäuden sind Gärten, mit Lorbeer-, Orangen- und Granatbäumen, deren Zweige nicht selten über das Wasser hängen, so daß man oft lange Zeit unter duftenden Lauben dahinfährt. Der Weinstock, der hier zu mächtigen Stämmen aufschießt, bildet oft lange Strecken am Ufer die schönsten Laubgänge. Er rankt an mächtigen Bäumen empor, verbindet die Zweige von mehreren, ein loses Netz bildend, über das sich Caprifolium und blühende Schlingstauden werfen. Da beide Ufer des Bosporus mit unzähligen Landhäusern und kleinen Orten bedeckt sind, zwischen denen sich hie und da kleine Bäche einmünden und alte riesige Bauten aufsteigen, welche sich an seltsam geformte Berge anlehnen, so sind die Aussichten, die man während dem Fahren in steter Abwechslung genießt, unbeschreiblich schön und gewähren dem Auge durch den Anblick und dem Herzen bei dem Andenken an all' das Große, was hier geschah, einen hohen Genuß.

Unsere Kaikschi hatten, da der Wind günstig wehte, ihren Mast aufgesetzt und ein großes lateinisches Segel entfaltet, mit welchem wir ungemein rasch dahin flogen. Jetzt durchschnitten wir die Flut und hielten uns mehr nach dem asiatischen Ufer zu, wodurch wir das sogenannte alte Schloß von Rumelien, Rumili Hissari, das an dem europäischen Ufer liegt, und bei dem wir nun vorbeifuhren, mit seiner ganzen sonderbaren Bauart vor Augen hatten.

Mohamed I. hatte schon früher auf dem asiatischen Ufer das Schloß von Anatolien erbaut und Mohamed II. führte das Schloß von Rumelien gegenüber auf unter den Augen der bedrängten Byzantiner. Es war zwei Jahre vor der Eroberung Konstantinopels und

umsonst schickte ihm der Kaiser Gesandtschaften, die dem Padischah beweisen sollten, der kaum eben erst geschlossene Friede erlaube ihm gewiß nicht, auf griechischem Grund und Boden eine Festung aufzuführen. Mohamed kehrte sich so wenig an diese Vorstellungen, daß er nicht nur diese Gesandten zurückschickte, sondern auch schwur, er wolle die, welche ähnliche Botschaft brächten, schmählich hinrichten lassen. Darauf zeichnete er selbst den Grundriß zu dem neuen Schlosse, indem er lächerlicher Weise die Grundzüge des arabischen Schriftzuges, des Wortes Mohamed, dazu angab, den der Baumeister nachahmen sollte. Wo in dem Worte ein Punkt ist, setzte man einen Thurm rc. und man kann sich leicht denken, daß das Schloß durch die seltsame Bauart sehr unregelmäßig wurde und auch deßhalb als Festung wenig dienen konnte.

Eine kurze Strecke hinter Rumili Hissari mündet sich in dem Thale ein kleiner Bach in den Bospor, der, sowie dies Thal, bei der Eroberung Konstantinopels eine große Rolle spielte; denn da die Byzantiner den Hafen durch eine ungeheure Kette gesperrt hatten, so konnte Mohamed die Stadt nur von der Landseite angreifen, wobei ihm die Mauern und das Terrain große Schwierigkeiten entgegensetzten. Deßhalb faßte der Padischah den Entschluß, seine Schiffe hinter Pera und Galata herum zu Land in den Hafen bringen zu lassen, was nach einigen Ueberlieferungen an dieser Stelle geschehen sein soll. Und wirklich macht die Lage dieses Thals die Sache glaubwürdiger. Die Ufer sind hier niedriger, und man konnte eine kleine Strecke aufwärts den Bach noch benützen; dann zog man die Fahrzeuge, wahrscheinlich auf hölzernen Gleisen, vermittelst Erdwinden und Flaschenzügen, über einen schmalen Rücken in das Thal von Kjat-Hane, wo der Barbyses, der in den obern Theil des Hafens mündet, schon für kleinere Fahrzeuge schiffbar ist. Daß man, um die Schiffe rascher fortzubringen, die Segel aufgespannt, sowie die ganze Rutschpartie in einer Nacht

ausgeführt habe, sind natürlicher Weise Zugaben, die sich später der Erzähler erlaubt.

Der Wind, der uns etwas von der Seite kam, wurde oft so heftig, daß er unser Fahrzeug fast ganz auf die Seite legte, worüber sich aber unsere Türken, die wenigstens nicht zu rudern brauchten, nicht bekümmerten. Schon einigemal hatte ihnen Herr v. C. befohlen, sie sollten das Segel halb einziehen, weil wir in Gefahr sein würden, umzuwerfen, aber umsonst. Sie machten ihm mit der lebhaftesten Sprache verständlich, wie Schade es sei, diesen köstlichen Wind nicht zu benützen. Unser dicker Janißair, der vorne saß, diente wie beweglicher Ballast, denn so oft das Schiff sich stark auf die eine Seite neigte, wandte er sich auf die andere und stellte so das Gleichgewicht wieder her.

Jetzt lag Therapia zu unserer Linken mit seinem kleinen, aber schönen Hafen, worin nebst mehreren Kauffahrteischiffen ein türkisches Dampfboot, sowie eine englische Corvette sich befanden. Hier hielten sich früher fast alle Gesandten auf; doch ist seitdem Bujukdere in Mode gekommen und nur der englische und französische haben ihre Hôtels noch hier. Wenige Tage nach unserer Ankunft in Konstantinopel brannten in Therapia über zweihundert Häuser ab; der Anblick war in der dunkeln Nacht gräßlich, aber unbeschreiblich schön. Jetzt blickten die halbverbrannten Trümmer recht traurig aus der lachenden Gegend hervor.

Hinter Therapia wird der Bospor auf einmal sehr breit und gleicht beinahe einem runden Landsee, den die schönsten Ufer umgeben. Vor uns lag Bujukdere und die auf europäische Art gebauten Häuser der Gesandten blickten freundlich herüber. Zu unserer Linken sanken die Hügel allmählig zusammen und ließen auf große saftgrüne Wiesen sehen, auf deren einer sich die bekannte ungeheure Platanengruppe erhebt, die man die Platanen Gottfrieds von Bouillon nennt. Rechts gegenüber auf dem asiatischen Ufer thürmten sich jene Hügel zu einem ansehnlichen Berge, dem soge-

nannten Riesenberge, auf. Man sieht oben unter alten Cypressen, Kastanienbäumen und Platanen ein Gemäuer; es ist ein Grab, das fünfundzwanzig Schritt Länge hat. Die Türken behaupten, hier sei das Herz des Propheten Josua begraben, den sie in der Pest und andern Krankheiten gerne anrufen. Die Alten dagegen nannten oben das Grabmal das Bett des Herakles und die Türken vermischen beide Sagen, indem sie von Josua erzählen, er sei so ungeheuer groß gewesen, daß er oben auf dem Berge sitzend, mit den Füßen die klare Flut berührt habe.

Kurz vor Bujukdere wären auf ein Haar die Befürchtungen des Herrn v. C., daß wir noch umschlagen würden, in Erfüllung gegangen, wenn derselbe nicht die Vorsicht gebraucht hätte, eins der Taue, woran das Segel befestigt war, in die Hand zu nehmen; ein heftiger Windstoß legte unser Boot dergestalt um, daß das Segeltuch das Wasser berührte und da die Wellen ziemlich hoch gingen, würden wir sicher gesunken sein, hätte Herr v. C. das Segel nicht losgelassen, das nun im Winde flatternd demselben keinen Widerstand mehr bot. Jetzt verstanden sich die Türken dazu, den Mast niederzulegen und die Ruder zu ergreifen, worauf wir in kurzer Zeit in Bujukdere landeten.

Unser erster Gang war in das Hôtel des Königl. preußischen Gesandten, des Grafen Königsmark, der uns auf die liebenswürdigste und freundlichste Art empfing. Wir leisteten seiner Einladung, die Nacht in Bujukdere zu bleiben und den andern Tag die berühmten alten Wasserleitungen in seiner Gesellschaft zu sehen, gerne Folge und verlebten einen in jeder Beziehung angenehmen und genußreichen Abend da, den die Güte und Freundlichkeit der ebenso geistreichen wie liebenswürdigen Gräfin Königsmark verschönerte.

Wir machten Spaziergänge auf dem Quai von Bujukdere, zu dessen Lobe Hammer so poetisch und wahr sagt: „In schönen mondhellen Nächten, wo das Dunkelblau des Himmels mit dem Dunkelblau des Bosporus zusammenfließt und zitternder Sterne Glanz

mit dem phosphorescirenden Leuchten der See sich vermischt, — wo Nachen von griechischen Sängern und Zitherspielern längs dem Ufer tönend vorübergleiten und der laue Nachtwind die weichsten jonischen Melodien vom dem Lande her in's Meer haucht; wo das Stillschweigen der Horchenden durch leises Lispeln lenesque sub nocte susurros, unterbrochen wird, verdient der Quai von Bujukdere die Begeisterung, womit die Liebhaber desselben sein Lob verkünden." *)

Und wenn wir ihn auch nicht in der Pracht und Herrlichkeit sahen, den ihm eine warme mondhelle Sommernacht verleiht; so fanden wir doch, daß hier an diesen Ufern zu wohnen der höchste Genuß sein müßte, wenn sich der Europäer mitten unter dieser uncivilisirten Bevölkerung nicht so unangenehm vereinzelt und allein stehen fühlte. Der russische Gesandte war nicht anwesend, weßhalb sein großes Hôtel mit schön angelegtem Garten leer stand. Letzterer ist in bestem Geschmack angelegt und steigt terrassenformig an den Hügeln, die sich hinter Bujukdere erheben, in die Höhe, wodurch man von jeder Partie aus eine neue reizende Aussicht genießt.

Es gewährte uns bei dieser Promenade viel Stoff zum Lachen, daß wir an einer der schönsten Partieen des stillen Gartens einen Philosophen fanden, der sich im dolce far niente auf einer von hohen Platanen umgebenen Wiese gelagert hatte, von wo er bei der herrlichsten Aussicht auf den Bospor Gelegenheit genug gehabt hätte, tiefsinnige Betrachtungen anzustellen, wenn es kein E s e l gewesen wäre, der sich hier, in's Grüne gestreckt, die duftenden Kräuter wohl schmecken ließ.

Der umsichtige Herr v. C. hatte für morgen Pferde für uns aus Konstantinopel bestellt, wofür wir ihm sehr dankbar waren; denn obgleich Graf Königsmark die Güte hatte, uns von den seinigen an-

*) Hammer, C. u. d. B. II.

zubieten, waren uns neben der Furcht, seine Güte zu mißbrauchen, doch jene Pferde in so weit lieber, als wir beschlossen hatten, uns auf dem Rückweg nicht wieder dem Kaik anzuvertrauen, sondern vielmehr den, wenn auch minder interessanten Weg über die Berge nach Konstantinopel zu nehmen.

Wir ritten zuerst auf die Wiese von der ich oben sprach, um die mächtigen Platanen Gottfrieds von Bouillon in Augenschein zu nehmen. Von Weitem scheint es nur ein einziger aber ungeheurer Baum zu sein, doch sieht man in der Nähe, daß es ursprünglich sieben Stämme gewesen sind, die in einem Kreis dicht an einander standen. Im Laufe der Zeit sind aber Wurzeln, Aeste, ja die äußere Rinde zusammengewachsen, die innere dagegen ist theilweise verfault, theilweise durch das Feuer der Hirten, die hier vor dem Wetter Schutz suchten, zerstört worden, wodurch der Baum oder vielmehr die Bäume innen eine so große Höhlung erhalten haben, daß wir durch einen großen Spalt, den die Zeit ebenfalls in ihre Rinde gerissen hat, zu fünf mit unsern Pferden in den Baum hineinreiten konnten.

An der Erde hatten die Platanen sechszig Schritt im Umfang. Die Sage bringt den gefeierten Helden mit jenem Baume zusammen, indem sie erzählt, daß Gottfried von Bouillon im Jahre 1096, während das Heer auf der Wiese lagerte, hier unter dem Baum Obdach gefunden. Von den Türken wird diese Baumgruppe Jedi Kadarsch, d. h. die sieben Brüder genannt.

So kahl die Höhen in der Türkei, auch um Konstantinopel selbst, sind, so frisch und baumreich ist hier auf einer kleinen Strecke die Gegend. Die Wiesen, auf denen die Platanen stehen, sind frisch und duftend, von murmelnden Bächen durchschnitten, die aus dem höher liegenden Walde von Belgrad hervordringen, jenem heiligen Walde, der von den Einwohnern Konstantinopels so hoch gefeiert wird, weil er ihnen gutes klares Wasser verschafft. Jeder, der es wagen würde, auch nur den kleinsten Baum in jenem Walde umzuhauen, wird mit

dem Tode bestraft, denn nur durch das sorgfältige Erhalten der riesigen Stämme, welche da stehen, ist es möglich, die Quellen immer ergibig zu erhalten, von denen die Stadt vermittelst der Aquaducte ihr Wasser bezieht.

Für den Türken ist das Trinkwasser überhaupt das größte Lebensbedürfniß, und wie ein Feinschmecker bei uns jede Sorte Wein, ja fast jeden Jahrgang von andern unterscheiden kann, so weiß der Türke gleich, aus welcher der geschätzten Quellen das Wasser ist, das er trinkt. Ob dagegen das Wasser klar und durchsichtig ist, darauf kommt es ihm gar nicht an, ja, die sogar im Orient am meisten geschätzten Trinkwasser, nämlich das des Euphrats und des Nils sind trüb und schlammig, und doch hat selbst der Prophet das des letzteren neben dem heiligen Born Semsem zu Mekka, welcher unter Hagars Füßen emporsprang, daß er ihren verschmachtenden Sohn erquicke, für das beste in der Welt erklärt.

Mit den frohen Gefühlen, die ein schöner Morgen überhaupt gibt, wozu für uns noch der Anblick und Geruch der frischen Wälder kamen, ritten wir die Wiesen aufwärts und sahen jetzt die bedeutendste und älteste der Wasserleitungen Konstantinopels vor uns. Schon Konstantin fing sie an und alle Kaiser und Sultane nach ihm, besonders Mahmud der Eroberer, verbesserten und erweiterten sie. Das ungeheure, schneeweiße Gebäude gleicht mit seinen unzähligen Pfeilern, die wie eben so viel Füße den obern Bau tragen, dem Scelett eines riesigen Tausendfußes, der auf den Höhen liegen blieb und dessen Knochen von der Sonne allmälig gebleicht wurden. Unsere Pferde waren recht munter, und da der Weg nur hie und da schlechte Stellen zeigte, im Allgemeinen aber so gut war, wie man es hier verlangen konnte, befanden wir uns bald auf der Höhe von jener Wasserleitung. Sie führt den Namen Justinians und ist, wenn auch nicht die längste, doch die höchste von allen. Der Wasserfaden wird in einer Höhe von neunzig bis hundert Fuß über ihren zwei Etagen durch das Thal fortgeleitet. Unter einem der großen Bogen des Aquaducts ritten

wir hindurch, dann noch eine kleine Strecke aufwärts, wo uns Graf Königsmark veranlaßte, einen Augenblick anzuhalten und zurückzuschauen. Da sahen wir ein kleines Stück des Bosporus mit dem dahinter liegenden Riesenberge und vielen freundlichen Häusern am Fuße desselben, von dem Bogen, durch welchen wir soeben geritten, prächtig eingerahmt — ein herrliches Gemälde. — Wir wandten uns nun links in den Wald hinein und erreichten in kurzer Zeit das Dörfchen Belgrad, wo sich früher die Landsitze der meisten europäischen Gesandten befanden. Kriegsgefangene Bulgaren wurden in alter Zeit von Belgrad an der Donau hieher versetzt und gaben dem neuen Dorfe den Namen der Heimath. Wir nahmen hier ein kleines Frühstück ein, sahen dann im Vorbeireiten das Haus, wo Lady Montague ihre Briefe schrieb und ritten den großen Wasserbehältern zu, welche in der Tiefe des Waldes liegen und aus denen die Aquaducte gespeist werden.

Lange hat nichts einen so seltsamen Eindruck auf mich gemacht, wie der Anblick dieser gewaltigen Werke, fern vom Geräusch der Menschen, in stiller Abgeschiedenheit liegend. In dieser Gegend, zwischen uralten riesigen Baumstämmen, reitet man auf schmalen Waldpfaden und hält plötzlich mit einem Ausruf des Erstaunens sein Pferd an, denn zwischen den hohen Thalwänden erheben sich prächtige Marmor-Gebäude, deren einfache, solide Schönheit dem Auge unendlich wohl thut. Es war der Aiwad-Bend, von Mustapha III. im Jahr 1766 erbaut, den wir als den größten und schönsten in Augenschein nahmen. Das Wort „Bend“ kommt aus dem Persischen und ist die Bezeichnung für der Art Wasserbehälter, eigentlich nur für die Mauer, welche das Thal eindämmt, und ist so fast gleichbedeutend mit dem deutschen Worte Band.

Neben den meisten dieser Wasserbehälter befinden sich Lusthäuser des Sultans. Die Gegenwart des Grafen Königsmark verschaffte uns Zutritt zu einem der hier liegenden, welches Mahmud II. erbaut. Es wurde von einem Mohren bewacht, der uns in einige der

prächtigen Gemächer den Eintritt gestattete, andere aber mußten wir durch die Fenster ansehen. Dies Kiosk war wenigstens zu drei Theilen auf europäische Art eingerichtet. Es enthielt französische Tapeten und Kronleuchter, große Spiegel und neben den türkischen Divans Fauteuils und Lehnstühle aller Art.

Das System der Wasserleitungen für das frühere Byzanz und spätere Konstantinopel begründet sich auf die zwei Aquaducte, die in den ältesten Zeiten erbaut und stets verbessert und erweitert wurden; die eine ist die justinianische, von der ich oben sprach, eigentlich die hadrianische, denn Justinian besserte sie ebenfalls nur aus. Sie leitete das Flüßchen Hydraulis nach der Basilika von Byzanz. Später bauten die Sultane noch verschiedene Bende zu ihrer Speisung, wozu auch der erwähnte Aiwad-Bend gehört. Eigenthümlich bei dieser Wasserleitung ist, daß sie das Wasser bald unterirdisch fortführt, bald es mit kühnen Bogen über die Thäler forträgt. Kurz vor der Stadt zertheilt sie sich in vier kleine Aquaducte, welche das Wasser an verschiedenen Thoren in die Stadt führen.

Die andere ältere Wasserleitung ist die des Kaisers Valens, die jetzt ihre größte Wassermasse von Kalfakjoi bezieht und sie in die höheren Theile der Stadt führt, wodurch das gewaltige Mauerwerk an tausend Schritte weit zwischen den Häusern durchläuft und jemanden, der nicht schwindlicht ist, einen schönen Spaziergang bietet, von dem aus man die Stadt wie eine Karte vor sich ausgebreitet sieht.

Es war Nachmittag geworden, als wir uns auf den Rückweg nach Konstantinopel begaben. Unser liebenswürdiger Führer, Graf Königsmark, begleitete uns noch eine Strecke weit, worauf er nach Bujukdere zurückkehrte, und wir unsern Weg nach der Stadt fortsetzten. Dieser führte durch sehr uninteressantes Terrain; denn es war ein breiter Sandweg, der sich über die öden baumlösen Höhen hinzog, die den Bospor begrenzen. Einige Unterhaltung gewährten uns unsere sehr guten Pferde, indem wir von Zeit zu Zeit kleine Wettrennen

anstellten. Vorn an der Spitze ritt der Sürüdschi, der die Pferde gebracht und uns wieder zurückgeleitete. Wir hatten ihm einen kleinen Mantelsack gegeben, in dem wir gestern einige Kleidungsstücke mit nach Bujukdere genommen, den er vor sich auf den Sattelknopf nahm und munter vorausritt.

So oft es bergauf ging, spornte er seinen starken Schimmel und jagte laut schreiend davon. Wir folgten ihm natürlich so rasch wie möglich; doch war mein Pferd das einzige, welches das seinige hie und da erreichte. Später setzte sich der Baron auf diesen Schimmel und lud mich ein, einen kleinen Cours mit ihm zu machen, um zu sehen, welches Pferd das schnellste sei. Da ihm die Bügel zu kurz waren, legte er sie vorn über den Sattelknopf und wir jagten dahin. Ich war beständig dicht hinter ihm, so daß der Kopf meines Pferdes seinen Schenkel fast berührte, konnte ihn aber nicht überholen.

Da der Weg, auf dem wir ritten, ziemlich schmutzig war, so bewarf mich das ausgreifende Pferd des Barons so mit Koth, daß ich in Pera angekommen, bei der Abendtafel alle Mühe hatte, mich vor der übrigen Gesellschaft von dem Verdacht zu reinigen, als habe ich den Sandreiter gespielt.

Türkisches Familienleben.

Aus Allem, was dem Europäer in Bezug auf das andere Geschlecht hier zu Lande aufstößt, ersieht man leicht, daß die türkischen Damen eine sehr untergeordnete Rolle spielen; aber doch nicht die gedrückte und elende, die wir nach unsern Begriffen mit jenen Verhältnissen wohl unzertrennlich halten.

Es ist dem Mohamedaner erlaubt, vier Frauen zu nehmen, doch gibt es wenige, die nicht an einer schon genug hätten und deren Vermögensumstände es erlaubten, zwei, drei oder vier Weiber zu nehmen. Da es fast noch nie vorgekommen ist, daß sich zwei

Frauen in einem Hause vertragen hätten — ich spreche natürlich hier nicht von den weitläufigen Harems des Sultans und der hohen Beamten — vielmehr in beständigem Hader und Zwist lebten, der sich nicht, wie vielleicht bei uns auf Verläumdung und böse Nachreden beschränkte, sondern oft in blutige Händel ausartet, so muß in solchem Falle jede Frau ihr eigenes Haus haben, in welchem sie natürlich über die dienenden Weiber unumschränkt regiert. Was ferner die eine Frau an Putz oder Schmucksachen von dem Manne bekommt, nimmt die andere auch in Anspruch, und da ist oft ein neues glänzendes Band, das die eine vor der andern bekommt, Ursache zu den unangenehmsten Händeln. Fährt eine der Frauen mit ihren Sklavinnen und Kindern spazieren, so würde die andere nicht zu Hause bleiben wollen, ich glaube, wenn sie todkrank wäre. Das geht so fort bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Was soll aber auch der Türke sich in diese Verhältnisse verwickeln, da ihm das Gesetz ein ausgleichendes Mittel darbietet? Es ist ihm nämlich erlaubt, so viele Sklavinnen zu halten, als er kann und will, und das Kind der Sklavin erfreut sich nach den türkischen Gesetzen derselben Rechte und Begünstigungen, wie das Kind der rechtmäßigen Frau. Es beruht überhaupt die ganze Ehe der Orientalen nur auf Sinnlichkeit, und der Türke erhandelt seine Frau, ohne sich um ihre Neigung oder Liebe zu bekümmern, von dem Vater oder den Verwandten derselben, wie eine Waare vom Kaufmann; denn anstatt durch seine Frau ein Heirathsgut zu erlangen, bezahlt er vielmehr dem Vater derselben eine gewisse Summe für sie, dieser verliert ja einen weiblichen Domestiken.

Ein anderer Nachtheil des Bräutigams besteht darin, daß er seine Frau erst dann zu sehen bekommt, wenn sie ihm angetraut ist, und in demselben Augenblicke sehen sie ihre Verwandten, selbst der Vater und die Brüder zum letzten Male unverschleiert. Da auf diese Art die Ehen ohne viele Förmlichkeiten geschlossen werden, so

erlaubt das Gesetz dem Muselmanne auch ebenso leicht wieder, sich von seiner Frau zu trennen, ein Fall, der fast in jedem Heirathskontrakte vorgesehen wird, indem man in demselben die Summe vormerkt, die der Mann dem Vater zu zahlen hat, wenn er in den Fall kommen sollte, sich von seiner Frau zu trennen. Ein Anderes ist es, wenn die Frau die strenge Sitte des Harems verletzte, wo sie im Fall ihr Begünstigter ein Muhamedaner ist, mit Schimpf und Schande ins Haus ihrer Eltern zurückgejagt wird, und wenn es gar ein Raja, ein christlicher Unterthan der Pforte, wäre, so steckt man sie ohne viele Ceremonien in einen Sack und wirft sie ins Meer. Der Christ dagegen wird gehenkt. Eigentlich ist es traurig, daß die armen Türkinnen durch die Verhältnisse so gedrückt sind, daß sie nicht einmal auf eine Vergeltung jenseits zu hoffen haben, indem der Prophet ihnen nach dem Leben keine Stellung anzuweisen wußte. Was nach dem Tode aus ihnen wird, weiß kein Mensch; denn die Houris, die den Gläubigen im Paradies für die Mühseligkeiten auf Erden entschädigen, haben nichts mit den verstorbenen Weibern gemein.

Obgleich es aber dem Muselmann nicht schwer gemacht wird, sich von seiner Frau zu scheiden, so kommt es doch selten vor, theils weil der Türke ein natürliches großmüthiges Gefühl hat, welches sein einmal geschenktes Vertrauen nicht leicht erlöschen läßt, theils weil er vielleicht eines Spruchs aus dem Koran eingedenk ist, der ihm sagt: „Ihr Männer sollt bedenken, daß das Weib aus der Rippe, also aus einem krummen Bein geschaffen ist. Deßhalb, ihr Gläubigen, habt Geduld mit den Weibern; denn wenn ihr ein krummes Bein gerade biegen wollt, so bricht es.“

Man weiß, daß die Frauen in den Harems sehr strenge bewacht werden, und obgleich die Cultur schon im Allgemeinen stark an den orientalischen Gebräuchen rüttelte, so hat sie doch in dem Punkt noch nicht viel geändert. Freilich sieht man jetzt viele türkische Damen auf den Straßen umherspazieren, doch, wie ich schon

mehrmals bemerkte, auf's Häßlichste vermummt und unkennbar gemacht. Es wäre aber auch gegen allen Anstand, ein türkisches Weib auf der Straße erkennen zu wollen und selbst der Mann würde es für unschicklich halten, wenn er seiner eigenen Frau, die ihm begegnete, nur durch ein Zeichen merken ließe, daß er sie erkenne. Es ist schon viel, daß die allgewaltige Zeit den Schleier der Damen bis unter die Nase gerückt hat, die früher ebenfalls bis an die Augen verhüllt war.

So streng auf diese Art die Gestalten der Türkinnen außer dem Hause vor jedem neugierigen Blicke vermummt sind, so übertrieben frei ist der Anzug im Innern des Hauses. Die Einrichtung desselben ist fast ebenso wie die beschriebene in unserem Gasthof. Längs den Fenstern, die von außen mit Latten, von innen mit Rohrstäben dicht vergittert sind, befindet sich der Divan, auf dem die Familie den ganzen Tag nichts thut, als ausruhen, und sich langweilen. Der Mangahl mit glühenden Kohlen und das Kaffeegeräth ist natürlich in der Nähe; denn so oft ein Besuch kommt oder es einem der Familienglieder einfällt, wird für jedes eine Tasse Kaffee gemacht, was des Tages unzählige Mal geschieht. Dazwischen ißt man verschiedene eingemachte Früchte, von denen jeder einen Löffel voll nimmt und darauf ein Glas Wasser trinkt. Von vieler Bewegung in diesen Familienkreisen und einer lebhaften Unterhaltung ist natürlich nicht die Rede. Eine Phrase, die man sehr oft beim Kaffee oder dem Eingemachten hört: afiat ler olsum — (Wohl bekomm's) sagt jeder dem Andern und legt dabei die Hand an Brust und Stirn. Die beiden Mahlzeiten, die der Türke täglich regelmäßig zu sich nimmt, bestehen aus Hammelfleisch und Reiß, welche Artikel die Grundlage bilden. Dazwischen kommen zahlreiche süße Gerichte, und während der ganzen Mahlzeit stehen beständig kleine Schüsseln mit kalten Speisen, als Austern, Hummern, Caviar, Käse, Oliven, türkischer Pfeffer, Salate und Früchte verschiedener Art, von welchen jeder nach Belieben nimmt, auf dem Tisch.

Die männlichen Sklaven im Orient haben ein viel besseres Loos, als wir es uns gewöhnlich bei dem Worte Sklave vorstellen. Es sind eigentlich Diener, deren größtes Geschäft darin besteht, nichts zu thun; ein gemietheter Arbeiter ist weit übler daran, als der Sklave des Hauses; denn weil letzterer Eigenthum seines Herrn ist, so nimmt dieser sich wohl in Acht, ihn durch viele Arbeit krank oder unbrauchbar zu machen. Da einem vornehmen Türken der Unterhalt seiner Sklaven und Diener fast nichts kostet, denn von einer Belohnung an Geld ist keine Rede, so hat er gewöhnlich eine große Masse dieses Volks, die die wenigen Geschäfte so unter sich vertheilen, daß auf jedem ein Unbedeutendes lastet. Ein Theil hat nichts zu thun, als Pfeifen zu stopfen und in Ordnung zu halten, andere kochen Kaffee. wieder andere sorgen für die Waffen und Kleidung des Herrn und so fort. Bei dem gewöhnlichen Türken wird der Sklave mit wenig Ausnahmen fast wie ein Kind der Familie betrachtet. Er ißt an demselben Tisch und bei guter Aufführung wird er später frei gelassen oder heirathet nicht selten eine Tochter des Hauses.

Die Nacht im Ramasan.

Eine ganz umgekehrte Ordnung im türkischen Leben bringt der Ramasan, die Fastenzeit, hervor. Der Tag wird zur Nacht und die Nacht zum Tag verwandelt. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang bleibt der Gläubige in seinem Hause und thut nicht einmal das Wenige, was er sonst zu thun pflegt. Er betet, stellt seine Waschungen an oder geht in die Moschee. Die meisten Läden sind um diese Zeit während der Tageszeit verschlossen und was am bezeichnendsten ist, alle Kaffeehäuser stehen leer. Der Rechtgläubige muß fasten, d. h. er muß sich nicht nur aller Speisen und Getränke enthalten, sondern Pfeifen und Kaffee sind ihm ebenso verbotene Gegenstände. Da man schon im gewöhnlichen Leben nicht sagen

kann, daß auf- und abwandelnde oder gewerbtreibende Türken ein sehr lebendiges, rühriges Bild geben, so muß man die einzelnen Individuen, die man zur Ramasanszeit durch die Straßen schleichen sieht, für Geschöpfe ohne Leben halten, für Wesen, die durch Maschinenkraft hin- und hergetrieben werden, so matt und faul wanken sie einher. Wenn sie von dem Fasten so geschwächt wären, sollte man glauben, sie müßten jeden Abend aus Ermattung zusammenfallen; aber weit gefehlt.

Wenn sich die Sonne zum Untergange neigt, scheinen sich ihre Lebensgeister auf's Neue zu erfrischen. Man steckt die erloschenen Feuer wieder an und beginnt die Speisen zuzubereiten, die mit dem ersten Ruf des Iman, daß der Tag vorbei sei, auf dem Tisch dampfen müssen, damit weiter keine Zeit verloren gehe. Der Sklave hält seinem Herrn schon einige Augenblicke früher die angezündete Pfeife entgegen nnd Alles horcht erwartungsvoll auf den Ruf vom Minaret, um sich so hastig wie möglich den nun erlaubten Genüssen des Essens, Trinkens und Rauchens hinzugeben.

Jetzt bei eingetretener Dunkelheit verwandelt sich auch das stille Leben in den Straßen zu dem geräuschvollsten, das es geben kann, und die Stadt selbst gewährt von außen und innen den prächtigsten Anblick. An den Minarets werden allmälig Lichter angesteckt, und bald umgeben mehrere hundert Lampen in einzelnen Kreisen diese Gebäude von oben bis unten. Die Kuppeln der Moscheen und Karavansereien sind ebenfalls mit Lichtern behängt und die meisten Bazars, sowie die Tische der Verkäufer auf den Straßen, hell erleuchtet.

Von Pera aus hatten wir auf die Hauptstadt den prächtigsten Anblick. Die Massen der dunklen Häuser, ohne erhellte Fenster, von den belebten erhellten Straßen durchschnitten, sahen von oben einem Berge ähnlich, dessen glühendes Geäder an allen Stellen durchscheint. Hie und da war das Erdreich ganz durchbrochen und unzählige hohe Flammen leckten gierig in die Nacht empor, — die

beleuchteten Minarets. Vor uns lag der Hafen, dessen Wasser durch den Widerschein der vielen Lampen, die an den Masten und Segelstangen der Schiffe hingen, röthlich angestrahlt erschien. Selbst die dunkeln Cypressen auf Pera, diese riesigen Todtenwächter, schienen den allgemeinen Jubel zu fühlen und waren von dem Lichtmeer drüben sanft beleuchtet.

Es war in einer der sieben heiligen Nächte des Jahres, nämlich in der Nacht Kadr, welche für die gilt, wo der Koran vom Himmel gesendet worden, als wir gegen acht Uhr von Pera aufbrachen, um uns nach der Moschee von Top-Chana zu begeben, die der Sultan in Folge der besondern Feierlichkeit, die heute stattfand, mit seinem Besuch beehrte. Dem Sultan nämlich, nachdem er in der heutigen Nacht sein Gebet verrichtet, wird von dem Großwesir bei seiner Rückkunft in's Serail eine Sklavenjungfrau übergeben, mit der er alsdann die Brautnacht begeht, in der Hoffnung, daß, wie in dieser Nacht der Koran vom Himmel kam, auch dem Hause Osmans ein Thronerbe vom Himmel gesendet werde.*)

Um die Moschee von Top-Chana, sowie die Kanonengießerei standen drei Reihen Infanterie, in deren Mitte sich ein Musikcorps befand, das mit ihren Trommeln, Posaunen und Trompeten einen herrlichen Lärm machte. Die Moschee war glänzender beleuchtet, als je, und an allen Wänden und Fenstern hingen große Reihen bunter Lampen. Ebenso war die Kanonen-Werkstatt auch auf das Prächtigste illuminirt und in dem Hofe derselben, sowie in dem Kreise, den die Soldaten bildeten, waren zahlreiche große Pechpfannen aufgestellt. Die türkische Infanterie machte sich's, wie gewöhnlich, auf ihrem Posten sehr bequem. Nur das erste Glied stand aufrecht auf den Beinen und hielt das Gewehr im Arm; das zweite und dritte saß auf der Erde und den Treppen der Moschee und fast

---

*) Hammer, Gesch. d. o. R. Th. V.

Alles rauchte tapfer darauf los, so daß der Tabacksdampf mit dem Qualm der Pechbrände wetteiferte.

Wir drängten uns an die Reihe der Soldaten, die die Zuschauer vom Platze der Moschee entfernt halten sollten, und verdankten es nur der Keckheit, mit welcher wir uns für englische Offiziere und Aerzte ausgaben, daß sie uns in den Kreis ließen. Hier mußten wir noch eine gute Stunde warten, ehe der Spektakel losging. Dafür war aber auch der Lärm, der nun begann, um so größer. Ein paar Kanonenschüsse von Beschiktasch her gaben das Zeichen, daß sich der Sultan auf sein Pferd schwinge und alsbald antworteten die Batterien von Skutari, von der Serailspitze, sowie die Kriegsschiffe im Hafen. Die Soldaten wurden in's Glied gerufen und bildeten lärmend eine schlechte Linie. Das Musikcorps neben uns bemühte sich ebenfalls, zu dem allgemeinen Getöse das Ihrige beizutragen und die Musici arbeiteten auf ihren Instrumenten schonungslos herum. Ich muß hierbei einer großen Lächerlichkeit erwähnen, welche durch die Nachäffung der europäischen Gebräuche entstand. Der Tambourmajor, nach der neuen Ordnung der Dinge mit großem Stocke ausgerüstet, schwenkte denselben, worauf bei uns die Trommeln gleich einfallen; doch bei den Gläubigen war das nicht der Fall, sondern trotzdem er ihnen mit vieler Gravität das Zeichen zum Anfang gegeben und den Stab tüchtig geschwenkt hatte, wirbelten die Trommeln erst, nachdem er ihnen recht gemüthlich sagte: „Nun wollen wir anfangen." Jetzt kam von dem Palaste des Sultans her eine große Menge Fackelträger mit einer andern Musikbande, die denselben Lärm machte, wie die erste. Auf dem Plätze vor der Kanonen-Werkstatt steht ein kleiner steinerner Brunnen, den die Artilleristen mit Lustfeuerwerk verzierten; denn als dicht neben uns eine gewaltige Geschützsalve über den Wellen dahin krachte, daß die Pferde einiger türkischer Offiziere wie toll umhersprangen, flammten an dem Brunnen tausende von Zündlichtchen auf, so daß er ganz in Feuer zu stehen schien. Auch zündete man

hie und da in großen Pfannen farbige bengalische Feuer an, so daß die umliegenden Gebäude bald von blutrothen, bald von grünen oder blauen Flammen umspielt schienen. Aber an dem ganzen Anblick war nichts Erquickliches, nichts Angenehmes. Es war ein entsetzliches Chaos von Kanonenschüssen und Musiklärmen, von Lichtern und Flammen, die, ordnungslos durch einander spielend, Auge und Ohr beleidigten. So ungefähr muß in alter Zeit ein Hexensabbat ausgesehen haben.

Jetzt sprengte Reschid Pascha vor, auf der Brust einen mächtigen Stern von Brillanten, der zahllose Blitze um sich warf, und den Soldaten wurde der Befehl zum Präsentiren gegeben. Ein lieber türkischer Soldat, neben dem ich stand, stieß mich an und bat mich, ihm für einen Augenblick seine Pfeife zu halten, wozu ich mich natürlich sehr bereitwillig finden ließ. Endlich kam der Sultan, von seinen Großwürdenträgern umgeben, alle auf prächtigen Pferden. Der junge Herrscher trug einen weiten, blauen Mantel und weiter keine Auszeichnung, als einen großen Brillantstern am Feß. Er ritt in den Vorhof der Moschee, wo er abstieg und von einigen seines Gefolges begleitet, in das Gebäude trat. Für heute sahen wir ihn nicht wieder; denn die Feierlichkeiten waren zu Ende und der Padischah fuhr wahrscheinlich später in seinem Kaik nach Beschiktasch zurück.

So wild und unordentlich der Lärm der Ceremonie war, so rasch verflog er wieder — ein Strohfeuer. Die Soldaten verließen den Platz, die Pechpfannen verlöschten und an dem Brunnen, um den soeben noch die hellen Flammen loderten, glimmten nur hie und da noch einige elende Papierhülsen. Wir bestiegen ein Kaik, um nach Stambul hinüberzufahren. Der Anblick der erleuchteten Städte war am schönsten von der Mitte des Hafens aus, wo wir rings herumschauend alle Minarets, sowohl von Stambul, wie von Galata, Top-Chana und Skutari, mit glänzenden Lichtkränzen umwunden sahen. Auch strahlten hie und da von Thürmen, oder an-

dern hohen Gebäuden illuminirte arabische Schriftzeichen durch die Nacht und andere oft seltsam geformte Figuren, als Schiffe mit großen Segeln, Drachen, Schlangen 2c. Bei der Aja Sophia war an einem Gebäude ein kolossaler Wagen angebracht und bei der Suleimanje eine große Figur, die wahrscheinlich einen Derwisch vorstellen sollte, aber einem Bajazzo weit ähnlicher sah.

Wir verließen unser Kaik und wanderten durch die Gassen, die heute bei Kerzen- und Lampenbeleuchtung noch weit lebhafter aussahen, als am Tage. Alles Volk war lustig und guter Dinge, als feierte man ein großes Fest. Die Verkäufer von Backwerk und Zuckerzeug, die zwischen der Menge mit lautem Rufen herumgingen, hatten ebenfalls die runden kupfernen Scheiben, worauf sie ihre Artikel ausgebreitet, mit Lichtern besteckt, und es sah ergötzlich aus, wie sie sich in großer Anzahl unter den Haufen herum bewegten. Hie und da waren vor den Buden kleine Spielereien aufgestellt, Windmühlen, von Sand getrieben, oder illuminirte Schiffchen, vor denen die sonst so ernsthaften Gläubigen lachend und laut rufend stehen blieben. So erinnere ich mich eines Ladens, in dem Conditor-Waaren verkauft wurden und dessen Besitzer, ein speculativer Kopf, zwischen dem Backwerk einen kleinen Brunnen errichtet hatte, der aus drei Röhrchen Wasser in ein Becken ließ und in demselben ein kleines Wasserrad in Bewegung setzte, das rechts und links mit Glöckchen in Verbindung stand, die sehr unharmonisch durch einander klimperten, worüber aber die Türken eine unbeschreibliche Freude hatten und in ganzen Haufen vor diesem Laden stehen blieben. Dies verschaffte ihm natürlich einen guten Absatz seiner Waaren, sowie es auch an diesem Theile der Straße eine größere Lustigkeit hervorrief, als sonst irgendwo. Das Volk schrie einmal über das andere: „ei w' allah! ei w' allah!“ und ein paar alte zerlumpte Kerle tanzten vor Vergnügen nach dem Geklimper der Glocken auf der Straße herum, natürlich ebenso taktlos, wie diese Musik selbst.

Am lebhaftesten geht es in diesen Nächten in den Kaffeehäusern

und bei den Sorbetbereitern zu; in den ersten werden dann gewöhnlich deklamatorisch-musikalische Unterhaltungen aufgeführt; versteht sich von selbst, Alles in türkischer Manier. Wir traten in eines dieser Häuser, die heute ebenso hell beleuchtet sind wie die Straßen, und wurden, obgleich es sehr voll war, von dem Kaffeetschi mit großer Aufmerksamkeit empfangen und untergebracht. Auch muß ich rühmend gestehen, daß die Gäste selbst bei der Aufforderung des Kaffeetschi, für uns etwas Platz zu machen, sehr bereitwillig zusammenrückten. So kam ich auch neben einen alten Arnauten zu sitzen, der sein schönes Costüm in der ärmlichsten Verfassung, aber dagegen prächtige Waffen hatte. Seine Pistolen, Dolch und Yatagan waren reich verziert und mit kleinen silbernen Nägeln beschlagen. Aber der Mensch hatte, wie fast all' dieses Volk, ein ganz unangenehmes confiscirtes Gesicht; blaß, von Blatternarben zerrissen, wurde es von einem ungeheuern Schnurrbart förmlich in zwei Hälften zertheilt, von denen es schwer zu entscheiden war, welche die gerechtesten Ansprüche auf eine unbeschreibliche Häßlichkeit hatte.

Als ich mich neben den Arnauten niedergelassen, legte er grüßend seine Hand an das Feß und reichte mir das Rohr seines Nargileh dar, aus dem ich anstandshalber einige Züge thun mußte. Bald hatte uns der geschäftige Wirth mit Kaffee und Pfeifen versehen, und wir konnten behaglich das Gewühl der Menge vor uns überschauen.

Auf einer Erhöhung in einer Ecke des Gemachs saßen drei türkische Musici, mit Instrumenten bewaffnet, wie ich sie früher schon einmal beschrieben und womit sie einen argen Lärm machten, zu welchen ein alter Türke, der vor ihnen saß, Loblieder auf den Propheten iu näselndem Tone mehr sprach als sang. Doch ergötzten sich die umhersitzenden Gläubigen sehr bei dieser Unterhaltung und spendeten den Künstlern am Schluß derselben manchen Ausruf des Entzückens und der Zufriedenheit. Jetzt trat ein Märchenerzähler

Meddah, auf, und begann, wie uns Herr von C. sagte, von den Abenteuern Sidal-Battal's zu erzählen. Wir konnten natürlich nur wenig davon genießen, da wir kein Wort von seinen Reden verstanden; doch machte uns Herr von C. darauf aufmerksam, wie oft der Meddah Ton und Sprache änderte. Jetzt athmete er den gravitätischen Ton eines Pascha nach, jetzt den unterwürfigen eines Sklaven, jetzt hörten wir die hustende Stimme eines alten Weibes, bald den Dialekt eines Armeniers, eines Franken oder Juden. Da Herr v. C. durch seine Bemerkungen unserm Gehör nachhalf, so machte es uns eine Zeit lang Vergnügen, dem Meddah zuzuhören. Als er zu dem interessantesten Theil seiner Erzählung gekommen war und die Zuhörer recht gespannt lauschten, wie sich der Held der Geschichte aus der verwickelten Affaire ziehen würde, hörte er plötzlich auf, stand auf und ging mit einem zinuernen Teller im Kreise herum, worauf jeder ein paar Para warf, um sich so Fortsetzung und Schluß der Geschichte zu erkaufen.

Wir verließen das Kaffeehaus, um nach der Suleimanje zu gehen, wo noch mehrere dieser Häuser sein sollten, in denen man hauptsächlich in den Nächten des Ramasans die Tiriaki oder Opiumesser ihr Wesen treiben sieht. Auf den Straßen herrschte noch immer das alte Gewühl. In den oberen Theilen der Stadt, wo sich meistens die Gassen der verschiedenen Handwerker befinden, sahen wir oft neben andern Illuminationen verschiedene arabische Schriftzüge, aus kleinen Lampen zusammengesetzt. Es waren die Namen von Schutzheiligen der Gewerke, welche hier in der Türkei ebenso gut ihren Patron haben, wie die Innungen bei uns. Ja die ganze Einrichtung der Zünfte und Innungen bestand bei den Arabern weit früher als bei uns, und wir haben sie wahrscheinlich von dort herüber angenommen, wenigstens leitet sich das Wort Zunft von dem arabischen Wort S i n f, das ist ein Gewerk, eine Innung, her.

Bei den Türken ist Adam der Schutzheilige der Ackerleute, Enoch der der Schneider und Schreiber, Joseph der Zimmerleute,

Abraham der Milchverkäufer, Daniel der Dolmetscher, Salomo der Korbflechter, Jonas der Fischer, Jesus der Reisenden, Mohamed der Kauflente 2c.

An der Suleimanje, wo viele Kaffeehäuser liegen, sahen wir nur zu einigen der größten hinein und fast in allen herrschte eine laute Fröhlichkeit. Da wurde gespielt und gesungen, dort beschäftigte der Meddah die Phantasie der Zuhörer und in andern trieben Lustigmacher und Tänzerknaben, wie wir sie in Adrianopel gesehen, ihr Wesen. Herr von C. führte uns in eine enge Gasse, wo nur hie und da wie zum Spott eine verglimmende Lampe brannte und vor ein kleines Haus, dessen Inneres, nothdürftig erhellt, uns die Einrichtung eines ärmlichen Kaffeehauses zeigte. Dies war eine der Höhlen, in welchen die Opiumesser ihr Wesen treiben. Wir traten in das Lokal, das über alle Beschreibung schmutzig aussah, ließen uns auf einer hölzernen Bank am Eingang nieder und mußten eine Zeit lang warten, eh' sich der Wirth zu unserer Bedienung meldete. Dies war ein kleiner magerer Mann, der sich auf eine sonderbar lächerliche Art, ich möchte sagen, fast tanzend, aus dem Winkel neben dem Kamin, wo er zusammengekauert saß, auf uns zu bewegte. Außer ihm waren noch drei bis vier andere Leute in dem Gemach, die die seltsamsten Bewegungen machten. Der Kaffeetschi trat vor uns hin und hielt uns halb singend eine Anrede, in der er uns versicherte, es sei ihm eine Freude, daß wir sein Haus mit unserm Besuch beehrten. Der Kopf des alten Mannes hatte einen unangenehm lustigen Ausdruck. Seine Augen, starr und schwerfällig, wie die eines Betrunkenen, blitzten mit einem unnatürlichen Feuer. Die eingefallenen Wangen waren erröthet und die Mundwinkel zuckten hin und her. Es war mir ein unheimliches Gefühl, als der Alte, sich mehrmals vor uns verneigend, mir mit seinem langen schneeweißen Barte fast im Gesicht herumfuhr. Er ging auf dieselbe tanzende Art und beständig vergnügt vor sich hinsingend nach dem Herde zurück, um uns Kaffee zu kochen. Wir verlangten

natürlich keine Pfeife, denn es war uns nicht darum zu thun, vielleicht eine mit Opium gewürzte zu bekommen, die uns wohl in einen noch schlimmern Zustand versetzt hätte, als wie der der Gäste, die sich hier befanden.

Im Hintergrund des Gemachs kniete einer derselben mit dem Gesichte gegen die Wand gekehrt und schien eifrig im Gebet versunken, wenigstens machte er alle die Bewegungen, wie wir sie in den Moscheen zuweilen beobachtet, doch mit so entsetzlicher Heftigkeit, wie sie nur die fanatischste Begeisterung hervorzubringen im Stande wäre. Bald schlug er seinen Kopf gegen die Bank, bald warf er ihn hinten über, daß wir sein blasses eingefallenes Gesicht verkehrt sahen, und der lange schwarze Bart in die Höhe stand. Er warf die Arme heftig von einander und schloß sie krampfhaft wieder. Die Worte, die er dabei ausstieß, fing er leise murmelnd an und steigerte allmälig seine Stimme, nachdem die Ideen in seinem erhitzten Kopfe immer wilder und verworrener aufwuchsen, bis zu lautem Geschrei, das er mit dem öftern kreischenden Ausrufe: Allah il Allah! schloß. Neben ihm lag ein noch ziemlich junger Mensch, eine elende abgemagerte Jammergestalt, dem die Thränen aus den Augen stürzten und dessen stumme entsetzliche Trauer, welche das ganze Gesicht ausdrückte, einen schneidenden Contrast mit der grellen ausgelassenen Lustigkeit eines baumstarken Negers bildete, der auf der andern Seite in einem dunkeln Winkel lag. Die Augen des Schwarzen glänzten, wie die eines wilden Thiers, und die Reden, die er ausstieß, kamen mit Blitzesschnelle zwischen den schneeweißen Zähnen hervor, die er wiehernd lachend auf einander biß. Er warf seine muskulösen Arme begeistert um sich herum, zeigte bald vor sich hin, bald in die Höhe und machte überhaupt so entsetzlich lebhafte Mienen und Zeichen, daß mir war, als verstünde ich seine verworrenen Reden. Der Unglückliche träumte vielleicht von seinem Lande, von den Palmen, unter denen er gewandelt, von der gelben Flut des Nils, in der er gebadet. Jetzt faßte er mit seinen Armen

in die Luft, als ergreife er etwas und seine Finger krampften sich so in einander, daß die Muskeln schwellend heraustraten. Kam ihm vielleicht in diesem Augenblicke das Bild eines Kampfes vor die Seele, in dem er seinen Feind überwindend niederriß und jetzt, da er die Arme wie ermattet herunter sinken ließ und sich zurücklehnend mit den schwarzen Augenlidern das wilde Feuer seiner Blicke auslöschte, dachte er da vielleicht an eine sanfte Hand, die ihm über das Gesicht fuhr und den Schweiß von der Stirne wischte?

Doch genug von diesen entsetzlichen Bildern! Der Anblick dieser Menschen war uns Allen nach wenigen Augenblicken so unerträglich und wirklich Furcht erregend, daß wir das Haus verließen, ohne unsern Kaffee anzurühren. Der Anblick von Wahnsinnigen ist gegen das Aussehen dieser Menschen ein beruhigender zu nennen. Man weiß doch, daß bei jenen gehörige Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, daß sie ihren Nebenmenschen nicht schaden können. Aber wer bürgt mir dafür, daß nicht einer dieser Verzückten auf mich zustürzt und mich ohne alle Umstände erwürgt?

Das Laster des Opiumessens verschwindet glücklicher Weise selbst im Orient immer mehr und mehr, und die Individuen, die es noch treiben, sind den Andern noch viel verhaßter, als ein Mensch bei uns, der beständig betrunken ist. Man muß aber auch die gräßlichen Gestalten dieser Menschen sehen, wie sie blaß und abgemagert, halb taub und blind und abgestumpft für alle Genüsse des Geistes und alle Freuden des Lebens dahin wanken, wenn der Rausch des Opiums nachgelassen.

Obgleich das Opium (ein Opiat aus Hyosciamus), Haschische genannt, meistens aufgelöst getrunken wird, sagt man jedoch nach dem Idiotismus der türkischen und persischen Sprache: er ißt Opium und trinkt dagegen den Rauch der Pfeife. Wahrscheinlich brachte der Genuß des Opiums in alten Zeiten die Assassinen in jene Begeisterung und Todesverachtung, mit der sie das von ihrem Meister

bezeichnete Opfer in der Mitte der Seinigen aufsuchten und niederstießen.

Uns Alle hatte der Anblick jener Unglücklichen trübe gestimmt und wir wandelten schweigend durch die Gassen der Hauptstadt, in denen, da Mitternacht vorüber war, die laute Fröhlichkeit mit einem Mal nachgelassen. Hie und da wandelte noch ein Verkäufer herum und die Lichter auf seinem Tragtische waren niedergebrannt und erloschen allmälig. Die illuminirten Namen und Figuren hatten schon große Lücken, und an den Minarets brannte noch hie und da eine Lampe, deren flackerndes Flämmchen sich schwach gegen die mächtige Nacht vertheidigte, die mit ihrem wehenden schwarzen Schleier den Glanz so vieler tausend Lichtchen schon getödtet hatte. Als wir auf der großen Brücke waren, und noch einmal nach Stambul zurückschauten, stieg der Mond hinter Skutari empor und grüßte uns mit einem langen zitternden Lichtstreifen, den er über Hafen und Brücke warf.

Eine Audienz beim Sultan. Diner beim Reschid Pascha.

So oft wir auch Gelegenheit hatten, den jungen Padischah, den Beherrscher der Gläubigen, auf der Straße, oder auf dem Hafen zu sehen, so konnten wir außer dem Baron doch nicht das Glück haben, vor sein erlauchtes Antlitz zu treten, weil wir weder Rang noch Titel, oder was noch schlimmer war, keine Uniformen besaßen, ohne welche man sich dem Sultan nicht präsentiren darf. Nachfolgende kleine Skizze über eine Audienz beim Sultan entnehme ich aus einem Briefe des Barons.

— — Da wir uns gerade in der Zeit des Ramasans befanden, so konnte uns erst nach Sonnenuntergang die Ehre zu Theil werden, eine Audienz beim Sultan zu erlangen. Es war acht Uhr Abends, als ich in das Kaik des preußischen Gesandten stieg, der

die Güte hatte, mich seiner Hoheit vorzustellen. Wir fuhren bei Galata ab und kamen in kurzer Zeit an den Schiffen vorüber, die zur Feier des Ramasan glänzend erleuchtet waren. Es ist ein großartiger Genuß, in diesen Nächten auf dem Wasser zu fahren und um sich die mächtigen Häusermassen von Stambul, Pera, Galata und Skutari von tausend und tausend Lichtchen hell erleuchtet zu sehen.

Unser Boot hielt bei den Terrassen des Sommerpalastes von Beschiktasch und wir wurden durch einige Hofbeamte in ein Gemach zu ebener Erde geführt, wo uns der Oberſthofmarschall Kurſim-Bey empfing. Das Gemach ist wie der ganze Palast halb türkisch, halb europäisch eingerichtet; denn neben den Divans enthält es Fauteuils, schöne Spiegel und französische Kronleuchter. Der Hofmarschall empfing uns sehr freundlich, bewirthete uns mit Kaffee und Pfeifen, wobei die Unterhaltung, die wir mit ihm hielten, durch den Dolmetscher des preußischen Gesandten geführt wurde. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien einer der Hofbeamten wieder, der uns hieher gebracht, und nahte sich dem Bey, ihm einige Worte sagend, worauf dieser sich erhob, um uns vorangehend zum Gemach des Sultans zu begleiten. Dieses, ebenfalls im untern Stockwerke, war nicht prächtiger eingerichtet, als das des Hofmarschalls und ganz in demselben Geschmack. Auch war es sparsam erleuchtet, denn von den Lichtern auf dem großen Kronleuchter brannte keins, sondern vier Wachskerzen auf bronzenen Leuchtern stehend, waren hie und da auf den Boden gestellt. Der Beherrscher der Gläubigen saß in einem großen Fauteuil, das er jedoch bei unserm Eintritt mit der Ecke des Divans vertauschte, in welcher er sich auf die untergeschlagenen Beine setzte. Er trug über dem gewöhnlichen blauen Ueberrock einen braunen langen Mantel, den eine Agraffe von Diamanten auf der Brust zusammenhielt und auf dem Kopfe das Feß, an dem ebenfalls ein großer Stern von Brillanten prangte. Vor ihm stand der damals mächtige Reschid

Pascha und übersetzte seinem Herrn die Gefühle der Dankbarkeit, die ich ausdrückte, mich an dem Glanz seines erhabenen Angesichtes erfreuen zu dürfen, aus dem Französischen ins Türkische, nachdem mich der Sultan mit dem üblichen Gruß der Morgenländer: „Der Herr segne deinen Eingang bei uns!“ empfangen hatte.

Die ganze Audienz dauerte ungefähr eine halbe Stunde, in welcher er mich über den Zweck meiner Reise befragte, sowie auch, ob mir seine Pferde gefallen und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Dann legte er die Hand an sein Feß, wir waren entlassen und verließen das Gemach. — —

Eine lächerliche Anekdote in Bezug auf eine Audienz unserer frühern Reisegesellschaft des Lords und der Lady Londonderry beim Sultan war damals in aller Leute Mund und ist wirklich zu interessant, um sie nicht mit kurzen Worten zu erzählen. Seine Herrlichkeit der Lord hatten, wie sich von selbst versteht, eine officielle Audienz, die aber seiner Gemahlin, welche auch den Sultan in der Nähe zu sehen wünschte, aus dem Grunde nicht zu Theil werden konnte, da das Gesetz dem Beherrscher der Gläubigen verbietet, die Frau eines Ungläubigen bei sich zu empfangen. Doch war der junge Padischah, dem der Wunsch der Lady zu Ohren kam, so galant, höchst eigen ein Auskunftsmittel vorzuschlagen. Es wurde der Lady nämlich eine Stunde bezeichnet, in welcher sie sich die Gemächer des Palastes sollte zeigen lassen, und wo ihr der Sultan alsdann, ganz wie von ungefähr, begegnen und im Vorbeigehen einige Worte an sie richten würde. Die bestimmte Stunde erschien, und Ihre Herrlichkeit betrat den Palast von Beschiktasch nicht nur wie gewöhnlich im großmöglichsten Staate, sondern hatte ihren ganzen Diamantenschmuck, einen der schönsten und reichsten in der Welt, um und an sich gesteckt. Sie wurde durch den Hofmarschall in die untern Zimmer geführt, und man mußte, wer weiß durch welchen Zufall, den Sultan im Voraus davon benachrichtigt haben, in welchem Glanz die Lady

erschienen sei, kurz, er befahl seinen Palastoffizieren, ihre Rischah und Rangzeichen mit Brillanten besetzt augenblicklich holen zu lassen und gleich umzuhängen, worauf sich einer nach dem andern verlor, um mit Diamanten geschmückt gleich darauf wieder zu erscheinen. Die Lady besah die untern Gemächer, die Corridors, die Terrassen nach dem Garten zu und auf einer dieser letzteren begegnete ihr der Sultan. Der Padischah blieb stehen und wechselte durch Reschid Pascha einige Worte mit ihr, ehe er seinen Weg fortsetzte. Doch war ihm wahrscheinlich die Masse Diamanten, mit welcher Ihre Herrlichkeit behängt waren, ein wenig stark vorgekommen, denn wenige Minuten darauf gab er seinem Minister den kitzeligen Auftrag, sich bei der Lady zu erkundigen, ob die Steine auch alle ächt seien, und was sie in dem Falle wohl gekostet hätten; eine Commission, deren sich der gewandte Reschid Pascha mit Uebergehung der ersten Frage um so leichter entledigte, weil die Lady es liebte, die ungeheure Summe anzugeben, welche jener Schmuck auch wirklich gekostet.

— — Eine Einladung, die mir am andern Tage zu Theil wurde, war mir um so interessanter, da sie von dem hochgestellten Reschid Pascha ausging und auf ein türkisches Diner lautete. Es war Abends gegen sieben Uhr, als wir uns in die Wohnung des Ministers begaben, die ebenso wie der Palast vor Beschiktasch halb europäisch, halb türkisch eingerichtet ist. Die Divans waren hier das einzige Orientalische und Reschid Pascha hatte von seinem früheren Aufenthalte als Gesandter in Wien Stühle, Sopha's, Consoletische, Spiegel ꝛc. von dort mitgebracht.

Einige Bemerkungen über das Diner mögen hier erlaubt sein. Unmittelbar vor dem Essen, noch im Empfangszimmer, wurde jedem Gaste ein eigenes kleines Tischchen vorgesetzt, worauf Täßchen mit etwas Suppe. Dies soll den Appetit reizen. Eine Viertelstunde später gingen wir zur eigentlichen Mahlzeit. Wir waren sieben Personen, für welche ein ziemlich kleiner runder Tisch mit einer Silberplatte und erhabenem Rande bereitet war. Rings um am Rande des

Tisches waren alle Arten von geschnittenem Brod gelegt, in der Mitte stand als erste Schüssel der Pillan; um denselben kleine Platten mit Salat, geschnittenem Obst, Confituren und gesalzenen Sachen, Alles unter einander. Als Besteck war nur ein Löffel für jeden Gast sichtbar. Merkwürdig ist, daß das Tischtuch nicht auf den Tisch, sondern der Tisch auf das Tischtuch gestellt wird. Der Tisch selbst hat nur einen Fuß in der Mitte. Das Tischtuch ist von Damast mit Gold gestickt; dieses wird in die Höhe gezogen, jeder Gast breitet es sich über den Schooß und streckt die Beine darunter. Dann erhält er noch eine Serviette von grober Leinwand, um sie über die Stickerei zu thun. Nun beginnt das Essen; Jeder greift mit seinem Löffel in die Schüssel, verliert unterwegs die Hälfte und greift von Neuem zu. Der Minister bemerkte, daß wir in den Gebräuchen einer türkischen Mahlzeit noch nicht hinreichende Geschicklichkeit erlangt hatten; er ließ für das nächste Gericht Teller und Bestecke kommen. Hierauf folgte eine Unmasse von Gerichten, süß und sauer unter einander, wobei die Etikette erfordert, daß, sowie eine Schüssel auf die Tafel gesetzt ist, ein Diener bereits die nächste hinter dem Tische bereit hält. Die süßen Speisen waren gut, jedoch so süß und fett, daß ich nur wenig davon genießen konnte. Der Türke nimmt nur wenig auf einmal, wodurch das Fingeressen etwas reinlicher, auch die Menge der Speisen erklärlich wird.

Man hat mir erzählt, daß in der alten guten Zeit türkischer Herrlichkeit, zum Besten der Großen des Reiches, wenn sie reisten, auf ihrem Paß vorgeschrieben wurde, wie viel Speisen ihnen gereicht werden müßten. Die Zahl derselben betrug oft einhundert und zwanzig.

Bei unserm heutigen Diner wurde kein Wein, nur Wasser vorgesetzt. Als schöne blaue Tassen auf den Tisch gestellt wurden, hielt ich es für Mundwasser, und glaubte, das Diner sei zu Ende, Es war aber Scherbet, und dies bezeichnete die Hälfte der Mahl-

zeit. Gegen Ende erscheint noch einmal Pillau, damit jeder Gast, dem die andere Speise nicht zusagt, sich daran halten könne. Die Höflichkeit will, daß der Hausherr immer zuerst ein wenig aus der Schüssel nimmt, wobei er sagt: Bujurum (Wenn's beliebt). Nach Tische ging man in ein Nebenzimmer, jedem Anwesenden wurde ein Becken nebst Kanne präsentirt, sich die Hände zu waschen. Dann wurden Pfeifen gebracht und Kaffee getrunken. Der Minister ließ mich in seinem Wagen nach Hause führen.

Das neue Serail.

I. Von der Hafen- und Seeseite.

Wenn man in lauen Mondscheinnächten, deren das Klima um Konstantinopel selbst in der späteren Jahreszeit noch viele gibt, in dem kleinen Kaik langsam und die Schönheiten rings genießend auf dem goldenen Horn umher fährt, dann öffnet sich leicht die Brust und nimmt gerne in sich auf die Klänge und Sagen, die ihm jener Thurm, jener Fels, selbst die spielenden Wellen geheimnißvoll zuflüstern. Die ganze Gegend hier gleicht einem aufgeschlagenen riesenhaften Geschichtsbuch, wo man in jeder Zeile, jedem Fuß breit Landes etwas Neues, Ungeheures lesen kann. Welche Poesie, welche Geschichte versammelt sich nicht auf und an diesen Gewässern! — Könnte ich den Nachen zur Muschelschale des Zauberers machen und in ausgestrecktem Arm den Zauberstab schwingen, um den Schatten, die einstens hier gewandelt, zu befehlen, daß sie sich auf der dunkeln Fluth zeigten und langsam bei mir vorbeischwebten! Ach, keine Macht kann das, und nur die Phantasie vermag aus der Erinnerung Gestalten vor das innere Auge zu zaubern, gewaltige Bilder, die wir in der Kindheit in uns aufnahmen und die in den spätern geräuschvollen Wellen des Lebens allmählig erblaßten, jedoch hier auf dem Platze ihrer Entstehung ihr volles Recht wieder geltend

machen und lebhafter als je vortreten. — Hier, wo ich jetzt mein Boot wende, schifften die Argonauten, denen die Jugendträume so gerne nach Colchis folgten, um ihnen genau zuzusehen, wie sie unter Gefahren und Mühen das goldene Vließ des Widders zurückholten. Dort die Landspitze hieß einst Bosphorus und hier trat die schöne Io, in eine Kuh verwandelt, an's Land. Zur Linken bei Top-Chana, wo sich jetzt der bunte Palast des Sultans erhebt, opferten die Jünglinge dem Helden Ajax, und wo heute die Gebäude der türkischen Artillerie stehen, hatte einst Ptolemäus Philadelphus seinen Tempel. — Vor mir liegt Skutari, das alte Chrysopolis, der letzte Ruhepunkt der Karawanen, die ihre Schätze von Asien nach Europa führten. Hier auf diesen Gewässern zeigten sich um's Jahr 654 zum ersten Mal die Schwärme der räuberischen Araber unter ihrem Kalifen Moarin, der erste, welcher das Verbot Osmars übertrat, der den Arabern, wie früher Lykurg den Spartanern, die Seefahrt verboten, und nach dieser Zeit machten die Araber bis um's Jahr 780 sieben Versuche, die Hauptstadt des griechischen Kaiserthums zu erobern, alle vergeblich, bis Mahomed II. im Jahre 1453 nach einer Belagerung von sieben Wochen die Stadt zu Wasser und zu Land stürmte, und sie erobernd das Wort des Propheten erfüllte, ein Wort, welches den Herrscher der Osmanen stets immer wieder zu neuen Versuchen wider Byzanz geführt hatte: „Sie werden erobern Konstantinopel, wohl dem Fürsten, dem damaligen Fürsten, wohl dem Heere, dem damaligen Heere. —"

Unter all' diesen Betrachtungen, die Land und Meer gewaltsam herbeiführen, und denen ich ruhig nachhängen kann, geht es mir wie dem Kinde, das von all dem Schönen, was ihm erlaubt ist, den Blick beständig nach jenem prächtigen Palaste hinschweifen läßt, dessen Thore ihm verschlossen sind, und wo es doch so gern wenigstens durch's Schlüsselloch sehen möchte, um etwas zu erspähen von den Herrlichkeiten, die er, wie man sich heimlich erzählt, enthalten soll. Mir lag dieser verschlossene Palast, das neue Serail, zur

Rechten, und wenn auch auf seinen Terrassen nicht mehr wie sonst, zahlreiche Sklaven lauern, die das sich unvorsichtig nähernde Boot ergreifen, es umstürzen und die darin Sitzenden ertränken oder erschießen, so haben doch die entsetzlichen Geschichten, die dort geschehen, und die Flüche, die aus jenen bunten Lusthäusern hervordrangen, einen Zauberkreis um seine Mauern gebildet, dem man sich nur mit ängstlich klopfendem Herzen nähert.

Im hellen Mondschein lag das Serail vor mir; es scheint nur der Aufenthalt einer bösen Fee zu sein, die den Unerfahrenen anlockt, um ihn zu verderben. Wie schön glänzen in dem weißen Lichte die vergoldeten Dächer der bunten Kioske und scheinen so freundlich zwischen Gruppen von schwarzen Cypressen und dicht belaubten Platanen hervor, schönen Mädchen gleich, die sich zwischen Rosengebüschen verbergen und den Vorübergehenden neckend anrufen. Die Wellen des Meeres schlagen einförmig an die Grundmauern des Gartens und ich weiß nicht, ist es das Gemurmel des Wassers, wenn es von dem zackigen Gestade herabträufelt, oder was sonst — ich glaube leise hinsterbende Accorde zu vernehmen. —

Das ganze Gestade, welches jetzt die Wohnung der Sultane mit ihren Heimlichkeiten und Verbrechen trägt, ist mir immer wie ein verfeyter Platz vorgekommen, der bald gut, bald böse auf seine jedesmaligen Bewohner einwirkt. Kein Fleck der Erde hat wohl eine so großartige, aber auch blutige Geschichte zu erzählen wie dieser. Schon der erste Gründer von Byzanz, Byzas, baute auf diesem sanft ansteigenden Hügel dem Poseidon und der Aphrodite Altäre, die sich unter den Konstantinern, dem christlichen Glauben gemäß, in Kirchen und Kapellen verschiedener Heiligen umwandelten. Auf derselben Stelle erhob sich später der große Palast der griechischen Kaiser oder vielmehr die verschiedenen Gebäude, welche die alte Kaiserburg bildeten und die noch einen größeren Raum einnehmen, als das heutige Serail. Stolze Bauten spiegelten sich zu jener Zeit in den Wellen der Propontis, Thore, Säle und Bäder von glänzendem Marmor, statt-

liche Porphyrsäulen ragten hoch empor und von ihnen schauten die Bildsäulen verschiedener Kaiserinnen weit in's Meer: — Alles das verschwand größtentheils, indem bald große Empörungen, sowie auch die Zeit diese Bauten zusammenstürzten. Nicht minder griff auch die Hand einzelner Menschen zerstörend ein, wie die des Kaisers Justinian; der aus den vergoldeten Ziegeln des ehernen Thorpalastes Chalke seine auf dem Saal des Augusteon aufgestellte Bildsäule gießen ließ.

Mit Zeit und Geschichte Hand in Hand gehend, entstanden alsdann neue Paläste und Denkmäler hier, dem jedesmaligen Weltalter analog. Die alte Zeit wurde in ihrem Eisenkleide zur Ruhe gelegt und die neuen Herrscher von Byzanz legten ihr beturbantes Haupt einer schönen Sklavin in den Schooß, und bauten sich mitten in den dunkelsten Partien ihres mit Marmorbecken und Rosengebüschen gezierten Gartens zierliche Kioske, leichte vergoldete Häuser, die das Auge der Neugierigen blendeten und ihn wie der Blick der Schlange festhielten, bis ihn der Arm erreichte, der den Unglücklichen für seine Verwegenheit tödtet. Ehrgeiz und Wollust zogen lange glänzende Fäden an diesen Mauern, einem Spinnennetz gleich, und so entstand das neue Serail, in dessen Mitte der Beherrscher der Gläubigen thronte, fast unsichtbar und jedem fürchterlich, der sich der schimmernden Höhle nähern mußte.

Wer nach Konstantinopel kommt, umsegelt gewiß öfters die Spitze des Serails, und wenn er sich träumend verlor in die gewaltige blutige Geschichte, die hinter diesen Mauern vor sich ging, steigt gewiß der Wunsch in ihm auf, etwas Näheres über das Innere und die Einrichtung dieser geheimnißvollen Paläste und Lusthäuser zu erfahren. Doch ist es wenig Europäern gelungen, von der Seite des Meeres, wo sich die Frühlingsharems, die meisten Gärten und Bäder befinden, einzudringen; denn so sehr sich auch hier schon die Zeiten geändert haben und dem Neugierigen erlaubt wird, manche Blicke in Gebäude und Verhältnisse zu thun, die früher mit dem

Tode bestraft worden wären, so ist doch die Erlaubniß, das neue Serail zu sehen, sehr eingeschränkt und wird mit seltenen Ausnahmen nur der Eintritt von der Landseite gestattet, wo auch wir ohne viele Mühe bis hinter das Thor der Glückseligkeit drangen.

Daß wir bei unsern Spazierfahrten oftmals den Blick verlangend zu den hohen Mauern des Uferpalastes schickten, und Alles anwandten, die Erlaubniß zu einem Besuch zu erwirken, kann jeder denken; doch hatte man uns im Allgemeinen versichert, obgleich der Sultan augenblicklich in seinem gegenüber liegenden Palaste von Beschiktasch residire, es würde unmöglich sein, einen Ferman zu erlangen, um diese stets verschlossenen Gärten und Gemächer auch nur flüchtig zu sehen, und schon hatten wir alle Hoffnung aufgegeben, als es durch eine sonderbare Verkettung von Umständen dem Baron und mir gelang, an einem schönen Abend und im wahren Sinn des Worts durch eine Hinterpforte in die geheimnißvollen Räume des neuen Serails zu dringen. Doch da es uns nicht vergönnt war, einen Dragoman mitzunehmen, auch unser Führer im Innern des Palastes, obgleich er sehr redselig war, nur türkisch sprach, so hätte ich wohl für meine Person die wirklich ängstlichen und gespannten Empfindungen beschreiben können, die mich ergriffen, als das Thor sich hinter uns wieder schloß und wir uns in den Gärten befanden, wo im Falle unseres Verschwindens keine Macht der Erde augenblicklich im Stande gewesen wäre, unserer Spur nachzuforschen; aber für mein Tagebuch und andere Mittheilungen hätte ich keinen Gewinn gehabt, wenn der Baron nicht den guten Gedanken hatte, einen Theil des trefflichen Werkes von Hammer über Konstantinopel und den Bosporus mitzunehmen, der vor mehreren Jahren ebenfalls und bessere Gelegenheit hatte, diese Gebäude zu besehen, welches uns nun als Cicerone und vorzüglicher Erklärer diente.

Es war an einem der schönen Herbstabende, so lau und angenehm, daß man glauben möchte, im Frühling zu sein, und doch

waren wir schon im Monat November, als uns das kleine Boot quer über das goldene Horn hinwegtrug, um die Spitze des neuen Serails herum in die Propontis. Wir flogen, ohne ein Wort zu sprechen, längs der Felsen, die das Meer bespült und auf welchen die hohen festen Gartenmauern des Serails stehen. Unser Kaikschi, ein Armenier, den wir bei unsern Fahrten oft benützt, ein redseliger Mensch, der uns stets mit einer Menge Fragen quälte, die wir ihm doch nicht beantworten konnten, sprach bei unserer heutigen Fahrt kein Wort, und als wir unter die vergitterten Fenster des ersten zum Serail gehörigen Kiosk kamen, drückte er seine Filsmütze fest auf die Stirn und bearbeitete ohne aufzusehen mit seinem Ruder die Wellen so gewaltig, daß wir einer Seemöve gleich an dem zackigen Ufer hinfuhren. — Der Abend war so schön, die Sonne warf ihre letzten Strahlen herüber, die Wellen des Marmormeers vergoldend, die vergnüglich auf- und abspielten, und die Berge Kleinasiens, vor Allen der schneebedeckte Olympos, brannten in hellem Feuer. — Jetzt waren wir am Ziele unserer Fahrt angelangt, der Kaikschi legte ein Ruder weg und trieb die Spitze des Fahrzeugs mit dem andern zwischen zwei Felsen am Ufer. Wir sprangen hinaus und mußten zurückblickend über die Angst des Armeniers lachen, über die Hast, mit der er sein Boot wieder vom Ufer entfernte, und alsdann mit noch größerer Geschwindigkeit wie früher weit ins Meer hinausfuhr, um auf einem großen Umweg den Hafen wieder zu gewinnen. In wenigen Augenblicken sahen wir seine Nußschaale in den hohen Wellen der Strömung auf- und abtanzen und bald verschwinden.

Wir traten zu einer kleinen Pforte, nicht weit von dem Kiosk Selim III., die uns auf ein gegebenes Zeichen ein Schwarzer öffnete, der dieselbe aber hinter uns wieder sorgfältig verschloß, und befanden uns in einem großen Garten voll duftender Jasmingruppen, Rosengeländer und großen Partien schöner Platanen, die ihre dunkeln Zweige wie schützende Flügel ausstreckten und unter denen

eine tiefe unheimliche Stille brütete. Ich weiß nicht, es war ein sonderbares Gefühl, hier zu wandeln. Wie Diebe in der Nacht schlichen wir anfangs vorwärts, auf jedes fallende Blatt lauschend und beinahe über das Knistern erschreckend, das unser Fußtritt auf dem weichen Sand verursachte. Doch die Sicherheit unseres schwarzen Führers, mit der er so laut als möglich sprach und uns die Gegenstände umher erklären wollte, lösten die ängstlichen Träume, die das Andenken an die frühere fürchterliche Geschichte dieses Orts um mein Herz gelegt, und ließ uns die interessanten Sachen so genau betrachten, wie es in der Schnelligkeit, mit der wir hindurch gingen, möglich war. Der Garten, in dem wir uns befanden, der neue Garten genannt, wird durch zwei große Laubgänge in vier Theile getheilt, auf denen Gruppen, sowie Lauben von Rosen und Jasmin Schatten gegen die Sonne geben, während allerlei da angebrachte Wasserwerke, speiende Löwen, gewöhnliche Fontainen, Sterne &c., die sich aber gerade nicht durch großen Geschmack auszeichneten, den Damen, die auf den angebrachten Steinsopha's ruhen, Erfrischung gewähren. Wir ließen uns einen Augenblick auf einen dieser Ruhesitze nieder, von dem man zwischen den Zweigen einiger Bäume eine Aussicht bis auf die hohe See hatte. Wie manche jener unglücklichen Frauen, die hier in der Gefangenschaft ihre Schönheit und Jugend verblühen sahen, hatte wohl ihre Blicke hoffend oder verzweifelnd da hinausgesandt, und sich, in die spielenden Wellen schauend, goldenen Träumen überlassen, in denen sich ihr die verschlossenen Thore des Harems öffneten und sie die erdrückenden prächtigen Gewänder zurücklassend, mit Freuden in ein armseliges kleines Boot sprang, das sie ihrer Heimath zuführte, ihrer Heimath, wo sich liebende Arme, denen sie entrissen war, jauchzend zu ihrem Empfange öffneten. Wie mußten diese Träume so süß ihr Herz erfrischen und der Unglücklichen ihre Schmach vergessen machen, bis der rauhe Ruf der Wächter sie emporschreckte und sie hineintrieb in ihre vergitterten Zimmer, wo die murmelnde

Fontaine ihr melancholisch andere Dinge zuflüsterte, entsetzlich blutige, die das klare Wasser mit angesehen.

Das Kiosk Selim III. liegt in diesem Garten hart am Meere und man muß von den oberen Zimmern desselben eine prächtige Aussicht auf die asiatische Küste und die vorüberfahrenden Schiffe haben. Das untere Stockwerk dieses Gebäudes ist ein gewölbter Saal mit einem einfachen Springbrunnen, um den die dienenden Weiber und Mägde ruhen und sich die Zeit mit Märchenerzählen vertreiben. Die Zimmer oben, zu dem unser Führer leider keinen Schlüssel hatte, bestehen aus einem prächtigen Gartensaal, halb europäisch eingerichtet, wo sich neben den türkischen Divans große französische Spiegel befinden, und wo englische Kronleuchter das Gemach erhellen. Rechts und links von diesem Saale sind zwei Zimmer, eins für den Sultan, das andere für die jedesmalige Favorite.

Von diesem äußern Garten tritt man durch einen langen dunklen Gang, der einen Flügel des Harems durchschneidet und mit zwei eisernen Thoren verschlossen ist, in den inneren Blumengarten; der rechte Theil heißt der Cypressen- und der linke der Hyazinthen- und Tulpen-Garten. Dieser innere Blumengarten ist ein Viereck, von Gebäuden des Serails umschlossen und in einem wunderlich phantastischen Geschmacke angelegt. Die schwarzen Gestalten hochstämmiger Cypressen werden noch schärfer hervorgehoben durch den glänzenden bunten Blumenteppich, aus dem sie wachsen, indem Tulpen, Hyazinthen und Rosen durcheinander blühend, ein schönes Farbenspiel entfalten, das angenehm unterbrochen, aber nicht gestört wird durch die mit Marmor ausgelegten Fußwege und die bunte Porzellaneinfassung der verschiedenen Beete.

In seltsamen Gestalten ragen hie und da aus dem Laubwerk einzeln stehender Platanen und kolossaler Rosensträuche kleine Bauwerke hervor, dünne Pfeiler, kleine Thürmchen mit glänzenden Dächern, Kamine, mit Arabesken verziert, Marmorgeländer, die

Behälter voll klarem Wasser umgeben, und eine Menge anderer Spielereien, um die Herumwandelnden zu erfrischen und zu zerstreuen. Wir gingen gerade durch diesen Garten und traten durch ein anderes Thor, das dem, zu welchem wir oben hereingekommen, gegenüber liegt, in einen langen schmalen Gang, der fast eine ganze Seite der Gebäude einnimmt, die um den innern Blumengarten liegen. Diese Gallerie erhält ihr Licht durch kleine runde Fenster. An den Wänden hingen verschiedene Kupferstiche; wie mir schien, waren es Pläne von Festungen oder Schlachten.

Lang und schmal, wie dieser Gang ist, möchte ich ihn die Lebensader des Serails nennen; aus ihm strömen die, freilich bösen Säfte, welche das ganze Getriebe des Haremwesens in Leben und Kraft erhalten; denn zu ebener Erde wohnen hier die Eunuchen, die barbarischen Wächter der Weiber und die privilegirten Angeber der Vergehen, die sich jene zu schulden kommen ließen oder die ihnen nur angedichtet wurden. Schrecklich wirkte die Anklage aus dem Munde eines Verschnittenen, fast gleich, ob sie die Sultanin oder die geringste Zofe traf. Aus diesem Gange treten wir links in die Gallerie der Kupferstiche und kommen aus ihr in die eigentliche Wohnung des Sultans, zuerst in den sogenannten persischen Saal der Hängeleuchter, ein wirklich heimliches reizendes Gemach. Die Divans rings an den Wänden sind mit geschnittenem Sammt überzogen und große prächtige Spiegel, einst von den Russen zum Geschenk dargebracht, bedecken die Wände. Die Fenster dieses Saales, von außen durch rankende Pflanzen und Rosengebüsche fast unsichtbar, gewähren dennoch eine reizende Aussicht auf den Blumengarten — hier möchte ich auch als Sultan ruhen, die lange Pfeife in den Händen und stundenlang gedankenlos in den Garten schauen, auf den Flor der Blumen und Mädchen meines Harems, oder mich in dem klaren Wasser spiegeln, das vor meinen Fenstern ein schönes Marmorbecken füllt. Wie oft mag der Beherrscher der Gläubigen da hinabgeschaut haben und die tanzenden Rosenblätter

auf dem Wasser waren ihm seine Flotten, die er in Gedanken hinaus sandte in die Welt, um neue Länder zu erobern — bis ihn ein weißer runder Arm aus diesen Träumereien weckte, um ihn in andere süße zu versenken. Hier dieses Wasserbecken war es vielleicht, wo Sultan Ibrahim auf seine Lieblingsweise mit seinen Weibern und Kindern scherzte, indem er sie aus dem Fenster des Gemachs entkleidet in das Marmorbecken warf und eine Zeitlang darin herumplätschern ließ, ehe er den umstehenden Sklaven den Befehl gab, sie wieder herauszufischen.

Durch ein Bad des Sultans Abdul-Hamids traten wir aus dem persischen Saal in die Bibliothek Selim III.; zwei prächtige Zimmer, ein kleineres mit Bücherschränken, nach Hammer die Handbibliothek Selims, Geschichtsschreiber und Dichter, durchgängig Prachtexemplare, durch Schöne der Schrift ausgezeichnet. Das größere hat einen ganz goldenen Plafond, von welchem Körbe mit künstlichen Vögeln herunterhängen, die dem ruhenden Gebieter etwas vorsingen. Uns mochten sie nicht für würdig halten, ihre Stimmen ertönen zu lassen und uns zu unterhalten, denn sie waren stumm wie alle diese zauberhaften Räume. An den Wänden des Gemachs hingen prachtvolle, meistens alte Waffen, reich mit Gold und Edelsteinen besetzt, Dolche, Pistolen, Säbel, Bogen und Köcher. In der Mitte auf einem prächtigen Bodenteppich stand ein großes Kohlenbecken (Mangahl). Wir sahen in diesem Privatzimmer rings auf allen Divans herum, ohne zu finden, was wir suchten; denn hier lag, wie Herr von Hammer erzählt, die große Brieftasche des Sultans, aus gelbem Leder mit Silber gestickt, eine ähnliche, wie ihm bei festlichen Gelegenheiten von einem der Kronbeamten vorgetragen wird. Jetzt war sie nicht mehr da; wahrscheinlich hat sie Sultan Abdul Medschid mit nach Beschiktasch genommen, wo er jetzt gerade wohnt; denn die Großmächte werden ihm so viel zu notiren geben, daß er vermuthlich seines ganzen Brieftaschen-Vorraths bedarf, um sich Alles gehörig zu merken.

Eine Thüre von vergoldetem Schnitzwerk führt aus dem Zimmer des Herrschers zurück in den Theil des Blumengartens, der der Hyazinthengarten heißt. Die Gärten des Serails, sowie die Privatwohnung des Sultans hatten wir nun gesehen und unser schwarzer Begleiter führte uns quer durch den Garten zu einer andern Thür, wo ich im ersten Augenblick nicht im Stande war, mich troz der genauen Angaben Hammers zu orientiren. Wir traten in einen Gang, an dessen Ende sich ein anderes großes Thor befand, und erst, als uns der Schwarze jenes als das Top-Capu — Kanonenthor bezeichnete, wußte ich, daß wir uns in dem Gang befanden, der das Haremlik, Wohnung der Weiber, vom Selamlik, Begrüßungsort oder Wohnung der Männer, scheidet. Zur linken Hand gingen wir eine Stiege hinauf und kamen in den großen Tanz- und Theatersaal, der durch Stufen in zwei Hälften getheilt wird, und hiedurch eine Gestalt wie unsere Theater erhält. Hier wird der Beherrscher der Gläubigen von seinen Frauen und Odalisken mit Tanz und Gesang unterhalten, die sich aber sonderbar genug im untern Theile des Saals, ich möchte ihn zum Vergleich das Parterre nennen, befinden, wogegen der Sultan oben auf der Bühne sitzt und dem Ballete zusieht. Auch befindet sich hier ein vergittertes Geländer, hinter welchem er zuweilen mit einer Favoritin verborgen ruht und sich so auf verschiedene Weise amüsirt. Der ganze Saal ist mit den prächtigsten Spiegeln von Krystall und Agat geschmückt und muß bei Lampenschimmer und Musik, sowie bei den flatternden gestickten Kleidern der üppigen Tänzerinnen einen feenhaft zauberischen Anblick gewähren. Jetzt lag der weite Saal ruhig und still; nichts regte sich, selbst unser redseliger Führer verstummte und nahte sich leise auftretend einer Thür, die der, zu welcher wir eingetreten, gegenüber lag und über welcher die Inschrift stand:

Sie werden hereintreten von allen Thüren.

denn dort fängt der Harem an, und aus dieser Pforte erscheinen

die Sultaninnen mit ihrem Gefolge vor dem Herrn, bald um ihn zu erheitern, freudig und munter auf die Töne der Zither lauschend, bald um vor sein erzürntes Antlitz zu treten und dicht in ihre Schleier verhüllt, stumm und trostlos; dann unterbrechen keine Musikklänge die dumpfe Stille, ein Gewitter ist im Anzug, des Gebieters Auge schleudert Blitze und drunten donnern die Wellen des Meeres an die Mauern, als verlangten sie stürmisch ein Opfer.

Ehe wir den Harem betreten, möchte ich gern einige erklärende Worte über dieses innere Hauswesen der türkischen Herrscher vorausschicken. Der Sultan hat sieben rechtmäßige Frauen, wahrscheinlich sieben als heilige Zahl, wovon jede ihr eigenes Gemach — Oda — und so viel Zofen, dienende Weiber und Mägde hat, als der Sultan will, von denen er jede einzeln nach seinem Belieben zur Bettgenossin erklären kann. Diese dienenden Mädchen, von dem Worte Oda, die Kammer, Odaliken oder Odalisken genannt, was demnach so viel bedeutet als unser Name Frauenzimmer oder Kammermädchen, sind dazu bestimmt, ihr ganzes Leben lang niedere Dienste zu thun, wenn sie nicht das Glück haben, dem Sultan, ihrem Herrn, zu gefallen und vielleicht durch eine Schwangerschaft aus der dienenden Classe emporgehoben werden. In diesem Falle tritt die Glückliche nicht nur in den gleichen, sondern noch in einen höhern Rang als der der sieben Frauen, die dem Sultan vielleicht keinen Erben geboren haben und erhält den Namen Sultanin Chasseki; beschenkt sie ihren Herrn noch gar mit einem Prinzen, der sein Nachfolger wird, so kann sie es bis zum höchsten Range im Harem, zur Sultanin Valide, Mutter des regierenden Sultan's, bringen und beherrscht nicht selten von den Polstern ihres Gemaches den Sultan und das Land. Die andern Odalisken, denen kein solches Glück zu Theil wird, fühlen sich in der Regel in ihrer Sklaverei nicht unglücklich und die des Sultans sind wenigstens froh, diesem zu dienen und nicht vielleicht in den Harem irgend eines Paschas oder gar in den eines obersten Verschnittenen gekommen zu sein;

denn auch diese haben einen Harem, der sogar, wie ich aus einer glaubwürdigen Quelle erfuhr, öfters aus Weibern und Knaben besteht; doch versteht sich von selbst, daß dieser Harem nur zum Staate gehalten wird, wie dieses im Morgenlande von der ältesten Zeit her üblich ist. So war nach der geschichtlichen Ueberlieferung der Araber, Perser und Türken, Putifar, der Oberschatzmeister des Pharao, ein Eunuche, und seiner Gemahlin, Suleicha, brennende Liebe für den schönen Jussuf erscheint dadurch in milderem Lichte. *)

Im Allgemeinen muß man nicht glauben, daß sich die dritte und vierte Frau eines Türken deßhalb unglücklich fühle, weil sie die dritte oder vierte ist; im Gegentheil ist sie entzückt darüber, denn ein Mann, der schon drei Weiber hat und sie zur vierten nimmt, muß von ihren Reizen bezaubert sein, und dieselben höher halten, als die seiner andern Weiber. Die liebsten Träume unserer Mädchen sind, einstens einen Mann zu bekommen und die Türkinnen, als Frau oder Odaliske zu einem Mann zu kommen. Ländlich, sittlich. Und da letztere keine großen Ansprüche machen, warum sollten sie nicht glücklich sein. Ein Divan, um sich darauf bequem zu legen, etwas Spielzeug wie das unserer Kinder, und sonstige Kleinigkeiten, um sich die Zeit angenehm zu vertreiben, ein Springbrunnen, dessen Plätschern sie einschläfert — Herz, was verlangst du mehr?

Aus dem Theatersaal treten wir in einen langen dunkeln Gang, und sind im eigentlichen Harem. Hier im obern Stockwerk wohnen die Frauen des Sultans in kleinen Gemächern, in denen sich Divans und Ruhebette befinden. An den Wänden sind zierlich geschnitzte Schränke von vergoldetem Holz mit kleinen Spiegeln eingelegt oder von hartem dunklem Holz mit Perlmutter verziert, in welchen die Damen ihre Schmucksachen, Kleider und das Toi-

*) Hammer, Gesch. d. o. R. V. Th.

lettengeräth aufheben. Eine Verzierung der Wände, die man in diesen Gemächern am häufigsten antrifft, ist die Personbeschreibung der Propheten mit Perlmutterschrift, meist auf himmelblauem Grunde eingelegt. Sie ist auf jeder Wand einige Mal, so daß man sie beständig vor Augen hat. Herr von Hammer sagt hierüber: Der Text dieser Beschreibung, der auch auf den von Frauen getragenen Gürteltalismanen häufig vorkommt, vertritt hier die Stelle des gemalten Porträts, das der Islam verwehrt, und schwebt den Sultaninnen als Schönheitsideal vor, um durch die wiederholte Lesung derselben das Bild des Propheten im höchsten Glanze der Schönheit und Vollkommenheit ihrer Einbildungskraft, und durch dieselbe dem Unterpfand der Liebe in ihrem Schooße einzuprägen. Diese Inschrift vertritt also in den Gemächern schwangerer Sultaninnen die Stelle der Statuen des Apollo von Belvedere, oder der mediceischen Venus, welche zu diesem Behufe in europäischen Schlafgemächern aufgestellt sein könnten. In Perlmutter eingelegt, hat sie die Bestimmung, die lesende Sultanin zur Perle der Mütter zu erheben, und deßhalb findet sie sich hauptsächlich auch in dem Gemach der Sultanin Valide, der Mutter des regierenden Sultans, welche dem plastischen Segen derselben vielleicht die Ehre ihres gegenwärtigen Hofstaats und Ansehens verdankt.

Diese talismanische Personbeschreibung lautet folgendermaßen:

„Es ist kein Gott als Gott, und Mohamed ist Gottes Prophet; der Vortrefflichste war braun und weiß zugleich; mit langen dünnen Augenbrauen; glänzend von Angesicht; in voller Reife des männlichen Alters; dunkelaugig; von ehrwürdiger Stirne; kleinen Ohren; gebogener Nase; mit von einandergetrennten Zähnen; runden Gesichtes und Bartes; langhändig; feinfingerig; von vollkommenem Wuchse; ohne Haare auf seinem Bauche, ausgenommen eine Linie von der Brust bis zum Nabel, und zwischen seinen Schultern das Siegel des Prophetenthums (ein großes Muttermal), worauf

geschrieben stand: Wende dich wohin du willst, so folgt dir der Sieg."

Im untern Stockwerk wohnen die Odalisken oder Sklavinnen, deren Anzahl unbestimmt, aber meistens sehr groß ist, in langen großen Sälen, wo jedesmal ein paar hundert zusammen schlafen oder vielmehr zusammen eingesperrt werden; denn an beiden Seiten dieser Säle sind zwei Stiegen, die, sobald die Odalisken sich auf Befehl ihrer Aufseher zurückgezogen haben, durch große schwere Fallthüren und eiserne Riegel verschlossen werden. Diese Gemächer sind nicht sehr brillant eingerichtet, ungefähr wie die Kasernenstuben bei uns. Mehrere dieser Sklavinnen haben jedesmal zusammen einen kleinen Kasten, der blau oder roth angestrichen ist. Diese Behälter, in denen sie ihre Habseligkeiten bewahren, stehen einander in zwei Reihen an den langen Wänden des Saales gegenüber und lassen in der Mitte einen Gang frei. An den Fenstern befinden sich breite Divans, auf denen stets fünfzehn bis zwanzig Odalisken zusammen schlafen.

Durch den Gang, an dem die Gemächer der Sultaninnen liegen, gehen wir zurück in den Theatersaal und auf der Stiege, wo wir hinaufgegangen, wieder hinab in den Gang am Kanonenthor, auf dessen anderer Seite wir zur ebenen Erde noch die Gemächer und Bäder der Sultanin Valide sahen, die fast ebenso eingerichtet sind, wie die Wohnungen der Sultaninnen. Dann stiegen wir noch in den obern Stock des Haremliks über der Wohnung der Sultanin Valide, wo sich die Staatsgemächer des Sultans befinden: der Thronsaal, der Audienzsaal und prächtige Bäder. Der schon stark hereinbrechende Abend erlaubte uns nicht, die Säle genauer zu besehen. Wir gingen noch durch eine schmale sehr schöne Gallerie in den sogenannten Marmorkiosk, von Sultan Selim erbaut, und ließen uns hier einen Augenblick am Fenster nieder, von wo uns die letzten Lichter des Tages noch eine prachtvolle

Aussicht auf die Propontis, den Bosporus und das goldene Horn gewährten.

„Indessen war die Sonne schlafen gangen.“

Die Wellen färbten sich dunkel; einzelne Kaiks zogen langsam vorüber, Handwerker und Kaufleute aus den jetzt verschlossenen Bazars nach ihren Häusern in Pera, Galata und Skutari bringend — die Abenddämmerung stritt sich noch mit den Lichtern im Leuchtthurm und hielt sie wie mit einem Nebel überzogen, den der Schein der Lampen noch nicht durchdringen konnte. Unser Führer rasselte laut mit seinen Schlüsseln, uns an den Abschied mahnend. Wir traten durch das Kanonenthor in's Freie, und fanden glücklicherweise noch einen Kaikschi, der uns übersetzend einen langen Umweg über die neue Brücke ersparte. Oefters blickten wir zurück zu den dunklen Massen der Paläste und Bäume, die uns gleich einem verschwindenden schönen Traume mit jedem Ruderschlage undeutlicher wurden und weiter zurücktraten. — Ja, es war mir wie ein Traum, denn ich hatte in den Paar Stunden so viel Schönes und Wunderbares gesehen, daß das Herz es nur wie Traumgestalten in undeutlichen Umrissen auffassen konnte, und ich fürchte, ich habe es hier so wiedergegeben.

II. Von der Landseite.

Die Erlangung eines Fermans, um in das neue Serail von der Landseite bis zum Thore der Glückseligkeit zu dringen, ist leicht. Herr v. C. verschaffte ihn uns, und wir zogen am andern Morgen aus, auch dies Denkmal alter und neuer Baukunst zu besehen.

Durch eine Menge schmutziger Gassen und armseliger Stadtviertel, die wir bisher noch nicht betraten, kamen wir bei dem Portal der Aja Sophia vorbei und traten auf einen kleinen, unregelmäßigen Platz, der von dieser und den Mauern des neuen

Serails umschlossen wird, den Serai Meidan. In der Mitte desselben steht eines der vielen zierlichen Brunnenhäuschen, die man überall findet, und hier quillt das beste Wasser der ganzen Stadt, weßhalb auch täglich viele silberne Flaschen voll zum Gebrauch des Großherrn davon geschöpft werden. Fast mehr als alle andere Plätze Konstantinopels hat dieser eine denkwürdige Geschichte zu erzählen. Hier war früher das Forum Constantini, einer der größten Plätze des alten Byzanz; jetzt ist er fast ganz verschwunden, und die Häuser sind nach und nach zusammengerückt, den merkwürdigen Boden bedeckend, und haben alle Spuren der prächtigen Bauwerke und Bildsäulen verdrängt, die hier gestanden. Etwas weiter zurückgehend, kommen wir an eine kleine Fontaine, die in einem Winkel zwischen den Häusern liegt, die wir unbeachtet hätten liegen lassen, wenn uns nicht die Geschichtschreiber von diesem armseligen Brunnen erzählt, daß hier der Mittelpunkt des Forums gewesen sei, wo sich auf einer steinernen Unterlage von sieben Stufen die große Säule erhob, die so häufig ihre Statuen wechselte. Hier stand das silberne Bild des Kaisers Theodosius; Justinian stürzte es um und stellte auf einer Porphyrsäule seine eigene Statue zu Pferde aus Erz gegossen dahin. Das Pferd hob den linken Vorderfuß, als ob es schlagen wollte; die drei andern standen auf dem Postamente. In der linken Hand trug die Statue die Erdkugel mit dem Kreuze und streckte die rechte Hand drohend und herrschend gegen Osten aus, die Herrschaft des Kaisers über das Morgenland anzudeuten. So stand diese Bildsäule noch, als Muhamed, der Eroberer, über die Leiche des letzten Konstantins hinweg in die Stadt drang. Doch nicht damit zufrieden, blos Sieger zu sein, schnitt man diesem letzten unglücklichen Kaiser das Haupt ab und Muhamed ließ es höhnend vor die Füße dieser Statue rollen; ein Hohn, dessen Tiefe nur dann ganz gefühlt werden kann, wenn man weiß, daß den östlichen Triumphatoren der Siegeswunsch zugerufen wird: „daß sie die Köpfe ihrer Feinde unter die Hufe ihrer Pferde treten

sollen.“ So werden noch heute in Persien bei öffentlichen Einzügen der Fürsten und Statthalter Kugeln und Flaschen unter die Füße des Pferdes unter dem Zuruf: „So sollst du die Köpfe deiner Feinde zertreten!“ geworfen, ebenso wie an den Thoren des neuen Serails die Köpfe der aufrührerischen Paschahs zu den Füßen des einreitenden Sultans rollen.

Zur linken Seite des Serai Meidani erheben sich die Trümmer der sogenannten Hohen Pforte, eigentlich der Palast des Großveziers, worin die wichtigsten Angelegenheiten des Staates berathen wurden. Bei dem letzten großen Aufstand der Janitscharen und bei einer großen Feuersbrunst vor einigen Jahren ist er größtentheils zerstört worden und jetzt unbewohnbar. Von hier aus gingen die Minister der Sultane täglich zu ihrem Herrn durch das Thor der Glückseligkeit, das ihnen indeß öfters zu einem Thor des Todes wurde. So blieben z. B. die Minister Sultan Selims kaum einen Monat im Amte, und es war damals eine bei den Türken übliche Verwünschungsformel: „Mögest du Sultan Selims Vezier sein!“ Von einem derselben, dem Großvezier Piribascha, erzählt Hammer, daß, als er eines Tags seinen gestrengen Herrn bei guter Laune fand, er es sich als eine Gnade ausbat, wenn ihn der Sultan wolle hinrichten lassen, möge er es ihm doch wenigstens einen Tag vorher sagen, damit er sein Testament machen könne; worauf ihm Selim lachend erwiderte, offenherzig gestanden, ginge er schon lange mit dem Gedanken um, ihm dem Kopf abschlagen zu lassen, und er würde gern seine Bitte erfüllen, wenn er nur gleich einen Andern hätte, den er an seine Stelle setzen könnte.

Durch die kaiserliche Pforte, einen hochgewölbten Thorweg, an dem zu beiden Seiten die verdächtigen runden Steine stehen, auf denen die Köpfe der Enthaupteten zur Schau ausgestellt wurden, traten wir in den ersten Hof des Serails. Hier werden die Wachen von gewöhnlichen Thorwächtern, Kapitschi, gethan, doch haben sie

nicht mehr ihr früheres Costüm, sondern sind wie die Kawaschen der Gesandten gekleidet, im blauen Ueberrock, das Feß auf dem Kopfe und um den Leib zwei Taschen geschnallt, in denen Pistolen stecken. In diesem ersten Hofe befindet sich links die im Jahr 1726 erbaute neue Münze, die massiv in Steinen aufgeführt wurde: aus dem von einem türkischen Geschichtsschreiber angeführten Grunde, um den anziehenden fremden Gesandten durch den Anblick dieses steinernen Gebäudes einen vortheilhaften Eindruck beizubringen. Neben der Münze ist die alte Kirche der heiligen Irene, jetzt das Zeughaus des neuen Serails. Es ist ungefähr eingerichtet wie die unsrigen, nur daß die aus Säbeln, Pistolen und Flinten zusammengestellten Pyramiden und andere Figuren sehr geschmacklos sind. Die Gänge bestehen aus Mosaikpflaster von kleinen Kieselsteinen. Einige merkwürdige alte Waffen sollen sich hier befinden, unter andern die Rüstung des sorbischen Fürsten Milosch Kobilovich, der den Sultan Murad den Großen in der Schlacht auf der Ebene von Kossova in seinem eigenen Zelte ermordete. An den Wänden hingen eine Menge besonderer Helme und Pickelhauben, wahrscheinlich in früherer Zeit in den Kriegen mit den Tartaren und Mongolen erbeutet. Auch zeigte man uns Harnische aus den Zeiten der Kreuzzüge; doch da es hier nicht wie bei uns in derartigen Anstalten einen Führer gab, um uns diese Sachen zu erklären, so mußten wir viele gewiß merkwürdige Stücke unbeachtet lassen. Etwas, dessen Gebrauch der uns begleitende Artillerieoffizier erklärte, waren in einem besondern Gemach aufgestellte große Schwerter, die der edle Türke mit inniger Freude herumschwang, um uns anzudeuten, daß sie zum Kopfabschlagen dienten.

Auf der rechten Seite des ersten Hofes befinden sich das Krankenhaus, die Kasernen der Baltadschi — Hausknechte des Serails — und vor diesen Gebäuden ist ein freier, mit Rasen bedeckter Platz, wo sich die Pagen des Serails am dritten Festtage des Beyrams in Gegenwart des Sultans im Werfen des Dscherits üben. Nach-

dem wir diesen Hof durchwandert, kamen wir an ein Thor, welches in den zweiten Hof führt und das Mittelthor, auch Orta-kupa, heißt. Rechts vor dem Eingang dieses zweiten Thores ist der große berühmte Mörser, in welchem, wie die Sage erzählt, die zum Tode verurtheilten Muftis oder Rechtsgelehrten zerstoßen wurden. Wenn schon das kaiserliche Thor, zu welchem wir in's Serail getreten, durch die rechts und links aufgestellten blutigen Köpfe auf den Eintretenden einen unangenehmen Eindruck machten, so nahte sich doch jeder, den seine Pflicht in diese Höhe rief, mit größerer Angst dem Mittelthore; denn unter diesem ist das Gemach des Henkers. Hier wurden die Beamten des Reichs, die Veziere und Pascha's, die sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, oder wenn es der bösen Laune ihres Gebieters gerade so gefiel, von den Henkersknechten ergriffen, enthauptet oder in das am Ufer des Hafens befindliche Gerichts-Kiosk gebracht, wo sie durch bereit liegende Schiffe in die Verbannung geführt wurden. Eine der Hausordnungen des Serails ist, daß jeder, selbst die höchsten Würdenträger des Reichs, so wie die fremden Gesandten und Botschafter, hier bei einem aufgerichteten Steine, der Binek Taschi — Vortheil der Reitschule — heißt, vom Pferde steigen muß und zu Fuß in das Mittelthor gehen. Dieser Gebrauch ist wahrscheinlich deßwegen hier eingeführt, damit keiner der Unglücklichen, die unbewußt des Schicksals, das ihrer harrt, in diesen Thorweg treten, beim Anblick der Henker den Versuch machen kann, sich durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu retten.

Ein anderer unangenehmer und demüthigender Gebrauch für die fremden Gesandten war es, daß sie sich eine Zeit lang am Thore dieses Henkergemachs ohne Stuhl und Sitz aufhalten mußten.

Von dem Mittelthor gingen wir auf einem gepflasterten und mit Bäumen besetzten Wege nach dem Eingange des dritten oder innersten Hofes des Serails — Babi seadet — Thor der Glückseligkeit genannt, an dem weiße und schwarze Verschnittene die

Wache halten. Diese sind noch mit dem Kaftan bekleidet und haben auf dem Kopfe eine spitzige Mütze mit einem Busche von Pfauen- und andern glänzenden Federn. Auf der rechten Seite dieses zweiten Hofes sind neun verschiedene Küchen für den Sultan, die Sultanin Chasseki und Valide, den obersten schwarzen und weißen Verschnittenen, Kislar Agassi, und Kapu Agassi, den Schatzmeister und Präfect des Serails. Gegenüber diesen Küchen sind die Zuckerbäcker und Sorbetbereiter des Serails. Vor diesen Küchen wurden an Audienztagen große Schüsseln mit Pillau aufgestellt, auf welchen die in dem Hofe sich befindenden Janitscharen auf ein gegebenes Zeichen beim Eintritt der fremden Gesandten rasch losstürzten, was als ein Beweis ihrer Zufriedenheit angesehen wurde. Waren diese übermüthigen Knechte jedoch mit dem Sultan selbst oder irgend einer fremden Macht unzufrieden, so blieben sie stehen und rührten die Gerichte nicht an. Darauf wurden sie ausgezahlt, wobei die Schatzmeister viel mit ihren Geldsäcken klapperten, um den Gesandten einen guten Begriff von dem Reichthum des Großherrn beizubringen. Sobald dieselben auf diese Art der Speisung und Ablöhnung beigewohnt, wurden sie bis vor das Thor der Glückseligkeit geführt und der Großvezier suchte bei dem allerhöchsten Steigbügel um die Gnade nach, „ob der fremde Gesandte, nachdem er gespeist und gekleidet worden, seine Stirne in den Staub der Füße sultanischer Majestät reiben dürfe.“ Die Andeutung des gespeist und gekleidet werden kommt daher, daß der Gesandte in einem Gebäude rechts am zweiten Hofe mit dem Großvezier in einem kleinen runden Tische einiges Backwerk genoß und ihm darauf, damit er würdig vor dem Auge des Sultans erscheine, ein Ehrenkaftan umgehängt wurde. Nach diesen Ceremonien öffnete sich das Thor der Glückseligkeit und der Gesandte wurde in den Audienzsaal geführt, wo zwei Kämmerer seine Arme faßten, ihm mit ihren Händen den Kopf niederdrückten und auf eine so handgreifliche Weise zu einer Verbeugung zwangen. Auch wir gelangten bis hinter das Thor der

Glückseligkeit und in den Audienzsaal. Dies ist ein nicht sehr großes, mit Teppichen belegtes Gemach; seine Wände sind mit goldgestickten Stoffen bekleidet und hie und da mit Figuren, aus gefaßten Edelsteinen bestehend, verziert. Der Thron ist ein kleiner Divan, über dem vier mit Edelsteinen besetzte Säulen einen Baldachin tragen. Das Gemach hat nur ein einziges vergittertes Fenster, das kaum so viel Licht herein läßt, um die kostbaren Stickereien der Wände und die blitzenden Juwelen zu unterscheiden.

Hinter diesem Audienzsaal fangen die Gebäude des innern Winterharems an, wohin bis jetzt außer Aerzten noch kein Europäer gedrungen ist. Auch wir mußten hier umkehren, nachdem wir noch zuvor einen neugierigen Blick aus dem Fenster dieses Saales in die daranstoßenden Gärten geworfen hatten. Doch sahen wir nichts als Gruppen von Platanen und Cypressen, unter denen die glänzenden Dächer verschiedener Kioske hervorschimmerten. Alles war da ruhig und still; nur eine kleine Fontaine, die nicht fern von uns ihr Wasser in die Höhe warf, murmelte geschwätzig und hätte uns vielleicht viel erzählen können, wenn wir ihre Sprache verstanden hätten. Das Thor der Glückseligkeit schloß sich wieder hinter uns zu, und wir gingen über beide Höfe zurück durch die kaiserliche Pforte auf dem Serai Meidani, um nach Pera zurückzukehren.

Viertes Kapitel.

Schiffbruch des Dampfbootes Seri-Pervas.

Abreise von Konstantinopel. — Die Stadt im Schnee. — Stürmisches Wetter. — Nebel. — Einschiffung türkischer Soldaten. — Der Seri-Pervas. — „Schiffbruch und Tod ist unser Loos.“ — Unglück des Dr. B. — Heftige Bewegungen des Schiffes. — Unser Nachtrab. — Seesturm. — Schiffbruch. — Das Verdeck. — Versuche zur Rettung. — Unglücksfälle bei derselben. — Das Dorf Armudköi. — Pillau mit Seife. — Räubereien der Türken. — Das Dampfboot Ludovico. — Rückkehr nach Konstantinopel.

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, auf den wir unsere Abreise von Konstantinopel bestimmt — es war gegen Ende November — um so häufiger forschten wir bei unsern Bekannten, ob die durch den Krieg mit Mehemed Ali gestörte Communication zwischen der europäischen Türkei und Syrien nicht wieder hergestellt wäre. Obgleich wir nun von Tag zu Tag mit der Nachricht vertröstet wurden, es könne nicht mehr lange anstehen, daß die Dampfschiffe des Lloyd, die früher zwischen Alexandrien, Jaffa, Beirut und Konstantinopel fuhren, ihre Touren wieder beginnen würden, so war doch all unser Spähen vergebens. Es kamen und gingen wohl viele Dampfboote, aber entweder waren sie von der Donaugesellschaft und kamen von dem schwarzen Meere her, um dahin zurückzukehren, oder es erschienen englische Dampffregatten, die den Mittag einliefen, ihre Depeschen so rasch wie möglich wechselten und oft, ehe wir noch Zeit gehabt hatten, uns nach ihnen zu erkundigen, wieder nach Beirut, wo sich die Flotten befanden, zurückkehrten. Um den Weg zu Land durch Kleinasien nach Syrien zu machen, hätten wir, besonders unter den jetzigen Zeitverhältnissen, gewiß an zwei Monate gebraucht, und dazu

obendrein noch einen äußerst unangenehmen und beschwerlichen Marsch gehabt.

So waren wir wirklich wegen unseres Fortkommens von Konstantinopel in einiger Verlegenheit und unterhielten uns eines Abends ziemlich mißmuthig von diesen Hindernissen. Wir warteten mit dem Essen auf unsern lieben Reisegefährten, den Oberstlieutenant Philippowich, den seine Geschäfte im östreichischen Gesandtschaftshôtel heute etwas länger als gewöhnlich zurückhalten mochten, als derselbe plötzlich mit dem freudigen Ausruf in die Stube trat: „Meine Herren, es ist eine sehr günstige Gelegenheit da, um uns nach Beirut zu schaffen." Wir sprangen ihm überrascht entgegen und hörten von ihm, daß die türkische Regierung von der östreichischen Dampfschifffahrtsgesellschaft ein Boot gemiethet habe, um fünfhundert Mann türkischer Infanterie nach Beirut zu bringen.

Diese Soldaten wurden natürlich mit ihren Offizieren auf dem Verdeck placirt und für den Oberstlieutenant, sowie für den Grafen Szechenyi, der ebenfalls noch Etwas von dem Feldzuge in Syrien genießen wollte, hatte man die Damenkajüten bestimmt, und uns würde man, wie der Oberstlieutenant glaubte, da in den Kajüten noch Platz genug sei, die Ueberfahrt ebenfalls gerne bewilligen. Da die Abfahrt auf übermorgen Abend bestimmt war, traf der Baron am folgenden Morgen gleich alle Anstalten, um bei den betreffenden Behörden die Erlaubniß zur Mitfahrt zu erhalten, was ihm bei den vielen Bekanntschaften und Empfehlungen, die er hier hatte, nicht schwer wurde.

Jetzt wurde gepackt und unser Reisegeräthe gemustert, wobei sich vieles Schadhafte von unserer türkischen Landreise her vorfand, was noch heute reparirt werden mußte. Auch eilte jeder, noch kleine Einkäufe zu besorgen, die wir unkluger Weise bis auf den letzten Tag verschoben hatten. Während unseres ganzen Aufenthalts in Konstantinopel hatten wir das herrlichste Wetter von der Welt; doch heute am 1. December änderte sich die Temperatur so bedeu-

tend, daß der Thermometer, der sich immer zwischen fünfzehn und siebenzehn G. R. über Null gehalten hatte, in der Nacht plötzlich auf zwei G. R. unter Null herabsank. Auch hatte sich gegen Morgen ein heftiger Wind erhoben, der uns ein lustiges Schneegestöber brachte, das im Lauf des Tages die Häuser und umliegenden Berge mit einer dünnen weißen Decke überzog, für Konstantinopel gewiß ein seltenes Schauspiel.

Von unserer guten Wirthin, der Madame Balbiani und ihren liebenswürdigen Kindern, die uns nicht wie Fremde, sondern wie Hausgenossen und Verwandte behandelt hatten, nahmen wir den herzlichsten Abschied und stiegen nach Top-Chana hinunter, wo das Dampfboot — es war der Seri-Pervas („Schnellläufer") in der Mitte des goldenen Horns vor Anker lag. Nie hatte ich das Wasser in dem sonst so ruhigen Hafen in solcher Aufregung gesehen; die kleineren Kaiks verließen das Ufer und bargen sich zwischen die Häuser und Schiffe; nur einige der größten waren noch da, die aber von den bewegten Wellen so in die Höhe geworfen und hin und her geschaukelt wurden, daß es uns erst nach langer Anstrengung gelang, unsere Effekten, als Koffer, Mantelsäcke 2c. in zwei derselben zu bringen. Wir ruderten nach dem Schiffe und fanden draußen die Bewegung der Wellen noch ungleich stärker, als am Ufer, so daß wir trotz der hülfreichen Hand der Matrosen mehrmals von dem Schiffe zurückgeworfen wurden, ehe es uns gelang, die Kaik anzulegen und unsere Effekten hinaufziehen zu lassen. Nicht ohne Gefahr folgten wir ihnen nach, da die Boote bald tief unter der Treppe des Dampfschiffes lagen, bald von den Wellen mehre Fuß hoch hinaufgeschleudert wurden.

Das Schiff hatte eben erst seinen Kohlenvorrath eingenommen und noch keinen der Soldaten an Bord. Wir gingen auf dem Verdeck umher und sahen uns zum letzten Mal die schöne majestätische Stadt an, die wir nun wohl für immer verlassen sollten. Der Schnee, der wie mit einem weißen Schleier die Kuppeln der

Kirchen bedeckte, verlieh dem ganzen Bilde einen eigenthümlichen phantastischen Reiz. Man ist so gewohnt, sich die Moscheen mit ihren schlanken Minarets, sowie die dunklen Cypressen nur unter einem heiteren blauen Himmel im heißen Sonnenstrahle zu denken, daß diese orientalische Winterlandschaft mit den darüber hängenden dichten Schneewolken einen sonderbaren beklemmenden Eindruck auf das Herz machen mußte. Mir war, als sei die ganze Umgebung, Stadt und Hafen, viel stiller, denn sonst, als verwunderten sich neben den Türken, die wirklich erstaunt die weißen Flocken fallen sahen, selbst die leblosen Gebäude und Bäume über den kalten Schleier, der sich über sie gebreitet.

Der Kapitän, Herr L., der mit großen Schritten auf dem Radkasten umherging und in das wogende Meer hinaussah, begrüßte uns freundlich, theilte uns aber gleich seine Besorgniß mit, daß wir während der Nacht einen heftigen Sturm haben könnten. Wirklich wurde das Wetter auch von Minute zu Minute unangenehmer; das Schneegestöber, mit Regen untermischt, begann auf's neue und heftiger als heute Morgen, wobei sich endlich der Nebel herabsenkte, so daß wir kaum die auf den Masten flatternden Fahnen erkennen konnten. Der Baron, sowie die östreichischen Offiziere, waren mit ihren Abschiedsbesuchen beschäftigt und noch in Pera geblieben, um eine Stunde später als wir an Bord zu gehen.

Gegen fünf Uhr lichtete der Seri-Pervas die Anker, um nach Skutari zu fahren, wo wir die türkischen Soldaten aufnehmen sollten. Das Meer warf lange flache Wellen, die das Schiff unter so starker Bewegung durchschnitt, daß ich, der ich meine erste Seereise machte, mich schon hier im Hafen kaum aufrecht erhalten konnte. Von dem asiatischen Ufer herüber drang, so oft es die heftigen Windstöße erlaubten, eine gräßliche Militärmusik in unser Ohr, deren barbarische Klänge es den armen Soldaten, die in dichten Reihen am Ufer standen, leichter machen sollte, von der Heimath, von Weib und Kind zu scheiden. Wir warfen auf's neue

Anker und die Soldaten kamen in großen Booten angefahren. Die Bekleidung dieser Leute war ziemlich gut und warm. Sie hatten dicke Tuchmäntel und über dem Feß noch eine Art Kapuze; dagegen war ihre Verproviantirung um so schlechter, indem sie für die ganze Fahrt, welche gewöhnlich sieben Tage dauert, von Seiten der Regierung nur harten Zwieback und Oliven erhalten hatten. So oft eine Schaluppe ihre Ladung bei uns abgesetzt hatte, fingen die Türken gleich an, sich so gut wie möglich häuslich einzurichten. Anfänglich drängte Alles nach der Puppa, Hintertheil, wo der Kapitän ein großes Segel hatte ausspannen lassen, als eine Art Schutzdach gegen den Schnee und den Regen. Die Leute breiteten dicht neben einander Teppiche, deren jeder einen bei sich führte, auf dem Verdecke aus, setzten sich darauf auf die untergeschlagenen Beine und begannen Tabak zu rauchen. Die ganze Einschiffung dauerte eine starke Stunde und da man statt fünfhundert, wie anfangs bestimmt war, sechshundert eingeschifft hatte, war das ganze Verdeck, trotz dem die Menschen ganz dicht gedrängt saßen oder standen, so angefüllt, daß der Kapitän sich genöthigt sah, längs der einen Schiffswand Balken und Taue ziehen zu lassen, die einen Gang für die Matrosen bildeten, denen es sonst unmöglich gewesen wäre, so schnell als es der Dienst auf dem Schiffe erfordert, hin und her zu laufen.

Schon fing es an dunkel zu werden, und unsere Freunde kamen noch immer nicht; auch wurde das Schneegestöber stärker, der Wind erhob sich mehr und mehr und der Nebel war so dicht geworden, daß man von der Prouva, Vordertheil der Schiffes, kaum bis zur Puppa sehen konnte: Umstände, die unsern Kapitän veranlaßten, nach einer Berathung mit seinen Offizieren einen derselben an's Land zu schicken, um bei dem Pascha, der die Einschiffung befehligt hatte, die Erlaubniß auszuwirken, wegen des ungünstigen Wetters die Abfahrt bis morgen zu verschieben. Doch umsonst. Der Pascha, ein brutaler Türke, wollte nichts von Aufschub hören und ließ dem Kapitän

sagen, das Schiff wäre zur Abfahrt auf heute gemiethet und er solle seine Pflicht thun.

Daß unsere Freunde noch immer nicht kamen, setzte sowohl den Kapitän, wie uns etwas in Verlegenheit. Ersterer ließ auf's neue die Anker lichten und fuhr mit halber Kraft in einem großen Bogen nach Top-Chana zurück, um das Boot mit denselben, im Fall es sich in dem Nebel verirrt hätte, aufzusuchen. Auch ließ er mehrere Schüsse thun und wir standen an der Puppa und spähten umher. Endlich sahen wir ein Boot mit einer rothen Flagge gegen uns kommen, das die Wellen gewaltig auf- und abwarfen. Bald schwebte es hoch auf einer Woge, bald entschwand es uns gänzlich und so dauerte es noch eine ziemliche Zeit, bis es anlegen konnte. Als die Freunde wohlbehalten an Bord gestiegen waren, ließ der Kapitän das Schiff wieder wenden und eilte mit der vollen Kraft der Maschine in's Marmormeer hinaus. Wir aber stiegen in die Kajüte hinab, um das für uns bereitete Souper einzunehmen.

Außer den beiden östreichischen Offizieren, die ich genannt, machte nur noch ein Herr S., östreichischer Dolmetscher bei der Pforte, die Reise mit uns, so daß wir in den Kajüten Platz genug hatten; besonders da der Commandeur der türkischen Truppen beständig im Hintergrund der Kajüte auf seinem Teppich lag. Alle anderen Offiziere, worunter sogar ein Oberstlieutenant und zwei Majors türkischer Währung sich befanden, waren vorne in der zweiten Kajüte.

Bei Tische erschien der Kapitän, Herr L., ein sehr liebenswürdiger gebildeter Italiener, für einige Augenblicke mit einem andern Passagier, den wir bis dahin nicht bemerkt hatten. Letzterer war ein ungemein langer und magerer Mensch, seinem Titel nach Agent der Dampfschifffahrtsgesellschaft und unser Nachtrabe; denn jede seiner Reden war entweder eine böse Prophezeiung für die kommende Nacht, oder eine Erzählung über die schlechte Disciplin der türkischen Truppen. So sagte er unter Anderem: man

habe für den Truppentransport diesmal ein Dampfboot gewählt, weil schon zweimal der Fall vorgekommen sei, daß die auf gleiche Art an Bord eines Segelschiffs gewesene Mannschaft sich empört, den Kapitän gezwungen habe, sie wieder an's Land zu setzen und alsdann desertirt sei; Thatsachen, die wir später bestätigen hörten. Bei einem Dampfboot aber, setzte er hinzu, sei dergleichen nicht zu befürchten, indem ihre Scheu vor der Maschine sehr groß wäre und sie den Kapitän, der diese zu leiten wisse, beinahe für ein übernatürliches Wesen ansähen. Daß es eine ziemlich zügellose und wilde Bande sei, die über unsern Köpfen lagerte, hatten wir schon heute Abend hinreichend Gelegenheit zu erfahren; denn einige attakirten den Kellner, oder vielmehr die Suppenschüssel, die dieser auf unsern Tisch brachte; eine Frechheit, bei der schon Vermuthungen aufstiegen, was es wohl geben könnte, wenn uns mit diesen sechshundert Menschen an Bord irgend ein Unglück zustieße.

Während dem Essen wurde das Schwanken des Schiffes so stark, daß einige Mal die Gläser und Flaschen über einander fielen. Für Einige von uns, worunter auch ich, die zum ersten Mal eine Seereise machten, war dies Wetter sehr geeignet, die fast unvermeidliche Seekrankheit schnell und stark herbeizuführen. Sogar die, welche schon das Meer kannten, machten die ungewöhnlichen Stöße unwohl, und es war komisch zu sehen, wie einer nach dem Andern aufstund und sich an den Wänden festhaltend, um nicht hinzustürzen, sein Bett suchte. Ich für meine Person hatte das ungewöhnliche Glück, in Gesellschaft des Oberstlieutenants Philippowich, und des Grafen Szechenyi, ohne unwohl zu werden, bis zu Ende dem Souper tapfer zusprechen zu können, obgleich zuweilen Stöße kamen, die unsere Stühle zwei bis drei Fuß vom Tische entfernten. Gegen zehn Uhr stieg ich noch einmal auf's Verdeck, um mich umzusehen; doch verhinderte die ungewöhnliche Finsterniß der Nacht jede Aussicht. Das Schneegestöber, mit Regen untermischt, hatte sich verstärkt und wüthete unter den Soldaten, die ohne Dach — das

ausgespannte Segel hatte man, da der Wind zu heftig wurde, wegnehmen müssen — auf dem Verdeck dem ganzen Unwetter Preis gegeben waren. Viele dieser armen Menschen waren in die Magazine gekrochen, andere saßen und lagen auf den Treppen herum und überall, wo sie nur das geringste Obdach fanden. Trotzdem war das Verdeck noch so überfüllt, daß die Matrosen und Steuerleute kaum ihre Arbeit verrichten konnten, und sie hatten heute Nacht alle Hände voll zu thun. Der Nordwestwind, der uns stark in die rechte Seite blies, so daß das Schiff mit aller Kraft der Maschine seinen Cours kaum halten konnte, wurde von Minute zu Minnte heftiger. Auch wogte das Meer immer stärker auf und spritzte leichte Wellen auf's Verdeck, weßhalb ich mich so rasch wie möglich wieder in die Kajüte zurückzog.

Zum Schlafen hatten wir die Damenzimmer eingenommen, die aus zwei Kabinetten bestanden, das eine mit sechs, das andere mit vier Betten. Außerdem waren zu beiden Seiten der großen Kajüte noch acht Zimmerchen, jedes mit zwei Betten, woraus man ungefähr auf die Größe dieses schönen Schiffes schließen kann. In allen seinen Theilen war es auf das Eleganteste eingerichtet; doch konnte der Sachverständige einen großen Fehler an ihm entdecken, nämlich den, daß die Maschine von hundert und zwanzig Pferdekraft viel zu schwach war für den großen Körper des Bootes. Schon bei Uebernahme des Schiffes im vorigen Jahre — es war erst gegen Ende 1839 in Triest vom Stapel gelaufen — hatte unser jetziger Kapitän der Dampfschifffahrtsgesellschaft dies Mißverhältniß zwischen Maschine und Fahrzeug auseinander gesetzt, um sich gegen alle Folgen zu verwahren, zugleich erklärte er, bei seiner jetzigen Construction sei er überzeugt, daß sich das Schiff bei einem starken Sturm nicht gegen Wind und Wellen erhalten könne. Diese kleine Details gab uns der Nachtrabe mit zu Bette und verließ uns mit einem bedenklichen: Nous verrons, nous verrons!

Alles lag schon in den Betten, außer dem Grafen Szechenyi und mir. Ich weiß nicht, ich konnte mich nicht dazu entschließen, in den niedrigen Kasten zu kriechen. Wir saßen auf einem der Sophas in der Damenkajüte und sangen allerlei Lieder, unter andern den Refrain aus dem Liede des Zampa, worauf wir sonderbarer Weise immer wieder zurückkamen und der lautet:

„Schiffbruch und Tod — ist unser Loos.“

und trieben das so lange, bis uns die Andern aus ihren Betten heraus ernstlich ermahnten, mit unsern für die jetzigen Verhältnisse wirklich gottlosen Liedern einzuhalten und den Teufel nicht an die Wand zu malen. Und wirklich war unser Gesang eine böse Vorahnung, für den armen Szechenyi in doppelter Hinsicht; denn nachdem ihn das Meer verschont und er später wieder glücklich Konstantinopel erreicht hatte, führte ihn sein Geschick nach Damaskus, wo er an der Pest starb.

Unterdessen begab ich mich, nicht ohne viele Mühe, in mein niederes Bett, wobei ich so wenig wie die Andern an irgend ein Unglück dachte, daß wir uns ganz wie zu Hause ausgezogen hatten, auch heiter und guter Dinge waren. An Schlafen war freilich nicht zu denken, vielmehr mußte man sich mit beiden Händen festhalten, um von den starken Stößen nicht aus dem Bette geschleudert zu werden. Dabei fing das Schiff an, sich auf eine wirklich beunruhigende Art zu bewegen und ganz entsetzlich zu krachen. Bald war die Seite, auf der wir lagen, hoch in der Luft und wir sahen förmlich auf unsere Gefährten hinab, bald stiegen diese und wir befürchteten nur, wenn sie so über uns schwebten, es möge einer aus seinem Bette fallen, der dann wahrscheinlich ohne Gnade auf uns gestürzt wäre. Je heftiger diese Schwankungen des Schiffes wurden, je stärker wurde das betäubende Getöse und schnitt uns die Worte vom Munde ab. Die Bretter und Balken, aus denen das Schiff gebaut war, dehnten und bewegten sich knarrend und stöhnend.

Kein Stück des Schiffes, kein Tau, kein Holz, kein Metall schwieg, jedes gab seinen Ton des Schmerzes von sich; draußen schlugen die Wellen mit einem unglaublichen Gepolter an die Seiten des Schiffes. Neben diesem furchtbaren Ernst, den Meer und Wind zu machen schienen, fehlte es unserer Kajüte nicht an komischen Scenen, die Lachen erregen mußten. So öffnete eine Woge die kleine Luke über dem Bette des Oberstlieutenant Philippowich und goß einen phosphorisch leuchtenden Wasserstrahl hinein, und als er aufsprang, um sein Lager von Neuem zu ordnen, ließ er bei dieser Beschäftigung sein Bett mit den Händen los und rutschte unaufhaltsam bis an die andere Seite des Zimmers. Lange brauchte er dazu, um sein Lager wieder zu erreichen, und so oft er einige Schritte vorwärts gethan hatte, warf ihn ein neuer Stoß des Schiffes wieder zurück. Auch konnte ihm Niemand von uns helfen; denn sowie einer seine Bettwände losgelassen hätte, würde es ihm ebenso ergangen sein.

Viel schlimmer noch aber erging es unserm kleinen Doktor B. Ein natürliches Bedürfniß, gegen das er lange angekämpft hatte, zwang ihn endlich, sein Bett zu verlassen und ein kleines Gemach zu besuchen, das sich neben unserer Kajüte befand. Nicht ohne große Mühe öffnete er die Thüre desselben, die ein neuer Stoß des Schiffes hinter ihm dergestalt wieder in's Schloß warf, daß beide Klinken davon flogen. Jetzt hörten wir lange Zeit nichts von ihm; doch glaubte jeder, er liege wieder in seinem Bett. Plötzlich schrie uns der Oberstlieutenant mit aller Kraft seiner Stimme zu; er höre neben sich etwas klopfen, könne jedoch nicht begreifen, was es sei. Jetzt fiel mir auf einmal unser Doktor bei. Ich rief seinen Namen, und als ich keine Antwort bekam, sprang ich aus dem Bette und lavirte nach der Gegend hin, wo jene kleine Thüre war. Sie war fest verschlossen und wirklich hörte ich hinter derselben die klägliche Stimme unseres Freundes; mehrere Male ließ ich mich nun mit dem Rücken gegen die Thüre fallen, bis sie endlich zu-

sammenbrach und ich so den armen Doktor aus seinem Gefängniß erlöste. Ihm war es indessen sehr schlecht ergangen. Die beständigen Bewegungen des Schiffes hatten ihn in dem kleinen Gemache wie eine Erbse in der Schotte herumgeschüttelt nnd am ganzen Körper braun und blau zerschlagen. Obendrein hatte das Wasser an der Einrichtung dieses geheimen Gemachs etwas zerbrochen und jede Welle führte einen Strom Wasser hinein, der sich an der Decke brach und dann auf den Unglücklichen herabfiel.

Ein Beamter in Konstantinopel hatte uns gesagt: Wenn Sie einstens einen Seesturm erleben sollten, kann es Ihnen ein Zeichen sein, daß er heftig wird, sobald die Stühle in der Kajüte umherspazieren; und ich dachte jetzt lebhaft an seine Worte; denn nicht nur die Stühle, sondern auch unsere sehr schweren Koffer wanderten förmlich auf und ab. Ich lag in meinem Bette auf dem Rücken, und jede Schwankung des Schiffes legte mich so stark auf die Seite, daß ich mich gegenstemmen mußte, um nicht auf das Gesicht zu fallen. Dabei waren diese Bewegungen äußerst langsam und schwerfällig; das Boot legte sich, wie schon gesagt, ganz auf die Seite und blieb einige Secunden so, dann hob es sich als wie mit vieler Mühe wieder auf. Neben dem großen Spektakel, den Wände und Geräthe in unserer Kajüte verursachten, war das Gerassel und Gepolter auf dem Decke noch ungleich toller. Zwei Kanonen hatten sich losgemacht und rollten oben auf und ab, bis sie die Brustwehr durchstoßen hatten und in's Meer gefallen waren. Dabei schrien und heulten die Soldaten oben wild durcheinander; es war eine schreckliche Nacht.

Von Zeit zu Zeit erschien unser Nachtrabe und brachte schlimme Nachrichten von oben. Gegen zwölf Uhr verkündigte er uns, die Maschine, welche bei gutem Wetter zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Rotationen in der Minute machte, brächte jetzt kaum drei bis vier zu Stande und könne das Schiff nicht mehr gegen den mächtigen Nordwestwind halten, und obgleich unser Cours beinahe

ganz West sei, würden wir doch allen Bemühungen mit Segeln und Steuer zum Trotz ganz südöstlich getrieben. Hätte uns einer der Schiffsoffiziere diese Nachricht gebracht, so wären wir vielleicht aufgestanden und hätten uns angekleidet, um bei einem etwaigen Unglück gleich bei der Hand zu sein. Doch da uns jener stets mit bösen Prophezeiungen heimgesucht, blieben wir ruhig liegen, hörten aber doch mit wachsender Unruhe den immer mehr zunehmenden Sturm, sowie das stets heftiger werdende Tosen und Klopfen der Wellen gegen die Schiffswände. Plötzlich schmetterte die hängende Lampe so gegen die Decke des Zimmers, daß sie in kleinen Stücken herabfiel und wir im Dunkeln waren. Ich sprang aus dem Bette, und war kaum im Stande, zur Thüre zu kommen, um zu sehen, ob es möglich sei, ein anderes Licht zu erlangen; doch konnte ich nicht hinaus, indem die Treppen zu unserer Kajüte, sowie der ganze Gang mit türkischen Soldaten bedeckt war. Auch drang mir ein so unangenehmer Geruch entgegen, daß ich wieder zurücktrat und mein Bett suchte. Jetzt aber ward unsere Lage wirklich auf's Aeußerste unangenehm und beunruhigend. Um uns die dickste Finsterniß, während wir auf eine nicht zu beschreibende Art zusammengeschüttelt wurden. Der Tisch in der Mitte unseres Zimmers brach und stürzte um, die Wandgetäfel fielen herab, und der künstlich zusammengefügte Boden war auseinander gegangen, so daß man sich bei dem Gehen sehr in Acht nehmen mußte, um nicht in die entstandenen Oeffnungen zu treten und den Fuß zu brechen. Ueber uns vermehrte sich das Poltern der Soldaten und wir hörten ein Getöse wie von schweren Ketten, die hin und her geschleudert wurden. Dazwischen das Rufen und Wehklagen jener Menschen, die gewiß von Sturm und Regen gewaltig litten, und dennoch im Fall eines Unglücks besser daran waren, als wir, indem sie sich wenigstens nach Außen regen konnten, während wir so gut wie eingeschlossen waren; ein Gedanke, der für mich diese Nacht der schrecklichste war. Ging das Schiff unter, so konnten wir nicht einmal

einen Versuch machen, uns zu retten, und mußten wie in einem Sacke eingeschlossen, elend ertrinken. Der Plafond unserer Kajüte mußte auch gelitten haben, denn zuweilen drang Wasser von oben herein. Ich für meine Person spürte sehr gut die großen dicken Tropfen, die mir auf meine rechte Hand und den Arm fielen und mich auf dieser Seite in kurzer Zeit durchnäßten. Doch lag ich ganz ruhig und lauschte nur auf das Rauschen der Maschine, das ich von Zeit zu Zeit, doch sehr undeutlich hörte, indem ich bei mir dachte, so lange die Räder gehen, ist dem Schiffe nichts zugestoßen und treibt es noch auf hoher See umher. Man konnte sehr gut hören, wenn der Andrang der Wellen die Räder für eine Minute oder länger gänzlich hemmte; dann wurde das Ventil an der Maschine eröffnet oder öffnete sich von selbst und der Dampf fuhr laut pfeifend mit einer Gewalt hinaus, was man trotz des Sturmes deutlich hören konnte.

Dies dauerte ungefähr bis vier Uhr Morgens. Da glaubten wir Alle, die Gewalt des Sturmes habe sich gelegt und jede Gefahr sei vorüber, denn die Schwankungen des Schiffs waren weniger heftig und die Wellen lärmten nicht mehr so gewaltig wie früher; doch nur einige Augenblicke täuschte uns diese Hoffnung — ein fürchterlicher Stoß von entsetzlichem Krachen des Schiffes begleitet, erschütterte das ganze Gebäude und warf uns in den Betten hoch empor. Der Baron war der erste, der auf den Boden sprang und mit den Worten: Wir sind gescheitert! das aussprach, was wir kaum zu denken wagten. Vergeblich horchte ich auf das Brausen der Räder, ich hörte nichts als das Heulen des Sturmes. Das Stoßen des Schiffes hatte eine ganz andere Gestalt angenommen; es war nicht mehr das Gefühl, von den Wellen hin und her geschaukelt zu werden, sondern wir fühlten, daß das Boot fest saß und von der Gewalt des Sturmes rechts und links gegen Steine oder Felsen geworfen wurde. Wie wir nun in den ersten Augenblicken rathlos und thatlos dastanden, erschallte die Stimme des

langen Agenten durch den Lärmen, der uns durch die Thür zurief: „Messieurs, nous avons échoué au milieu de la mer.“ Keiner konnte, ohne sich anzuhalten, aufrecht stehen bleiben. Was war zu thun? Jeder wollte sich natürlich so schnell wie möglich ankleiden, um auf das Verdeck zu kommen, weil, wenn das Schiff einen bedeutenden Leck erhalten hatte, oder von der Macht der Wellen zertrümmerf worden wäre, man seine Rettung nur vom Verdeck aus hätte suchen können.

Das Erste was wir thaten, war, zur Thür hinauszudringen und uns Licht zu verschaffen. Doch war das wegen der davor liegenden Soldaten keine Kleinigkeit; besonders jetzt, wo auch sie wußten, daß uns irgend ein Unglück betroffen. Der Oberstlieutenant war der Erste, der unter sie trat, um draußen nach dem Kellner des Schiffes zu rufen. Die Türken umringten ihn augenblicklich und faßten seine Arme und Beine, wobei sie ihm in ihrer Todesangst zuriefen; Effendum Saalam war? — Herr, ist noch Rettung? Er beschwichtigte sie so gut wie möglich, und vermochte sie, sich von unserer Thür zu entfernen und den Kellner hineinzulassen, der endlich mit zwei Wachskerzen erschien.

Nun galt es, aus dem Chaos von Kleidern, Stiefeln, Koffern und sonstigen Sachen das Seinige herauszufinden. Es war eine vollkommene Fischerei, denn wenn man z. B. glaubte, einen Stiefel zu haben, schleuderte ihn ein neuer Stoß des Schiffes in eine andere Ecke. Jeder zog in der Eile an, was er gerade fand, wodurch wir, da unsere Gesellschaft aus sehr großen und kleinen Leuten bestand, auf das Sonderbarste costumirt wurden. Wir versuchten, auf das Verdeck zu kommen und zu sehen, wo wir seien und was eigentlich mit dem Schiffe vorgegangen; aber die Türken drängten sich dergestalt auf Treppen und Gängen, daß es nur dem Oberstlieutenant und dem Grafen Szechenyi gelang, hinaufzudringen. Doch konnten sie nicht gleich zur Thür des Kajütenhäuschens hinaus, indem eine der schweren Ketten, die den Schornstein der Maschine hielten, zerrissen war

und hin und her geschleudert wurde. Beide mußten deßhalb den Augenblick abwarten, wo sie längs der Thüre flog, und dann hinausspringen. Es war dieselbe Kette, die ich in der Nacht hatte klirren hören und die, wie wir später hörten, sechs Soldaten in der Dunkelheit über Bord gerissen hatte. Natürlich waren die Unglücklichen spurlos verschwunden.

Unsere beiden Gefährten kamen nach einigen Minuten zurück und berichteten uns, das Schiff sei allerdings gescheitert, doch wo, wisse man noch nicht. Man hoffe jedoch nicht weit vom Lande. Nach einer Viertelstunde kam der Agent und sagte: der Kapitän glaube in der Bucht von Mudania zu sein und da es zu vermuthen stünde, daß die heftigen Wellen das Schiff, welches zwischen großen Steinen fest sitze, in Kurzem zerschmettern, so mache er Anstalten, die Mannschaft auszuschiffen.

Wir kleideten uns etwas sorgfältiger und betraten alle das Verdeck, um selbst zu sehen, was für unsere Rettung zu thun sei.

Welch einen Anblick bot das Schiff! Ungefähr hundertfünfzig Schritt von einem schneebedeckten Ufer hing es zwischen Felsen, und haushohe Wellen warfen es von einer Seite zur andern. Doch nur die Spitze des Schiffes lag fest, das Hintertheil dagegen, tief im Wasser, wurde von der Gewalt der andringenden Wellen oft hoch in die Höhe gehoben. Dann fiel es wieder in's Wasser zurück und drohte durch dieses immerwährende Aufprellen in der Mitte von einander zu brechen. Jede Planke, jedes Holz ächzte, die Taue der Masten, von denen einer zerbrochen war und das Schiff mit Segeln und Tauwerken bedeckte, pfiffen durch die Luft, und Niemand konnte aufrecht stehen bleiben. Dabei das dichteste Schneegestöber, das uns im Verein mit den ungeheuern Spritzwellen, die jeden Augenblick über das Verdeck rollten, in wenigen Minuten durchnäßt hatte und ganze Klumpen Eis des auf dem Meer zusammengeballten Schnees über uns warf. Nie hab' ich später ähnliche Wellen gesehen. Donnernd brachen sie sich an den Wänden

des Schiffs und fuhren daran empor, nicht selten über dem Schornstein zusammenfallend.

Die Soldaten, um sich aufrecht zu erhalten, hingen an der rechten Seite des Schiffes in dichten Reihen an einander. Die ersten hatten das Geländer und die Taue erfaßt, und die folgenden hielten sich an diesen. Doch kam dann und wann ein Stoß, der diese Menschenkette aus einander riß und einen Theil der Soldaten mit unglaublicher Gewalt gegen die andere Flanke warf, wo sie sich dann mit erstarrten Händen und klappernd vor Frost wieder fest zu halten suchten. Das Verdeck war ganz bedeckt mit Waffen, Kochgefäßen und irdenen Geschirren, aufgeweichtem Zwieback und verschiedenen Sachen der Soldaten: als Pfeifen, Teppichen 2c. Die Wellen stürmten mit gleicher Heftigkeit noch immer gegen die linke Seite des Boots. Von Weitem sah man sie heranrollen, langen Reihen schwarzer Pferde gleich, auf denen der weiße Schaum kolossale Reiter bildete, die einen Chock auf unser Schiff machten. Immer größer wurden sie und immer lauter das Getöse, mit welchem sie näher kamen.

Ehe der Kapitän Anstalten zu unserer Rettung traf, hatten sich fünf türkische Soldaten auf eigene Faust, aber auf eine sehr verwegene Art vom Schiffe entfernt. Sie sprangen in eines der Boote die an der Seite des Schiffes hingen, zogen ihre Messer, schnitten zugleich die vier Taue, die es hielten, ab, und ließen sich in das brausende Meer fallen. Eine Zeit lang glaubten wir sie wirklich verloren; denn die Wellen rissen sie im Kreise herum und drohten das kleine Boot umzuschlagen. Bald jedoch warfen sie es nach dem Ufer zu, die Soldaten sprangen heraus und liefen, ohne sich weiter um uns und das Schiff zu bekümmern, schleunigst davon.

Nach langen Berathschlagungen; wie es möglich sei, ein Tau an's Ufer zu befestigen und so eine Art von Brücke zu bilden, wagte einer der Matrosen sein Leben, um diesen Plan auszuführen.

Er band sich einen dünnen Strick, der einige hundert Schritte lang war, um den Leib, und sprang vom Boogspriet aus in's Meer. Nicht ohne Beklemmung und Angst sahen wir ihm zu, sahen, wie die Wellen ihn zuerst herumdrehten, und es lange dauerte, bis er seine Hände und Füße gebrauchen konnte, um vorwärts zu schwimmen. Kräftig und gewandt arbeitete er sich bis auf vielleicht fünfzig Schritte vom Ufer, wo ihn die Brandung auf's Neue erfaßte und wir ihn und uns mit verloren glaubten. Mehrmals warfen ihn die Wellen bald zurück, bald gegen die Felsen des Ufers, so daß wir glaubten, die Rippen müssen ihm zerbrechen. Endlich faßte ihn eine größere Welle und führte ihn hoch auf den Strand, wo er gewiß eine Viertelstunde wie todt liegen blieb. Mit welchen Gefühlen wir dies Alles vom Schiffe aus ansahen, kann sich jeder leicht vorstellen. Schon war es sehr schwer geworden, einen der Matrosen zu diesem ersten Versuche zu bewegen, und den Verunglückten vor Augen, würde kein Zweiter denselben Weg gemacht haben. Glücklicher Weise aber war er nicht todt, sondern fing langsam an, sich zu bewegen. Doch dauerte es noch einige Minuten, ehe er seine ganze Besinnung wieder hatte und wußte, wo er sich befand. Dann stand er auf, zog den Strick nach sich, an welchen man unterdessen ein dickeres Tau gebunden hatte, befestigte dies an zwei Olivenbäume, die glücklicher Weise am Ufer standen, und bildete so eine, wenn gleich unsichere Verbindung mit dem Lande. Die Mitte dieses langen Taues hing durch seine eigene Schwere tiefer als die beiden Enden und die vom Ufer abprallenden Wellen schlugen hoch über dieselbe zusammen; ein Umstand der das Hinüberklettern noch mehr erschwerte.

Obgleich ein zweiter Matrose auf diesem Tau glücklich an's Ufer kam, wollte doch keiner der Türken zuerst den gefährlichen Weg versuchen. Wir drängten uns durch die Massen der Soldaten bis vornen zum Boogspriet und nahmen die stark schwankende Brücke in Augenschein. Der Oberstlieutenant war der Erste, der

sich hinaufwagte und mit Lebensgefahr hinüber kam. In der Nähe des Ufers, vielleicht betäubt von den über ihn stürzenden Wogen, ließ er das Tau zu früh los und würde wahrscheinlicher Weise ertrunken sein, wenn nicht die beiden Matrosen ihm entgegen gesprungen wären und ihn herausgezogen hätten. Der Zweite war unser Baron, der, ungemein geschickt in allen gymnastischen Uebungen, äußerst schnell und glücklich hinüber kam. Dann folgte der Graf Szechenyi, der ebenfalls das Land glücklich erreichte, und nach diesem wollte ich mein Heil versuchen. Schon stand ich oben auf einem Anker, wo das Tau angebunden war, und wollte mich eben hinablassen, als ich mich von mehreren Seiten und unter wildem Geschrei von den Türken angefaßt fühlte. Da ich nicht wußte, was sie wollten, versuchte ich es, meine Arme los zu machen und zog eine Pistole aus dem Gürtel, nicht um auf die Türken zu schießen, da sie ganz naß war, sondern nur um ihnen auf die Köpfe und Hände zu klopfen, damit sie mich loslassen sollten. Doch wurde das Geschrei hierdurch noch größer und nach ihren wilden Blicken konnte ich fürchten, sie würden mich ohne weiteres in's Meer werfen. Auch riefen mir ein Paar von den Matrosen auf Italienisch zu, ich möchte ja meine Pistole einstecken, was ich that. Hierauf rissen mich die Türken gleich von meinem Anker herunter und mehrere gaben mir durch Worte und Pantomimen zu verstehen, sie wollten nun zuerst hinüber und wir Giaurs könnten warten, bis sie gerettet seien. Wir seien ohnedies Schuld daran, daß sie in den Krieg müßten. Was war zu thun? Mit dieser zügellosen Bande, die durch das Unglück der vergangenen Nacht, durch Sturm und Unwetter noch mehr aufgereizt war, ließ sich nicht spassen. Wir zogen uns also mit den Matrosen auf das Hintertheil des Schiffes zurück und ließen die Soldaten ihr Heil versuchen.

Eben so rathlos wie wir auf dem Verdecke standen, waren unsere Freunde am Lande. Die ganze Gegend war fußhoch mit Schnee bedeckt und zeigte kein Haus, keinen Weg noch Steg. Der

Baron zeigte uns vom Ufer her durch Pantomimen an, sie wollten den Strand entlang gehen, um zu sehen, ob nicht ein Dorf oder sonst menschliche Wohnungen in der Nähe seien.

Unterdessen begannen die Soldaten nicht zu ihrem Heil die Rutschpartie nach dem Lande zu. Als sie gesehen, daß unsere drei Freunde so glücklich hinüber gekommen waren, glaubten sie, die Sache sei nicht schwer und fingen an, es nachzumachen. Einige kletterten an das Tau und rutschten hinab, doch als es, um an's Ufer zu gelangen, galt, wieder in die Höhe zu klettern, verließ die Meisten Kraft und Muth. Sie ließen die Beine los und hingen mit ausgestreckten Armen, jämmerlich um Hilfe rufend, über den tobenden Wellen, die von Zeit zu Zeit hoch über ihren Köpfen zusammen schlugen; ein gräßlicher Anblick. Viele wurden von den schon am Ufer befindlichen Matrosen gerettet, mehrere aber ertranken vor unsern Augen, indem das tückische Meer sie keine zehn Schritte vom Lande lange herumrollte und endlich als Leiche auf den Strand warf.

Nach Verlauf einer starken halben Stunde kamen unsere Freunde zurück, zeigten uns an, sie haben nichts gefunden und wollten jetzt ihr Heil in der entgegengesetzten Richtung versuchen. Wenn sie im Verlauf einer Stunde nicht zurück wären, sollten wir ohne Weiteres ihren Fußtapfen, die wir im Schnee leicht sehen könnten, folgen. Es kostete viele Mühe, ehe wir uns durch Zeichen und einzelne Worte auf diese Art verabreden konnten.

Sehr langsam ging während dieser Zeit die Ausschiffung von Statten, und da uns, wie oben schon erzählt, die Türken nicht an das Tau kommen ließen, so gingen wir in die Kajüte zurück, um ruhig die Zeit abzuwarten. Doch kann sich hier Niemand unsere Lage denken. Durchnäßt waren wir bis auf die Haut und das Schiff wurde bei jedem Wellenschlage so erschüttert, daß ich mich unter eines der Betten klemmte, um nicht jede Minute hin und her geschleudert zu werden. Die Thüren sprangen von selbst auf

und zu, die Schellen in den Zimmern klingelten, als würden sie mit Macht gezogen, und in Wände und Fußböden rissen große Spalten. Tische, Stühle und unsere Effecten lagen, einen unordentlichen Haufen bildend, zertrümmert durch einander.

Nach Verlauf einer Stunde ging ich wieder hinauf, um zu sehen, ob noch viele Soldaten droben seien. Es waren wenigstens noch zwei bis dreihundert auf dem Verdeck. Auch hatte sich das Schiff mit der Spitze etwas dem Lande genähert und das Tau hing fast ganz im Wasser, konnte auch nicht wieder straffer gespannt werden, da die Schiffswinden zerbrochen waren. Jetzt war das Hinüberklettern noch gefährlicher geworden, weßhalb der Kapitän den großen Mast hatte kappen lassen und zur Seite in's Meer stellen, so eine neue Brücke zur Rettung bildend. Der Mast ging vielleicht bis auf achtzig Schritt vom Schiffe, und die Türken setzten sich rittlings darauf und rutschten hinab. Unten mußten sie dann warten, bis die in's Meer zurückkehrenden Wellen die Felsen ein wenig entblößten. In diesem Augenblick sprangen die Leute in's Wasser, das ihnen nur bis zur Brust ging und mußten dann so schnell wie möglich eilen, das Ufer zu gewinnen. Nie hab' ich Menschen gesehen, die mehr den Kopf verloren hatten als diese Türken. Einige hielten schon in der Mitte des Mastes an und sprangen trotz allen Zurufungen in die Wellen, die sie dann sogleich mit fort nahmen. Andere ließen den Baum in dem Augenblicke los, wo die Brandung wiederkehrte, wurden von ihr erfaßt und ertranken. In Allem mochten etliche zwanzig Menschen ertrunken sein.

Gegen vier Uhr Abends war endlich die Zahl der sich noch am Bord befindlichen Soldaten so gering, daß wir Europärer allenfalls mit Gewalt zum Maste durchdringen konnten. Das Einzige, was ich von unsern Effecten mitnahm, war der Nachtsack des Barons, der die ganze Reisekasse enthielt. Zerschellte auch das Schiff während der Nacht, so waren wir doch wenigstens mit Geld versehen. Wir bestiegen nun den Mastbaum und sahen, daß das Hinabrutschen

hier eben so unangenehm und gefährlich war, wie früher an dem Tau. Die Bewegung des Schiffes war so stark, daß ich, schon ungefähr drei Fuß tief hinabgeklettert, von einem starken Stoß wieder an zwei Fuß über das Verdeck gehoben wurde. Unten angekommen, galt es, genau den Augenblick abzupassen, wo man sich loslassen mußte, um nicht in's Meer gerissen zu werden. Doch kamen wir Alle, freilich von Neuem durchnäßt, mit dem Geldsack am Ufer an.

Da standen wir nun an dem kahlen Ufer, durchnäßt, hungrig und halb erfroren. Vor uns lag das schöne Schiff auf spitzigen Felsen wie eine zerbrochene Nußschaale und die gierigen Wellen leckten über das ganze Verdeck und suchten überall in die Luken und Fenster zu dringen. Es kam mir vor wie der Leichnam eines riesigen Thiers, das gestern noch munter sein Element, das Wasser, durchschnitt. Jetzt liegt es todt am Strande, sein Athem braust nicht mehr stolz in die Lüfte hinauf, und seine Glieder, die Räder, sind unbrauchbar geworden und zerbrochen.

Das ganze Meer, sowie der Himmel, war in ein schmutziges Gelb gekleidet und lange Nebelstreifen zogen über die Wellen und das Schiff, — traurige Bahrtücher, die uns gestern Abend schon warnend erschienen waren. Am Ufer um uns her lagen viele Leichen der Soldaten, die heute umgekommen waren; einige wurden von ihren Freunden und Bekannten eingescharrt, andere blieben liegen, halb vom Seewasser bespült, und es fand sich Niemand, der ihnen den letzten Liebesdienst erzeigte.

Die Richtung in der unsere Freunde gegangen und nicht wieder zurückgekehrt waren, schlugen auch die meisten Soldaten, sowie sie den Boden betraten, in vollem Laufe ein. Es schien mir, als seien einige von ihnen hier bekannt. Wir folgten ihnen und kamen nach Verlauf einer halben Stunde an eine Olivenpflanzung, durch welche die Fußtapfen der uns Vorangegangenen führten. Aeußerst beschwerlich und unangenehm war der Weg, den wir zu

machen hatten. Der Schnee war oft zwei Fuß hoch und der Boden darunter so uneben, daß man bei jedem Schritte fürchten mußte, zu stürzen. Bald jedoch kamen wir auf einen gebahnteren Weg, der durch Weingärten führte, woraus wir mit Freuden ersahen, daß wir bald in der Nähe von menschlichen Wohnungen kommen müßten. Jetzt erreichten wie einen Brunnen, wo sich mehrere unserer Leidensgefährten gelagert hatten, um einen Trunk frischen Wassers zu sich zu nehmen. Dann bogen wir um einen Hügel und sahen vor uns ein kleines Dorf, es hieß Armudkoi — Birnendorf — liegen, auf das wir, obgleich es sehr ärmlich aussah, mit schnelleren Schritten zugingen.

Am Eingang desselben kam uns einer unserer Matrosen entgegen, den der Baron hinausgeschickt hatte, um nach uns zu sehen und uns in das Haus zu bringen, welches sie gefunden. Unter den schlechten Häusern dieses Dorfs war das unsere ohne Widerrede das erbärmlichste. Es bestand aus einem einzigen Zimmer, das zwanzig Fuß lang und vielleicht fünfzehn breit sein mochte, hatte zwei kleine Fenster und das Mobiliar bestand aus einem hölzernen Divan, der längs einer Wand lief, ähnlich den, wie wir sie zu Stambul in den Kaffeehäusern und ärmlichen Barbierstuben gesehen. Wir fanden unsere Freunde in einer wirklich komischen Lage. In der Mitte dieses Gemachs stand auf dem Boden ein großer Mangahl, um den alle saßen und beschäftigt waren, ihre Kleider zu trocknen, da aber jeder angenblicklich nur das besaß, was er auf dem Leibe trug, so wurde Stück für Stück heruntergezogen, über das Feuer gehalten, und nachdem es nothdürftig getrocknet war, wieder angelegt. So war der Eine ohne Rock, ein Anderer ohne Hosen und ein Dritter hielt gar sein Hemd über das Feuer, als wir eintraten. Alle freuten sich sehr bei unserm Anblick und gaben uns den besten Platz um den Mangahl frei, um auch unsere ganz nassen Sachen etwas zu trocknen. Wir befanden uns wirklich in keiner beneidenswerthen Lage. Den ganzen Tag hatten wir nichts

gegessen und hatten auch jetzt noch keine Aussicht, etwas zu bekommen. Ganz durchnäßt waren wir, und das kleine Kohlenfeuer reichte nicht hin, uns zu trocknen und zu erwärmen. Auch brach der Abend herein und wir erhielten mit Mühe ein kleines Stümpchen Talglicht, um unsern Salon zu erleuchten. Ein Paar von den Matrosen und der Kellner des Schiffs, die auch bei uns einquartirt waren, gingen in das Dorf, um zu sehen, ob sie nicht irgend etwas Eßbares auftreiben konnten. Wirklich kamen sie auch nach einiger Zeit mit etwas Reiß zurück, den sie irgendwo gekauft. Das ganze kleine Dorf lag voll unserer Soldaten, und die Einwohner waren bei ihrer Ankunft größtentheils geflohen. Reiß hatten wir also, eine Schüssel fand sich bei näherer Untersuchung auch vor und einen Braten führte uns das versöhnte Schicksal ebenfalls zu. Eine große Gans nämlich trieb sich längere Zeit vor unserer Thüre herum und näherte sich endlich so unvorsichtig, daß einer der Matrosen sie am Hals fassen konnte und hereinzog. Noth kennt kein Gebot. Das Thier wurde als gute Beute erklärt und zugleich mit dem Reiß gekocht. Selten oder nie bin ich mit größerem Heißhunger über eine Schüssel hergefallen, als hier. Allen erging es aber so, und das Gefäß war schon beinahe zu drei Theilen leer, ehe unser Appetit so weit gestillt war, daß wir uns über den Geschmack des Genossenen Rechenschaft geben konnten. Mir kam vor, der Pillau schmecke etwas nach Seife, und kaum hatte ich meine Vermuthung ausgesprochen, so stimmten mir die Andern bei. Und wir hatten Recht, denn bei näherer Betrachtung ergab es sich, daß der Kellner den Reiß in einer großen Bartschüssel gekocht hatte, die er in einem Winkel des Gemachs aufgefunden; wir befanden uns, wie wir später erfuhren, in der öffentlichen Barbierstube des Dorfes.

Mit dem Kapitän, den Offizieren, mehreren Matrosen und Kellnern waren wir zu vierzehn Mann hier einquartirt, wonach man ausrechnen kann, daß zum Schlafen auf jeden nicht viel Raum kam. Wir mußten wie die Pickelhäringe zusammengedrängt liegen,

was den Nutzen hatte, daß wir nicht gar zu sehr froren; denn es wurde in der Nacht unangenehm kalt. Vor dem Einschlafen hatten wir verabredet, ein Theil von uns solle am nächsten Morgen, wenn das Unwetter etwas nachgelassen habe, mit einigen Pferden, die sich allenfalls wohl auftreiben ließen, an Bord zurückkehren, um nachzusehen, was von unsern Effecten gerettet werden könnte.

Am Morgen sehr früh, es war noch ganz dunkel, ging der Baron und der Maler F. mit mehreren von der übrigen Gesellschaft nach dem Meere, um zu sehen, was auf dem Schiffe zu machen sei. Wie sie an den Strand kamen und das Schiff in dunkeln Umrissen vor sich sahen, bemerkten sie zu ihrer größten Verwunderung, daß sich viele Lichter auf demselben hin und her bewegten. Das Meer war indessen viel ruhiger geworden und gestattete ihnen durch die Radkasten, die sammt den Rädern ganz aus dem Wasser hervorsahen, hinauf in das Schiff zu steigen. Hier bot sich ein überraschender Anblick dar. Einige zwanzig Türken waren mit Lichtern in den Händen beschäftigt, Kisten und Kasten zu erbrechen, um sich die Sachen, die ihnen gefielen, anzueignen. Daß unsere Freunde sie in diesem angenehmen Geschäft augenblicklich störten, war natürlich, und wenn diese edlen türkischen Soldaten nicht im Allgemeinen so ausgezeichnet feig wären, hätte es zu einem ernstlichen Handgemenge kommen können. So aber ließen sie beim Anblick der Franken ihre Beute fahren oder sprangen mit einzelnen Stücken, die sie in der Hand hielten, geradezu in das jetzt schon viel seichter gewordene Meer, um doch etwas von ihrem Raub davon zu bringen. Glücklicher Weise waren unsere Koffer, da sie für die lange Reise dienen sollten, außerordentlich stark und fest gebaut, weßhalb es diesen Räubern nicht sogleich gelang, sie zu erbrechen. Einige der Türken, die bei dem ersten Anlauf sich in die Kajüte gerettet hatten, wurden da hinausgeprügelt und mußten sich zu einem Sprung in's Meer entschließen, was sie auch meistens

gutwillig thaten, eine Taufe, die diesen heillosen Burschen wohl zu gönnen war.

Da es dem Kapitän gelang, einige Pferde zu erhalten, sowie auch manche von den Einwohnern aus Neugierde mit an's Schiff liefen und sich dann später durch ein kleines Trinkgeld gern bereitwillig finden ließen, etwas von unsern Effecten nach dem Dorfe zu schleppen, so waren bald alle unsere Sachen aufgeladen und noch vor Mittag kehrten unsere Freunde damit zurück. Auch hatten sie nicht versäumt, von den Speisevorräthen und den vorhandenen Weinen so viel zu retten, als möglich war, weßhalb wir aus der bittern Armuth von gestern uns auf einmal zu einem solchen Wohlleben erhoben sahen, daß wir die armseligen Einrichtungen unseres Locals ziemlich vergaßen. Wir hatten Thee, Kaffee, alle möglichen in- und ausländischen Weine, Fleisch, Geflügel und hiezu alle nöthigen Geschirre, so daß wir heute Abend ein glänzendes Souper machten.

Bis jetzt hatten wir noch nicht Zeit gehabt, über unsere Zukunft nachzudenken, d. h. wohin wir uns von hier wenden sollten und auf welche Weise. Nach Konstantinopel zurück war, was das Erstere betraf, natürlich der einstimmige Vorschlag, jedoch hinsichtlich des Zweiten, die Art, wie wir dahin kommen sollten, waren die Meinungen getheilt. Einige meinten, man müsse von dem gestrandeten Schiffe von Zeit zu Zeit Nothschüsse thun, um dadurch vielleicht ein anderes herbeizuziehen. Andere glaubten, wir könnten uns vielleicht einem großen Fischerboot anvertrauen, und mit ihm längs der Küste nach Stambul fahren, was aber sehr lange gedauert haben würde. Ein dritter Vorschlag war, einen Reitenden nach Skutari zu schicken, der dem k. k. östreichischen Internuntius unsere Lage mittheilen sollte und abwarten, was dieser für uns thun könnte. Der Baron endlich schlug zuletzt noch einen andern Ausweg vor, der als der beste auch festgehalten und ausgeführt werden sollte, nämlich den, im Fall es möglich sei, Pferde anzuschaffen, selbst nach

Skutari zu reiten, was man wohl in drei Tagen von hier abmachen konnte, und von da nach Kräften für die zurückgelassenen Matrosen und Effecten zu sorgen.

Der Schech des Dorfes wurde herbeigeholt, zum Abendessen eingeladen, und nachdem er sich's hatte gut schmecken lassen, befragte man ihn, ob es ihm möglich sei, für uns Pferde zu einem Ritt nach Skutari anzuschaffen. Anfänglich machte er Schwierigkeiten und versicherte, die meisten Einwohner seien in's Gebirge geflohen und würden wahrscheinlich nicht eher zurückkehren, bis die Soldaten und wir abgezogen seien; auf keinen Fall aber würde man sie dazu vermögen können, ihre Pferde zu unserem Gebrauche herzugeben. So sprach anfänglich der Schech. Aber nachdem ein paar Gläser Champagner ihre Wirkung gethan hatten, wurde er umgänglicher und sagte, für einen hohen Preis würden sich doch vielleicht einige entschließen, ihre Thiere herzugeben.

Bald darauf entfernte er sich mit dem Versprechen, er wolle sehen, was sich thun lasse, kehrte aber den Abend nicht wieder zurück.

Die langen kalten Nächte ohne Betten, Teppiche oder Decken zuzubringen, war das Unangenehmste von der ganzen Geschichte. Auch waren wir Alle mehr oder minder erkrankt; denn die Nässe, worin wir einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hatten zubringen müssen, hatte uns sammt und sonders stark mitgenommen. Einer klagte über Kopfweh, der Andere über Zahnweh, jener hatte Uebelkeiten, dieser ein entsetzliches Bauchgrimmen, Alles Klagen, die dann erst lauter gehört wurden, wenn sich der Schleier der Nacht auf unsere armselige Behausung senkte und die Härte der Pritsche und des Bodens das Ihrige dazu beitrugen, alle jene Leiden doppelt fühlbar zu machen.

Wie gerädert stand man am andern Morgen auf, und es dauerte eine ziemliche Zeit, ehe man sich von den Strapazen der Nacht erholen konnte. Trotz allem diesem Elend wurde viel gelacht und besonders war es Graf Szechenyi, der die drolligsten Geschichten an-

fing. Er hatte einen Bedienten, mit Namen Hansel, der früher Fiaker in Wien gewesen war; ein ehrlicher, treuer Oestreicher, der seinen armen Herrn später in Damaskus bis zum letzten Augenblicke pflegte. Beide gaben uns viel Stoff zum Lachen. So machte der Graf z. B. fast täglich zum Scherz Toilette, wobei ihm Hansel assistirte, als seien sie in ihrem Palais zu Wien; Abends lud er uns zum Thee ein und machte auf einem großen Steine sitzend in bester Art die Honneurs des Hauses.

Am zweiten Tag erst gegen Mittag kam der Schech wieder zu uns und versicherte, er habe zwölf Pferde für uns gefunden, wofür er jedoch einen entsetzlichen Preis verlangte. Aber was war zu thun? Wir hätten im Nothfalle das Doppelte und Dreifache bezahlt, um nur dies Nest verlassen zu können. Den Nachmittag brachten wir damit zu, unsere Sachen zu packen, und unsere Kleider wieder etwas in Stand zu setzen, wobei der Baron ganz zufällig das Glück hatte, seine ungarische Bunte, die vom Schiffe gestohlen war, zurückzuerhalten. Er stand nämlich in dem Augenblick an der Thür, wo ein türkischer Lieutenant vorüber ging, der den Pelz über die Schulter geschlagen hatte und ganz ruhig damit paradirte. Natürlich wurde er gleich angehalten und einer der Matrosen verdolmetschte ihm, der Mantel, den er trage, gehöre jenem Franken und er solle sagen, wo er ihn her habe, worauf der Lieutenant ganz ruhig erwiderte, er habe ihn nicht weit von hier in einer Scheune gefunden, wo noch mehr dergleichen Sachen lägen. Wir gingen augenblicklich dahin und fanden wirklich noch verschiedene Kleinigkeiten, die wir bisher vermißt, als Stiefel, Ueberröcke, lange Pfeifen 2c., alle Sachen, die nicht in Koffern verschlossen waren, sondern offen in der Kajüte lagen. Wie sie hieher in die Scheune kamen, konnte uns Niemand sagen.

Der Schech hatte uns für den folgenden Morgen sehr früh die Pferde versprochen, weßhalb wir mit der Dämmerung reisefertig waren und ihn erwarteten. Er kam auch, aber allein, und ver-

sicherte auf unsere heftigen Fragen, wo die Pferde blieben, Gott wisse, daß er die Wahrheit spreche, aber zu unserem eigenen Besten dürfe er uns die Pferde nicht geben. In der Nacht seien von den sechshundert Mann, die mit uns Schiffbruch gelitten haben, zweihundert fünfzig desertirt, die uns theilweise wahrscheinlich auf dem Wege zwischen hier und Scutari auflauern, überfallen und berauben würden. Wir mochten dem Schech noch so viele Gegenvorstellungen machen, und ihm versichern, wir würden die Sache ganz auf uns nehmen, wir fürchteten uns nicht vor diesen Leuten, es half nichts, er blieb dabei, er dürfe uns keine Pferde geben, indem ihn Gott hart bestrafen würde, wenn er uns Fremde in's Unglück rennen ließe. Ob der Schech in der That diese musterhaften Gesinnungen hatte, oder ob er uns keine Pferde geben wollte, blieb uns ein Räthsel. Bei diesen Aussichten hätten wir Gott weiß wie viel Tage noch in diesem elenden Nest zubringen können, wenn man nicht in Konstantinopel, wohin sich schon am zweiten Tag nach unserem Unglück — wie? haben wir nie erfahren — das Gerücht verbreitet hätte, der Seri-Pervas sei in der Bucht vor Mudania gescheitert, gleich Anstalt zu unserer Rettung getroffen hätte.

Am folgenden Morgen waren wir Alle eigenhändig mit der Zubereitung unseres Frühstücks beschäftigt, als plötzlich ein Paar türkische Lieutenants, die sich am Meere umher trieben, mit dem Geschrei: „Vapore! Vapore!“ in's Dorf und in unsere Stube stürzten. Wir sprangen Alle überrascht auf, ließen unsere Beschäftigung liegen und eilten an den Strand. Gott weiß, in meinem Leben hat mich der Anblick eines Dampfbootes nicht so erfreut, als das, welches die Türken uns angezeigt und das sich rauchend und brausend dem Lande näherte. Wir tanzten vor Freude auf dem Sand herum und winkten mit unsern Tüchern dem Kapitän, der auf dem Radkasten stand, freudig entgegen. Jetzt ließ das Dampfboot die Anker fallen und ein Boot stieß ab, in dem sich ein Offizier befand, der uns meldete, daß das Dampfboot — es war der Ludovico — durch

den k. k. Internuntius, Baron von Stürmer, abgesandt sei, uns zu holen. Wir flogen in's Dorf zurück, packten unsere Sachen zusammen und befanden uns in kurzer Zeit am Bord des Ludovico, wo wir uns behaglich auf die weichen Kissen ausstreckten. In fünf Stunden erreichten wir Konstantinopel und kletterten den steilen Hügel von Pera hinauf zum Gasthof unserer freundlichen Madame Balbiani, die uns mit Thränen in den Augen und herzlicher Freude empfing.

Am andern Tage waren wir mehr oder minder krank; doch hatten wir nicht lange Zeit im Bette zu bleiben, denn schon am Mittage hieß es, ein anderes Dampfschiff gehe morgen nach Smyrna und würde uns, dießmal aber ohne Soldaten mitnehmen. Wir hatten kaum Zeit, unsere halb zu Grunde gegangenen Effecten wieder etwas herrichten zu lassen, denn schon am andern Nachmittag um drei Uhr gingen wir wieder an Bord, dießmal unter günstigeren Auspicien. Das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt und von dem Schnee, der uns bei unserer ersten unglücklichen Seefahrt zum Abschiede geleuchtet, war nichts mehr zu sehen.

Fünftes Kapitel.

Fahrt durch den Archipel.

Zweite Abreise von Konstantinopel. — Odun Kapussi. — Die Dardanellen. — Der Crescent. — Die Ebene von Troja. — Die jonischen Inseln. — Smyrna. — Der Mustafaberg. — Rhodus: Die Stadt. Die Allerheiligenkirche. Sirada del Cavalleri. — Marmarissa mit der englischen und östreichischen Flotte. — Cypern.

Hinter dem Riesenberge auf dem asiatischen Ufer des Bosphorus erhob sich der Mond und beleuchtete das Grab des Herkules, als unser Schiff die Stadt zum Abschied mit einem Kanonenschuß begrüßte, die Anker aufwand und langsam wendend die dunkelblaue Fluth mit den Schaufelrädern theilte und aufwühlte. Es war ein herrlicher Abend. Ich stand am Steuerruder und schickte meine letzten grüßenden Blicke nach der majestätischen Stadt und dem Mastenwald des goldenen Horns. Diese Stadt hat etwas phantastisch Schönes. Alle sieben Hügel, worauf sie gebaut ist, zeichnen sich aus der Ferne deutlich ab, sind mit den bunt angestrichenen Häusern bedeckt, aus denen, gleich Tulpen und Lilien aus einem Moosgrunde, die vergoldeten Kuppeln und Minarets der zahlreichen Moscheen, sowie die große dunkle Cypresse, dieser majestätische Baum sich erheben. Wie windet sich das klare Wasser des Hafens so schön durch die Häusermassen hindurch, ein wirklich goldenes Horn, ein Füllhorn; denn sammelt sich nicht in den tausend Schiffen, die sich auf seinem grünen Rücken schaukeln, Alles, was der Orient und Occident Kostbares hervorbringt, um es dann zu den Füßen Europa's auszugießen!

Leb' wohl, Stambul! wahrscheinlich seh' ich dich zum letzten Mal, die Nacht senkt sich auf dich herab, wie das Leichentuch auf eine theure Verstorbene. Ich nehme noch einzeln Abschied von der hehren Aja Sophia, von Pera und Galatha, wo wir so oft landeten, und von Top-Chana mit dem hölzernen, stattlich aussehenden Palais des Großherrn. Einen schüchternen Blick schickte ich nach dem alten Serail, denn unser Schiff fuhr gerade längs dem stets verschlossenen Thor Odun Kapussi. Ich glaubte die verhängnißvolle Kanone durch die Nacht glänzen zu sehen, die zuweilen den metallenen Mund öffnet, und es den Wellen ansagt, wenn sich diese Pforte aufthut, und man eines jener unglücklichen Weiber hinausträgt, welches, durch die Anklage der Eunuchen verdächtig geworden, hier in dem weiten Meer ein weites kaltes Grab findet — und neben diesem Thor tönte aus dem schönen Kiosk laute Musik und Gesang; dort tanzten die Sultaninnen und Odalisken vor ihrem Herrn und liebkosten ihn, während eine ihrer Schwestern langsam, langsam untersinkend, ihm fluchte.

Das Dampfschiff, auf dem wir heute fuhren, der Crescent (Halbmond), hatte einen so guten Ruf, und war so vielen Gefahren und Stürmen stets glücklich entgangen, was man sowohl der Bauart des Schiffes, als auch der umsichtigen Leitung unseres freundlichen Kapitäns, des Herrn Anthoin, zuschreiben konnte. Es schien mir beinahe unmöglich, als könne uns mit diesem Schiff noch einmal ein Unglück zustoßen; denn das kräftige, obgleich sehr fühlbare Arbeiten der Maschine, sein leichtes Durchschneiden der Wellen und die beständige Ruhe des Kapitäns gab den Passagieren eine solche Zuversicht, daß man sich den Gesprächen und allen möglichen Zerstreuungen, sorglos wie auf dem Lande, überließ. Das Schiff war vorläufig bis Smyrna bestimmt und hatte nur wenig Leute an Bord. Auf dem Verdeck lagen einige türkische Familien und jede hielt sich von der andern durch grüne, zu diesem Zweck auf dem Schiff befindliche Lattenzäune abgesperrt. Am Steuerruder hatte sich

eine einzelne Frau einquartirt, die mit ihrem kleinen Söhnchen, einem allerliebsten Knaben, und in Begleitung eines baumlangen Negers, nach Metelyn reiste. Sie war Wittwe, ihr Mann in der Schlacht bei Nisib geblieben. Der kleine, kaum zwei Fuß hohe Türke nannte sich Hamsa Beg, Herr Hamsa, und trieb sich stets bei uns herum. Jeder gewann ihn in Kurzem sehr lieb, und ich muß gestehen, lange nicht ein so wohlthuendes, liebes Gesichtchen gesehen zu haben. Die Frau Mama dagegen, die sich häufig entschleierte, und uns so den vollen Anblick ihres Gesichts gewährte, hatte, wie die meisten Türkinnen, schlaffe, unangenehme Züge, besonders um den Mund, den ich bei diesen Weibern nie frisch und schwellend gefunden habe.

Gegen zehn Uhr Abends gönnte uns der Mond noch den Anblick der südwestlich vor uns liegenden Insel Marmora, jedoch sahen wir sie nur in schwachen Umrissen, da sich der bei unserer Abfahrt so klare Himmel allmälig mit Wolken überzogen hatte. Auch warf ich noch einen schüchternen Blick nach Südwest, wo in der Bai von Mudania unser gescheitertes Schiff, der Seri-Pervas, lag, und da es etwas zu regnen anfing, suchten wir unsere Schlafstätten auf. Einige nahmen Besitz von den sehr schmalen Betten, Andere, worunter auch ich, wählten sich die großen Sopha's der Damenzimmer. Unserer Gesellschaft vom Seri-Pervas hatten sich noch drei östreichische Offiziere angeschlossen, die den Krieg in Syrien mitmachen wollten; sehr liebenswürdige Reisegefährten, denen ich, sollten ihnen diese Blätter zu Gesicht kommen, hiermit meinen herzlichsten Gruß zusende.

Ich schlief bald ein, wurde jedoch nach ein paar Stunden auf eine äußerst unangenehme Art geweckt, indem das seit Kurzem etwas hochgehende Meer eine der kleinen Fensterlucken aufgerissen hatte und eine Welle hereinsandte, die mich tüchtig durchnäßte; doch lag die Schuld größtentheils an mir selber, denn ich hatte vergessen, den äußern hölzernen Laden schließen zu lassen. Ich verbesserte meine

Lage so gut als möglich und schlief den übrigen Theil der Nacht, ohne an mein unfreiwilliges Seebad zu denken.

Als ich am Morgen des 9. Decembers auf's Verdeck trat und rings um mich schaute auf das klassische Land, in das wir wie durch Zauber über Nacht gekommen, war mir zu Muth, wie dem Sohn eines alten Geschlechts, der, ferne von der Heimath erzogen, lange nach derselben verlangt und nun endlich die Berge sieht, welche die Wiege seiner Väter umstanden. Er kennt jeden Hügel, jedes Thal, jeden Baum, und in seinem Herzen tauchen all' die Erzählungen auf, mit denen man den Knaben am lodernden Kaminfeuer unterhielt. Vor ihn treten die Helden, die er damals im kindischen Spiele nachahmte und lieb gewann, vor ihn die Thäler und Gauen, wo die alte Veste gestanden, für die er sich mit Freude hätte todtschlagen lassen. —

Ich stand mit verschränkten Armen und schaute in die Gegend und Alles däuchte mir ein Traum zu sein. Dort stieg die Sonne empor, nicht mehr über den spitzen Thürmen meiner Vaterstadt, nein über dem Rhodope-Gebirge, und der leise Morgenwind, der sich erhob, trug seltsame Klänge an mein Herz. Tönt vielleicht noch immer dort in den Wipfeln der Eichen, unter denen Orpheus seine Euridice beklagte, nachhallend sein Lied?

Hier seh' ich Gallipoli, das alte Gallipolis, die schöne Stadt; keck hängt sie an den Felsen, die ein unverwelklicher, immer grüner Kranz von Cypressenwäldern umgibt. Wie oft wurde Gallipoli zerstört, stets wieder aufgebaut und vergrößert. Strabo erwähnt es als ein kleines Dorf, das gegenüber der Stadt Lampsakus auf dem europäischen Ufer läge. Beide haben demnach die Rollen getauscht, denn dieses, jetzt Lebsak oder Lamsaki, besteht nur noch aus einigen halb zerfallenen Häusern. Von den edeln Trauben und bräunlichen Feigen, womit seine Hügel bedeckt sind, schweifen meine Blicke über die Ebene Kleinasiens, welche der Granikus und Aesopus bewässern; jeder Stein, jeder Hügel ist hier eine Erinnerung.

Dort sind die Felsengestade des Cheronesos, da Sestos und das Vorgebirge von Abydos; etwas nördlich von diesen bei der Landspitze von Nigara Burnu, wo sich die beiden Ufer des Hellespont am nächsten treten, baute Xerxes seine Schiffbrücke, setzte Alexander mit seinem Heere nach Asien über; hier, warum soll ich seinen Namen nicht jenem der beiden Könige anreihen, schwamm Lord Byron, der Poet, durch die Meerenge, und dort, wo

— — die altersgrauen
Schlösser sich entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne Gold —

flüstern die Wellen noch heute von der Treue und dem Unglück Hero und Leanders. Mir kam das Alles vor, wie ein ungemein lieblicher Garten, durch den ein klarer Bach fließt, — das ist der ewige Hellespont. Schön ist dieser Garten und würde hundertmal schöner sein, wenn ihm der kleinliche Menschengeist nicht jene kolossalen Zwingthore, die beiden Schlösser der Dardanellen, zu seiner Bewachung gegeben hätte, diese Hellespontpolizei. Unwillkürlich dacht' ich an Deutschland; da steht auch bei jeder schönen Anlage des Geistes und der Hände der Aufseher mit großem Stock und bewacht den harmlos Wandelnden und polizeit ihn. Selbst unser Schiff schien hier zu eilen und blies seinen Unmuth in großen schwarzen Rauchwolken aus, als ihm die ungeheuren Kanonenmündungen der beiden Schlösser, des Kelledil Bahar, das Auge des Meeres, und die Sultanin Kalessi oder große Sultanstadt, so schußgerecht in die Flanken sahen.

Obgleich ich im Ganzen kein Freund der Engländer bin, so habe ich doch stets mit Bewunderung und inniger Freude den Namen des Admiral Elphinston genannt, der im Jahre 1770 nach jener für die Türken so unglücklichen Schlacht bei Tschesme diese Hellespontpolizei so verhöhnte, daß, nachdem er bei ihrer Nase vorbeigefahren war, und jenseits der Dardanellen Anker geworfen

hatte, ruhig eine Tasse Thee trank, während seine Trompeter God save the king bliesen, und später mit der Fluth ohne Verlust zurückkehrte.

Unser treffliches Schiff, das neun Miglien in der Stunde machte, führte uns jetzt in kurzer Zeit jenem Gestade näher, dessen Geschichte schon die lebhafte Phantasie des Knaben beschäftigt und gereizt hat, die Ebene Troja's: dort ist schon der Ida, auf dem die Götter rathschlagten, und der Sitz, von dem Kronion das Schlachtfeld beschaute. Dort hob er seinen Arm und nahm bei dem Wettlauf der beiden Helden um Iliums Mauern die Wage zur Hand, warf zwei Loose hinein, und dasjenige Hektor's sank tief hinab. Hier dicht am Saum der Küste zeigen sich die beiden Grabhügel des Patroklos und Achilleus, an denen wir mit feierndem Blick und bewegtem Herzen vorbeiziehen; betrat letzteren doch schon vor zweiundzwanzig Jahrhunderten, dem Helden zu Ehren, Alexander der Macedonier. Wie leid war es mir, nicht alle die Stellen aufsuchen zu können, die Homer so lebhaft schilderte. Hier neben den Grabhügeln war das Lager der Griechen, dort auf der Anhöhe, neben dem jetzigen Dorfe Burnbaschi, stand Priamus heilige Veste. Sogar der kleine Hügel, das Grabmal des Aisyetos, der schon von Homer als sehr alt angegeben wird, läßt sich aus seinen Beschreibungen errathen: Noch jetzt sammelt sich das trübe schlammige Wasser des Simois in einem sumpfigen, mit Schilf bewachsenen Wasserpfuhl, dessen Ausdünstungen Seuchen erzeugen würden, wie zur Zeit jenes Kampfes unter dem griechischen Heere, wenn diese Ufer bewohnt wären. Der klare fischreiche Skamander strömt fort und fort in's Meer; doch hat er sein altes Bett verlassen, und nur einige Vertiefungen zeigen noch seine alte Zusammenmündung mit dem Simois an.

Während ich über das eben Gesehene nachdenkend auf dem Verdeck stand, und noch einmal einen Blick nach dem Grabe jener beiden Helden sandte, um mir die Umrisse des Ufers mit einigen Strichen

in mein Taschenbuch zu tragen, und da mein Auge hinüberschweifte zur Insel Tenedos, der jenes Schlangenpaar entsprang, welches Laokoon nebst seinem Sohn umwand und tödtete, sah ich eine große Masse Delphine, welche plötzlich unser Schiff lustig umschwärmten. Das Brausen der Räder schien diese Thiere eher anzulocken, als abzuschrecken, denn dort hielten sie sich meistens auf und schienen das Boot überholen zu wollen. Es war ein vollkommenes Wettrennen; zuweilen hoben sich fünf zu gleicher Zeit aus dem Wasser, und machten lange Sätze in der Luft, um vorzukommen, wobei sie dem Verdecke oft so nahe kamen, daß man sie mit einem Stocke hätte erreichen können. Es waren Thiere von vier bis fünf Fuß Länge darunter. Dies Spiel dauerte beinahe eine halbe Stunde; dann blieben sie, wahrscheinlich ermüdet, zurück, und noch lange nachher sahen wir sie ihre Purzelbäume auf den Wellen machen.

Schon war die Sonne untergegangen, als sich hinter Imbros der Saoke, der Berg von Samothrake, zeigte. Doch warf schon die kommende Nacht die dunkeln Schleier über ihn, wie die Siege über sein Inneres. Mit dem Fernrohr suchte ich auf dem asiatischen Ufer die von Alexander erbaute Stadt Alexandria Troas und fand endlich auch einige Mauertrümmer, die einzigen Ueberbleibsel jener großartigen Niederlassung, die nach der Absicht ihres Gründers ein Stapelplatz werden sollte für den Austausch der Producte Kleinasiens, Thessaloniens und des Peloponnes.

Schon seit Mittag hatten wir Metelyn (Lesbos) gesehen, doch war es bereits ganz dunkel, als das Dampfschiff bei der Stadt gleiches Namens anhielt, um einige Reisende, unter andern auch den kleinen Hamsa Beg, abzusetzen. Nur wenig konnten wir von der Stadt sehen, welche, wie mir schien, in die Felsen hineingebaut ist; wenigstens bedeckten licht erhellte Fenster die Berge des Gestades, bis hoch in die Spitzen. Ich hätte gern diese schön bewachsene und reiche Insel bei Tage gesehen, hätte gern einige Blicke gesandt zu dem Geburtsorte von Sappho und Alcäus, aber die Nacht verwehrte es,

ersetzte jedoch durch die Schönheit, in welcher sie uns hier erschien, reichlich jenen kleinen Verlust. Nie in meinem Leben sah ich eine reinere, klarere Färbung des nächtlichen Himmels, und als nach einer halben Stunde der langsam empor gestiegene Mond sein volles Licht über uns ausgoß, und rings um uns das Meer und die Inseln nicht taghell, sondern bezaubernd schön erleuchtete, das Schiff in klaren Silberwellen schaukelte und mehrere Miglien weit hinter sich eine breite weiße Spur zurückließ, da fanden wir es alle auf dem Verdeck in der lauen Luft so angenehm, daß keiner sich vor Mitternacht in die Kajüte zurückzog.

Schon in der Nacht gegen Morgen war ich durch das plötzliche Stillstehen des Schiffes in meinem Schlaf gestört worden. Es ist dasselbe Gefühl, als wenn man im Wagen geschlafen hat und auf der Station angekommen ist. Ich richtete mich auf. Doch da es noch ganz dunkel war, legte ich mich wieder auf mein Sopha zurück und schlief noch einige Stunden. Wir waren bei Smyrna angekommen. Früh am Morgen stieg ich auf's Verdeck und vor meinem Blicke lag sie, die schöne Stadt, mit der herrlichen, von malerischen Bergen umgebenen Bucht, deren Schluchten und Ebenen mit Cypressen, Feigen und Oelbäumen bewachsen, einen lieblichen Anblick gewähren. Schade, daß die Spitzen der Höhen so nackt und kahl sind. Hinter der Stadt liegen auf dem Mastusiaberge die grauen Ruinen einer uralten Burg, denn sie steht seit den Zeiten Antigonus, des Feldherrn Alexanders von Macedonien, wurde oft zerstört und immer wieder aufgebaut. Für uns war sie ein Hauptaugenmerk, denn ihr hatten wir bei unserem kurzen Aufenthalt hier einen Besuch zugedacht, um von der Höhe wenigstens einen Blick in diese berühmte klassische Landschaft zu werfen und uns, wenn auch nur flüchtig, umzusehen in dem Vaterlande Homers, Anakreons und Anaxagores.

Wir stiegen an dem Hafenplatz bei dem fränkischen Quartier an's Land, und freuten uns nicht wenig, schon im ersten Augenblick

einen Unterschied zwischen den Häusern und Straßen hier mit denen in Konstantinopel zu finden. Statt der kothigen Passage dort ging man hier auf reinlichem guten Pflaster, und man hatte nicht nöthig, in steter Angst zu schweben, daß einem schlecht gebaute Baracken links und rechts auf den Kopf fallen würden, vielmehr sieht das Auge mit Vergnügen auf die hohen, auf europäische Art von Stein erbauten Häuser, die als anständige Gebäude in ziemlicher Entfernung bleiben und sich einem nicht so pöbelhaft auf den Leib drängen, wie jene. Auch das Türkenquartier und die Bazars sehen, wenn auch nicht großartig, doch immerhin freundlicher und anziehender aus, als in der Hauptstadt, sind auch in einigen Artikeln, z. B. Teppichen, Stickereien, Früchten 2c. reichlicher besetzt, als jene. Ein Kaufgewölbe im fränkischen Viertel, wo wir einige Kleinigkeiten erstanden, ließ bei der Schönheit und Mannigfaltigkeit seiner Waaren eher vermuthen: man sei in London oder Paris, als in einer türkischen Stadt. Hier fand man von der kleinsten Stange Cire à Moustaches bis zu einem vollkommenen englischen Reitzeuge Alles, was ein elegantes Herz erfreuen kann.

Smyrna haben wir in den paar Stunden, die wir dort zubrachten, sehr liebgewonnen. Es liegt über Stadt und Land ein frischer Reiz, eine üppige Jungfräulichkeit und wenn mir nicht die zahlreichen hübschen Mädchen, denen man begegnet, mit ihren schwarzen Augen zu gefährlich vorgekommen wären, ich hätte gern einige Wochen hier zugebracht. Ueberall sah man die niedlichen, wegen ihrer Schönheit berühmten Töchter Smyrna's auf den Straßen herumtanzen, oder aus dem ersten Stock Kopf und Herz bedrohen.

Nachdem wir in der sogenannten Schweizerpension sehr gut gefrühstückt, wobei uns eine Bande herumziehender Musikanten Einiges aus verschiedenen Opern zum Besten gegeben, so daß wir uns bei dem Klange der bekannten Lieder in die Heimath versetzt glaubten, bestiegen wir die schon früher bestellten Pferde, um dem

Mastusiaberge einen Besuch zu machen. Der heutige Tag hatte uns sämmtlich munter gestimmt, und das Gefühl, den festen Boden wieder unter unsern Füßen zu haben, sogar etwas muthwillig. So courbettirten und galoppirten wir denn durch die Stadt zum Vergnügen manch' schwarzen Augenpaars, das unserm Zuge nachsah und unsern Gruß lachend erwiderte. Vor der Stadt wandten wir uns links über die sogenannte Karawanenbrücke, welche ihren Namen daher hat, weil über sie all' die zahreichen Waarenzüge gehen, die aus dem Innern des Landes nach Smyrna kommen. Dann ritten wir rechts den Berg hinan auf einem Wege, der sich zuerst durch türkische, mit schönen Cypressen bepflanzte Friedhöfe zieht, bald aber über dürres Heideland sehr steil nach dem Schlosse hinaufwendet. Dieser Pfad, mit vielen und großen Steinen besäet, macht den Pferden das Ersteigen äußerst beschwerlich. Eines derselben stürzte und warf seinen Reiter mehrere Fuß weit hinweg an ein Felsenstück, glücklicher Weise jedoch ohne ihn zu verletzen.

Auf dem Berg angelangt, standen wir lange Zeit und schauten entzückt in das Panorama, das sich vor unsern Blicken aufgethan: zu unsern Füßen die Stadt, bespült von der grünlichen Welle des Meeres, das hier eine Bucht ausfüllt, die man mehrmals mit dem wunderherrlichen Golf Neapels verglichen hat. Da schaute aus duftenden Orangen und saftig grünen Feigengärten Smyrna heraus; uns zur Linken war das herrliche, mit zackigen Felsen durchsetzte Engthal des Meles, das noch jetzt den Namen des Paradieses führt.

Langsam und uns öfters umschauend, erstiegen wir die letzte Klippe des Berges, um zum Gemäuer der weitläufigen Burg zu gelangen. Ein riesengroßer, weiblicher Kopf, in weißem Marmor, halb erhaben gearbeitet, war links neben einem Thore eingemauert. Er soll das Bildniß der Smyrna sein, jener Gemahlin des arabischen Begründers der Stadt, von der sie auch ihren Namen erhielt. Die Türken machen zuweilen den Spaß, und schießen nach dem antiken Kopf mit ihren Pistolen, wodurch er schon stark beschädigt ist.

Nachdem wir über Schutt und Gestrüppe in das Innere des Schlosses geklettert waren, zeigte uns der Führer die Stellen, wo eines der prachtvollsten und größten Theater Asiens und der Tempel des Jupiter Acräus gestanden; doch sieht man von allem fast nichts mehr, als schwärzlich graue Steintrümmer, hie und da Marmorblöcke und einige großartige Mauerstrecken. Durch Zufall endeckten wir hier noch ein sehr gutes Echo, welches drei bis vier Worte deutlich nachsprach.

Wo sich die Bogen einer alten Wasserleitung in das Thal des Paradieses hinabziehen, kletterten wir mit unsern Pferden hinunter, ein Weg, den nur die des Bergsteigens so gewohnten türkischen Pferde machen konnten. Zuweilen blieben sie auch auf Mauertrümmern, bei denen ich mich zu Fuß besonnen hätte, wie am besten hinabzusteigen sei, wandten sich aber immer glücklich durch; nur einmal mußte ich absteigen, um mein Pferd, welches sich zwischen zwei Felsblöcke fest geklemmt hatte, loszumachen. Von Weitem sahen wir noch den Platz, wo der Sage nach der Dichter der Iliade sein Häuschen gehabt haben soll; dann kehrten wir zur Stadt zurück, um uns gleich auf unser Schiff zu begeben, das, obgleich es anfänglich nur für Smyrna bestimmt war, hier einen Befehl vorfand, oder vielleicht denselben auch schon mitgebracht hatte, nach Beirut zu gehen. Es dämmerte schon, als wir die Anker lichteten, und dem schönen Smyrna Valet sagten. Ein plötzlicher Gewitterregen trieb uns frühzeitig in die Kajüte, wo wir uns bei einem Glase selbst gebrauten Punsches noch einige Stunden angenehm unterhielten. Dann legte ich mich hin, und das einförmige Schlagen der Schaufelräder wiegte mich bald in einen sanften Schlaf.

Am 11. December trat ich etwas später als sonst auf's Verdeck; denn ich hatte schon durch meine Fensterlucken bemerkt, daß der Himmel nicht so freundlich auf uns herabsah, wie die vorhergehen-

den Tage. Aus Südwest hatte sich ein ziemlicher Wind aufgemacht und bewarf die Flanken des Schiffs zuweilen mit schäumenden Wellen, das sich aber dadurch auch gar nicht irre machen ließ oder dem Feind auch nur einen Fuß breit wich. Ich habe bei gleicher Pferdekraft nie eine so emsig arbeitende Maschine gesehen, wie die des Crescent. Er machte beständig, sogar gegen den Wind, seine zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Rotationen in der Minute. Das Schiff hatte, wie uns der Kapitän und einer unserer Gefährten, die schon mehrere Fahrten und bei stürmischem Wetter mit ihm gemacht, versicherten, die Eigenheit, nicht wie ein anderes Fahrzeug, bei hoher See die Wellen zu erklimmen, sondern es schnitt gerade hindurch, was denn freilich den Nachtheil hatte, daß die Wogen beständig das Verdeck bespülten. Der Crescent ist in England gebaut und seine Masten und der Schornstein, die schief nach hinten zugestellt sind, geben dem schlanken Schiffe ein keckes, flottes Ansehen.

Vor uns hatte die alte Geschichte wieder ihr Buch in Originalausgabe aufgeschlagen. Wir fuhren gen Samos und Ikaria; erstere die Geburtsinsel Pythagoras, zeigte sich dem Auge sehr anmuthig; schon der alte Beiname Anthemos, bezeichnet sie als die blumenreiche; dort verlebte nach der Sage, Juno, die Himmelskönigin, den ersten Tag ihrer Kindheit, und wer von uns war nicht in Gedanken schon hier, wen hätte nicht Schiller hieher geführt, wenn er uns erzählt, wie Polykrates seinen Ring in's Meer warf, als das Kostbarste, was er besaß, dem Glück zum Opfer, das ihn mit Gaben überhäufte.

Während wir bei dem Hauptorte der Insel, dem Städtchen Kora, vorbeifuhren, trübte sich der Himmel gänzlich, und ein mächtiger Platzregen nöthigte uns, die Kajüten zu suchen, doch zog das Wetter bald vorüber, und als wir von Neuem das Verdeck betraten, standen hinter uns zwei prachtvolle Regenbogen, aus den dunkeln Gewitterwolken hell hervortretend. Dabei gewährte uns eine Kriegs-

brigg, an der wir schon vor einigen Stunden vorbeifuhren, ein gar hübsches Bild; denn wir sahen sie jetzt mitten unter jenen farbigen Bogen stehen, mit ihren schneeweißen Segeln einer Taube gleich, die, vom Heiligenschein umgeben, dahin schwebt. Gegen ein Uhr Mittags sahen wir südwestlich die Stadt Pathmos, auf welcher sich die Grotte des Apostels Johannes befindet. Dann fuhren wir um die nördliche Spitze der Insel Kos oder Stanko, das Vaterland Hippokrates und Appelles. Zwischen der östlichen Spitze von Kos und dem Kap Krio zeigte sich das Wasser des Meeres in einem Streifen von vielleicht zwei Miglien rein himmelblau, obgleich der Himmel dunkelgrau bezogen war und die übrige Meeresfläche eben diese Färbung hatte.

Schon seit Mittag hatte uns der Kapitän am fernsten Horizont einen blauen Streifen gezeigt, Rhodus, und ich trat nun beinahe jede Viertelstunde an's Boogspriet, um zu sehen, ob wir auch jener Insel, für die ich von Jugend auf geschwärmt, näher kämen. Viel zu langsam ging mir das eilende Dampfschiff. Schon dunkelte der Abend, und das Land, welches, das Kreuz in der tapferen Hand, der Johanniter so lange dem Halbmond streitig gemacht hatte, wollte nicht näher rücken. Als ich so nachdenkend hinblickend auf dem Anker saß, war mir, als sähe ich einer großartigen Tragödie, Rhodus, zu; der erste Akt hatte uns die Handlung in unendlichen Umrissen gezeigt, hatte uns durch die Erzählung des früher Geschehenen neugierig gemacht, den Ort, wo das Weltdrama spielte, näher zu sehen, und jetzt fiel der Vorhang — hier der Schleier der Nacht, und ließ nur die Gedanken durchdringen, um sich die fernere Scenerie auszumalen. Doch arbeitete unser Schiff während dem Zwischenakte kräftig vorwärts, und als nach einer Stunde der Mond aufstieg und hell durch die zerrissenen Wolken schien, begann der zweite Akt und führte uns in das Innere des Stückes, dessen erste Decoration die Trümmer eines uralten Hafens waren.

Die Form des Beckens konnte man noch eben in seinen äußern

Umrissen erkennen. Das Meer wühlte in den Felsenblöcken, die früher gewiß fest zusammengefügt waren. Es war der alte Hafen, auf dem der berühmte Koloß von Rhodus gestanden, jenes Bild aus Erz, das mit gespreizten Beinen, einem Thore gleich, vor der Oeffnung des Hafens stand, und hoch in der einen erhobenen Hand einen Feuerbrand hielt, den einlaufenden Schiffen zum Zeichen. Jetzt traten uns die Lampen der Leuchtthürme, die bisher matt durch den Nebel geschimmert hatten, deutlicher vor Augen. Unser Boot machte eine große Wendung, fuhr mit halber Kraft in den neuen Hafen hinein, zwischen den beiden massiven festen Thürmen des Erzengels und des heiligen Nikolaus durch, und warf neben einer östreichischen Corvette die Anker. Da waren wir denn in dem Hafen von Rhodus, der schönen „Rose", angekommen, und der Mond war so gefällig, uns die Mauern und Thürme der Stadt so ziemlich zu beleuchten. Der Anblick derselben gewährte uns so gar nichts Türkisches; Alles war solid und fest gebaut, und zeigte, obwohl verfallen, daß kräftige Hände und eine geregelte Kriegskunst diese Werke aufgeführt haben. Man hätte glauben können, vor einer europäischen Festung zu sein, wenn uns nicht über eine der Mauern das Siegel des Orients, eine schlanke Palme, die erste, die wir sahen, entgegen genickt hätte. Wir blieben die Nacht über an Bord; doch kaum ging die Sonne auf, so ließen wir uns nach der Stadt rudern, und stiegen bei dem Hafenthor an's Land. Hier waren der Sage nach noch im sechszehnten Jahrhundert die Gebeine jenes Drachen zu sehen, den der tapfere Ritter des Ordens, Dieudonné de Gozon erschlug, und ihre Größe wurde von den Aus- und Eingehenden bewundert.

Es macht gewiß nicht leicht eine Stadt einen seltsameren Eindruck auf das Herz des Europäers, der ihre Geschichte kennt, als das jetzige Rhodus, die entblätterte Rose. Die Türken, die schon seit 1522 Besitzer derselben sind, waren nicht im Stande, diese Stadt, wie die andern, die ein gleiches Schicksal hatten, so ganz

in ihren Schmutz herabzuziehen. Das alte Rhodus mit ganzen Straßen kleiner massiver Häuser und den aus der Ritterzeit herstammenden Festungswerken und Gräben, gleicht einer eroberten und zerstörten Kirche, die der neue Herrscher seinem Cultus gemäß umänderte. Doch wenn er auch da ein Fenster zumauerte, dort ein neues brechen ließ, oder auf die alten kräftigen Thürme ein Spitzdach setzte, wenn er auch die Bilder der Wände auskratzen, die Mauerverzierungen abbrechen ließ und das Ganze mit seinen schmutzigen Händen besudelte; so sieht doch der Wanderer, der ehrfurchtsvoll näher tritt, nichts von den neuen Verunzierungen, sondern seine Blicke fassen gleich das alte ehrwürdige Denkmal, wie es damals gewesen, auf, ohne die Kuckucksbrut zu bemerken, die jetzt in dem Nest des mächtigen Raubvogels nistet.

Wir wandelten durch die Gassen, die noch aus den Zeiten der Ritter her mit einem guten Pflaster versehen sind. Das Treiben der Türken, die ihre schlechten Baracken an mächtige Mauern geklebt haben, und Angesichts der Wälle, auf denen die tapfern Johanniter für den Glauben kämpften und starben, faul auf unterschlagenen Beinen sitzen und gedankenvoll den Tabacksrauch von sich blasen, erschien uns ganz fremdartig. Es machte denselben Eindruck, als wenn man in einer unserer Städte die Türken auf einmal Herr und Meister spielen sähe. In allen andern Städten in der Türkei, und wenn sie noch so schön und großartig sind, wie Stambul, Adrianopel, Smyrna ꝛc., paßt doch der Anblick des faulen orientalischen Treibens zu Allem, und wir Europäer waren, wie natürlich, eine fremde Zuthat. Doch, wie schon gesagt, hier in Rhodus ist es ganz umgekehrt. Wir wandelten durch die Bazars, die nirgends fehlen dürfen. Das Einzige, was von den Artikeln, die hier ausgebreitet lagen, uns des Kaufens werth erschien, waren schöne reife Orangen, die ersten, die wir auf unserer Reise gesehen, denn in Stambul waren erst wenige auf den Markt gekommen.

Die Stadt Rhodus steigt auf zwei Höhen, die sich nach West und Nord erstrecken, sanft aus dem Meere empor, weßhalb auch alle Straßen von dem Hafen aufwärts laufen. Die alten zerfallenen massiven Gemäuer, die durch die Stadt zerstreut liegen, und an die der Türke sein armseliges Haus gebaut, sind bedeckt mit Epheu und umgeben von frischen Baumgruppen. Der Orangen- und Citronenbaum hatte hier schon Blüthen und Früchte, und die breiten Blätter des Rebenlaubes bildeten schattige Plätze. Auf den Wällen und in den Gräben erwies sich die Natur dem alten Rhodus freundlich und bedeckte das graue Gestein mit grünen Pflanzen und Blumen. An die Einnahme der Stadt durch Soleiman erinnerten noch mehrere steinerne Kugeln, die hie und da umherlagen und wovon einige von einer wirklich ungeheuren Größe waren, denn sie hatten eilf bis zwölf Spangen im Umfang.

Wir sahen die Kathedrale, vormals die Kirche des heil. Johannes, von den Türken in zwei Theile getheilt, wovon der eine zum Getreidehaus, der andere zur Moschee benutzt wird. An den Wänden der letzteren hatte man die Gemälde, die dieselben zu den Zeiten der Johanniter bedeckten, mit weißer Farbe überstrichen, aber nicht verlöschen können; denn hie und da sah man noch Figuren in unbestimmten Umrissen hervorleuchten. Nicht weit davon liegt der frühere Palast des Großmeisters, ein großes viereckiges Gebäude, mit Gräben umgeben. Wir gingen nur bis unter das gothische Thor und sahen in den Hof hinein, den eine von Säulen getragene Gallerie im Viereck umgibt. Vor dem Schloß stand eine uralte Platane, von der ich mir ein Blatt abbrach und zum Andenken an Rhodus mitnahm.

Das Merkwürdigste und für den Europäer wirklich rührend ist eine kleine, öde, unbewohnte Gasse, die neben dem Palaste des Großmeisters liegt und noch jetzt den stolzen Namen Strada dei Cavalieri führt; denn hier waren ehemals die Wohnungen der verschiedenen Ritter aller Zungen. Jetzt wohnt Niemand hier; auf

dem mit breiten Steinplatten gepflasterten Boden wächst Gras, die Straße gleicht einem Kirchhofe und die kleinen Häuserchen, alle von einander verschieden und jedes nach dem Geschmacke aufgeführt, den der Erbauer aus der fernen Heimath mitgebracht, stehen daneben, wie eben so viele Grabsteine, auf denen, wenn auch nicht der Name des Ritters, der sie erbaute, doch das Wappen desselben, in Stein gehauen, prangt.

Fast jedes dieser Häuser hat eine Treppe vor der Thür; dann gelangt man durch einen dunkeln Gang auf einen kleinen Hof, in welchem Knappen und Dienerschaft wohnten. Die Gemächer der edlen Johanniter selbst im Vorderhause sind nicht sehr geräumig und durch die kleinen vergitterten Fenster sehr dunkel. Die Straße der Ritter, welche ebenfalls bergan läuft, führt oben auf die Höhe des Walles, von wo wir, auf den Trümmern eines zerklüfteten Pulverthurms stehend, die Bollwerke und Thore, welche die französischen, deutschen, englischen und welschen Ritter vertheidigten, sowie das Siegesthor und das athanatische sahen. Auch sahen wir von hier drei Hafen, welche Rhodus hat. Der Boothafen, in welchem unser Dampfboot ankerte, neben ihm die Galeerenhafen, wo sich die Schiffswerften befinden, und der durch das Castell Elmo beschützt wird, und auf der andern Seite der kleine Hafen, wo der Koloß stand und der von einem Klippenvorsprung und der Landzunge, auf welchem der Engelsthurm steht, gebildet wird.

Schon um Mittag rief uns der Signalschuß an Bord des Dampfschiffes zurück. Wir lichteten bald darauf die Anker und wandten uns dem anatolischen Festlande zu, wo die große durch umgebende Gebirge von allen Seiten vor der Gewalt der Winde geschirmte Bucht von Phisco und in deren Grunde der kleine Ort Marmaris liegt, nach welchem heute der schöne natürliche Hafen der von Marmarissa heißt. Schon seit den ältesten Zeiten ist das kleine Marmaris berühmt. Alexander, der es umzingelte, konnte die Bewohner nicht bekämpfen. Sie zündeten ihre eigene Stadt an,

erwürgten Weiber und Kinder und schlugen sich durch das macedonische Heer in die Gebirge. Soleiman versammelte hier im Hafen die Flotte, die zur Eroberung von Rhodus bestimmt war, und ebenso die Engländer zu Anfang dieses Jahrhunderts die ihrige, welche, dreihundert Segel stark, wider Aegypten auslaufen sollte. Heute, wo sich unser Dampfschiff von Rhodus nach Marmaris wandte, sah der kleine Ort wieder eine gewaltige Kriegsmacht, die sich vor seinen verfallenen Mauern versammelte, denn die englische Flotte unter Admiral Stopford, vereinigt mit der östreichischen Escadre, lag da vor Anker.

Nachdem wir Rhodus verlassen, hatte sich das Wetter, das den Morgen über klar und freundlich gewesen war, plötzlich verändert und die See ging ziemlich hoch. Um so seltsamer war der Anblick des Hafens von Marmarissa, als wir, nachdem das ziemlich stürmische Meer und die ganz kahlen Gebirge des asiatischen Ufers hinter uns lagen, plötzlich in jener Bucht von frischen grünen Bergen umgeben, auf einem Wasser schwammen, das spiegelglatt und klar einem großen Landsee glich, und uns mitten zwischen diesen Schiffkolossen sahen, die gleich furchtbaren Riesen in ihrer Höhle, hier im Schlafe neben einander von einem eben bestandenen Kampfe ausruhten. Dies waren die mächtigen Kanonen, welche Beirut beschossen und Acre beinahe vernichtet hatten. Jetzt fuhren wir neben dem Powerful, auf dem der Commodore Napier befehligt und senkten unter seinen Kanonen den Anker. Dort lag die Prinzessin Charlotte; auf ihrem Mittelmast flatterte die Flagge des Admirals Stopford; das herrliche Schiff schien uns Fremdlinge mit seinen hundert und zwanzig Kanonen wie mit eben so vielen Augen neugierig zu beschauen. In ihrer Mitte ankerte die Fregatte Lipsia, auf der sich der junge Erzherzog Friedrich von Oestreich befand. In Allem befanden sich hier dreizehn Linienschiffe, vier Fregatten, vier Briggs, drei Corvetten und vier Kriegsdampfschiffe. Mehrere dieser Fahrzeuge besserten ihre Masten und Takelwerk aus;

denn obgleich Admiral Stopford beim Beginn der stürmischen Witterung zu Ende Novembers die offene, sehr unsichere Rhede Beirnts verlassen, so hatte doch der Sturm vom ersten und zweiten December, der auch uns mit dem Dampfboot Seri-Pervas im Marmormeer scheitern machte, stark unter der Flotte gewüthet, mehrere Schiffe leicht beschädigt, eine Corvette ihrer sämmtlichen Masten beraubt, und eine Brigg, vom Sohne des englischen Admirals befehligt, war gänzlich zu Grunde gegangen. Einige Seeoffiziere versicherten uns, wenn das Unwetter noch einen Tag gedauert hätte, wäre die ganze herrliche Armada schwerlich dem Verderben entronnen. Wir blieben noch, bis das Licht des unterdessen aufgestiegenen Vollmonds unserem Steuermann den Weg aus dem Hafen wies, und verließen Marmarissa im Augenblick, wo auf sämmtlichen Schiffen von vollständigen Musikchören der Zapfenstreich ertönte. Es war für uns ein eigenes Gefühl, so viele Stunden von der Heimath den Priesterchor aus Norma zu hören. Am folgenden Morgen lachte uns wieder das herrlichste Wetter. Wir sahen schon in weiter Entfernung die Insel Cypern vor uns. Das Meer war eben wie ein Spiegel, der Crescent arbeitete so wacker vorwärts, daß wir schon gegen eilf Uhr die Insel erreichten und bei Larnaca, eine halbe Seemeile vom Lande entfernt, den Anker warfen. Wir fuhren in einer großen Schaluppe nach der Stadt und ich habe nie das Meer so klar und von so schöner Farbe gesehen, wie heute. Man konnte deutlich auf den Grund schauen und Muscheln und Steine erkennen, die gewiß an fünfzig bis sechzig Fuß unter uns lagen. Unser Kapitän hatte bei dem Agenten der Dampfschifffahrtsgesellschaft eine Depesche abzugeben und wir benützten diesen Aufenthalt von einigen Stunden, um den köstlichen Cyperwein an der Quelle zu versuchen. Der Agent setzte uns eine Flasche, und wie er selbst sagte, vom besten vor; doch konnten wir ihm insgesammt keinen Geschmack abgewinnen. Desto mehr erfreute uns aber der Anblick eines jungen, sehr schönen Mädchens in diesem Hause, im reizenden griechischen Costüm, das

unter einer Laube von Orangen saß und mit weiblicher Handarbeit beschäftigt war. Das gute Geschöpf mußte viel von unsern neugierigen Blicken leiden, denn wir hatten lange kein interessantes weibliches Wesen mehr gesehen; und unsere Herzen waren daher so erkaltet, daß wir es wagen konnten, ein paar lange Minuten hindurch das strahlende Feuer ihrer schönen Augen auszuhalten.

Wir streiften eine Weile in der Nähe der Küste herum und trafen zufällig einen deutschen Landsmann; er war ein Schwabe, der in dem Kapuzinerkloster hier die Dienste eines Schneidermeisters, Garderobiers und Haushofmeisters versah. Wir mußten ihm zu den ehrwürdigen Vätern folgen und blieben eine halbe Stunde bei ihnen, worauf uns der Deutsche in eine Locanda führte, wo wir nach seiner Versicherung den köstlichsten Cyprier unverfälscht und von bester Sorte haben könnten. Wir folgten seinem Rath und seiner Führung, ohne das später zu bereuen, denn der klare goldgelbe Wein, der uns dort von einem schönen schwarzäugigen Mädchen credenzt wurde, übertraf an Feuer und Wohlgeschmack Alles, was ich bisher getrunken. Nach einer Stunde kam der Kapitän selbst, um uns aufzusuchen und zur Abfahrt zu mahnen. Er war mit den Gelegenheiten in der Stadt schon bekannt und hatte nicht umsonst geahnet, daß er uns hier an der Quelle des köstlichen Nektars finden würde.

Wir gingen nach dem Schiffe zurück und mußten, obgleich es im December war, die Strahlen der Nachmittagssonne schwer empfinden. Ein öderer, baum- und strauchloserer Anblick, wie aber auch diese Insel von der Südseite bietet, ist nicht leicht zu finden. Der Boden ist weißer Kalkstein, mit Kieselstein und Marienglas bedeckt; doch soll dagegen der nördliche Theil Cyperns, der von hohen Gebirgen durchschnitten ist, der freundlichen, ja sehr schönen Gegenden viele aufzuweisen haben. Wir lichteten gegen zwei Uhr die Anker, und da die heutige Nacht die letzte unserer jetzigen Seereise war, rüsteten wir unser Gepäck, um Morgen früh bei unserer

Ankunft in Beirut gleich Alles in Bereitschaft zu haben und das Boot verlassen zu können. Wir hatten eine schöne angenehme Nacht, das Meer war spiegelglatt und ruhig wie ein Teich, nur ein leichter Wind blähte das Segel, das der Kapitän, den Lauf des Schiffes zu befördern, aufspannen ließ.

Das erste Frühlicht des neuen Tages traf uns schon auf dem Verdeck, denn aus der Dämmerung der Nacht begann für uns ein prächtiges ungeheures Schauspiel aufzutauchen. Wir hatten das Ziel unserer Seefahrt erreicht und vor uns lag der schneebedeckte Libanon, zu seinen Füßen das arme zerschossene Beirut.

Sechstes Kapitel.

Beirut.

Aeußere Ansicht der Stadt. — Der Libanon. — Innere Ansicht der Stadt. — Das Schloß am Meer. — Die Bazars. — Gewühl auf den Straßen. — Weiber. — Türkische Artillerie. — Beduinen. — Das Drusenlager. — Pinienanpflanzungen. — Aufenthalt in Beirut. — Jungfräulichkeit neuer Schiffe. — Die türkische Thorwache. — Krankheit der Freunde. — Ein Ritt in den Libanon. — Friedrich.

Welch' ein Unterschied ist zwischen dieser syrischen Stadt und denen der Türkei, die wenigstens von Außen dem Auge mit ihren ragenden Minarets und prangenden Cypressen einen lieblichen Anblick gewähren! Man sieht, hier trägt der Mensch einen Steinhaufen zusammen, um unter ihm Schutz gegen die glühende Sonne zu haben, und darauf eine Terrasse, wo er der Abendkühle genießen kann. Die Gebäude mit platten Dächern sind alle von gleicher

Höhe und haben fast gar kein Fenster; nur hie und da deuten in hohen und breiten Mauern zwei oder drei Löcher eine solche Idee an. Alles ist von gleicher Farbe, der ursprünglichen des Bausteines, einem verbrannten Braungelb, und das Haus ist vom Felsen, auf dem es steht, kaum zu unterscheiden. Die drei, vier Minarets der Stadt sind kaum ein Drittheil so hoch, wie die gewöhnlichen in Konstantinopel, aber eben so dick, was ihnen ein plumpes, gedrücktes Ansehen gibt. Es ist, als wäre es den arabischen Maurern unter der Arbeit zu heiß geworden, und da haben sie, statt noch zweimal so hoch zu bauen, und dann ein schlankes Spitzthürmchen aufzusetzen, der Sache ein Ende gemacht, indem sie mit einem massiven, beinahe flachen Dache schlossen. Gewiß, brächten nicht die die Stadt umgebenden unzähligen Hecken von Cactus und einzelne stolz emporragende Palmen einiges Leben in die Seeseite, man müßte die Gegend für ausgestorben, und jene braune Häusermasse für eine von ihren Bewohnern verlassene Ruine halten. Doch mag an dem für uns ganz unerquicklichen Anblick auch die Jahreszeit einige Schuld haben; denn obgleich es drückend heiß war, herrschte hier auch Winter, und die zahlreichen Maulbeer- und Feigenbäume zeigten uns nur kahle Aeste.

Es ging mir hier wie den Kindern, die das Beste bis zuletzt aufsparen. Erst als sich mein Auge übersättigt hatte an den Maulwurfshaufen der Menschen, hob ich meinen Blick langsam empor zu jenem ewigen majestätischen Bau, den hier die Natur hingestellt, zum stolzen Libanon. Lange sah ich hin, und meine Gedanken jagten durch seine Schluchten, zogen seine Felsspitzen hinauf und hinunter, flatterten um das ganze Gebirge, und endlich kühlten sich die erhitzten im Schnee, der sein Haupt bedeckt, ab. Nie hat etwas auf mich einen größeren Eindruck gemacht, nicht der Balkan, den ich überstiegen, nicht das Meer als ich es zum ersten Male gesehen, nicht Konstantinopel, noch Smyrna.

Das große Boot, welches von der Stadt gekommen war, uns

dorthin abzuholen, schwankte stark in den heftigen Wogen des Hafens; hier ist das Wasser stets bewegt und durch große Felsstücke, die in der See hie und da versprengt liegen, für größere Schiffe unfahrbar; selbst Nachen kommen beim ruhigsten Wetter nicht ganz an's Ufer, weßhalb Passagiere und Güter auf den Schultern der Lastträger nach dem Quai getragen werden.

Ein Gang, den wir gleich bei unserer Ankunft durch die Stadt zum Hause des östreichischen Consul Herrn Laurella machten, zeigte uns das Innere derselben mit der äußern Ansicht beinahe ganz übereinstimmend. Man sieht überall nur die äußerste Nothdurft befriedigt, keine Idee von Luxus oder Eleganz, keine bunte, helle, wenn auch geschmacklose Verzierung an den Häusern, wie in der europäischen Türkei, oder hie und da einen freien Platz. Die ganze Stadt kam mir wie ein großes, unregelmäßig zusammengemauertes Gebäude vor, alle Wände massiv, gleich hoch und schmutzig. Die Gänge oder vielmehr Straßen sind schmal, damit der brennende Sonnenstrahl nicht eindringe. Hiezu kommt noch, daß die sehr hohen Häuser alle dreißig bis vierzig Schritte mit steinernen Bogen vereinigt sind, die sich über der Gasse wölben. Auf uns, die wir bei unsern Bauten nichts so sehr lieben, wie Geräumigkeit und frische Luft, wirkt eine solche gefängnißartige Stadt eigentlich brustbeengend, und obendrein entsteigt den Straßen und Gewölben ein unerträglicher Geruch. Die Unannehmlichkeit wurde noch erhöht durch das Drängen und Stoßen der vielen Menschen in den Gassen; die Stadt war im Augenblick überfüllt mit englischen und türkischen Soldaten, Beduinen, Arabern, Bergvölkern 2c.

Da der einzige Gasthof Beiruts, eine schmutzige Locanda, die unter dem Befehl eines Italieners steht, von englischen Offizieren ganz in Beschlag genommen war, so standen wir auf der Gasse, ohne Aussicht auf ein auch nur ganz mittelmäßiges Unterkommen. Unsere liebenswürdigen Reisegefährten, fünf östreichische Offiziere, die sich in dem Kriege gegen Mehemed Ali einige Lorbeeren pflücken

wollten, brachte der Consul Laurella so gut wie möglich in seinem Hause unter und bot auch uns dasselbe an. Indessen hatte Giovanni, der arabische Dolmetscher und Koch, den der Baron in Smyrna angenommen (er war hier zu Hause), mit einem Bekannten unterhandelt, der uns sein Haus, eine Viertelstunde westlich von der Stadt am Meere gelegen, um einen billigen Preis anbot, was wir mit Freuden annahmen.

Diese Villa, das Schloß am Meer, wie wir sie tauften, hatte, obgleich es nur das Haus eines syrischen Landwirthes war, wie alle diese Gebäude etwas Kastellartiges, vier hohe steinerne Mauern, an denen man von außen nur kleine vergitterte Fensteröffnungen sah. In den untern Stock, der sonst ohne Fenster, nur zur Aufbewahrung von Geräthschaften dient, war für die Zeit unseres Aufenthalts hier, der Besitzer mit seiner Familie gezogen; der obere bildet eine Terrasse, um welche auf zwei Seiten in einem rechten Winkel unsere drei Zimmer lagen. Diese geräumige Terrasse war fast unser beständiger Aufenthalt; hier hatten wir, was wir in der Stadt so sehr vermißten, reine gesunde Luft, und welche Ansicht und Umgebung! — Nördlich, so weit das Auge reichte, die gewaltige Meerfluth, östlich die Rhede der Stadt, und hinter derselben den Libanon, dessen Zug wir von Tripolis bis beinahe Saida mit unsern Blicken verfolgen konnten. Den traurigen Anblick Beiruts verdeckte uns ein kleiner Hügel am Meer. Der türkische Friedhof mit seinen weißen Steinen und gewölbten Grabmälern, die Wohnung der Todten, war freundlicher, als die Stadt der Lebenden.

Zu unserer großen Unterhaltung war das Meer stets belebt wie eine große Landstraße; alle Schiffe, die von Alexandrien, Marmarissa, Cypern ꝛc. kamen, mußten an unserer Terrasse vorbei; fast täglich kamen und gingen englische Kriegsdampfboote, Mannschaften oder Depeschen bringend, eine zahllose Menge großer und kleiner Kauffahrteischiffe kreuzte sich beständig auf dem Meer und

der Rhede; auch hatten wir zweimal das Vergnügen, zu sehen, wie ein englisches Linienschiff ersten Ranges in weiter Ferne mit den Mastspitzen auftauchte, langsam die Höhe der See erstieg und nach einigen Stunden in seiner majestätischen Gestalt an unserm Hause vorbeischwamm.

Südlich von unserer Wohnung bildete das Terrain einige Hügel, die mit vielen kleinen und größern Häusern bedeckt waren; sie nahmen sich mit ihrer Umgebung von grünen Oelbäumen und großen schlanken Palmen, alle von gewaltigen Cactushecken umzäunt, sehr hübsch aus. Eines derselben hatte für uns besonderes Interesse, hier wohnte Lamartine einige Monate, und hier starb seine einzige Tochter Julie.

Nachdem wir uns einigermaßen in der Villa eingerichtet, d. h. Teppiche auf dem Boden der Zimmer ausgebreitet, wozu die arabischen Hausleute, — es waren jedoch katholische Christen — mit großer Gutmüthigkeit die Decken ihrer eigenen Betten gaben, auch Küchengeschirr, Gläser, Teller, Pfannen ꝛc. gekauft, betrachteten wir unsere Umgebungen und die Stadt, die wir bis jetzt nur sehr flüchtig angesehen, etwas genauer. Unser Weg führte uns längs der Küste, an welcher wir in verschiedenen Säulentrümmern, die hier herumlagen, sowie in Stücken alten Mosaikpflasters und verwitterten Mauern, die das Meer bespülte, Ueberbleibsel der Gebäude oder der Befestigungswerke der alten Stadt Berytus zu erkennen glaubten. Bei sehr ruhiger See habe ich oft stundenlang am felsigen Gestade gesessen und konnte deutlich unter den Wellen den Grundriß einzelner Häuser verfolgen; kleine Fische schwammen ruhig in den Wohnuugen der Menschen umher.

Die Stadt, welche, wie gesagt, von der Seeseite einen traurigen Anblick gewährt, macht sich vom Lande her etwas besser und ist hier mit ziemlich erhaltenen alterthümlichen Mauern und Thürmen umgeben, die wohl noch aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren, wo, wie bekannt, die Christen unter Balduin IV. die Befestigung

von Beirut sorgfältig wiederherstellten; auch geben hier zahlreiche Olivenbäume und Palmen, sowie die immer grünen Cactushecken ihrem grauen Gesicht eine jugendliche Schminke. Ueberall sahen wir jedoch die Verheerungen, welche das Bombardement der englischen Flotte kürzlich angerichtet. Hier war ein Stück von der Mauer herabgestürzt, dort fehlte einem Thurme die Ecke, an diesem Hause hatte eine Kugel zwei Fenster in eines verwandelt, so daß man in die Zimmer sehen konnte; einzelne Granaten und Kugeln waren bis zu unserm Landhaus geflogen, und wir fanden in dem Garten mehrere von sehr schwerem Kaliber. Auch das Innere der Stadt hatte bedeutend gelitten. Es war mir immer ein eigenes Gefühl, wenn ich jene alte Zeiten, wo frommer Eifer Leben und Gut opferte, um jene Ringmauern zu errichten, mit den jetzigen Tagen zusammenzureimen suchte, wo Christen die Gefälligkeit hatten, dieselben Werke für Rechnung der Türken zusammenzuschießen. Der fünfte und letzte Akt dieses grandiosen Trauerspiels wäre gewesen, wenn Ibrahim Pascha sich nach Jerusalem geworfen und christliche Kugeln die Kuppel der Grabeskirche zerschmettert hätten.

Auf den Straßen fanden wir auch heute dasselbe Gewühl, denselben Schmutz und Gestank wie am Tage unserer Ankunft; ich habe nie so mancherlei Parfüme genossen, als auf meinen Spaziergängen durch Beirut. Wie in allen orientalischen Städten sind auch hier drei Viertheile der Straßen zu Bazars eingerichtet und bilden lange Reihen offener Gewölbe; denn außerdem, daß der Kaufmann seine Waaren ausstellt, sitzen auch alle Handwerker in ihren verschiedenen Straßen offen vor den Augen der Vorübergehenden. In einer Gasse sieht man die Anfertigung des verschiedenartigsten Fußzeugs vom kleinen Pantoffel bis zum größten Reitstiefel; in einer andern bergen sich hunderte von Webstühlen, deren Einfachheit übrigens bemerkenswerth ist; mit den Kosten und dem Holze eines der unsrigen macht man wenigstens fünf türkische. Dort liegt die Gasse der Waffenschmiede, welche in diesen Tagen

stets gedrängt voll ist; besonders die Bergbewohner wogten hier auf und ab und ließen ihre neuen Gewehre, womit die türkische Regierung sie gütigst beschenkt, ausbessern und putzen. Weiterhin sieht man die Barbiere mit ungemeiner Geschicklichkeit die Köpfe der Gläubigen bearbeiten; letztere geben dabei recht eigentlich den leidenden Theil ab, denn der Barbier legt den Kopf auf sein Knie und dreht und wendet ihn nach Gefallen, um jedem Haare am besten beizukommen.

Ich fand die Straßen hier bei Weitem interessanter belebt, als selbst in Stambul. Während dort jeder seinem friedlichen Geschäft nachgeht und so rasch als möglich fortzukommen sucht, wandern hier die verschiedenen Volksstämme, die der Krieg zusammengeführt, mit Waffen bedeckt, langsam und gravitätisch vorüber. Die kräftigen Männer des Gebirges, von denen ich oben sprach, in weiten farbigen Beinkleidern und meistens rothen gestickten Jacken, den weißen Turban auf dem Kopfe, sieht man gewöhnlich in großen Haufen, sie sind lustig und guter Dinge, denn auf dem Rücken haben sie ja wieder ein Gewehr, ihre Lieblingswaffe, die ihnen Ibrahims kräftige Hand abgenommen, der bei Todesstrafe verbot, Waffen zu tragen. Zwischen ihnen durch schleicht ernst und still ein Beduine, der Sohn der Wüste, mit bronzefarbenem Gesicht. Der lange weiße oder gestreifte Burnus hängt von seiner Schulter bis auf den Boden, auf dem Kopf trägt er das nationelle gelb und roth gestreifte wollene Tuch, das ein Kranz aus kleinen farbigen Stricken befestigt. Obgleich ihn nur selten die Woge des Lebens aus seinem Stande zu diesen Herrlichkeiten führt, so betrachtet er doch die Kaufläden, ohne eine Miene zu verziehen, mit den durchdringenden schwarzen Augen und raucht aus seiner kurzen Pfeife. Hinter ihm kommt ein Miralaja, ein großherrlicher Oberst, auf schönem wohlgenährtem Pferde, den Diamantstern als Zeichen seiner Würde auf der Brust, gefolgt von mehreren Dienern, die

von Beirut sorgfältig wiederherstellten; auch geben hier zahlreiche Olivenbäume und Palmen, sowie die immer grünen Cactushecken ihrem grauen Gesicht eine jugendliche Schminke. Ueberall sahen wir jedoch die Verheerungen, welche das Bombardement der englischen Flotte kürzlich angerichtet. Hier war ein Stück von der Mauer herabgestürzt, dort fehlte einem Thurme die Ecke, an diesem Hause hatte eine Kugel zwei Fenster in eines verwandelt, so daß man in die Zimmer sehen konnte; einzelne Granaten und Kugeln waren bis zu unserm Landhaus geflogen, und wir fanden in dem Garten mehrere von sehr schwerem Kaliber. Auch das Innere der Stadt hatte bedeutend gelitten. Es war mir immer ein eigenes Gefühl, wenn ich jene alte Zeiten, wo frommer Eifer Leben und Gut opferte, um jene Ringmauern zu errichten, mit den jetzigen Tagen zusammenzureimen suchte, wo Christen die Gefälligkeit hatten, dieselben Werke für Rechnung der Türken zusammenzuschießen. Der fünfte und letzte Akt dieses grandiosen Trauerspiels wäre gewesen, wenn Ibrahim Pascha sich nach Jerusalem geworfen und christliche Kugeln die Kuppel der Grabeskirche zerschmettert hätten.

Auf den Straßen fanden wir auch heute dasselbe Gewühl, denselben Schmutz und Gestank wie am Tage unserer Ankunft; ich habe nie so mancherlei Parfüme genossen, als auf meinen Spaziergängen durch Beirut. Wie in allen orientalischen Städten sind auch hier drei Viertheile der Straßen zu Bazars eingerichtet und bilden lange Reihen offener Gewölbe; denn außerdem, daß der Kaufmann seine Waaren ausstellt, sitzen auch alle Handwerker in ihren verschiedenen Straßen offen vor den Augen der Vorübergehenden. In einer Gasse sieht man die Anfertigung des verschiedenartigsten Fußzeugs vom kleinen Pantoffel bis zum größten Reitstiefel; in einer andern bergen sich hunderte von Webstühlen, deren Einfachheit übrigens bemerkenswerth ist; mit den Kosten und dem Holze eines der unsrigen macht man [illegible]nigstens fünf tür[illegible] Dort liegt die Gasse der Waffenschmied[illegible] he in [illegible]

stets gedrängt voll ist; besonders die [illegible]
auf und ab und ließen ihre neuen Gewehre, womit die [illegible]
Regierung sie gütigst beschenkt, ausbessern und [illegible]
sieht man die Barbiere mit ungemeinem Geschick die [illegible]
der Gläubigen bearbeiten; letztere geben dabei [illegible]
leidenden Theil ab, denn der Barbier legt den Kopf auf seine [illegible]
und dreht und wendet ihn nach Gefallen, um ihm [illegible]
besten beizukommen.

Ich fand die Straßen hier bei Weitem [illegible]
als selbst in Stambul. Während dort jeder seinem friedlichen Ge-
schäft nachgeht und so rasch als möglich fortzukommen sucht, [illegible]
dern hier die verschiedenen Volksstämme, die der Krieg zusammen-
geführt, mit Waffen bedeckt, langsam und gravitätisch vorüber. Die
kräftigen Männer des Gebirges, von denen ich eben sprach, [illegible]
weiten farbigen Beinkleidern und meistens rothen gestickten Jäckchen,
den weißen Turban auf dem Kopfe, sieht man gewöhnlich in [illegible]
Haufen, sie sind lustig und guter Dinge, denn [illegible]
haben sie ja wieder ein Gewehr, ihre Lieblingswaffe, die [illegible]
Ibrahims kräftige Hand abgenommen, der bei Todesstrafe [illegible]
Waffen zu tragen. Zwischen ihnen durch schleicht [illegible]
ein Beduine, der Sohn der Wüste, mit braunem [illegible]
Der lange weiße oder gestreifte Burnus hängt [illegible]
bis auf den Boden, auf dem Kopf trägt er [illegible]
und roth gestreifte wollene Tuch, das ein [illegible]
bigen Stricken befestigt. Obgleich ihn [illegible]
Lebens aus seinem Stande zu diesen [illegible]
trachtet er doch die Kaufläden, ohne [illegible]
den durchdringenden schwarzen Augen [illegible]
Weise. Hinter ihm kommt ein [illegible]
schönem wohlgenährtem Pferde, [illegible]
[illegible] Würde auf [illegible]

ihm Waffen und Pfeife nachtragen. Dort schreiten zwei Arnauten in ihrem malerisch schönen Costüm; es ist wie das griechische mit weißer Fustanella und rother Jacke; sie gehen trotzig umher, ohne einem Menschen auszuweichen, eine Hand in den Gürtel gesteckt, der außer zwei Pistolen, einem Yatagan, einem Dolche, einem Messer, noch Feuerzeug und Pfeife beherbergt. Ich habe unter diesen Menschen fast keinen gesehen, der eine angenehme, gute Gesichtsbildung gehabt, oder in dessen Zügen nicht ein böser, heimtückischer Ausdruck gelauert hätte. Sie bilden eine unregelmäßige Truppe Infanterie und Kavallerie. Man kann sie fast noch als Nachzügler der ehemaligen Janitscharen und Mameluken betrachten; sie desertiren ohne Weiteres hier und lassen sich dort wieder anwerben, je nachdem sie mehr Beute und bessern Sold zu erwarten haben; sie fechten nur dann, wenn sie Lust haben, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, ihre Offiziere zu morden. Von den Einwohnern Beiruts sind diese vagabundirenden Kriegsknechte außerordentlich gefürchtet, und in einem Kaffeehause, wo sich ein Arnaut niederläßt, rücken die andern ängstlich zusammen.

Die Mannigfaltigkeit der Costüme auf den Straßen vermehren noch die in ihrem Aufzug verschiedenen Secten der Christen, Griechen, Armenier, Maroniten. Die Weiber der letztern tragen einen eigenen Kopfputz, eine konische, zwei bis drei Fuß lange Röhre von Silber oder Messing; sie steht in einem Winkel von fünf und vierzig Graden bald nach den Seiten, bald nach vorne, und ist mit einem Stück Mousselin bedeckt, das beinahe bis auf die Hüften fällt und zum Verschleiern des Gesichtes dient. Dazu kommen die Schattirungen des mohamedanischen Glaubens, die sich gleichfalls in der Tracht aussprechen. Gravitätisch wandelt dort der Türke vom alten Regiment, und es gibt deren in Syrien noch sehr viele, angethan mit dem langen Kaftan, im weißen oder grünen bauschigen Turban; letztere Farbe bezeichnet einen Nachkommen des Propheten, und der ihn trägt, wird Emir genannt. Obgleich aber

Emir so viel wie Herr oder gar Fürst sagen will, findet man doch gerade unter der geringsten Classe, z. B. den Lastträgern, Wasserverkäufern 2c. die meisten. Der ächte Muselmann geht ruhig seines Wegs, die eine Hand streicht den krausen Bart, die andere faßt das Schreibzeug im Gürtel. Auch das unglückliche, überall zerstreute Volk der Juden hat hier seine Repräsentanten. Stets auf den Erwerb bedacht, schlüpft der Jude behende im schmierigen Kaftan und dunklem Turbau durch die Menge, rechts und links schauend, ob etwas zu gewinnen sei; besonders heften sie ihr Auge auf den herumwandeluden Europäer und bieten sich ihm gleich zu allen möglichen Diensten an. Fast alle europäischen Nationen sind hier in zahlreichen Mitgliedern vertreten, und keine verläugnet ihren Charakter. Der Franzose schlendert in gelben Glacéhandschuhen schwadronirend umher, und während alle östreichischen Matrosen vor einem gutgekleideten Franken, der sie freundlich ansieht, den Hut ziehen, steuert der Engländer mit dem hölzernen Gesicht gerade aus, betrachtet Häuser und Himmel und rennt jeden an, der ihm nicht ausweicht. Das weibliche Geschlecht spaziert hier nicht so zahlreich herum, wie in Konstantinopel. Alle Weiber und Mohamedaner sind mit einem dunkeln Stück Kattun, das gleich einer Maske ihr Gesicht bedeckt, so verschleiert, daß man auch keinen Zug ihres Gesichts erkennen kann, auch werfen sie beim Anblick eines Fremden noch ein Stück weißen Mousselin, das ihnen den Rücken hinabhängt, über den Kopf, besonders aber, was sehr gut ist, gerade die häßlichsten alten Weiber; die jungen heben nicht selten ihren Kattun und lassen ein paar schwarze glühende Augen sehen, ein Vergehen, das von den andern gleich mit harten Worten gerügt wird. Auch die Maronitinnen tragen über ihrem Horne einen weißen Schleier, den sie gelegentlich fallen lassen, um ihre hübschen runden Gesichter dem Fremden zu verbergen. Doch sind sie in der Kultur voran und haben uns nicht selten freundlich angelächelt. Die Frauen der katholischen Araber, deren es hier viele gibt, gehen unverschleiert,

und ich habe unter ihnen herrliche Figuren mit sehr edlen Gesichtszügen gefunden.

Ebenso kriegerisch, wie das Innere der Stadt, sah auch die Umgebung derselben aus; sie glich in diesem Augenblicke einem großen Feldlager. Auf dem Quai hatten die hundert englischen Kanoniere, welche die bewaffnete Macht der vier Großmächte vorstellten, ihr Hauptquartier aufgeschlagen; dort standen ihre sechspfündigen Geschütze aufgefahren, und sie selbst campirten theils in einem Gebäude, theils in weißen Zelten. Ich bin fast zu keiner Zeit des Tages hier vorbeigekommen, daß nicht die Söhne Albions in ihrer Küche beschäftigt gewesen wären, die sie an einer Mauer aufgeschlagen hatten. Westlich von der Stadt, auf einem Hügel, der dieselbe beherrscht, stand der Park der türkischen Artillerie. Die Leute wohnten unter hellgrünen Zelten, und ebenso waren auch die Lafetten angestrichen; es befanden sich hier ungefähr dreißig Kanonen von der Größe unserer Sechspfünder; doch schießen die meisten ein weit größeres Kaliber, und haben eine so weite Mündung, daß ich sie anfänglich für Haubitzen hielt; sie sind aber ohne Kammern, und ich hörte später, sie seien ebenfalls für Paßkugeln bestimmt. Das Metall ist so dünn, daß sich das Rohr nach wenigen Schüssen bis zum Zünden erhitzen muß; obendrein sind mehrere Stücke, statt von wirklichem Stückgut, von Bronze. Doch glaube ich nicht, daß die Türken so bald in den Fall kommen werden, mit diesen Kanonen zu agiren; sie hatten weder Bespannung noch Munition, auch nicht ein einziger Wagen befand sich im Parke.

Unterhalb dieser Artillerie auf einem kleinen Platze, der an die Mauern der Stadt stößt, war für mich der interessanteste Punkt. Hier hatte ein Stamm der Beduinen aus dem Hauran sein Lager aufgeschlagen; es mochten ihrer fünfzig bis sechzig sein, die in grauen Zelten wohnten, in denen sie aber weder Stroh noch Teppiche hatten; sie schliefen auf der bloßen Erde, und zogen Nachts ihren Burnus über den Kopf. Wir haben manche Stunde bei

ihnen zugebracht; obgleich sie uns Fremde anfänglich finster und mißtrauisch beobachteten, wurden sie bald freundlicher und durch Kleinigkeiten an Geld, das wir ihnen spendeten, ganz zutraulich. Die meisten waren große, hagere Männer mit ausdrucksvollem, aber verschmitztem Gesichte, dem der schwarze herabhängende Bart etwas Düsteres gab. Ihre Waffen bestehen aus dem Säbel, der sehr langen und dünnen Flinte, die sie an einem Riemen über der Schulter tragen, und einer Lanze von wohl fünfzehn Schuh Länge mit fußlanger dreischneidiger Spitze, die mit einem Bouquet von dichten schwarzen Straußfedern umgeben ist. Die ausdauernden Gefährten dieser Wüstensöhne, die edlen, treuen Pferde, fast alle von schönen Formen, aber dabei mager wie ihre Herren, stehen an einem Fuße mit einer Kette gefesselt, stets vollständig gesattelt vor den Zelten.

Der Beduine und sein Roß sind nur vereinigt wahrhaft schön und poetisch; sobald der Reiter die Erde betritt, schleicht er faul und langsam umher, oder liegt mißmuthig unter seinem Zelte, aus der kurzen Pfeife rauchend, und das Pferd steht ruhig da, senkt den Schweif und sieht hungrig nach einigen Grashalmen, die zwischen den Steinen sprossen. Doch wie sich der Beduine auf sein Roß schwingt, scheint beide ein gewaltiges Feuer zu durchströmen; sein Auge blitzt, die ganze kräftige Gestalt richtet sich auf, und während er ein eigenes Geschrei ausstößt, greift das Pferd aus und verschwindet in sausendem Galopp, wobei es mit dem Schweif nicht selten den Rücken des Reiters schlägt. In wenigen Augenblicken sieht man in der Ferne nur noch eine Staubwolke und über ihr wehend die schwarzen Federn der Lanze.

Wir vermochten sie durch reichliches Bakschis häufig, ihre Pferde zu besteigen und uns deren Schnelligkeit, sowie ihre eigene Gewandtheit im Führen der langen Lanze zu zeigen; und wenn sie dann so dahin flogen über die Fläche, daß der weite Mantel um sie flatterte, wenn sie die Lanze weit vor sich hinschleuderten und den Säbel

zwischen den Zähnen, Gewehr und Pistolen abschossen, dann dachte ich an meinen lieben Freiligrath:

Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht.

Nördlich von diesem Beduinenlager war der große Spaziergang der Stadt, ein ziemlich geräumiger Platz, wo es für den Fremden jeden Augenblick etwas zu sehen gab. Es war hier beständiger Jahrmarkt: in kleinen hölzernen Buden verkaufte man Scherbeth, Früchte und Brod; auch ein Café war dort errichtet, wo die Gäste unter einer riesigen Sycomore auf kleinen Stühlchen aus Palmzweigen saßen, und der Wirth auf einem Haufen zusammengetragener Steine das Getränk bereitete. Pfeife und Nargileh fehlten natürlich nicht. Hier nahm ich meistens meinen Platz, um das bunte Gewühl um mich her zu beobachten, das Leben und Treiben, das sich hier dem Auge entfaltete und jeden Augenblick wechselte. Ich denke noch immer mit Vergnügen an die Tage, wo ich, mit dem Rücken an den Baum gelehnt, die arabische Wasserpfeife rauchte, ein Genuß, den unsere deutschen Tabaksraucher nicht kennen. Dieses Instrument ist übrigens sehr einfach: in eine Kokusnuß mit zwei Löchern gießt man Wasser; in die eine der Oeffnungen steckt man die Pfeife, welche ein gedrechseltes Rohr ist, oben mit einem kupfernen Behälter, in welchem der Tabak und obenauf die glühende Kohle liegt; in die andere Oeffnung paßt das dünne Rohr. So saß ich und es brauchte nur eine Handbewegung, um eine neue Tasse Kaffee oder frischen Tabak zu erhalten; ich war ein mächtiger Pascha geworden, und selbst ein Gefolge fehlte mir nicht; denn wenn ich bei meinen Beduinen vorbeikam, um auf den Platz zu gehen, folgten mir fast immer einige in der Entfernung und kauerten an meiner Seite nieder, wenn ich mich am Café niederließ. Besonders Nachmittags war das Treiben auf dem Platze sehr mannigfaltig; da strömten die Besucher aus der Umgegend,

die ihre Geschäfte in der Stadt abgemacht, hier zusammen, um, in Gruppen gelagert, ihr Mahl zu halten. Dann wurden Pferde probirt und eingeritten, was bei den Orientalen eine leichte Procedur ist; der Reiter setzt sich recht fest in den Sattel, wobei das Thier, wenn es sehr ungestüm ist, von andern gehalten wird; dann läßt er die Zügel fahren, stößt ihm die Fersen in die Flanken, und das Thier jagt voll Ungestüm im vollen Lauf über den Platz, bis der Reiter es gewaltsam zusammen reißt, umwendet und die eben durchflogene Strecke wieder im Galopp zurücklegt; dies wird so lange wiederholt, bis das Thier aus Angst vor dem Zügel nur dann galoppirt, wenn ihm der Reiter mit dem Bügel in die Seiten arbeitet und anhält, wenn es nur die geringste Bewegung des Zügels spürt. Vom Traben und Zügeln des Pferdes haben sie keinen Begriff; sie können nur galoppiren, und wollen sie halten, das arme Thier unbarmherzig zusammen reißen. Um auf diese Art ihrer Pferde vollkommen Herr zu werden, haben sie zwei Mittel, die der Europäer als unzweckmäßig verwirft; erstens besteigen sie ihre Thiere schon mit zwei Jahren, wo dieselben noch nicht im Besitz ihrer vollen Kraft sind, und zweitens sind ihre Stangen so scharf, daß das gepeinigte Roß sich zahm und folgsam zeigen muß.

Eines Abends machten wir unsern gewöhnlichen Spaziergang, der uns über diesen Platz zur Küste des Meeres führte, und sahen ihn schon von Weitem mit Menschen in nie gesehenen, mannigfaltigen Costümen, mit Zelten, Pferden und Maulthieren bedeckt. Es waren Drusen, unregelmäßige Reiterei im Dienste des Großherrn. Wir traten auf den Platz, und es war mir nicht anders, als kämen wir zu einem großartigen Maskenfeste, so bunt wogte und trieb sich Alles durcheinander. Es mochten an zweitausend Mann sein, die zum Theil schon gelagert waren; d. h. sie hatten ihre Pferde angebunden, Teppiche und Decken ausgebreitet, und kochten, auf der Erde liegend, an kleinen Feuern Kaffee. Andere standen noch in Haufen beisammen, luden die Packpferde ab und fesselten sie,

indem sie einen Vorder- und Hinterfuß an einem drei bis vier Schuh langen Strick, und diesen an einem in die Erde gerammten Pfahl befestigten. Die Letzten der Schaar kamen erst an; sie führten eine weiße und grüne Fahne und eine äußerst einfache Musik, nichts als kleine Pauken, auf die sie im Takt schlugen.

Es war, als seien von sämmtlichen Volksstämmen des Orients Repräsentanten hier zusammen gekommen, so mancherlei Trachten, Säbel, Lanzen, Wurfspieße, Flinten und Pistolen waren da zu sehen. Der Emir hatte sein Zelt unter einer Sycomore aufschlagen lassen und empfing uns daselbst äußerst freundlich. Ich habe nie einen schönern Mann gesehen. Das idealisirte Bild eines Morgenländers, eines Fürsten der Berge trat lebendig vor uns. So habe ich mir den großen Kalifen, den tapfern Saladin, gedacht; eine große, kräftige Figur, doch nichts weniger als fett, mit einem Kopfe, dessen edle Schönheit und männlichen Ausdruck man selten findet. Er hatte in seinem ganzen Wesen, seinem Auge, seiner Sprache eine Sicherheit und Ruhe, die jedem unbedingtes Zutrauen einflößen mußten. Sein Kopf war mit einem gelb und roth seidenen Tuch turbanartig umwickelt, dessen eines Ende in Fransen auslief und auf die rechte Schulter niederfiel. Der übrige Anzug bestand aus einem rothseidenen Kaftan, den ein kostbarer Shawl um den Leib zusammen hielt; ein sehr reicher Säbel hing an einer geflochtenen goldenen Schnur, und zwei Pistolen, deren lange Hälse mit Steinen besetzt waren, staken in seinem Gürtel. Wir ließen uns bei ihm nieder, und man brachte uns Pfeifen, Scherbeth und Kaffee. Nachdem wir uns einige Augenblicke mit ihm durch den Dolmetscher unterhalten, erschien in der Zeltthüre ein ganz junger Mann, beinahe noch ein Knabe, eben so reich gekleidet wie der Emir, machte jedoch, sowie er uns erblickte, eine Bewegung zum Zurücktreten. Jener rief ihm aber und stellte ihn uns als seinen Neffen vor. Der junge Druse legte die Hand an Brust und Stirne, unsern Gruß erwidernd, wobei er erröthend auf den Boden sah.

Es war etwas so ungekünsteltes in dieser Bewegung, und die ganze Figur so schlank und zart, daß man ihn für ein verkleidetes Mädchen hätte halten können. Zum ersten Mal aus seinen Bergen gekommen, hatte er noch wenig Europäer gesehen, und betrachtete uns anfangs mit kindischer Neugier, doch bald wurde er zutraulich, und wir haben ihn in den paar Tagen, die er in Beirut war, recht lieb gewonnen.

Wo man, mit Ausnahme des oben erwähnten Platzes, aus der Stadt ritt, um sich in ihrem Umkreis zu ergehen, nöthigt der tiefe Sand, der alle Wege bedeckt, bald zum Umkehren. Da die niedrigen westlichen Ausläufer des Libanon bei Beirut zum Theil aus beweglichem Sand bestehen, den der Wind in die Ebene und auf die Stadt führt, so wäre sie in Gefahr, förmlich zu versanden, hätte nicht der große Emir der Drusen, Fachreddin, der hier zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts residirte, einen lebendigen Wall gegen dieses Sandmeer aufgeführt, indem er die Stadt östlich mit einer großen Anpflanzung von Pinien umgab, die jetzt eine ziemliche Stärke erreicht haben und ihren Zweck erfüllen. Nach diesem Walde richteten wir unsere meisten Spazierritte; das frische Grün der Bäume erfreute das Auge, das sich an den grauen Formen der Stadt und an dem gelben Sande müde gesehen.

Auf unserm Schloß am Meer führten wir ein von der Stadt und ihren Bewohnern ganz abgesondertes Leben. Ueber den Mauern flatterte ein weißer Pavillon; doch führten wir unter dieser Farbe der Unschuld ein kleines Raubritterleben, und wenn wir auch keinen vorüberziehenden harmlosen Wanderer ausplünderten, hatte doch jeder seine Gegenstände, auf die er lauerte und ausfiel. So hielt der Baron alle Pferde aus der Stadt und Umgegend an und nöthigte die Vorüberkommenden in unsern Hof, so daß derselbe zuweilen einem kleinen Markt in diesem Artikel glich. Dr. B., unser Naturforscher, attaquirte Schnecken und Eidechsen, und der Maler

F. und ich forcirten die Natur stückweise in unsere Mappen und Schreibbücher.

Wir hatten anfänglich dies Haus nur für eine Woche gemiethet, da wir uns in Beirut nicht länger aufhalten wollten, als eben nöthig war, d. h. bis wir uns Pferde und die uns noch fehlenden Reisegeräthschaften besorgt, um in das Innere des Landes nach Damaskus, Palmyra, Jerusalem zu dringen. Doch sahen wir schon in den ersten Tagen, daß wir in der bestimmten Zeit von hier nicht loskommen würden, denn wenn man den Krieg mit Ibraham Pascha schon als beendigt ansah, so gährte es doch in den Bergen noch beständig fort und kleine Scharmützel zwischen den Bergbewohnern und der ägyptischen Armee — solche Sachen wurden natürlich alle vergrößert — machten die Wege im Innern von Syrien unsicher.

Unsere Reisegefährten, die östreichischen Offiziere, blieben auch anfänglich hier, und da wir außerdem noch mehrere interessante Bekanntschaften in der Stadt machten, so fehlte es uns keineswegs, bei dem ungewohnten Leben und Treiben und der großartigen Natur, an Zerstreuung und Unterhaltung. Unter Anderem war es der russische Konsul, Herr von B., der ein sehr gut eingerichtetes Haus hatte und uns viel Freundschaft erwies. Den Weg zur Stadt, der dicht am Ufer des Meeres führte, machten wir häufig des Tags und sahen und genossen immer etwas Neues. Bald sahen wir den Fischern zu, die zwischen den Klippen herumwateten und Muscheln ablösten oder mit großen Netzen fischten. Bald suchten wir uns auch an dem sehr zerklüfteten Strande eine heimliche Stelle auf, deren es hier sehr viele gab, wo das Meer ordentliche Mulden und Becken ausgehöhlt, die es beständig mit frischem klarem Wasser anfüllte und worin wir badeten.

Einige hundert Schritt von unserm Hause befand sich eine Werfte für kleinere Schiffe, auf der in den Tagen unseres Aufenthalts beständig gebaut wurde. Sobald ein solches Fahrzeug ganz

fertig ist, daß es in See gelassen werden kann, wird es von seinen Erbauern abergläubischer Weise scharf bewacht. Jedes Schiff ist ihnen eine Braut des Meeres und muß ihm als Jungfrau übergeben werden, wenn das gewaltige Element es gnädig behandeln und vor dem Untergang bewahren soll. Betritt nun aber ein Mädchen, dessen Sitten nicht die reinsten sind, den Bord und spricht dort gewisse Worte aus, so läßt es alle begangenen Sünden auf dem neuen Fahrzeug und ist selbst wieder rein geworden.

Nahe bei dem Thor der Stadt, das zu unserm Haus führte, stand ein Brunnen unter einer großen Platane, um den die türkischen Soldaten beständig haufenweis auf der Erde kauerten und in großen Schüsseln ihr Weißzeug wuschen. Mit diesen Kriegsknechten hatten wir mancherlei spaßhafte Auftritte. So vergesse ich nie eine Scene, die Abends, wenn wir spät aus der Stadt kamen, zwischen uns und der Thorwache gespielt wurde. In die Stadtmauer, die nach der Richtung unserer Villa lag, hatten ein Paar Kugeln bei dem Bombardement ein großes Loch gerissen, das aber die Behörde, um hier den Durchgang zu verhindern, mit Brettern und Sträuchern hatte zustellen lassen. Giovanni, oder der Janißair des Herrn v. B., klopfte, wenn wir nach Hause wollten und das Thor schon geschlossen war, an das Wachthäuschen und rief, man solle öffnen. „Wer seid Ihr?" hieß es von Innen, ohne daß sich die Thür öffnete. — „Englische Offiziere;" denn so kam man am besten durch. Jetzt antworteten die drinnen: „O Herr, seid so gut, und geht ein Paar Schritte seitwärts, da werdet Ihr ein Loch in der Mauer finden, wo Ihr bequem durchgehen könnt." — „Aber es ist ja mit Brettern zugestellt." — „Schiebt sie nur etwas bei Seite, wir wollen sie morgen schon wieder davorstellen. Gott sei mit Euch!"

So lebten wir auf unserer Villa fast bis Ende December und die Zeit wurde uns nicht sehr lang. Wir hatten anfangs sehr gutes und schönes Wetter, was sich aber gegen Weihnachten mit einem

Male änderte. Es fing an zu stürmen, zu regnen und wurde empfindlich kalt, und für uns um so beschwerlicher, da wir fast nichts hatten, uns dagegen zu schützen. Unsere schlechten hölzernen Läden vor den offenen Fenstern klapperten den ganzen Tag und ließen Wind und Kälte ein. Das Meer vor unserer Wohnung toste und lärmte oft betäubend. Wenn wir Abends ruhig in unserm Zimmer saßen, so war das Rollen und Donnern der Wellen an dem felsigen Ufer mit dem Geräusch zu vergleichen, das einige Batterien schwerer Geschütze, die im Galopp über das Pflaster fahren, verursachen würden. Unsere beiden Freunde, der Maler F. und Doctor B., die sich schon seit einigen Tagen unwohl fühlten, wurden bei dem kalten nassen Wetter so krank, daß sie ihre Teppiche nicht mehr verlassen konnten, und der Baron oft mehrmals des Tags den Arzt aus der Stadt holen ließ. Wenn auch das Unwetter nur einige Tage anhielt, so dauerte dagegen die Krankheit unserer Freunde desto länger und machte viele Projekte, namentlich zu Excursionen in das Gebirge, vor der Hand zu Wasser. Der Baron war zu besorgt, um unsere Kranken auch nur einen Tag allein zu lassen, und so würden wir wahrscheinlich von den malerischen Schluchten des herrlichen Gebirges, das wir beständig vor Augen hatten, vor unserer Abreise nach Damaskus nichts gesehen haben, wenn nicht eine andere Pflicht den Baron zu einem Ausflug in den Libanon genöthigt hätte. So sehr er sich nämlich in Beirut nach schönen Pferden umgesehen, hatte er doch noch nichts Edles gefunden. Dagegen erzählten die Söhne des östreichischen Konsuls viel von einer prächtigen Stute, die einem maronitischen Bischofe angehöre und sich in einem der Klöster auf dem Libanon befände. Schon lange hatte der Baron gewünscht, dies Thier zu sehen; doch hatte ihn in der letzten Zeit das Wetter und die Krankheit der Freunde zurückgehalten. Eines Nachmittags aber ließ uns einer der Herren L. sagen, er reite morgen in den Libanon und wenn der Baron von der Partie sein wolle, so würde er gern mit ihm jene Stute auf-

suchen. Da der fränkische Arzt aus Beirut, der unsere Kranken behandelte, zufällig bei uns war, und sie außer aller Gefahr erklärte, so beschloß der Baron, jenen Ritt am andern Morgen mit mir zu machen.

Giovanni besorgte uns noch am selben Abend zwei gute Pferde, und am andern Morgen ritten wir sehr frühe aus. In der Stadt vereinigten wir uns mit den beiden Herren L., einem Herrn S. aus Stambul und zogen östlich von der Stadt der Bucht entlang, in welcher vor einem Monat die englische und östreichische Flotille geankert hatte. Jetzt lagen nur noch zwei Linienschiffe und eine Dampffregatte da. Der Janißair des östreichischen Consuls, ein junger schöner Türke, mit rothem goldgesticktem Kleide und eben solcher Hose, mit grünem Turban — er war ein Emir, Nachkomme des Propheten — ritt uns vor. In seinen Händen trug er einen langen Stab mit großem silbernem Knopfe, das Zeichen seiner Würde als Diener eines Gesandten, worauf er sich nicht wenig einbildete; denn so höflich und dienstfertig er gegen uns war, so brutal benahm er sich gegen die Leute, die ihm auf sein Geschrei nicht auswichen; entweder er ritt gerade auf sie zu oder schlug sie mit seinem Stabe auf die Köpfe, ganz wie dergleichen Leute bei uns.

Unser Weg führte anfangs durch tiefen Sand, und obgleich die Pferde bei jedem Tritt bis an die Fesseln einsanken, ging es doch im raschen Galopp vorwärts. Hier am Ufer des Meeres sahen wir noch viel von den Verwüstungen, die der große Sturm vom ersten auf den zweiten December angerichtet hatte. Bis auf hundert Schritt vom Ufer lagen kleinere Fahrzeuge zertrümmert auf dem Strande, um die sich Niemand bekümmerte; andere größere, die das Meer ebenfalls auf den Strand geworfen hatte, besserte man aus und suchte sie wieder in brauchbaren Stand zu setzen. Eines derselben mußte das Meer mit einer merkwürdigen Gewalt an's Ufer geschleudert haben; denn seine beiden großen Masten waren nach unten gekehrt und staken tief im Sande.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt, bei einem kleinen Flüßchen, zeigte man die Stelle, wo der Sage nach der heilige Georg den Drachen erschlagen hat. Hier sahen wir eine Menge Einwohner der Stadt versammelt, sowie viele Soldaten, die in Reihe und Glied aufgestellt waren, und Offiziere, die ihre schönen Pferde tummelten. Sie repräsentirten die Garnison, sowie die Obrigkeit der Stadt Beirut, die hierher gekommen waren, um den neuen Gouverneur von Syrien, Zakariä Pascha, der heute von Aleppo einrücken sollte, zu empfangen. Der bisherige Commandeur, Izzet Pascha, der sich wegen der vielen Grausamkeiten, die er früher verübt, den Namen eines Tyrannen zugezogen, hatte das Paschalik von Adrianopel bekommen.

Unser Janißair bat uns, etwas langsamer zu reiten, indem wir dann wahrscheinlich dem Zuge des neuen Pascha begegnen würden. Und so war es auch. Nach einer halben Stunde sahen wir in der Ferne eine Menge Reiter auf uns zukommen. An der Spitze ritten zwei, die mit ihren Pferden die seltsamsten Wendungen machten. Ihr Costüm war das unseres Janißairs, nur noch reicher mit Gold und Stickereien versehen, und in den Händen trugen sie zwei sehr lange Beduinenlanzen, die oben mit drei Büscheln schwarzer Straußfedern verziert waren. Es waren zwei von den Kawaschen des Pascha, deren Beschäftigung auf jeder Reise desselben darin besteht, abwechselnd je zwei und zwei vor ihm hin und her zu sprengen und den Herrn durch ihre Reiterkünste zu amüsiren. Die Leute machten den Weg wenigstens hundertmal, bald bogen sie rechts, bald links auseinander, wandten sich dann und rannten mit eingelegter Lanze und lautem Hurrah an einander vorüber, um gleich darauf dasselbe Manöver zu wiederholen. Diese Reiter des Zakariä Pascha führten drei Büsche Straußenfedern an ihren Lanzen, weil ihr Gebieter Pascha von drei Roßschweifen und nach der neuen Ordnung der Dinge Ferik Pascha war. So schwer es ist, die Chargen des niederen türkischen Militärs an ihren Aus-

zeichnungen zu erkennen, so leicht kann man von dem gewöhnlichen Pascha den Ferik Pascha unterscheiden; denn nur diesem ist es erlaubt, den Bart um das ganze Kinn wachsen zu lassen. Alle andere müssen sich mit einem Schnurrbarte begnügen.

Wie durch die Europäisirung alle türkischen Beamten und Soldaten das Meiste ihres früheren äußeren Glanzes verloren haben, so ist es auch bei den öffentlichen Aufzügen, wozu man die Reisen der Pascha rechnen kann. Mit welch' unerhörter Pracht zogen früher diese Pascha von einer Provinz zur andern. Selbst im reichsten Costüme und mit hunderten von unnützen, aber kostbar gekleideten Dienern umgeben. Jetzt ist das ganz anders geworden. Die Begleitung Zakariä Pascha's, der doch als Militär-Gouverneur von Syrien eine wichtige Stellung einnahm, bestand höchstens aus hundert bis hundertfünfzig Reitern. Er selbst ritt in dem Augenblick, wo wir ihm begegneten, ein schlechtes unansehnliches Pferd; doch wurden einige weit bessere, ziemlich reich geschirrt, hinter ihm geführt. Zakariä war ein Mann vor mittlerer Größe, mit einnehmenden freundlichen Zügen und einem sehr langen Barte. Er trug einen dunkelblauen Ueberrock, auf welchem der Nischah Eftendar, aus schönen Brillanten bestehend, prangte. Auf dem Kopfe hatte er das rothe Feß mit langer blauseidener Quaste. Seine Begleitung bestand größtentheils aus Dienern seines Hauses, ebenfalls in einfachem Anzuge, dem blauen langen Rocke; sie waren nach der Beschäftigung, die sie zu verrichten hatten, fast nur durch ihre Waffen unterschieden. Die Kawaschen hatten die gewöhnlichen krummen Säbel und am Gürtel in einem gestickten Futteral zwei Pistolen hängen. Von den Pfeifenträgern, deren sich in dem Gefolge eines reichen vornehmen Türken stets viele befinden, trugen einige lange Tschibuks, andere das Nargileh, einige hatten Tabackbeutel an ihren Sätteln hängen und andere ein Kohlenbecken, worin sie Holzkohlen durch Blasen und Hin- und Herbewegen glühend erhielten. Die übrige Escorte bestand aus geringeren Dienern, Pferdeknechten und

dergleichen, sowie aus Beduinen, die als Tartaren gebraucht werden, um Depeschen von einem Orte zum andern zu bringen. Letztere waren im altorientalischen Costüm, weiter Hose, kurzer Jacke und Turban; einer von ihnen führte eine kleine Pauke, die am Sattel hing und worauf er fortwährend schlug und ein einförmiges Getön hervorbrachte, zu welchem die Andern bisweilen sangen.

Als wir uns dem Pascha näherten, hielt er sein Pferd an und fragte auf türkisch sehr freundlich, wer wir wären und nach dem Zweck unserer Reise. Herr L. antwortete ihm: wir wollten einen Ritt in den Libanon machen, worauf Beide noch einige höfliche Worte wechselten und der Pascha weiter zog.

Der Libanon, welcher bei Beirut eine ziemliche Strecke weit zurücktritt und die Landzunge, worauf die Stadt liegt, in einem weiten Halbzirkel umgibt, versperrte uns jetzt den Weg am Strande, und wir begannen einen Abhang hinauf zu steigen, um auf dessen Höhe unsern Weg längs dem Meere noch eine Strecke fortzusetzen, ehe wir uns in's Innere des Gebirges wandten. Anfänglich war dieser Pfad ziemlich gangbar und obgleich er durch loses Geröll, womit er bedeckt war, den Pferden viel Mühe verursachte, doch breit und gefahrlos. Bald aber verengte er sich und führte uns auf treppenartigen Absätzen auf die Höhe einer steilen Felsenwand, deren Fuß von den Wogen des Meeres bespült wurde. Nie in meinem Leben habe ich einen schauerlicheren Weg gemacht, als diesen, der uns jetzt, aber glücklicher Weise nur eine kurze Strecke auf der Wand fortführte. An der einen Seite neben uns ging sie zwei bis drei hundert Fuß tief hinab und war gegen das Meer zu überhängend, so daß es uns schien, als befänden wir uns auf einem Balken ohne Geländer; auf der andern Seite stieg der Fels senkrecht mehrere hundert Fuß in die Höhe, und unser Weg, der kaum drei Fuß breit war, neigte sich obendrein etwas gegen das Meer und war mit großem Geröll und hie und da mit dicken Steinen bedeckt.

Als wir mitten auf dieser gefährlichen Stelle waren, ereignete sich ein unangenehmer Vorfall, der glücklicher Weise aber ohne schlimme Folgen ablief. Einer unserer Begleiter, ein sehr junger Mann, der mit uns aus Konstantinopel gereist war, und vielleicht

noch wenige dieser Bergritte gemacht hatte, rief uns plötzlich zu, wir möchten anhalten, ihm würde schwindlicht. Man kann sich unsern Schrecken denken. Da wir einer hinter dem andern ritten, so konnte ihm keiner helfen, weil der Weg so schmal war, daß wir nicht einmal absteigen konnten, geschweige denn mit dem Pferde umwenden. Einer der Herren L. rief ihm zu: er möchte die Augen schließen und sich eine Weile mit dem Oberkörper gegen die Felswand lehnen, was er befolgte. Nach Verlauf einiger Minuten erklärte er fortreiten zu können, und wir kamen glücklich über die Wand hinweg, und bis zu einer Stelle, wo der Fels ober uns etwas zurücktrat und allmälig in eine Schlucht hinabfiel, in welche sich der Hundefluß in's Meer mündete. Dort stiegen wir alle ab, um die Pferde einen ähnlichen treppenartigen Weg, der aber noch steiler ging, als der, welchen wir herauf gekommen, hinabzuführen.

Diese Schlucht war von der Natur so merkwürdig gebildet, daß ich es versuchte, ihre Umrisse mit wenigen Strichen in mein Taschenbuch zu zeichnen. Die Felsen, aus welchen gegen das Gebirge zu der Hintergrund bestand, und zwischen denen der Hundefluß hervorkam, waren wie Theaterdecorationen so vor einander geschoben, daß man unten in der Schlucht plötzlich den breiten klaren Spiegel des Flusses erblickte, ohne zu sehen, wo er herkäme. Alle Wände waren ganz senkrecht und bildeten einen Halbzirkel, der nur vorn eine gegen die Breite der ganzen Schlucht sehr schmale Oeffnung hatte, durch welche man weit in's Meer sah. Durch die beständig herabstürzenden Bergwasser waren die glatten Felswände stellenweise so gefurcht, daß sie wie an einander stehende kolossale Säulen aussahen. Beim ersten Betrachten und so oft ich mir später das Bild dieser Schlucht in's Gedächtniß zurückrief, kam sie mir vor, wie ein gewaltiger Dom, dessen Kuppel eingestürzt ist und von dem nur die nackten Wände stehen geblieben sind, durch welche man oben den Himmel sieht. Lange Wasserpflanzen oder Moose, die hie und da die Wände bedeckten, gaben obendrein einer regen Phantasie Stoff genug, sich verschiedene Zeichnungen daraus zu bilden.

Vielleicht dreihundert Schritte vom Meer entfernt überschritten

wir den Hundesfluß auf einer halb zerfallenen steinernen Brücke, bestiegen dann unsere Pferde und ritten längs dem Fluß gegen das Meer zu, um dort, wo das Gebirge wieder etwas zurücktritt, am Strande unsern Weg fortzusetzen. Der Himmel, der am Morgen klar und blau hernieder gesehen und uns einen schönen Tag versprochen, hatte sich nach und nach umzogen und sandte uns jetzt einen so gewaltigen Regenschauer herab, daß wir in unsern dünnen Kleidern ohne Mäntel in Kurzem ganz durchnäßt gewesen wären, wenn uns nicht der Janißair gezeigt hätte, wie sich die Araber, diese Söhne der Natur, in solchen Fällen zu helfen wissen. Schon oft hatte er bedenklich den Himmel angesehen und als die ersten Tropfen fielen, sprang er vom Pferde, schnallte seinen Sattel auf, und zog die große Decke darunter hervor, die er sich wie einen Mantel über den Kopf und Oberkörper hing.

Bald verließen wir den Strand wieder und wandten uns durch Olivenpflanzungen und dichte Gruppen von Orangen und Citronenbäumen, deren Blüthen und Blätter nach dem Regen entzückend dufteten, dem Gebirge zu. An einen Weg war jetzt nicht mehr zu denken und wir ritten nur über weite Flächen, die sehr steil aufwärts gingen und mit mächtigen Felsblöcken wie übersäet waren. Diese weiten Abhänge sind rauh und kahl; nur hie und da wächst eine Platane oder Sycomore und der Boden ist mit Stachelgewächsen oder Wachholder bedeckt. Freundlich blickten auf diesen Haiden nach allen Seiten, in kleinerer oder größerer Entfernung, grüne Anpflanzungen hervor, aus denen sich die weißen Häuser der maronitischen und drusischen Dörfer erheben. Nach einer Stunde beständigen und sehr steilen Steigens, wobei wir uns mehrere Male um kleine Hügel herumwandten, sahen wir hoch über uns das Ziel unserer Tour, das Kloster Dair Mar Mikael. Die ziemlich weitläufigen Gebäude lagen an einem steilen Abhange, von mächtigen Platanen geschützt, die ihre Zweige weit hinausstreckten. Bald sahen wir auch das Dorf Zuk Mikael, zu welchem das Kloster gehört, das, wie alle diese Bergdörfer, in den Schluchten des Gebirges liegt.

Wenn nicht die eigenthümliche und fremdartige Bauart der Häuser wäre, könnte man glauben, man nahe sich einem Dorfe am Rhein oder

Neckar; denn ebenso wie dort, wird im Libanon viel Wein gebaut, und die Reben wachsen, wie bei uns, auf übereinander liegenden Terrassen.

Wir betraten jetzt einen Hohlweg, der uns zwischen diesen Weinbergen nach dem Kloster führte. An einem Brunnen, bei dem wir vorbeikamen, standen mehrere Maronitinnen mit ihrem seltsamen Kopfputz. Die meisten sahen uns erstaunt und freundlich an und nur einige, wie gewöhnlich in solchen Fällen die häßlichsten, warfen schreiend ihre Schleier über den Kopf. Bald hatten wir die Höhe erstiegen und ritten durch ein großes Thor in den Hof von Dair Mar Mikael; dies Kloster besteht, wie die meisten in diesen Gegenden, aus einer Kirche und mehreren kleinen Gebäuden, die im Lauf der Zeit nach Bedarf und Vermögen aufgebaut wurden. Diese Häuser sind einstöckig, von Steinen aufgeführt, mit plattem Dache und Fensteröffnungen, die aber keine Glasscheiben haben, sondern eiserne Gitter und nur hölzerne Läden zum Verschließen. Wir gaben im Hof unsere Pferde ab, und ein Mönch führte uns in ein Gemach, wo sich der Bischof und einige der ältern Brüder befanden.

Dies war ein Erdgeschoß, ganz nach der Landesweise eingerichtet, den Boden bedeckten einige Teppiche und an den Wänden herum liefen niedrige Divans, auf welchen die alten Herren saßen. Es waren vier maronitische Mönche mit langen fast weißen Bärten, in schwarze Talare gekleidet und Mützen auf dem Kopf, beinahe geformt, wie die der griechischen Geistlichen. Der Bischof, eine hohe majestätische Gestalt mit einem ausdrucksvollen Gesicht, war ebenfalls schon über die besten Jahre seines Lebens hinaus; er trug zur Unterscheidung von den übrigen ein hellbraunes Kleid und eine blaue Mütze. Nach den ersten Begrüßungen nöthigte er uns zum Niedersitzen und ließ für uns Europäer einige Stühle herbeibringen. Dann wurde Kaffee und Pfeifen gebracht. Da einer der Herren L. die Reden des Bischofs gründlich verdolmetschte, so konnten wir lebhafteren Antheil als sonst an der Unterhaltung nehmen. Diese drehte sich hauptsächlich um die letzten Kriegsereignisse, um Ibrahim Pascha und die zahlreichen Scharmützel in den Gebirgen des Libanon. Mit vieler Umständlichkeit erzählte uns der Bischof, was sein Kloster während der Zeit Alles gelitten habe.

Bald habe es Albanesen aufnehmen müssen, bald bewaffnete Drusen und andere Bergbewohner; dann Türken und ein paar hundert Engländer, die jene vertrieben und sich darauf eine Zeit lang in dem Dorfe und dem Kloster festgesetzt. Es ist interessant, einen Araber und selbst wie hier einen friedlichen Bischof Kriegsereignisse oder kleine Gefechte erzählen zu hören. Als er uns erzählte, wie sich die Drusen und Albanesen, wenn auch nur kurze Zeit, in dem Dorf und Kloster gegen die Engländer und Türken vertheidigt hätten, las man in seinen Mienen und hörte an seinen Worten lebhaft den Hergang dieses kleinen Scharmützels. Man hörte die Trommeln wirbeln, das Geschrei der Bergbewohner, das Klirren der Säbel und das Knallen des Gewehrs.

Nachdem wir uns kurze Zeit bei dem Bischof ausgeruht, führte er uns durch das Kloster und in die sehr einfache Kirche. Die Maroniten sind römisch-katholische Christen und die Einrichtung ihrer Kirchen und ihres Gottesdienstes ist wenig von dem der herrschenden Kirche unterschieden. Die Mönche sind entweder Eingeborne, wie hier im Kloster Dair Mar Mikael und verstehen nur arabisch oder sind Missionäre des Auslandes, die dann unter dem Schutz ihrer respektiven Länder stehen. In diesen Klöstern befindet sich immer eine Menge junger Leute, die arabisch lernen. Wir machten noch einige Gänge durch das Dorf, dessen Häuser, mit Wein- und Obstgärten umgeben, um das Kloster gruppirt liegen. Dann führte uns der Bischof vor das Kloster unter die Platanen, von denen ich oben sprach, wo einige Ruhesitze angebracht waren, von denen wir eine entzückende Aussicht genossen. Vor uns lag der Libanon und das Meer in einem unendlichen Halbzirkel; links konnte ein gutes Auge Beirut erkennen, und gerade vor uns, sowie zur Rechten, blickten aus den grünen Schluchten zahlreich die weißen Gebäude der vielen Klöster und Dörfer des Libanon hervor. Während uns der Bischof auf diesem Platze, den wehendes Rebenlaub überdeckte und zu einer Laube umschuf, mit köstlichem Libanonwein und eingemachten Früchten regalirte, ließ er uns sein schönes Pferd, die Stute, von der ich oben sprach, vorführen. Es war ein edles Pferd, schlank, zart und fein gebaut, wie alle diese Thiere. Doch

konnte es der Baron für seinen Zweck nicht gebrauchen, da es außerordentlich klein war.

Indessen neigte sich der Tag zu Ende, und da sich der Himmel nach dem Wetter, das uns vorhin überrascht, nicht wieder aufgeklärt, sondern sich vielmehr noch schwärzer bezogen hatte, befürchteten wir einen frühern Eintritt der Dunkelheit, die uns auf den gefährlichen Wegen überraschen könnte und machten Anstalten zum Aufbruch. Der Bischof wandte seine ganze Beredtsamkeit auf, um uns die Nacht bei sich zu behalten, ein Vorschlag, welchen die Herren L. annahmen, den der Baron und ich aber, hauptsächlich wegen unserer beiden Kranken zu Hause, zurückweisen mußten. Wir ließen unsere Pferde vor das Kloster bringen, der Bischof ging mit hinaus und redete uns lange zu, die Nacht oben zu bleiben, und erst als er eine ziemliche Zeit mit uns gesprochen, fiel ihm ein, daß wir ihn nicht verstehen könnten, weshalb er einen der Herren L. herbei rief und ihn bat, uns doch seine Worte recht genau zu übersetzen. Es that uns leid, seine Bitten abschlagen zu müssen, seine Bitten, die nach Art der arabischen Sprache so blumenreich und poetisch ausgeschmückt waren. Ich werde den Anblick des stattlichen alten Mannes nicht vergessen, wie er vor uns stand und bald die Hände des Barons, bald die meinigen nahm.

Der Himmel bezog sich immer schwärzer und ein lang hin rollender Donner kam seinen Reden zu Hülfe. Ich hätte ein Maler sein mögen, um den Bischof, aber mit dem, was er uns sagte, und wie er es uns sagte, zu malen. „Seht, meine Kinder," sprach er, „der Sturm hebt sich aus den Schluchten empor und zieht über uns zusammen, und Ihr verschmäht mein Haus, wollt fort in die Nacht und ich kann Euch nichts mitgeben, als meinen Segen. Die Dunkelheit wird Euch in den Bergen überraschen und wenn Euer Pferd ausgleitet und stürzt, blickt Ihr vergeblich umher nach dem Leuchten eines gastlichen Herdes."

Es thut mir leid, nicht alle seine Reden behalten zu haben; aber sie waren wirklich ergreifend, und wir mußten uns fast mit Gewalt von ihm los machen. Er küßte uns auf die Stirn, wobei er uns oftmals sagte: „Gott möge Euch schützen!" Wir ritten mit

dem Janißair, ohne den uns die Herren L. nicht wollten ziehen lassen, langsam den Berg hinab und sahen noch lange die ehrwürdige Gestalt des alten Bischofs oben stehen und die Hand gegen uns ausstrecken. Wo es der Weg zuließ, ritten wir rascher, denn die Dämmerung begann bei dem regnichten Wetter schon mächtig herein zu brechen. Unten am Meer, wo uns heute Morgen der Regen überrascht hatte, trafen wir auf einen großen Zug Türken und Beduinen, die den Harem Zakariä Paschas, dem wir am Morgen begegnet, sowie mehrere schöne Pferde desselben und einen Zug Maulthiere mit allerlei Effekten beladen, nach Beireut geleiteten. Die Damen saßen dicht verschleiert auf ihren Pferden und waren von schwarzen Verschnittenen umgeben. Wir ritten längs dem Zuge und die Leute grüßten uns Alle recht freundlich, besonders ein alter Beduinenschech tummelte bei unserem Anblick seinen starken Schimmelhengst, um uns seine Reiterkünste zu zeigen. Wir bezeugten ihm durch ein lautes Maschallah unser Wohlgefallen, worauf er mit einigen andern den Zug verließ und eine Strecke im scharfen Trab neben uns herritt.

Fast jede Stunde im Orient bietet für den Europäer ein interessantes schönes Bild, gleich wie dieser Ritt am Fuße des Libanon. Die schwarzen Wolken am Himmel wurden von dem starken Winde, der sausend aus den Schluchten des Gebirges hervorbrach, rasch vorbeigetrieben, das Meer war unruhiger als heute Morgen und spritzte weiße Schaumwellen auf den Strand, über den wir zwei Europäer, von den Beduinen umringt, dahin jagten. Solche Augenblicke hatten immer für mich etwas unaussprechlich Angenehmes, das die Brust erweitert und das Herz schneller schlagen läßt, und es erging mir dann wie den Arabern, die die Freude ihres Herzens durch lautes Rufen kund geben. Ich sang in solchen Stunden gewöhnlich deutsche Lieder wie auch heute Abend.

Die Beduinen drängten sich näher an uns, als ich ihnen das Lied

„An des Rheines kühlem Strande
Steh'n viel Burgen hoch und hehr ꝛc.“

mit lauter Stimme vorsang, und die Klänge des heimathlichen Volksliedes schienen ihnen zu gefallen; denn sie verließen uns erst,